This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

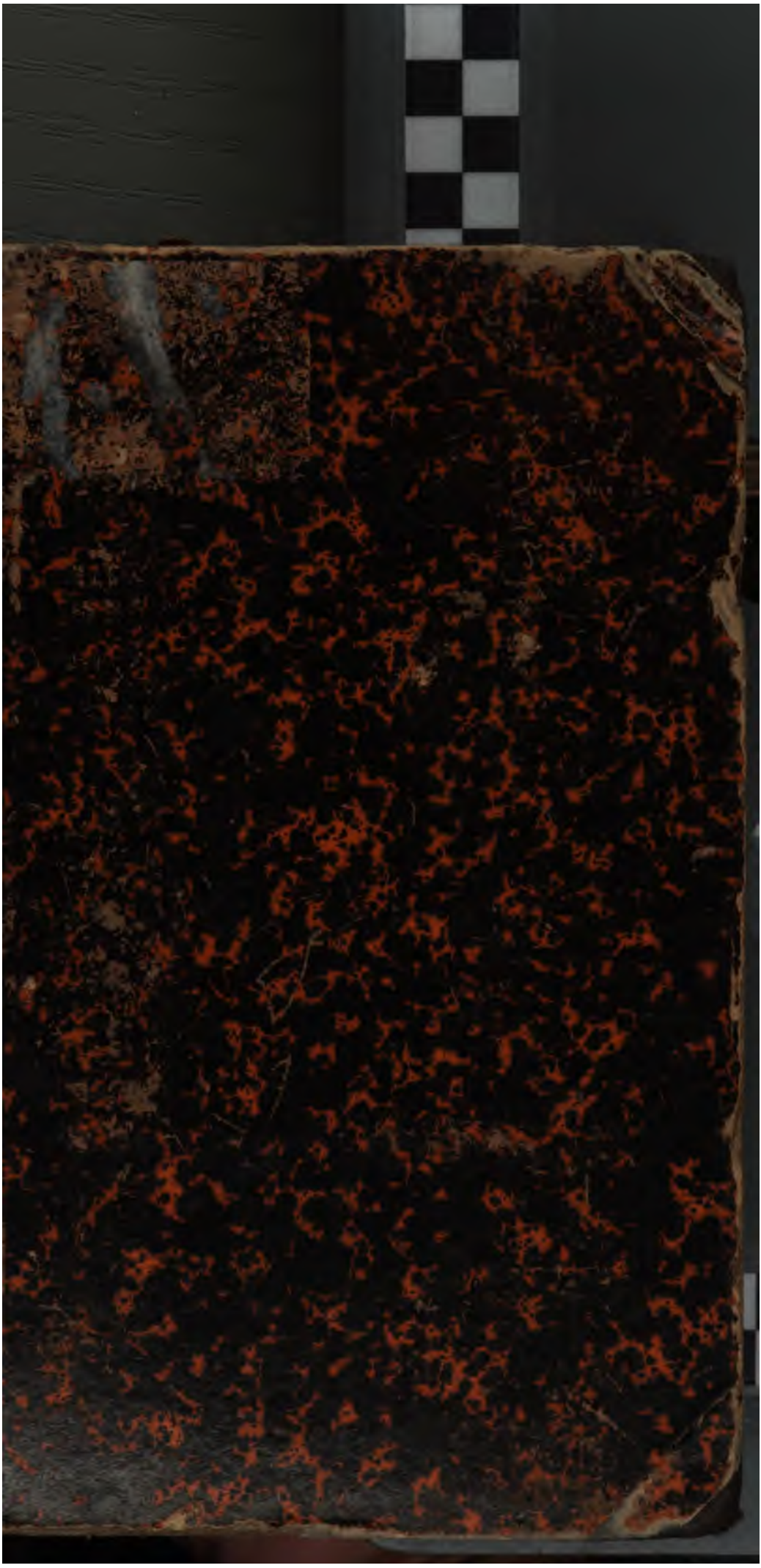
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Achter Band.

Die Čecho-Slaven.

Uebersichtliche Darstellung

von

Dr. Jaroslav Vlach.

110490

Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur. Die ältesten Denkmale böhmischen Schriftthums und der Streit über deren Aechtheit.

Drei Studien von

Joseph Alexander Frh. v. Helfert.

Wien und Teschen.

Verlag von Karl Prochaska.

1883.

Die Čecho-Slaven.

Ueberſichtliche Darſtellung

von

Dr. Jaroſlav Vlach.

Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmiſchen Sprache und Literatur. Die älteſten Denkmale böhmiſchen Schriftthums und der Streit über deren Aechtheit.

Von

Joſeph Alexander Frh. v. Helfert.

Wien und Teſchen.

Verlag von Karl Prochaska.

1883.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

Zur gefälligen Beachtung für den Leſer.

c ſprich ausnahmslos wie das deutſche z: Rokycan ſpr. Rokyzan, Nostic ſpr. Noſtiz.

č „ wie das italieniſche ce, ci oder das deutſche quetſchen: Časlau ſpr. Tſchaslau, čecho-ſlaviſch ſpr. tſchecho-ſlawiſch.

ě „ wie je: něco ſpr. njezo.

ň „ wie das italieniſche gn z. b. in ignaro: ňádra ſpr. njadra, am Schluſſe des Wortes wie n mit j als Mitlaut: Zbyhoň ſpr. Zbyhonj.

ř „ wie das deutſche rſch in Hirſch, nur daß der Laut im Böhmiſchen häufig zu Anfang des Wortes ſteht, was der deutſchen Zunge Schwierigkeiten bereitet; man ſpreche dann einfach r: Přemysl ſpr. Prſchemyſl (Premyſl), Řehák ſpr. Rſchehak (Rehak).

š „ wie das deutſche ſch: Šembera ſpr. Schembera.

ů „ wie ein langes u: Králové dvůr ſpr. Kralowe dwur.

v „ wie das deutſche w; am Ende des Wortes oder einer Silbe wie ein weiches f: Vojtěch ſpr. Wojtjech, Václav ſpr. Wazlaf, Čelakovský ſpr. Tſchelakofſky.

z „ wie ein gelindes ſ z. B. in Roſe: Zaviše ſpr. Sawiſche.

ž „ wie das franzöſiſche j in jardin: Žebrák ſpr. Schebrak.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	12	von oben	ſtatt 100m ſetze 1000m.
„	21	„	1	„ „	ſetze nach „waren“ und.
„	21	„	14	„ „	ſetze: Chorvaten = Fürſten.
„	96	„	4	„ „	ſtatt IV ſetze II.
„	126	„	16	„ „	gehört das Komma zwiſchen hindurch , ſo.
„	152	„	6	„ „	gehört nach Albert ein Beiſtrich.

Vorwort.

Die Ökonomie des vorliegenden Theiles unseres ethnographischen Sammelwerkes ist eine so eigenthümliche, von jener der andern Bände abweichende, daß es nöthig ist einige erläuternde Worte voranzuschicken.

Vor allem war es das Volkslied des čechoslavischen Stammes, namentlich in dessen charakteristischer Beziehung zu dem Volkstanz, was eine eingehendere Darstellung zu erheischen schien.

Sodann aber sind es zwei denselben Volksstamm betreffende brennende Fragen, die eine seit Dobrovský's letzten Lebensjahren, also seit mehr als einem halben Jahrhunderte angeregt, die andere in der allerjüngsten Zeit an die Einrichtung der böhmischen Hochschule zu Prag anknüpfend, Fragen, an deren Lösung auch das deutsche Publicum lebhaft Interesse und Partei nimmt und über welche es daher gerade in einem Werke wie das vorliegende nähere Auskunft zu erwarten berechtigt ist.

Da es nun, sollte der eine Band nicht zu einer Reihe von Bänden anwachsen, unmöglich war, alle Seiten des čechoslavischen Volkslebens mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, letzteres auch ein störendes Misverhältnis zu dem Umfange der andern Theilen zur Folge haben müßte, so war es wohl das zweckmäßigste, eine übersichtliche Gesammtdarstellung in knapperer Form zu wählen, beziehungsweise den drei eingehenderen Partien vorauszuschicken.

Ich habe für letztere die Bezeichnung von „Studien" gewählt, weil die Behandlung dieser Stoffe, so rege Theilnahme und Auf-

merksamkeit ich denselben seit meinen Jünglingsjahren zugewendet hatte und fortwährend zuwende, dennoch vom eigentlichen Gebiete meiner schriftstellerischen Thätigkeit etwas abseits liegen und ich für den augenblicklichen Zweck selbst erst umfassender mit denselben mich zu befreunden versuchen mußte.

Eine besondere Schwierigkeit bot für meine dritte Studie die Literatur, die ich vom ersten Anfang bis auf den gegenwärtigen Stand so vollständig als möglich zu ordnen strebte, wobei aber die Wiener Büchereien nicht überall ausreichen. Ich danke es der besonderen Bereitwilligkeit meines verehrten Freundes Josef Jireček, k. k. Ministers a. D., welcher theils aus seinem eigenen reichen Bücherschatze, theils aus den Prager öffentlichen Bibliotheken fast alle die Lücken, die sich mir offenbarten, zu ergänzen so gütig war, wie mir derselbe auch in vieler anderer Richtung Winke und Bemerkungen, von denen ich mit großem Nutzen Gebrauch zu machen in die Lage kam, zukommen ließ.

Wien am ersten Wintertag des Jahres 1882.

Helfert.

Geographisches Gepräge des Wohngebietes.

Eine der Perlen in der Krone Habsburg-Lothringens, das Königreich Böhmen, ist der Hauptsitz des čechoslavischen Stammes; östlich von Böhmen reiht sich das Schwesterland Mähren an, das verhältnißmäßig noch stärker von Slaven bewohnt ist als Böhmen, dann Schlesien, nur zum fünften Theile von Čechoslaven bewohnt. Von diesen böhmischen Ländern sind durch das Karpathengebirge die Sitze der Slovaken im nördlichen Ungarn getrennt, obzwar dieselben auch ins südöstliche Mähren und nach Nieder-Österreich hinübergreifen.

Ein Blick auf die Karte überzeugt uns, daß durch die natürliche Bodenbeschaffenheit dieser Länder eine vollständige Einigung des čechoslavischen Stammes wie in politischer so in socialer Beziehung auf die Dauer ausgeschlossen ist; dies finden wir auch in der Geschichte bestätigt. Nur auf die kurze Zeit des großmährischen Reiches und während der Machtentwickelung Böhmens unter Boleslav I. und II. kam die Slovakei in politische Verbindung mit den böhmischen Ländern; doch kaum hatte sich Ungarn emporgearbeitet, gieng sie verloren und blieb seit 1028 fortan außer Verbindung mit den böhmischen Ländern. Ebenso entwickelten sich in Mähren, obzwar dasselbe durch das böhmisch-mährische Terrassen-Land nicht wesentlich

von Böhmen getrennt ist, diesem Lande als dem Marchlande eigenartige Zustände, welche bei dem slavischen Particularismus sowohl in früheren Zeiten wie jetzt einen eigenen mährischen Stamm des čechoslavischen Volkes ausbildeten, der wieder in sich zerspalten einige Unterstämme in ethnographischer Beziehung zur Erscheinung brachte. So sehen wir, daß das čechoslavische Volk in drei Stämme geschieden ist und zwar den böhmischen, mährischen und slovakischen. Der letztere hat durch Erhebung seines Dialectes zur Schriftsprache sich nun auch literarisch von seinem angestammten Brudervolke getrennt, welcher Schritt um so mehr zu bedauern ist, als statt der gehofften Erstarkung des nationalen Geistes unter den Slovaken — leider durch fremde, diesem Streben feindliche Einflüsse — nun ein Schlummern eingetreten ist, gleich dem dahinsterbenden Echo eines mächtigen Chorals. Soweit wäre es gewiß nicht gekommen, wenn die slovakischen Patrioten, statt ihre Sonder-Interessen höher zu stellen, sich an ihre Brüder in Böhmen und Mähren angeschlossen hätten. Mögen die Einigungsversuche, die jetzt von Prag aus neuerdings geschehen, gute Früchte tragen!

Um so erfreulicher gestalten sich die Verhältnisse in Mähren; die immer mehr und mehr zunehmende slavische Intelligenz ist sich der Zusammengehörigkeit mit den böhmischen Brüdern wohl bewußt und es bleibt nur zu wünschen, daß der noch hie und da auftretende Particularismus immer seltener werde und beide Stämme enger und enger sich als Brüder eines Volkes aneinander anschließen.

* * *

Der böhmische Stamm bewohnt die Mitte und den Osten von Böhmen und reicht in der Gegend von Iglau und Znaim nach Mähren hinüber. Im Westen reicht er bis an den Böhmerwald, jenes mächtige Gebirge, das im Südwesten Böhmens sich erhebt und im Osten in das böhmische Hochland hinübergeht. Es besteht aus zwei Parallel-Rücken, welche durch Querriegel verbunden sind, zwischen denen im südlichen Längenthal die Moldau ihre Wässer sammelt, während die Votava nordwärts abfließt, um in die Moldau einzumünden. So bietet der Böhmerwald, böhmisch Šumava, das Bild eines unebenen Berglandes, da theils schmale Felsenkämme mit gewaltigen Granitblöcken übersäet, theils breite Flächen mit Torfmoor und Wald bedeckt sein Hauptgepräge bilden. Zahlreiche Pässe führen über das Gebirge; sie sind besonders im südlichen Theile sehr wichtig für den Verkehr, während der Norden viel gangbarer ist. Wer erinnert sich nicht da des Prachaticer Steiges, welcher von Winterberg über Kušvarda nach Philippsreuth führte und auch unter den Namen des „goldenen Steiges" bekannt ist? War ja lange Zeit dieser Steig der einzige, auf welchem jenes wichtige Mineral, das Böhmen abgeht, nämlich das Salz, eingeführt wurde, was den Bewohnern des Böhmerwaldes viel Gold eintrug. Zwar ist dieser Weg schon lang verfallen und erinnern nur alte Baudenkmale an die ehemalige goldene Zeit; dafür durchbraust die Locomotive nun die früher stillen Gegenden des Böhmerwaldes, so den Paß von Taus und den Tunnel von Eisenstein, und sind nun die schönsten Partien des Böhmerwaldes selbst dem bequemsten Reisenden leicht zugänglich. Ich brauche nur den schwarzen See zu nennen, dessen Besuch gewiß jedem unvergeßlich bleiben wird! Ebenso bietet das minder zugängliche Moldau-Thal überaus reizende Partien, die der unvergeßliche Adalbert Stifter meisterhaft geschildert hat. Überaus reich ist die Šumava an

Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Achter Band.

Die Čecho-Slaven.

Uebersichtliche Darstellung

von

Dr. Jaroslav Vlach.

1/1049

Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur. Die ältesten Denkmale böhmischen Schriftthums und der Streit über deren Aechtheit.

Drei Studien von

Joseph Alexander Frh. v. Helfert.

Wien und Teschen.

Verlag von Karl Prochaska.

1883.

Die Čecho-Slaven.

Ueberſichtliche Darſtellung

von

Dr. Jaroſlav Vlach.

Volkslied und Tanz. Das Wiederaufleben der böhmiſchen Sprache und Literatur. Die älteſten Denkmale böhmiſchen Schriftthums und der Streit über deren Aechtheit.

Von

Joſeph Alexander Frh. v. Helfert.

Wien und Teſchen.

Verlag von Karl Prochaska.

1883.

Bergwerken und in Glashütten; ebenso ist die Holz-Industrie verbreitet, indem allerlei Spielzeug, Küchengeräthe und musikalische Instrumente von den Gebirgsbewohnern verfertigt werden.

Im Nordosten und im Südosten greift das böhmische Sprachgebiet über die Landesgränzen hinaus; dort in das Glatzische hinein, Chudowa, Reinerz, hier nach Nieder-Österreich hinüber, bis Weitra, slavisch Vitoraz, dessen Bezirk lange Zeit zur Krone Böhmen's gehörte.

Neben diesen Grenzgebirgen ist der größere Theil des böhmisch-mährischen Terrassen-Landes von dem böhmischen Stamme bewohnt; der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung und ist je nach der Bodenbeschaffenheit mehr oder minder ergiebig. Eine der ärmsten Gegenden ist die Hochfläche nördlich von Tabor; dasselbe gilt von den Abhängen des Brdy-Waldes. Da die erstere Gegend ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen ist, müssen wir die massenhafte Auswanderung aus der Taborer Gegend nach Amerika erklärlich finden, während die Anwohner am Brdy-Walde in der Eisen-Industrie und den Bergwerken von Přibram Nebenerwerb haben. Ebenso gehört zu den minder fruchtbaren die Gegend der Sazava; doch bilden hier Glas-Fabrication und Tucherzeugung einen ergiebigen Nebenerwerb. Zu den fruchtbarsten Gegenden gehört die Elbegegend, auch die goldene Ruthe, virga aurea, zlatý prut, genannt, welche von Jaromieř beginnt und von da in größerer und geringerer Breite bis nach Melnik sich erstreckt; neben allen besseren Getreidearten sind hier besonders die Rüben-Cultur und die mit ihr verbundene Zucker-Industrie verbreitet, die zugleich eine Musterwirthschaft in Böhmen ausgebildet hat, und sich den besten Culturen anderer Staaten ebenbürtig anreiht. Nicht minder unterstützt die Wasserkraft der Elbe und ihrer Nebenflüsse den Holzhandel, der aber nicht zum

Nachtheile des Landes geübt werden ſollte; das Müller-Gewerbe, das nun hauptſächlich in großen Dampf- und amerikaniſchen Mühlen an den größeren Waſſeradern arbeitet; dann die beſonders an dem Beraun-Fluſſe entwickelte Eiſen-Induſtrie. Die berühmten Kohlenbergwerke zu Kladno und Radnic, wie die mächtigen Walzwerke zu Kladno beſchäftigen ſtundenweit die angrenzende Bevölkerung; ebenſo ſind die Städte Karolinenthal und Smichov bei Prag, Kolin, Jungbunzlau und Chrudim, Pilſen und Budweis wichtige Mittelpunkte mannigfacher Induſtrie. Ein ziemlich großes Netz von Eiſenbahnen durchzieht Böhmens wichtigere Orte und fördert mächtig die Entwickelung der Induſtrie und des Handels.

Der mähriſche Stamm bewohnt Mähren bis auf die von Deutſchen beſetzten Theile an der Süd-, Weſt- und Nordgrenze und die ſlovakiſchen Theile öſtlich vom Radhošt, Napajedl und Koſtel; außerdem ſind ſeine Sitze im weſtlichen Theile des Teſchner Landes und im öſtlichen Troppauer Lande. Die weſtlichen Mährer heißen Horaken (Horáci), weil ſie an den Terraſſen, mit denen das böhmiſch-mähriſche Staffelgebirge gegen den March-Fluß abfällt, wohnen. Die mittleren Mährer bewohnen die fruchtbare Ebene an der oberen March, Hana, und heißen Hanaken, während die weſtlicheren Ausläufer des mähriſchen Karpathen-Gebirges beſonders im Flußgebiete des Bečva-Fluſſes von den mähriſchen Walachen beſetzt ſind. Der Haupterwerb der Horaken und Hanaken beruht auf dem Ackerbaue, der in der üppig fruchtbaren Hana mit bedeutendem Erfolge betrieben wird, beſonders ſeitdem auch hier der Anbau der Zuckerrübe in Aufſchwung gekommen iſt. Nicht minder bauen die Hanaken Spelt an, während Roggen und Hafer in den Gebirgsgegenden der Walachen geſäet werden; die letzteren befaſſen ſich auch mit Viehzucht und iſt beſonders die Molkenerzeugung dieſer Gegend berühmt. Die Pferdezucht gedeiht

am besten in der ebenen Hana, so wie in Böhmen in den Gegenden um Chrudim, bei Nimburg, dann westlich um Blatna. Die Schafzucht wird sowohl in Mähren als im benachbarten Schlesien im großen Maßstabe betrieben. Die Industrie ist hauptsächlich in größeren Städten concentriert; doch ist auch unter dem Landvolke mannigfache auf Manufactur beruhende Industrie verbreitet, welche von der Betriebsamkeit und Begabung des mährischen Volkes Zeugniß ablegt.

Der slovakische Stamm ist im südöstlichen Mähren an den Ausläufern der Karpathen angesiedelt, reicht angrenzend an die mährischen Brüder auch nach Nieder-Österreich hinüber, hat aber seine Hauptsitze im Nordwesten Ungarns, wo er das karpathische Hochland bewohnt. Von dem mächtigen Tatra-Gebirge, das durch seine Meeraugen und seine thurmartigen kahlen Spitzen vor anderen Gebirgen sich auszeichnet, bis an die Ebenen Ungarns, von den mährischen Karpathen bis zum Hernad-Flusse im Osten breiten sich die Sitze der Slovaken aus. Ein armes Land! Besonders in den gebirgigen nördlichen Comitaten und selbst in den niederen Landstrichen, wo mancher gute Boden sich vorfindet, gedeiht der Ackerbau nur kümmerlich, da man ihm wenig Pflege widmet. Von einer Wechselwirthschaft ist keine Rede; der Dünger verfault zu Hause, die Feldgeräthe sind elend und wenn es zur Ernte kommt, wird das Getreide nicht in Scheuern eingeführt, sondern noch am Felde ausgetreten, und in Erdgruben aufbewahrt, um bei nassem Wetter zu verschimmeln. Daß bei solchem Anbau der Ertrag des Ackerbaues sehr gering ist, erhellt von selbst. Die Viehzucht bildet in den nördlichen gebirgigen Comitaten die Hauptbeschäftigung und da sie nicht hinreicht allen Bewohnern Erwerb zu verschaffen, so ziehen viele derselben nach den fruchtbareren Comitaten in dem reichen Nieder-Ungarn und helfen als Feld-

arbeiter und Winzer aus. Mit Getreide und Früchten belohnt kehren sie entweder nach der Heimat zurück oder siedeln sich im günstigen Falle bei dem neuen Herrn an. Viele wandern mit allerlei Artikeln in der Welt herum und besuchen dabei hauptsächlich die benachbarten Hauptstädte, in denen viele Slovaken als Taglöhner ihren Lebensunterhalt finden. Wer kennt nicht den slovakischen Drahtbinder, der mit seiner Ehrlichkeit und Genügsamkeit sprichwörtlich geworden ist?

* * *

Reich an Naturschönheiten, reich an Mineralien, fruchtbar und industriell sind die Länder, welche das čechoslavische Volk bewohnt, das selbst zu den gewecktesten unter den österreichischen Völkern gehört, indem es von Natur begabt, phantasiereich und außerordentlich strebsam ist. Die allzugroße Rechthaberei, die schon so viel dem Volke geschadet hat, und die Unbeständigkeit wird durch ausdauernden Fleiß paralysiert. Kann man sich wundern, daß es seine Heimat liebt und vom Herzen ihr anhängt? Können viele Länder so mannigfaltige Naturschönheiten aufweisen wie die böhmischen?

Ich erinnere an das prächtige Moldau-Thal, das in manchen seinen Partien, so oberhalb Krumau, dann bei Stěchovic, den romantischesten Stromgegenden an die Seite gestellt werden kann. Neben den Gebirgspartien im Böhmerwalde und im Riesengebirge verdient die prachtvolle Gegend um Jičín mit ihren malerischen Bergen und Ruinen, wunderschönen Thälern und Wäldern Erwähnung, die leider bis jetzt nur wenig gekannt ist. Zu den schönsten Gegenden Böhmens gehört das Beraun-Thal in der sehr waldreichen Pürglitzer Gegend und nicht minder prächtige Ansichten

bietet dem Reisenden das romantische Sazava-Thal. Wer Mähren besucht, wird gewiß nicht ermangeln die nordwärts von Brünn sich erstreckende Gruppe von Grotten und Höhlen zu besichtigen, von denen besonders die Macocha und die Höhle von Sloup weltberühmt sind; das Adamsthal, jetzt von dem Schienenstrang in einer Reihe von Tunnels unterbrochen, bietet eine fortlaufende Kette malerischer Punkte und Ausblicke. Wer Liebhaber von Parkanlagen ist, findet in den Liechtensteinischen Park- und Schloßanlagen von Eisgrub eine Schöpfung, die ihres Gleichen sucht und zu den berühmtesten und herrlichsten von Europa gehört. Der Bergsteiger braucht nur den reizenden Curort Rožnau sich zum Aufenthaltsorte zu wählen; er befindet sich da in der Mitte der mährischen Walachei am Fuße des gewaltigen Radhošt und kann von da seiner Lieblingspassion vom Herzen sich hingeben. Genügt ihm dies nicht, so kann er dem Lockrufe der Giganten der romantischen Tatra, welche ihm bei der Rundsicht vom Radhošt aus hinüberwinken, folgen und an den scharfen und zackigen Bergkanten, an den mit Trümmerhalden bedeckten Lehnen und schroffen Wänden der Mulden das Bergsteigen üben.

Und so bieten die Gebiete des čecho-slavischen Stammes mit dem mäßigen der Agricultur so zuträglichen Wechsel der Temperatur und der Feuchtigkeit, dem strebsamen und rüstigen Volke ein trautes Heim, das seine Arbeit reichlich lohnt und durch seine Schätze zu neuer mannigfacher Betriebsamkeit aneifert.

Einwanderung und Ansiedlung des Volksstammes; sein Culturzustand.

Die Benennungen einiger Flüsse, die in den böhmischen Ländern fließen, wie die der Moldau (Fuldaha), der Iser und der March bezeugen uns, daß vor der Ankunft der Slaven keltische Bewohner in Böhmen und Mähren gesessen haben. Der Name „Böhmen" weist wiederum auf die alte Benennung „Boiohemum" d. h. „Land der Bojer" hin und es erhellt daraus, daß die keltischen Bojer die ersten historisch nachgewiesenen Einwohner Böhmens und Mährens gewesen waren. Berühmt durch ihre Tapferkeit erlagen sie doch kurz vor Christi Geburt dem Dakerkönige Boerebistus, blieben fortan nur dem friedlichen Gewerbe ergeben und schon um Christi Geburt sehen wir sie unter der Herrschaft der germanischen Stämme der Markomannen und Quaden, die sich der böhmischen Länder bemächtigt hatten. Wer kennt nicht Marobud's Kampf mit dem Cherusker-Fürsten Armin und dessen Flucht zu den Römern? Auf längere Zeit verstummt dann der Name der Markomannen, bis der langwierige und blutige Krieg mit den Römern unter Kaiser Marcus Aurelius, Markomannen-Krieg genannt, ihren Namen der Vergessenheit entreißt; seitdem erwähnt ihrer die Geschichte nur selten und seit dem Hunnen-

einfalle gar nicht, ohne daß uns bekannt wäre, wohin sie verschwunden. Zuletzt war das čechoslavische Volk, ein Zweig des dritten Hauptvölkerstammes von Europa, in Gebiete eingezogen, die vor ihm die keltischen Bojer und die germanischen Markomannen besetzt gehalten hatten.

Die Zeit, wann das čechoslavische Volk in Böhmen und Mähren einwanderte, läßt sich nicht genau bestimmen, da schon zu Zeiten des ersten böhmischen Chronisten Kosmas († 1125) die Čechoslaven für Ureinwohner gehalten wurden. Erst in der Neuzeit erkannte man die Unhaltbarkeit dieser Ansicht. Beglaubigten Nachrichten zu Folge saßen Slavenstämme zur Zeit der Hunnen an der oberen Weichsel und Oder, und wahrscheinlich sind nach den Hunnenkämpfen (um 450 und 451) und in Folge der Verödung von Mittel-Europa um diese Zeit die Slaven nach Westen vorgerückt. Denn wir wissen, daß die Heruler, ein aus Skandinavien herstammendes Volk, nach Vernichtung der Hunnenmacht ihre Sitze zwischen der obern Theiß und der March aufgeschlagen hatten; doch als sie bald darauf mit den Longobarden in Streit geriethen und von diesen besiegt wurden, zog ein Theil derselben wieder gegen Norden und traf auf seinem Zuge zahlreiche Slavenstämme. Und um diese Zeit war es wohl auch, daß Böhmen und Mähren seine ersten slavischen Ansiedler erhielt.

Nach einer alten Volkssage ist Čech mit seinen Stämmen aus Weiß-Kroatien, einem Theile der serbischen Länder, die vom Tatragebirge sich weit gegen Norden ausbreiteten, nach Böhmen eingewandert, über drei Flüsse soll er seine Stammesgenossen hinübergeführt haben in jene Gegend, wo die Moldau ihre Fluten der Elbe zuwendet. Da bestieg er den Říp (St. Georgsberg), der aus der Ebene sich in jener Gegend emporhebt, übersah das fruchtbare Land und erwählte es zum Sitze seines Volkes, indem er die

mitgebrachten Bildnisse der Hausgötter auf den Boden stellte. Die etwa zurückgebliebenen Reste der Bojer und Markomannen anerkannten die Oberherrlichkeit des čechoslavischen Volkes; dasselbe geschah von Seiten der Slaven-Stämme, die schon früher eingezogen waren, wie z. B. die im Nordosten von Mähren angesiedelten Lechen und die ebenfalls von Osten gekommenen Chorvaten.

Bei der Einwanderung in die böhmischen Länder war das böhmische Volk in viele Stämme und Geschlechter (Sippen) getheilt. Dabei nahm das Volk das ganze Land in seine Gewalt, während den Stämmen die einzelnen Gegenden angewiesen wurden, in denen wieder die Vertheilung des Bodens an die Geschlechter geschah. Dabei blieb im Anfange dem ganzen Stamme viel Boden gemeinsam, der eben nicht zur Vertheilung gelangt war, wie auch ein Theil nach Trennung der Stämme Gemeingut des ganzen Volkes blieb. Die Eintheilung des böhmischen Volkes in mehrere Stämme mit eigenen Sitzen und Namen prägte dem ursprünglichen Gemeinwesen den Hauptcharakter auf. Von der Stammeseintheilung in Böhmen sind wir ziemlich gut unterrichtet aus der Bestätigungsurkunde des Prager Bisthums (1086), in welcher die Grenzen des Bisthums nach der ursprünglichen Urkunde vom Jahre 973 bestimmt wurden, wie auch aus den Nachrichten des Chronisten Kosmas. Der Hauptstamm waren die Čechen, deren Namen bald auf das ganze Volk übergieng; sie saßen in der Mitte des Landes um Prag herum, gegen Osten bis zur Elbe, gegen Norden zum Řip (St. Georgsberg) und zum Egerflusse, gegen Westen bis in die Berauner Gegend, gegen Süden bis Přibram und Beneschau. Nördlich von dem Čechenstamme war in der Melniker Gegend der Sitz der Pšovaner; in der Leitmeritzer Gegend, welche schon damals zu den fruchtbarsten und volkreichsten

des Landes zählte, hatten die Lutomirici ihre Sitze. Nördlich von diesen saßen schon an der Grenze des Landes in der Gegend von Tetschen die Téčaner. Westlich von den beiden letzten Stämmen war der Sitz des Stammes Bělina, so genannt nach dem Flusse, der ihr Gebiet durchfließt. Přemysl aus Stadic, der Ahnherr des Fürstengeschlechtes, das über die böhmischen Länder bis zu Beginn des XIV. Jahrhundertes regierte, gehörte diesem Stamme an und war wahrscheinlich ein Genosse des Stammesfürsten-Geschlechtes, obzwar ihn die Volkssage als schlichten Pflüger darstellt. Westlich grenzte dieser Stamm an das Gebiet der Lučaner in der Saazer Gegend, welche sich unter allen Stämmen durch kriegerischen Stolz und vornehmes Wesen auszeichneten. In der Karlsbader Gegend als westlicher Nachbar der Lučaner hatte seine Sitze der Stamm der Sedličaner. Östlich von der Elbe waren die Sitze der Lémuzer (im Flußgebiete des Polzen-Flusses und des Doppelstammes der Chorvaten, welcher den Nordosten von Böhmen inne hatte. Die Gegend zwischen der mittleren Elbe und der Sazawa hielten die Zličaner besetzt. Von diesen Stämmen ganz abgesondert erscheint der Stamm der Tudleber, dessen Sitze sich in der Budweiser Gegend befanden; seine nordwestlichen Nachbarn waren die Retolicer in der Gegend von Retolic). Auch das Volk des benachbarten Mähren schied sich in zahlreiche Stämme; doch hatte das frühzeitige Aufkommen dieser Macht die Spuren der Stammeseintheilung bald verwischt; wir kennen nur die Namen Holasovici und Lovatici. Ersterer Stamm hatte seine Sitze im Flußgebiete der Oppa, während der zweite im Süden von Mähren an der Thaya angesiedelt war.

Jeder dieser Stämme war der Inbegriff mehrerer Geschlechter oder Sippen, die als Genossenschaften in Dorfansiedlungen lebten.

Denn die Čechoslaven lebten seit jeher, wie noch heutzutage der größte Theil der Südslaven, in Sippen (čeledi). Die Sippe bestand aus allen Blutsverwandten, die von einem gemeinsamen Stammvater ihre Abkunft herleiteten, somit aus Eltern, Söhnen, Enkeln, Urenkeln u. s. w. All' Hab und Gut der Sippe war gemeinsam; jeder arbeitete für alle, alle für jeden. Die Ordnung in diesem Hauswesen wurde von einem Ältesten (vladyka, später starosta) aufrecht erhalten. Ursprünglich war es wohl in jeder Sippe der Vater; nach seinem Tode wurde durch Wahl der Fähigste unter den Hinterbliebenen ohne Rücksicht auf das Alter erkoren. Alle Mitglieder der Sippe führten nach ihrem Ahnherrn eine gemeinsame Benennung, die aus seinem Namen gebildet wurde durch Beifügung der patronymischen Endsylbe ici; so z. B. hießen die Nachkommen des Lobek, Radovan, Popel: Lobkovici, Radovanovici, Popelovici. Der Name der Sippe übergieng mit der Zeit auch auf die Wohnstätte der Sippe, zumal sich diese bei Ausbreitung der Sippe zu einer größeren Ansiedlung (ves) erweitert hatte. Regelmäßig war das Dorf Wohnstätte einer Sippe, die so viele Wohngebäude bewohnte, als es Ansiedler gab. Daher erklären wir uns jene zahlreichen böhmischen Ortsnamen, welche derlei Familiennamen entlehnt sind und an der patronymischen Endsylbe ici und der Pluralform erkenntlich sind z. B. Tuchomiřici, Sendražici, Bratronici, Radonici, Brankovici. Nebst diesen tragen sehr viele Ortsnamen in den böhmischen Ländern den Charakter von Collectivnamen, ebenfalls entnommen den ursprünglichen Dorfansiedlern; denn in dem Maße als die Sippen sich vermehrten und Zweig-Ansiedlungen nothwendig geworden waren, kamen neue Benennungen auf, welche den Sitten, dem körperlichen Äußern, der Tracht, der Beschäftigung wie auch anderen Eigenschaften der neuen Zweig-Ansiedler entnommen waren.

Beispielsweise führen wir einzelne an: Semily (die Selbstsüchtigen), Nebovidy (die den Himmel Beobachtenden), Podébrady (die Barttragenden), Všechromy (die Lahmen), Štítary (die Schildner), Bečváry (die Böttcher), Pecerady (Ofenbauer), Luzané (Auenbewohner), Chrástané (Bewohner einer Eichenwald-Gegend), Hrdlořezy (Gurgelabschneider), Žaboklíky (Froschquacker). Erst mit Schluß des X. Jahrhundertes kommen topische Ortsbenennungen auf, als Zeichen, daß die neueren Ansiedlungen nicht mehr den Charakter von Familiensitzen hatten.

Der Älteste des Dorfes leitete kraft seiner Familiengewalt das Dorfwesen; er verwahrte die Heiligthümer der Sippe, brachte den Göttern die Opfer dar, ordnete den gesammten Haushalt, vertheilte unter die Mitglieder die nöthigen Arbeiten, sorgte für deren Pflege und Unterhalt und schlichtete die etwa unter ihnen ausgebrochenen Streitigkeiten, grobe Verbrechen und Klagen ganzer Sippen oder Stämme gegen einander wurden nach dem allgemein gültigen Landrechte geregelt. Der Älteste vertrat die Sippe öffentlich, indem er das Recht hatte, an den Versammlungen des Stammes und am Landtage theilzunehmen. Wenn die Sippe sich bedeutend vermehrte und das ursprüngliche Familiengut zur Ernährung nicht ausreichte, trennte sich ein Theil der Sippe um Platz für eine neue Ansiedlung, womöglich in der Nähe des Ahnensitzes aufzusuchen. Gewöhnlich gründete ein Vater mit seinen Söhnen oder mehrere Brüder unter Leitung eines Ältesten, den sie hiezu erkoren, die neue Colonie, welche nach dem Muster der ursprünglichen Sippe eingerichtet wurde. Manchmal blieben auch die neuen Gründungen unter dem gemeinsamen alten Stammvater. Die Menge bewaldeter Gebiete im Lande förderte die Ausbreitung. Ein Beispiel einer weit verzweigten Sippe (noch zu Beginn des XII. Jahrhundertes) ist das Geschlecht der Vršovicer,

dessen männliche Sprossen ein fremder Annalist mit 3000 beziffert; mochte auch diese Ziffer übertrieben sein, so war doch ihre Zahl gewiß groß, wie die Nachrichten des Zeitgenossen und Chronisten Kosmas über den großen Umfang ihres politischen Einflusses bezeugen. Die Wladyken oder Ältesten von so weit verzweigten Sippen besaßen natürlich viel größeres Ansehen als die Ältesten kleinerer Sippen, was auch in ihrem Einflusse auf das öffentliche Leben und am Landtage sich geltend machte. Sie bildeten eine Art von Landesadel und hießen Stammesälteste (leši, vojvody). Die Häupter der Stämme hatten dieselben Obliegenheiten dem Stamme gegenüber, wie die Familienältesten in der Sippe, und waren besonders die Priester, Richter und Anführer des Stammes. Die gemeinsamen Angelegenheiten des Stammes wurden in Versammlungen der Familienältesten des Stammes ausgetragen.

Der Mittelpunkt des Stammes war die Burg (grad), der Sitz des Stammeshauptes, der Ort für die Versammlungen des Stammes, im Kriege der Zufluchtsort für die Wehrlosen. Zur besseren Führung der Verwaltung waren (doch wohl in späterer Zeit) die Territorien der einzelnen Stämme in Bezirke eingetheilt, welche den Namen Župen trugen, deren jede ihre Burg hatte. Der Bau solcher Burgen war eine Frohne der Župen-Bewohner, denen auch die Bewachung und Vertheidigung der Burg oblag. Zur Zeit der größten Entwickelung des Župen-Systems (in der ersten Hälfte des XII. Jahrhundertes) war die Gegend des Čechenstammes in 9, das Gebiet der Lučaner in 5, der Lemuzer in 3, der Pšovaner und Chorvaten in 2 Župen getheilt. Die hauptsächlichen Župen und Burgen des Čechenstammes waren: Chvrasten, nachmals Vyšegrad, die Hauptburg des Landes; Praga, die jetzige Prager Burg, gegründet von Libuša; Děvin, deren Name, wahrscheinlich Gottesburg bedeutend, durch Verwechs-

lung mit děva (Mädchen) den Anlaß gegeben hat zur Sage vom Mädchenkriege; Levý Gradec bei Roztok, mit der ersten christlichen Kapelle des hl. Clemens, Budeč bei Velvar, wo der hl. Wenzel seine Jugendzeit zugebracht hatte; Lubošin, wahrscheinlich der Sitz der Schlaner Župa; Krakov, deren Gründung Krok zugeschrieben wird, der Sitz der Rakonicer Župa; ferner Tetin bei Beraun, Sitz der hl. Ludmila, und Kazin bei Königsaal, Burg der Kazi.

Über den Stammesältesten oder Lechen stand der Landesfürst, (kněz), welcher zugleich das Haupt des im Centrum des Landes ansäßigen Čechenstammes war und dessen Familie den Fürsten Krok als ihren Ahnherrn verehrte. Er besaß dieselben Rechte und Verpflichtungen dem Volke gegenüber, die das Familienoberhaupt in der Familie hatte. Der Fürst vertrat demnach das Volk anderen Herrschern und Völkern gegenüber, hatte die oberste Anführung im Kriege und war oberster Richter im Lande. Seine Familie hatte das ausschließliche Recht zu dieser Würde; ihr Herrscherrecht war so fest begründet, daß weder das Volk sich von ihrer Herrschaft lossagte, noch fremde Eroberer, selbst wenn sie das Land unterworfen hatten, es wagten, die Fürstenfamilie von der Herrschaft auszuschließen. Seine Macht war durch den Landtag beschränkt, da er in allen wichtigen Angelegenheiten sich seiner Zustimmung vergewissern mußte. Zu dem Landtage fanden sich nicht bloß die Lechen, die Stammes-Dynasten mit ihren Verwandten, sondern auch die Wladyken, die Vertreter des eigentlichen Volkes, ein. Aus diesen beiden Ständen wurden die Beisitzer des obersten Landesgerichtes gewählt, die „kmeti" hießen; diese entschieden in Rechtsstreitigkeiten, und nur wenn die bestehenden Gesetze nicht ausreichten, brachten sie die strittige Sache vor die Vollversammlung des Landtages, der darüber

endgiltig entschied. Die so getroffene Entscheidung wurde als neues Gesetz rechtsgiltig. Wie die Macht des Fürsten sich über das ganze Land erstreckte, so zog er aus dem ganzen Lande die Mittel hiezu; aus späterer Zeit wissen wir, daß der Ertrag ausgedehnter landesfürstlicher Güter, eine Friedenssteuer (mír), Zölle, Maut- und Marktgebühren, wie das Einkommen aus dem Bergbau und das Münzregale die Haupteinnahmen des Fürsten bildeten.

Sollte die Fürstenmacht fest sein, war es nöthig, daß die Stammeshäupter ihrer Unterordnung unter den Fürsten bewußt blieben. Dies war wohl in der ersten Zeit der Fall; als aber Böhmen in nähere Berührung mit dem Reiche der Karolinger, namentlich seit den Zeiten Ludwig des Deutschen, gekommen war, fieng das Band zwischen den Stämmen und dem Fürsten sich in Folge selbstsüchtiger Bestrebungen einzelner Stämme zu lockern an, ohne daß es gelungen wäre dasselbe gänzlich zu zerreißen. Es lag nun im Interesse der Fürstengewalt solchen factiösen Bestrebungen kräftig entgegenzutreten, und wir sehen, daß von Seiten der Fürsten dieser Weg bald betreten wurde. Die Fürsten suchten Mittel zur Erhaltung der Einheit und fanden sie natürlich in dem Streben nach Abschaffung der Macht der einzelnen Stammesdynasten, um alle Theile des Landes in unmittelbare Gewalt zu bekommen. So kam es zum Kampfe zwischen der Fürstengewalt und der Macht der Stammeshäupter, welcher nach anderthalb hundert Jahren mit dem vollen Siege der Fürsten endete und die Macht der Přemysliden fortan fest begründete.

Dieser Kampf begann unter Hostivit, in dessen Regierungszeit das wichtige in den Fuldenser Annalen zum Jahre 845 verzeichnete Ereigniß fällt, daß 14 böhmische Lechen sich zum Hofe Ludwig des Deutschen nach Regensburg begaben, um daselbst mit ihrem Gefolge die Taufe anzunehmen. Da sonst der Fürst mit

dem Volke dem Heidenthume ergeben war und es bald darauf zu einem Kampfe zwischen Böhmen und den Deutschen kam, so ist die Ansicht berechtigt, daß zu der oben erwähnten Taufe nicht bloß religiöse, sondern auch politische Motive den Anlaß gegeben hatten. Wir sehen hierin das Streben einzelner Stammesfürsten sich mit fränkischer Hilfe von der fürstlichen Oberherrlichkeit loszureißen. Die aufständischen Dynasten stammten ohne Zweifel aus dem südlichen und westlichen Böhmen; nachdem der Krieg gegen die Franken einen günstigen Verlauf für die Böhmen genommen hatte, wurde die Mehrzahl der Dynasten ihrer Macht beraubt und ihre Gebiete der fürstlichen Oberherrlichkeit direct einverleibt. Überdies haben wir Nachrichten einer unmittelbaren Verbindung eines der südlichen Stammesfürsten mit den Frankenkönige, nämlich des Weitraer Dynasten Vitorad. Als nach dessen Tode der ältere Sohn Slavitěch sich gegen den Frankenkönig empörte und mit Rostislav von Mähren in Bündniß trat, wurde er im Jahre 857 von Ludwig besiegt und entsetzt; sein jüngerer Bruder wurden als Dynast eingesetzt. Die Weitraer Gegend ist auch noch zu Beginn des XIII. Jahrhundertes als Theil von Böhmen historisch nachweisbar, und gehörte in kirchlicher Beziehung nicht zur Diöcese Prag, sondern zu jener von Passau.

Seitdem der Čechenfürst Bořivoj mit seinem Gefolge im benachbarten Mähren das Christenthum angenommen hatte und sein Vorrang unter den anderen Stammesfürsten nun auch von der Kirche anerkannt worden war, sehen wir die Selbständigkeit der einzelnen Stammesfürsten rasch schwinden und die einzelnen Stämme zu einem einzigen Volke sich vereinen. Unter Bořivoj hören wir von keinen Aufständen; auf friedliche Weise vermehrte sich im Laufe der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts das Gebiet der Fürsten durch das der Pšovaner, dessen Dynasten bald ausgestorben

waren, das Gebiet der Lémuzer und der Chorvaten, welches als selbständig zur Zeit des Fürsten Wenzeslaus angeführt wird. Während so der Westen und Norden Böhmens allmählich in die Gewalt der Fürsten übergieng, wuchs auf drohende Weise im Osten die Macht der Dynasten der Zličaner; der hl. Wenzel hatte eine Fehde mit dem Stammesfürsten Radslav zu bestehen, welcher sich eines Drittheiles des Landes bemächtigt hatte. Doch die Tapferkeit und Umsicht Wenzel's nöthigte Radslav allen Eroberungen zu entsagen und sich mit der ursprünglichen Herrschaft zu begnügen. Als Boleslav I. (935) den Thron bestiegen hatte, empörte sich gegen ihn ein Stammesfürst in dem Gebiete der Lučaner, worauf der Fürst nach Besiegung des Dynasten diese Gegend seiner Herrschaft unmittelbar einverleibte. Es blieb sonach nur das Gebiet der Chorvaten Fürsten selbständig. Stammesfürst war der kluge dem Landesfürsten ergebene Slavnik; er hatte sieben Söhne, deren einer Vojtěch, von den Deutschen Adalbert genannt, durch seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zum Segen des ganzen Landes wurde. Adalberts Brüder geriethen in eine unglückliche Fehde mit den Vršovicen, welche mit einer gewaltsamen Vernichtung der Slavnik'schen Familie endete. Ihr Gebiet wurde unter die Oberherrlichkeit des Landesfürsten gestellt, der nun über das ganze Land herrschte.

Die Aufhebung der Stammesfürstengewalt in Böhmen hatte einen vollständigen Wechsel in den staatlichen und socialen Verhältnissen des böhmischen Volkes zur Folge. Was von den alten Schriftstellern über den Charakter und Culturzustand der Slavenvölker berichtet wird, gilt in der Hauptsache auch von dem čechoslavischen Stamme. Darnach waren die alten Böhmen wie alle Slaven von mittlerer Größe mit vollen und dabei flinken Gliedern, mit dunkelblauen Augen und braunem Haare. Allerlei

Ungemach ertrugen sie besser als ihre Nachbarn; gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte zeigten sie sich abgehärtet und darum auch ausdauernd bei eingetretenem Ungemach. Die Bekleidung beider Geschlechter stach wenig ab; den Männern dienten Mäntel aus grober Wolle im Winter, leinene breite Obergewänder im Sommer, die durch Gürtel befestigt wurden, als Hauptkleidung, während bei Frauen breite leinene Gewänder, über die ein Obergewand angezogen wurde, die Tracht ausmachten. Zum Schmucke verwendete man Armbänder, Ketten und Nadeln. Den Kopf hüllten ziemlich hohe Mützen, bei Frauen Tücher ein; den Fuß bekleidete man mit niedrigen bequemen Schuhen.

Die slavischen Ansiedler suchten vor allem Ebenen mit gutem Ackerboden und futterreichen Triften; da sie solche besonders an Flüssen vorfanden, ließen sie das bewaldete Gebirge unbewohnt. Ihre Ansiedlungen waren theils Burgen, theils Dörfer. Jene bauten sie hauptsächlich an zumeist steilen Bergvorsprüngen, welche in Keilform ausliefen und von Flüßen umspült wurden; auch suchten sie inselartige, von Sümpfen umgebene Plätze, welche schon von Natur aus genügende Sicherheit darboten. Für die Dorfansiedlungen charakteristisch ist die Kreisform, indem um den runden Dorfplatz herum die Wohngebäude der einzelnen Familien aufgebaut waren.

Die Hauptbeschäftigung der Männer war Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe. Die Feldwirthschaft beruhte auf dem Dreifelderſystem, indem ein Theil der Äcker der Wintersaat, der andere der Sommersaat vorbehalten blieb, während der dritte brach (ladem) gelassen wurde. Neben den Ackergründen (dědiny) gab es auch Weidegründe (obćiny), die sehr zahlreich waren, weßwegen auch seit jeher in den böhmischen Ländern die Pferdezucht blühte. Von der Kuh-, Schaf- und Schweinezucht zeugen zahlreiche Orts-

namen (Kravary, Volary, Ovčary, Svinary), wie auch Belege aus Urkunden. Große Sorgfalt verwendeten die alten Böhmen auf die Erhaltung des Wildes in zahlreichen Forsten und auf die Bienenzucht. Der Fischfang war besonders in den ältesten Zeiten lohnend; von der Fischwirthschaft haben wir schon Nachrichten aus dem X. Jahrhundert. Auch der Obstbau, dann Wein- und Hopfenbau wurden viel schwunghafter in alten Zeiten betrieben als heutzutage; wir hören von Hopfengärten auf den Prager Moldau-Inseln, bei Přelouč und Leitomyschl. Weingärten gab es bei Prag, in der Leitmeritzer, Biliner, Bunzlauer und Kouřimer Gegend. Auch wurde in den böhmischen Ländern seit jeher nach Erzen und edlen Metallen gegraben; damit befaßten sich Erzgräber (rudnici) und Flußwäscher (jilovci). Letzteren entlehnt ist der Name der ehemals berühmten Bergstadt Eule (Jilové) an der Sazava, wo seit Alters her Goldwäscherei betrieben wurde. Die besten Erzgräber werden in Knoviz (bei Buštěhrad) erwähnt, wo jetzt noch ausgiebige Kohlenwerke sind. Neben diesen Gewerben blühten in späterer Zeit zahlreiche andere, wie viele jenen Handwerken entnommenen Ortsnamen beweisen. Sehr verbreitet waren Drechsler, Wagenbauer und Böttcher. Waffenschmiede (mečíři, štítaři, šípaři) theilten sich, wie die verschiedenen Benennungen beweisen, in mehrere Kategorien.

Schon frühzeitig war der Handelsverkehr zwischen den böhmischen und den Nachbarländern ein reger; aus den Nachbarländern wurde Salz eingeführt, während Getreide und Vieh, namentlich Pferde, hauptsächliche Ausfuhrsartikel bildeten. Prag hatte schon zu Anfange des XI. Jahrhundertes seinen Ruf als Handelsstadt; in den Vorbergen sowie auf dem Vyšehrad hatte ein sehr reger Handel Platz gegriffen. Von Prag führte der Handelsweg gegen Osten über Krakau nach Kyjev, nach Südosten über Ungarn gegen Byzanz zu, südwärts über die Alpen nach

Venedig. Auswärtige Handelsleute hießen Gäste (hosté, hospites), daß diese schon frühe im Lande zahlreich waren, beweist die Errichtung eines Handelshofes (týn, curia hospitum genannt) in der Prager Vorburg, welcher schon im XI. Jahrhunderte erwähnt wird. Unter solchen, welche an der Elbe Handel getrieben, werden namentlich Juden und Griechen (Byzantiner) namhaft gemacht; erstere befaßten sich hauptsächlich mit Sklavenhandel, der aber mit dem XI. Jahrhunderte gänzlich aufhörte. Schon im X. Jahrhunderte gab es in den böhmischen Ländern Gold- und Silbermünzen; die Prägung derselben war als Regale dem Fürsten vorbehalten

Wie alle Slaven so waren auch die Čechoslaven kein kriegslustiges Volk; sie strebten mehr darnach sich unversehrt ihren Besitze zu erhalten. Gegen äußere Feinde wurde ein mächtiger. Grenzwald als Schutzwehr aufrecht erhalten. Der Grenzwald machte das Land zu einem verschanzten Lager; durch ihn führten schmale Wege, welche an ihrem innern Ausgange Landesthore (brány zemské) hatten, und so eingerichtet waren, daß sie bei nahender Kriegsgefahr durch mächtige Verhaue unzugänglich gemacht werden konnten. Auch im Frieden bewachten die Landesthore einzelne Grenzwachen (chodové), welche sich am längsten in der Tauser Gegend erhalten hatten; sie waren von der Landesrobot bei Bauten der Burgen, sowie vom Ausrücken ins Feld befreit. Wenn es zum Kriege kam, wurde das Volk aufgeboten, indem man ein Schwert im Lande herumtrug. Die wehrhaften Männer sammelten sich in der Burg unter Anführung des Stammeshauptes, der im Kampfe ihr Anführer (vojvoda) war. Die wichtigsten Waffen waren: Das Schwert (meč), die Lanze (oštěp), Bogen nnd Pfeil (luk i šip), der Steinhammer (mlat), Schild (šlit) und Helm (šlem).

Zum Schlusse noch einige Worte über die Religion der heidnischen Čechoslaven. Diese war ein einfacher Naturcultus;

der alte Glaube an einen Gott als Erhalter und Schöpfer der Welt war im Laufe der Zeit einem Cultus gewichen, welcher die Beziehungen des höchsten Wesens zum Menschen und zu den Erscheinungen der Natur personificierte und als selbständige Gottheiten verehrte; zwischen den einzelnen Gottheiten und Göttinnen wurden analog den menschlichen Verhältnissen Geschlechts- und Verwandtschaftsverhältnisse hergestellt, ihnen menschliche Eigenschaften und Leidenschaften zugeschrieben. Die ganze Natur war von solchen höheren Wesen belebt, welche entweder gut (bozi) oder böse (běsi) waren; erstere waren die mächtigeren, da die letzteren nur mit Zulassung der erstern thätig sein konnten. Alles Gute, wie Gesundheit, Wohlhabenheit und Sieg war das Werk der guten Geister, alles Ungemach, wie Krankheit, Armut und Niederlage im Kriege das Werk der bösen Geisterwelt. Nur der Winter verlieh den bösen Geistern die Oberhand über die äußere Natur. Als obersten Gott verehrten die Čechoslaven Svaroh, den Gott des Himmels; seine Söhne waren die Sonne (slunce) und das Feuer (oheň) und hießen Svarožici (Svaroch's Söhne). Vesna war die Göttin des Frühlings und des Lebens, Živa des Sommers und der Feldfrüchte, während Morana als Göttin des Todes zugleich die Personification des Winters abgab. Neben diesen höheren Gottheiten gab es viele überirdische Wesen, von denen man sich die Natur belebt dachte, böse und gute niedere Gottheiten, wie Elfen und Nixen (víly, rusalky), Genien (dasi), Mittagsfrauen (polednice) und Furien (litice). Sonnen- und Mondesfinsternisse wurden Luftgeistern (vědi) zugeschrieben. Über die Geschicke des Menschen entschieden bei dessen Geburt Schicksalsgöttinen (sudičky). Sonst glaubten die Slaven nicht an ein unwandelbares Schicksal; denn um das Wohlgedeihen der Menschen sorgten die bozi, während all' Ungemach als Wirkung der běsi angesehen wurde.

Besondere Verehrung genossen die Bilder der Vorahnen, welche als eine Art von Hausgöttern die Familie beschützen sollten. Sie hießen dědky, und wurde ihnen sowohl beim Ankommen als auch beim Ausgange aus dem Hause Ehre gezollt. Das Volk glaubte an ein Leben jenseits des Grabes; es wähnte die Seele in der Brust, aus der sie beim Tode entflieht und so lange herumfliegt, bis der Leichnam verbrannt worden; dann erst kommt sie in das Reich der Schatten, einen angenehmen Wohnort voll von grünenden Feldern und Wäldern, bei den Čechoslaven „nav" benannt. Jeder nahm daselbst die Stellung ein, die er im Leben inne gehabt hatte. Wer der erste von seiner Familie verstarb, war im Reiche der Schatten verlassen; darum pflegten der Sitte gemäß auch die Frauen freiwillig dem Tode sich weihen und ließen sich mit ihren todten Männern zugleich verbrennen. Den Todten pflegte man Schmuckbestandtheile, wie Armbänder, Haarnadeln und Ohrringe, seltener Schwerter und Spieße gleichsam für die andere Welt mitzugeben; über den Gräbern wurden Opfer, Tänze und Spiele (tryzny) abgehalten, um die unterirdischen Götter für die Ruhe der abgeschiedenen Seelen günstig zu stimmen.

Die Čechoslaven hatten keinen eigenen Priesterstand. Die Familienhäupter, die Anführer der Stämme und der Fürst brachten selbst den Göttern die Opfer dar. Die Opfer waren theils blutige theils unblutige; gewöhnlich verbrannte man Thiere, namentlich Rinder, auf Anhöhen und Bergen oder opferte auch den Göttern in Hainen, wo ihre Bilder aufgestellt waren, indem man Opfergaben unter die einzelnen Bäume hinlegte.

Die Veränderungen des Sonnenstandes im Jahre und der hieraus sich ergebende Wechsel der Jahreszeiten gab Anlaß zu den üblichen Jahresfesten (hody). Zur Wintersonnenwende brachte man zahlreiche Opfer den Erd- und Wassergöttern dar; an diese Feier

erinnert noch heutzutage das in den böhmischen Ländern übliche „Koleda"-Fest. Die alten Čechoslaven bewillkommneten bei dieser Feier die wiedererwachende Sonne, das Licht als Sieger über die Finsterniß und freuten sich der neu erwachenden Natur. Der Sonne opferte man als der Spenderin des Lichtes und der Wärme; man sang Lieder, prophezeite ein günstiges oder ungünstiges Jahr nach gewissen Zeichen und Erscheinungen, die man an den Saaten, Brot und Obst wahrgenommen hatte. Den Anfang des Frühlings bezeichnete die Verbrennung der Morana; Anklänge an diese Feier sind die noch in Böhmen und Mähren erhaltenen Gebräuche „des schwarzen Sonntags" „(smrtelná neděle)." Der Tod, dargestellt als Puppe in weiblichen Kleidern, wird von Mädchen im Dorfe herumtragen, die das Lied singen: „Den Tod tragen wir aus dem Dorfe, einen neuen Sommer ins Dorf" und endlich die Puppe ins Wasser werfen. Ebenso begrüßte man im Anfange des Frühlings die Göttin Vesna, während das eigentliche Frühlingsfest „letnice" durch nächtliche Spiele an den Gräbern der Todten gefeiert wurden. Zur Feier der Sommersonnenwende (sobotky) opferte man der Sonne und dem Feuer, welche Opfer sich im Laufe des Sommers und des Herbstes wiederholten.

Kirchengeschichte.

In der religiösen Entwickelung des čechoslavischen Volkes lassen sich drei Hauptperioden unterscheiden: Die erste umfaßt die Zeit von der Christianisierung des Volkes bis zu den Husitenkriegen (1420); sie behandelt die Entwickelung der Kirche unter einheitlichen Oberhäuptern und schildert den großen Einfluß, den unter jenen Verhältnissen die Kirche auf das Volk ausübte. Die zweite Periode begreift in sich die Zeit seit den Husitenkriegen bis auf die Regierung Kaiser Ferdinands II. (1620); hier finden wir die Mehrheit des böhmischen Volkes im Widerstreite mit der katholischen Kirche, zerspalten in mehrere Religionsgenossenschaften. In der dritten Periode, welche die Zeit seit Kaiser Ferdinand II. bis auf unsere Tage umfaßt, sehen wir das böhmische Volk von neuem katholisch und die Vorherrschaft der katholischen Kirche fest begründet.

I. Periode:
Größter Einfluß der katholischen Kirche auf das Volk.

Mehr als acht Jahrhunderte waren verflossen, ehe das segensreiche Licht des christlichen Glaubens dem čechoslavischen Volke zu leuchten anfieng; erst im Jahre 863 kamen die beiden Slavenapostel, Constantin und Methodius, die der mächtige Fürst Rostislaw vom

byzantinischen Kaiser Michael III. sich erbeten hatte, nach dem bereits durch römische und deutsche Priester christianisierten Mähren. Die slavischen Gebiete zwischen den Karpathen und den Alpen, zwischen der Donau und den böhmischen Grenzgebirgen wurden das Feld ihrer Thätigkeit; da sie in slavischer Sprache predigten, Messe lasen und die andern gottesdienstlichen Handlungen verrichteten, fand ihre Lehre große Verbreitung, so daß in der kurzen Zeit eines Lustrums ganz Mähren christianisiert wurde. Doch ihr redliches Streben wurde von den benachbarten deutschen Bischöfen mit scheelen Augen angesehen; ja bald hören wir von Klagen, die diese nach Rom entsendeten, daß die beiden Apostel Neuerungen im Ritus und in der Sprache eingeführt hätten. Um sich gegen diese Anschuldigungen zu rechtfertigen, begaben sich beide Brüder nach Rom (867); Papst Hadrian II. überzeugte sich vollends von ihrer Rechtgläubigkeit, bestätigte die slavische Liturgie, verbürgte die Selbständigkeit der mährischen Kirche und bestellte Konstantin zum Bischofe. Als aber Constantin, der in Rom Mönch wurde und den Klosternamen Cyrillus annahm, bald darauf starb (869), kehrte Methodius als Bischof nach Mähren zurück. Hier hatte er abermals mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aus denen er siegreich erstand, um mit desto größerem Eifer seinem Berufe sich zu widmen. Die Taufe des böhmischen Herzogs Bořivoj in Velehrad (873) und die Erhebung seines Bisthums zum mährisch-pannonischen Erzbisthum (874) waren die Frucht seines opferwilligen Strebens. Aber die ungetrübte Freude wurde ihm nicht zu Theil; denn zum Suffragan wurde ihm der Bischof Wiching, ein Günstling Svatopluk's, beigegeben, der in eben nicht christlicher Weise gegen Methodius beim Herzoge und Papste intriguierte, so daß Methodius beim Papste Schutz suchen mußte. Bald darauf starb Methodius († 885), worauf Wiching und seine Genossen die slavischen Priester

verdrängten und die Blüthe der slavischen Kirche und Literatur in Mähren zerstörten. Nach dem Tode Svatopluk's entzogen sich die Böhmen dem Verbande mit dem großmährischen Reiche und begaben sich unter den Schutz Arnulfs; gleichzeitig traten sie in kirchliche Verbindung mit dem Regensburger Bischofe, seit welcher Zeit die lateinische Liturgie im Lande verbreitet wurde. In Mähren gelang es zwar dem Fürsten Mojmir II. die Einsetzung eines neuen Erzbischofs Johann zu erwirken (899); doch brachten in Kürze die Einfälle der Magyaren nicht bloß die politische, sondern auch die kirchliche Macht in Mähren zu Falle.

In Böhmen entwickelte sich unterdessen das kirchliche Leben immer erfreulicher. Groß sind die Verdienste Spytihněv's I. und Bratislav's I., noch mehr hat sich um die Kirche verdient gemacht der Sohn Bratislav's, Wenceslav oder Wenceslav, den die Böhmen mit Stolz ihren Landespatron nennen. Wie seine Großmutter Ludmila auf der Burg Tetin, so fand er in Altbunzlau den Tod. Als Märtyrer wurde er bald nach seinem Tode vom ganzen Volke verehrt und als erster Fürsprecher bei Gott von allen treuen Böhmen angerufen; sein Bild zierte die Heeresfahnen, wurde auf Münzen geprägt und der Choral zum hl. Wenzel ertönt seit Jahrhunderten im Kampf und im Frieden zu seiner Verherrlichung. Als unter Boleslav I. und seinem Nachfolger, Boleslav II., das böhmische Reich seine politischen Grenzen weit nach Osten rückte, trachteten seine Herrscher der böhmischen Kirche Selbständigkeit zu erwerben, zumal Kaiser Otto I. im nördlichen Deutschland für slavische Stämme fünf Bisthümer unter dem Magdeburger Erzbischof errichtet hatte. Boleslaw II. Müde sollte nicht ohne Erfolg sein.

Bei der Zusammenkunft Kaiser Otto's mit Boleslav II. und Mieczislav von Polen zu Quedlinburg erwirkte der Böhmenherzog

die Trennung Böhmens vom Regensburger Bisthume. Wolfgang, Bischof zu Regensburg, verfaßte selbst die Gründungsurkunde des Prager Bisthums, welches Papst Benedict VI. dem Erzbisthume Mainz unterordnete (973); die Prager Diöceſe umfaßte alle Gegenden, über die Boleſlav II. herrſchte, Böhmen, Mähren, Schleſien, einen großen Theil von Galizien und der Slovakei, doch nur auf kurze Zeit, indem alle dieſe Gebiete bis auf Mähren bald wegfielen und ſelbſt dieſes durch die Gründung des Olmüzer Bisthums (1063) ſelbſtändig wurde. Zum erſten Biſchofe wurde Dietmar, ein der ſlaviſchen Sprache mächtiger, aus Sachſen ſtammender Mönch, erhoben; ſein Nachfolger wurde Vojtěch, der erſte Böhme auf dem Prager Biſchofsſitze. Geboren als Sohn des mächtigen Stammesherrn Slavnik auf Libic an der Cidlina, genoß er die Anfänge des Unterrichtes auf der väterlichen Burg; alsdann begab er ſich, um die höheren Schulen zu beſuchen, nach Magdeburg, wo er den deutſchen Namen Adalbert erhielt, wurde Prieſter bei der Prager Hauptkirche und bald Biſchof. Mit großem Eifer widmete er ſich ſeinem Berufe, der ihn bald auch außerhalb ſeiner Heimat zu Ruf und Anſehen brachte, ſo daß ihn 984 der ungariſche Fürſt Geyſa in ſein Land rief. Er taufte dort den Sohn des Fürſten, den nachmaligen großen König Stephan der Ungarn; in ſeine Heimat zurückgekehrt ſtrebte er darnach, daß die heidniſchen Gebräuche beſeitigt würden und namentlich die Ehe für heilig gelte, was den Mächtigeren im Lande mißfiel. Zum zweitenmal unterbrach Adalbert ſeine ſegensreiche Thätigkeit in Böhmen und begab ſich nach Rom, wo er in ein Benedictinerkloſter eintrat; endlich trieb ihn der Undank ſeiner Landsleute zu den heidniſchen Preußen, wo er den Märtyrertod fand (997). Erſt 42 Jahre ſpäter bot das Grab des hl. Adalbert zu Gneſen das erhebende Schauſpiel, wie die Böhmen den alten Fehler gut zu machen verſprachen und feierlich

seine Gebote anerkannten. Als nämlich nach dem siegreichen Einfalle der Böhmen nach Polen Herzog Břetislav die Reliquien des hl. Adalbert nach Prag übertragen wollte, erlaubte es Bischof Severus nicht früher, als bis das Heer durch drei Tage Buße gethan und gefastet hatte. Zugleich erließ Břetislav einige Gesetze zur Hebung der Sittlichkeit des Volkes, wornach Vielweiberei und Mord mit Verbannung, Völlerei und Nichtbeachtung der Sonn- und Feiertage mit schweren Geldbußen geahndet wurden. Trotzdem erhielten sich noch immer heidnische Opfer im Lande, so daß Břetislav II. noch im Jahre 1092 anordnen mußte, daß alle heidnischen Haine zu verbrennen, alle Zauberer aus dem Lande zu vertreiben seien.

Der christliche Eifer in Folge der Kreuzzüge wuchs auch unter den Böhmen mächtig an. Zugleich hatte die politische Macht, zu welcher der Clerus während der Kreuzzüge gelangte, auch in Böhmen ihre Früchte getragen; die Zwietracht im Schooße der Fürstenfamilie begünstigte die Pläne des Bischofes Heinrich Břetislav, der sich nicht bloß vom Kaiser Friedrich das Privilegium eines Reichsfürsten zu erwerben wußte (1187), sondern auch bald darauf die Fürstenwürde erlangte. Doch seine politische Herrschaft war nur von kurzer Dauer. Bald darauf sind wir Zeugen eines neuen Kampfes zwischen dem Könige Přemysl Otokar I. und dem Bischofe Andreas, der endlich mit einem Concordate endigte (1221), durch welches die verlangte Immunität der Prager Kirche und des Clerus anerkannt wurde. Das Bestreben desselben Bischofes Prag zur Metropole für Böhmen und Mähren zu erheben, fand nicht die Verwirklichung; ebenso mißlangen die Versuche Přemysl Otokar II., welche das Gleiche bezweckten. Erst Karl IV. war es gegönnt das Prager Bisthum nach Lösung der Unterordnung unter das Erzbisthum von Mainz zur Metropolie

zu gestalten, wobei dem neuen Prager Erzbischof nicht nur das Olmützer Bisthum, sondern auch das neu errichtete Bisthum zu Leitomyšl zugetheilt wurde (1344). Groß sind die Verdienste des ersten Erzbischofs, Ernst von Pardubic; doch während er mit der weltlichen Macht im besten Einvernehmen stand, geriethen seine Nachfolger in Widerstreit mit derselben, wozu alsbald die husitische Bewegung kam, welche das Erzbisthum zu Falle brachte; Konrad, welcher zur Husitenpartei übergetreten war, wurde 1426 vom Papst Martin V. in Acht erklärt und abgesetzt. Eine Wiederbesetzung des Erzbisthums war nicht möglich, indem die materielle Dotation fehlte, und so blieb mehr als 130 Jahre der Metropolitan-Sitz unbesetzt. Gleich zu Anfang dieser Wirren gieng auch das Leitomyšler Bisthum ein, 1425, und wurde auch später nicht wieder errichtet.

Die Kirchenverfassung in dieser Periode war folgende. Das Haupt der Kirche war der Bischof; ursprünglich wurde er am Landtage gewählt, an welchem nicht bloß der Clerus, sondern auch die Großen theilnahmen. Gewöhnlich geschah die Wahl auf solche Art, daß der Herzog sich zuvor mit den Großen des Clerus und Adels ins Einvernehmen setzte, am Landtage dann den Candidaten des Bisthums nominierte, worauf die ganze Versammlung durch lauten Ausruf ihre Zustimmung bekannt gab. Erst zu Anfang des XIII. Jahrhundertes erwarb das Prager Capitel das Recht den Bischof selbst zu wählen; wahrscheinlich wurden bei der Wahl alsdann Vertrauensmänner erkoren, gewöhnlich drei, welche abgesondert den Candidaten zu nominieren hatten, nnd zwar sollte dies innerhalb eines Zeitraumes, ehe eine angezündete Kerze zu Ende brannte, einhellig geschehen. Der Name des Gewählten wurde allsogleich dem Clerus und dem Volke verkündet. Dem Bischofe stand das Capitel zur Seite. Ursprünglich

umfaßte dasselbe den gesammten Clerus der Bischofskirche, der unter der Leitung des vom Bischofe eingesetzten Probstes stand. Erster Probst wurde beim Prager Capitel ein Freund des hl. Adalbert, Willico.. Um die Regular-Vorschriften hatte sich Probst Marcus (1068—1098) wesentliche Verdienste erworben; derselbe wählte aus dem Clerus 25 Brüder, welche er zum gemeinsamen Wohnen und Tragen des kanonischen Kleides verpflichtete, die eigentlichen Canonici. Ihre Zahl wechselte je nach den Umständen. Nebst dem Probste werden als besondere Functionäre genannt: der Decanus, als Mitleiter des Capitels, der Scholasticus, als Vorsteher der Schulen, der Custos, welchem das Kirchen-Inventar anvertraut war. Als weitere Kirchenprälaten werden genannt der Sacristan, der Gesangsleiter und der Schatzmeister. Zur Versehung des Gottesdienstes waren nebst den Pfarrern die Vikäre bestimmt, die im Chor sangen, ebenso die Altaristen, denen je ein Altar bestimmt war, und die Bonifanten, denen das Absingen der Psalmen oblag.

Neben dem Bischofs-Capitel entstanden Collegiat-Capitel, auf daß der Gottesdienst feierlicher wäre; das erste wurde in Böhmen zu St. Georg in Prag gegründet, wahrscheinlich im Jahre 912 vom Fürsten Bratislav. Sehr berühmt war das königliche Capitel am Vyšehrad, gegründet im Jahre 1070 vom König Bratislav II.; dasselbe unterstand unmittelbar dem apostolischen Stuhle, der Probst galt für den höchsten Geistlichen nach dem Bischofe im Lande. Zur Zeit Karl IV. gab es in Böhmen sieben Collegiat-Capitel und zwar in Prag drei: auf dem Vyšehrad, zu Allerheiligen und zu St. Egydi, außerhalb Prag zu Sadska, welches auch damals nach Prag zum hl. Apollinaris übertragen wurde, zu Altbunzlau, Melnik und Leitmeritz.

Wichtig für die Kirchenverwaltung waren die Archidiaconate;

ihre Vorsteher waren die Leiter großer Kirchensprengel, welche wieder in Decanate zerfielen. Gewöhnlich waren die Archidiacone von den Domcapiteln beigestellt; die Canonici, welchen dieses Amt anvertraut war, wohnten längere Zeit beim Capitel und versahen ihre kirchlichen Functionen, während sie die andere Zeit mit der Visitation ihres Sprengels zubrachten, wobei sie auf strenge Beachtung der Kirchengesetze sahen. Sie verlautbarten den Seelsorgern ihres Sprengels die bischöflichen Verordnungen und versandten zu Ostern den einzelnen Kirchen die heiligen Öle. Ihnen unterstanden die Decane, die, gleich den bischöflichen Vicären, in Mähren Dechanten unserer Tage, kleineren Sprengeln vorgesetzt waren. Ursprünglich gab es in Böhmen 13 Archidiaconate, deren Zahl später auf 10 herabgesetzt wurde; dafür stieg im Laufe der Zeit die Zahl der Decanate, indem wegen der dichteren Bevölkerung manche getheilt wurden. Im XIV. Jahrhunderte zählte man in der Prager Diöcese 57 Decanate.

Die Seelsorge in den einzelnen Gemeinden oblag den selbstständigen Priestern, die Pfarrer genannt wurden. Ihre Zahl wuchs mit den Gründungen von Kirchen; schon zu Zeiten des hl. Wenzeslaus fanden sich auf den meisten Burgen Kirchen vor; ihre Zahl wuchs sehr rasch auch im offenen Lande, wovon die große Anzahl von Dorfkirchen ein beredtes Zeugniß ablegt, die Böhmen schon im XI. Jahrhunderte aufzuweisen hatte. Der Ruhm des höchsten Alterthums unter ihnen gebührt der Kirche zu Levý Hradec, die Borivoj erbaut hatte, in der Nähe von Prag; ihr folgte in Prag selbst die von Bratislav gegründete St. Georgskirche, wo auch die erste Märtyrerin, die hl. Ludmila, begraben ist. Beide überragte an Pracht die vom hl. Wenzeslaus erbaute St. Veitskirche, die spätere bischöfliche Kirche. Rasch erstanden zahlreiche Kirchen in allen Theilen des Landes. Es ist zu verwundern,

daß es im XIV. Jahrhunderte in Böhmen an 2100 Pfarreien gab, um 200 mehr als heutzutage bei einer viel dichteren Bevölkerung. Oft war es demnach nöthig, daß andere Priester den Pfarrer vertraten, die dann Vicäre hießen; dieselben waren entweder ständig angestellt z. B. im Namen des Capitels oder nur zeitweilig zur Aushilfe dem Pfarrer beigegeben. Als neben den Kirchen fromme Gläubige Capellen mit Fundationen zum Messelesen erbauten, wurden bei solchen Capellen eigene Priester angestellt, die man Capläne nannte.

Alle diese kirchlichen Institute verdankten ihre Fundationen meistentheils der Freigebigkeit der Landesfürsten. Die Fundation bestand in Gütern und Dörfern, theils auch in Geld und allerlei Producten; sehr groß war dieselbe für das Prager Bisthum, dem an 400 Dörfer zugeschrieben waren. Schon im Jahre 992 beschloß der Landtag zu Gunsten des Clerus den Zehent ausheben zu lassen, obzwar derselbe nie den zehnten Theil der Feldfrüchte betrug, sondern als geringe Zahlung von jedem Feuerherde ausgehoben wurde; einen Theil bekamen die Pfarrer, den Rest der Bischof.

Die Pflege der Wissenschaften und der Kunst, die Leitung der Schulen und größtentheils auch die Pflege der Kranken und der Armen, lag der Geistlichkeit ob, und war dabei besonders der Regular-Clerus thätig. Außerdem waren die Kirchengüter nicht frei von Lasten; ihre Ansiedler waren zum Heeresdienste verpflichtet, zahlten Steuern und leisteten Frohndienste; ja es stand dem Herrscher das Recht zu, ohne Bewilligung des Landtages dem Clerus eine Steuer aufzuerlegen. Anders gestalteten sich die Sachen, als seit der Mitte des XII. Jahrhundertes zahlreiche Immunitäten dem Clerus zu Theil wurden; diese wie auch neue Gründungen führten im Laufe der Zeit zu dem bekannten großen Reichthume der böh-

mischen Kirche, der weit das Bedürfniß überstieg und zur Quelle vieler Übel wurde.

Sehr große Verbreitung fanden die Klöster in den böhmischen Ländern. Der erste Orden, der in Böhmen eingeführt wurde, war jener der Benedictiner, dessen erstes Mönchskloster zu Břevnov, jetzt gemeiniglich St. Margareth genannt, bei Prag, das Lieblingswerk des hl. Adalbert war (993); zwölf Mönche aus dem Kloster des hl. Alexius zu Rom, in welchem der hl. Adalbert die Profeß ablegte, waren die ersten Ansiedler. Radla, Genosse Adalbert's, wurde erster Abt und nahm als solcher den Namen Anastasius an. Unter den anderen zahlreichen Klöstern war das Kloster zu Sázava berühmt, welches sich der slavischen Liturgie bediente; erster Abt war der hl. Prokopius. Doch lange sollte der slavische Ritus nicht ausgeübt werden; schon im Jahre 1056 wurden die slavischen Mönche von Sázava von Spytihněv II. ausgewiesen, aber nach acht Jahren zurückberufen, um vor Ende des Jahrhundertes unter Břetislav II. gänzlich verdrängt zu werden (1096). Erst unter Karl IV. wurde die slavische Liturgie von neuem eingeführt in dem Kloster, das bei der Kirche des hl. Cosmas und Damianus gegründet wurde; da es am Ostermontag des Jahres 1372 vom Erzbischofe Johann eingeweiht worden war, hieß es das Kloster zu Emaus. Aus Kroatien berief Karl IV. die Mönche (1348) und setzte als ersten Abt Johann, wahrscheinlich einen Kroaten von Geburt, ein; doch auch hier war die slavische Liturgie nicht von langer Dauer. Auch im Schwesterlande Mähren war das erste Kloster von den Benedictinern errichtet, die Herzog Břetislav aus Břevnov nach Raigern eingeführt hatte (1048).

Seit der Regierung Soběslav I. fanden in Böhmen zwei neue Orden Verbreitung: die Prämonstratenser wurden zuerst am Strahov zu Prag eingeführt (1139), während 12 Jahre später die

Benedictiner zu Hradisch demselben Orden in Mähren weichen mußten. Der zweite Orden, jener der Cistercienser, erhielt sein erstes Kloster zu Sedlec (1143). Bald darauf wurde der Johanniterorden in Prag eingeführt und erhielt seine erste Commende zur hl. Maria nächst der Brücke auf der Kleinseite, welche später nach Strakonic verlegt wurde, wo der Orden reich begütert war. Auch der deutsche Ritterorden und der Templerorden hatten ihre Commenden in Prag, ersterer zu St. Peter am Poříč (1217), letzterer auf der Altstadt zum hl. Laurenzius (1240). In Mähren waren die Johanniter vertreten, dagegen der Templerorden nicht, der auch in Böhmen schon im Jahre 1312 in Folge der Auflösung des Ordens seine Güter dem Johanniterorden abtreten mußte. Der Ritter-Orden der Kreuzherrn vom Grabe Christi erhielt 1190 eine Probstei am Zdaraz zu Prag. Nach dem Muster dieser Kreuzherrn entstand in Böhmen ein neuer Orden, jener der Kreuzherren vom rothen Sterne, dessen Bestimmung die Pflege der Armen und Kranken war. Agnes, die Tochter Přemysl Otokar I., gründete zuerst ein derartiges Hospiz zu St. Franciscus auf der Altstadt, später eines bei St. Peter am Poříč, welche nach damaliger Sitte eigene Bruderschaften leiteten. Bald darauf erfolgte die Vereinigung dieser und anderer Bruderschaften zu einem Orden, der seinen Mittelpunkt und Hauptsitz in Prag hatte, und welchem Papst Gregor IX. im Jahre 1237 die Regel des heil. Augustin zur Richtschnur gab. Der Meister des Prager Hauses war der Oberste des ganzen Ordens und heißt als solcher General-Großmeister; seinen Sitz nahm er 1251 in dem Ordenshause nächst dem Altstädter Brückenthurm, das noch heute dieselbe Bedeutung hat. Der Orden fand vielen Anklang und verbreitete sich auch in Mähren, Schlesien, Ungarn, Nieder-Österreich und einigen Gegenden Polens.

Unter Přemyſl Otokar I. fingen auch die Bettelorden an ſich in Böhmen anzuſiedeln; ſchon 1226 erhielten die Dominikaner die Kirche zu St. Clemens am Poříč, die Franziskaner unter Wenzel I. (1234) das Kloſter des hl. Franziskus auf der Altſtadt, die Minoriten das zu St. Jakob (1232). Unter Otokar II. ſiedelte ſich der Orden der Cyriaken (auch büßende Brüder) bei der Kirche des hl. Kreuzes (1256) an; gleichzeitig gründeten die Auguſtiner ein Kloſter zu Stockau und dreißig Jahre ſpäter in Prag zu St. Thomas auf der Kleinſeite. Im XIV. Jahrhunderte wuchſen hinzu die Karthäuſer (Kloſter zu Smichov 1341), Karmeliter von Karl IV. berufen (Kloſter Maria Schnee zu Prag 1347), Serviten mit dem Kloſter am Slup in Prag (1360) und Cöleſtiner, die ihr erſtes Kloſter am Oybin zu Zittau erhielten (1366) und ſpäter auch in der Nähe des Servitenkloſters zu Prag ein Kloſter des hl. Michael für ſich erbauten.

Faſt alle dieſe Orden beſaßen auch Nonnenklöſter. Dem Benedictinerorden gehörte das erſte böhmiſche Nonnenkloſter zu St. Georg in Prag, welches faſt gleichzeitig mit dem Bisthume von der Schweſter Boleſlav II. gegründet worden war. Mlada, zugleich erſte Äbtiſſin, empfieng den Hirtenſtab vom Papſte Johann XIII. ſelbſt. Beſondere Erwähnung verdient der Orden der Magdaleniterinnen, den Canonicus Milič in Prag zur Beſſerung von bußfertigen Weibern errichtete; leider gieng er nach dem Tode ſeines Gründers bald ein.

Den Orden waren auch die Schulen zugewieſen, da ſie hauptſächlich zur Ausbildung der Mönche und des Clerus dienten und daher auch bei den einzelnen Kirchen ſich vorfanden. Je nach dem Range der Kirche unterſchied man drei Claſſen von Schulen: In die erſte reihte man die Pfarrſchulen ein, die ſich in kleineren und größeren Städten vorfanden; höhere Schulen waren bei den

Collegiat-Kirchen und dienten zur Ausbildung der reiferen Jugend; Bei der Kathedralkirche zu Prag bestand die einzige hohe Schule, in der die zur allgemeinen Bildung gehörigen Wissenschaften vorgetragen wurden (studium particulare); dieselbe erfreute sich zu Zeiten Otokar II. eines großen Rufes, so daß aus entfernteren deutschen Ländern Schüler nach Prag zu kommen pflegten. Vorsteher derselben war der Scholasticus des Prager Capitels, dem die Aufsicht über alle Schulen der Diöcese und das Prüfen der Candidaten zustand. Als das Bisthum zum Erzbisthum erhoben wurde, errichtete man an derselben die Stelle eines Doctors der Theologie, welcher die theologischen Wissenschaften leiten sollte. Aber dieses Studium reichte nicht aus, daher gründete Karl IV. im Jahre 1348 eine hohe Schule in Prag, nachdem Papst Clemens VI. seine Einwilligung dazu ertheilt hatte; das Kanzleramt wurde dem Prager Erzbischof übergeben.

Die Prager Universität bestand aus den üblichen vier Facultäten; zur Facultät gehörten alle, die das Recht vorzutragen besaßen und unter einem Vorstande (decanus) und Facultätsrath standen. Die Facultät bestimmte den Unterrichtsplan und prüfte die Candidaten, die den Grad eines Baccalaureus oder Magisters erreichen wollten. Collegium hieß das Institut, in welchem eine Anzahl von Professoren Wohnung, Kost und volle Versorgung erhielt; die Zahl der so angestellten Professoren wurde durch Zuweisung des Doctors der Theologie und anderer Theologen der einzelnen Klöster bedeutend vermehrt. So hatte Karl IV. das ganze Capitel zu Allerheiligen der Universität einverleibt, wornach die einzelnen Stellen nur mit Magistern der Prager Universität besetzt werden sollten. Da es um diese Zeit in ganz Mitteleuropa keine Universität gab, strömten nach Prag Studierende aus allen Theilen Deutschlands, aus Ungarn, Polen und Skandinavien; alle diese Angehörigen der Universität,

Studenten und Professoren bildeten eine Communität (universitas), welche durch päpstliche und königliche Privilegien von aller Gerichtsbarkeit befreit war und sich selbst unter aus ihrer Mitte gewählten Vorständen verwaltete; der höchste Vorstand hieß Rector, der die Oberleitung aller Angelegenheiten führte. Die Prager Universität theilte sich in vier Nationen: die böhmische, polnische, sächsische und bayerische; jede wählte eine gleiche Anzahl von Mitgliedern in den Universitäts- und Facultätsrath. Das Übergewicht der fremden Nationen widerstrebte den Interessen der böhmischen Nation, zumal im Laufe der Zeit das Verhältniß nicht den wirklichen Umständen entsprach; dazu gesellten sich noch politische Momente, welche zur Folge hatten, daß König Wenzel IV. im Jahre 1409 anordnete, daß künftighin bei allen Verhandlungen der Universität und Facultäten die böhmische Nation drei Stimmen habe und die drei übrigen Nationen nur eine. Die deutschen Magister und Studenten zogen in Folge dessen aus Prag aus.

Bis in die Mitte des XIII. Jahrhundertes waren die böhmischen Länder frei vom Sectenwesen geblieben; erst im Jahre 1256 kam die Secte der Flagellanten nach Böhmen und verbreitete sich von da auch nach Mähren und Schlesien. In Haufen zu mehreren Hunderten zogen die Flagellanten verhüllten Hauptes und nackten Oberleibes von Ort zu Ort, sangen Bußlieder und gaben sich zweimal des Tages der öffentlichen Geißelung hin; da sie Irrlehren verbreiteten und der Öffentlichkeit Ärgerniß gaben, wurden schon das nächste Jahr zwei Brünner Minoritenmönche Bartholomäus und Lambert zu Inquisitoren für die Länder der böhmischen Krone ernannt. Ihrem Bemühen gelang es die Secte zu unterdrücken, bis sie unter Karl IV. (1349) in Prag von neuem auftauchte; wie bei ihrem ersten Erscheinen schlossen sich auch diesmal ihnen viele an, bis mit ihrer Ausweisung

durch den Erzbischof Ernst auch diese Herrlichkeit ein kurzes Ende fand. Unterdessen trat eine neue Secte auf, die der Begharden; dieselben wurden vom Concilium zu Vienne (1319) für Ketzer erklärt und flüchteten sich nun aus Österreich und Steiermark nach Böhmen und Mähren. Sie lehrten, daß der Geist nicht befleckt werde von sinnlichen Sünden des Menschen, glaubten nicht an die Dreieinigkeit Gottes und verwarfen etliche Sakramente. In der Prager Diöcese bildeten sie eine Genossenschaft unter einem Erzbischofe und sieben Bischöfen, von denen jeder an 300 Brüder und Schwestern unter seiner Obhut hatte. Da im Jahre 1315 auch in Prag die Dominicaner zu St. Clemens zu Inquisitoren für Böhmen ernannt worden waren, ließen diese bald darauf 14 Begharden, die aus Österreich nach Prag sich geflüchtet hatten, öffentlich verbrennen (1318); gleiches Schicksal drohte noch vielen andern, die aber zuletzt mit schwerer Haft davonkamen. Aber Bischof Johann IV. setzte die Inquisitoren ab und schenkte den gefangenen Begharden die Freiheit; diese Milde kam ihm theuer zu stehen, da er beim päpstlichen Stuhle angeklagt und 11 Jahre zu Avignon gefangen gehalten wurde. Gerade seine Abwesenheit förderte das weitere Verbreiten der Secte, die zur Nachtzeit in Höhlen und Grotten ihre Versammlungen abhielt und daher auch „Grubenheimer" hieß; da bestimmte Papst Benedict XII. zur Ausrottung der Secte zwei neue Inquisitoren und zwar für die Prager Diöcese Gallus aus Neuhaus, und für die Olmützer Peter von Načerac. Gallus wirkte hauptsächlich im südlichen Böhmen, so daß die Begharden aus dieser Gegend verschwanden; erst unter Wenzel IV. erschienen sie wieder in Böhmen (1390) doch nur auf kurze Zeit, da auf Befehl des Königs die Landesämter sehr streng gegen sie auftraten.

Das Verhältniß der Kirche zum Staate war in den böhmi-

schen Ländern von Anfang her ein sehr freundschaftliches, was die häufige und ausgiebige Unterstützung der Kirche von Seiten der böhmischen Fürsten beweist. Seine Regelung geschah auf den Landtagen; so wird uns berichtet, daß der Landtag im Jahre 992 seine Einwilligung zur Einhebung des Zehents gegeben, ebenso dazu, daß dem Bischofe es zustehe, Ehen zwischen Blutsverwandten für ungültig zu erklären. Desgleichen wurden von dem zu Gnesen versammelten böhmischen Heere, das als Landtag zusammengetreten war, wichtige Gesetze zur Förderung des christlichen Glaubens erlassen, welche am Landtage des Jahres 1092 unter Břetislaw II. erneuert wurden. Alle diese Vereinbarungen geschahen ohne Vermittelung des Papstes; als aber seit der Mitte des XI. Jahrhundertes, besonders seit Gregor VII., die Päpste sich eine größere Macht über Bischöfe und Könige anzueignen suchten, änderte sich das Verhältniß und die Päpste suchten auch in Böhmen ihre Macht zu entfalten. Es geschah dies durch Abschickung von päpstlichen Legaten; den ersten Legaten entsandte Papst Alexander II. nach Böhmen (1072), als ein Streit zwischen dem Olmützer Bischof Johann und dem Prager Bischof Jaromir, einem Přemysliden, von den Deutschen Gebhard genannt, ausgebrochen war; zugleich sollte er mit Herzog Wratislav wegen Einhaltung des Cölibates von Seiten des böhmischen Clerus verhandeln. Der Legat Rudolf berief eine Synode, zu der Gebhard nicht erschien und dafür in Bann gethan wurde. Aber daraus entstand ein großer Aufruhr unter dem Prager Clerus; die Canonici und Priester zerrissen ihre Stolen, entblößten die Altäre und stellten allen Gottesdienst ein, so daß der päpstliche Legat sich genöthigt sah, den Bann aufzuheben und nur die Verwaltung des Amtes dem Bischofe zu verbieten; erst nach zwei Jahren wurde der Streit endgiltig zu Rom vom Papst Gregor VII.

geschlichtet. Betreff des Cölibates geschahen damals keine Vereinbarungen; erst nach einem halben Jahrhundert führte der päpstliche Legat Guido die Gesetze des Cölibats und strenger Disciplin in Böhmen durch (1143). Verheiratete Priester mußten entweder ihre Frauen (wenn diese einwilligten) oder ihr Amt verlassen; so geschah es dem Prager Probste Jurata, der ohne Weihe ein Weib besaß, das zur Trennung nicht einwilligte, ebenso dem Decanus und Archidiaconus Petrus, welcher drei Weiber besaß und der Simonie angeklagt worden war. Anfangs gieng die weltliche Macht Hand in Hand mit den päpstlichen Legaten; erst später als von Seiten der Beamten die Immunitäten der Kirche nicht beachtet wurden, kam es zum Widerstreite zwischen beiden. Derselbe führte zur Exemption des Prager Bisthums aus der herzoglichen Macht unter Bischof Břetislav Heinrich (1187), welche aber bald aufhörte, indem sein Nachfolger Bischof Daniel allen diesen Rechten entsagte und sogar die Investitur nicht mehr vom deutschen Kaiser, sondern aus der Hand des Herzogs Vladislav III. entgegennahm. Als Bischof Andreas (1214—24) neue Klagen beim Könige Přemysl Otokar I. erhob, daß die Immunitäten der Kirche verletzt würden, daß die weltliche Macht in die Gerichtsbarkeit des Clerus eingreife und daß die Besetzung der Pfarrbenefícien willkürlich vorgenommen werde, sandte Papst Honorius, als das vom Bischofe über das ganze Land verhängte Interdict nichts fruchtete, den Legaten Gregor de Crescentio nach Böhmen (1222), welcher den König dazu bewog, daß die Privilegien der Prager Kirche erneuert und auch auf den übrigen Clerus ausgedehnt wurden.

Da zu dieser Zeit der Clerus an Bildung die anderen Stände überragte, ist es erklärlich, daß er regen Antheil an dem Staatsleben nahm. Am Landtage hatte der Bischof die erste Stelle

nach dem Herzoge und auch die Äbte und Pröbste der einzelnen Capitel saßen unter dem vornehmen Adel. Dem Clerus war das Schriftwesen sowohl am Hofe wie bei den Ämtern übertragen; lange Zeit wurde die Stelle des Kanzlers und der Schreiber am Hofe ausschließlich von Priestern versehen; ebenso wurden Priester, da sie der lateinischen Sprache kundig waren, zu Sendboten gebraucht. Unter der Leitung des Clerus wurden die Gottesgerichte abgehalten, die sich in den böhmischen Ländern bis auf Karl IV. erhalten haben; auf Anrathen des Erzbischofs Ernst hob sie Karl IV. auf.

II. Periode:
Das böhmische Volk im Widerstreite mit der katholischen Kirche (1420—1624).

Die große politische Macht, zu welcher die Päpste im Laufe des XIII. und XIV. Jahrhundertes gelangt waren, erheischte viel Aufwand, welchen die Päpste aus den Einnahmen der Kirchen in den einzelnen Ländern zu decken suchten. So geschah es auch in den böhmischen Ländern; der böhmische Clerus wurde angehalten, den päpstlichen Legaten die Kosten ihrer Reisen zu vergüten, später wurde als allgemeine Steuer der päpstliche Zehent ausgehoben und zwar anfangs nur in außerordentlichen Fällen, wie zur Führung der Kreuzzüge, später sehr häufig ohne Angabe des Grundes, namentlich im XIV. Jahrhunderte, wo die Abgabe in manchem Decennium mehreremale eingefordert wurde. Große Taxen erheischten die päpstlichen Bullen, die ins Land kamen, ebenso die Bestätigung der Wahl der Bischöfe und Äbte; so war das Prager Erzbisthum mit großen Opfern bei der Neubesetzung des Sitzes belastet. Nicht minder wurde die Berufung an den Papst, welche oft mit Umgehung der bischöflichen Gerichtsbarkeit,

Platz griff, und besonders die Besetzung der Beneficien aus päpstlicher Gnade zu einer ergiebigen Quelle der Einnahmen des römischen Stuhles. Man staunt, wenn man liest, daß Papst Urban VI. (1378) gleich nach seiner Wahl allein beim Prager Capitel im Laufe von 16 Tagen 20 kanonische Präbenden ertheilte und in solcher Weise auch später vorgieng, so daß er fast alle allein besetzte. Nach dem Beispiele der Päpste verkauften auch weltliche Patrone Beneficien, wodurch unwürdige Personen Mitglieder des Clerus wurden; solche Priester ergaben sich dem Vergnügen und der Unsittlichkeit, versahen nur auf mechanische Weise ihre dienstlichen Functionen, ja manche übten nur solche aus, die ihnen einen Ertrag abwarfen, während sie sich sonst von Vikären vertreten ließen. Schon im Jahre 1350 klagt Erzbischof Ernst in den Statuten über die Lauigkeit im Dienste, und 1380 spricht sich der visitierende Archiacon über 16 von 39 Prager Pfarrern in tadelnder Weise aus. Daß unter solchen Umständen die Gerichtsbarkeit gegen Geistliche milde ausgeübt wurde, wer würde sich darüber wundern?

Doch solche Zustände konnten nicht für die Dauer erhalten werden; eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern war unbedingt nothwendig. Und so sehen wir früher als anderswo in Böhmen die Fahne der kirchlichen Reform entfalten; schon unter Karl IV. und dem Erzbischofe Ernst begann dieselbe, indem sie die Prediger Konrad Waldhauser und Johann Milič nach Prag beriefen, auf daß sie von der Kanzel das Volk zum tugendhaften Leben anleiten. Konrad Waldhauser wurde 1358 aus Österreich nach Prag berufen und als Prediger an der St. Gallikirche angestellt; seine deutschen Predigten wirkten so mächtig, daß Prager Bürgerinnen, die sich früher mit großem Aufwand kleideten, ihre reichen Gewänder ablegten und nur einfach einhergiengen, daß

Wucherer Buße thaten und eitle Leute den Freuden der Welt entsagten und gottesfürchtig wurden. Heftig predigte auch Waldhauser gegen die Klöster, daß sie Mitglieder nicht ohne Geld aufnehmen wollen, tadelte die Völlerei der Mönche, die im Lande herumbetteln und dann im Geheimen an reichbesetzten Tischen schmausen. Johann Milič versah ursprünglich den Kanzleidienst beim königlichen Hofe, wurde später Canonicus zu Prag und selbst Verweser des Prager Archidiaconates; doch auf einmal trat eine vollständige Sinnesveränderung bei ihm ein, er entsagte seinem Stande und widmete sich dem Predigen. Im Jahre 1364 predigte er zum erstenmale bei St. Niklas auf der Kleinseite in böhmischer Sprache; seine Predigten wurden anfangs verlacht, später aber wurden sie so beliebt, daß er an Feiertagen selbst viermal in verschiedenen Kirchen predigte. Besondere Beliebtheit erwarb er sich beim jüngeren Clerus, für den er auch lateinische Predigten abhielt. Beide Prediger kamen der herrschenden Classe des Clerus nicht willkommen und da sie amtlich nicht geahndet werden konnten, wurden sie der Ketzerei beschuldigt; Waldhauser mußte sich vor dem Erzbischofe in Prag rechtfertigen, während Milič in Rom und zu Avignon wegen seiner Lehre über den Antichrist sich zu verantworten hatte. Auch der Prager Canonicus Mathias von Janov eiferte in seinen Predigten gegen den damaligen Zustand der Kirche und legte seine Ansichten darüber in dem Werke „Über die Vorschriften des alten und neuen Testamentes“ nieder; er eiferte dagegen, daß der Clerus mehr auf nebensächliche Dinge als auf die Hauptgrundlage der Lehre Christi achte, verwirft den Luxus in den Bauten der Kirchen, die zahlreichen Ceremonien und die übergroße Zahl der Messen, was alles von den Priestern erfunden worden sei, um nur vor dem Volke zu glänzen. Obzwar er sich für rechtgläubig erklärt, kann er nicht umhin den Päpsten die

größte Schuld an der Verderbtheit der Kirche beizumessen, die hauptsächlich durch Ertheilung der Präbenden von Rom aus herbeigeführt wurde. Die größte Berühmtheit erreichte aber Johannes Hus. Geboren den 6. Juli 1369 zu Husinec im südlichen Böhmen, studierte er an den niederen Schulen zu Prag, dann an der Facultät der freien Künste, wurde 1396 Magister derselben, worauf er auch Theologie studierte und wahrscheinlich um 1400 ausgeweiht wurde. Bis zu dieser Zeit war er seiner Aufgabe nicht bewußt; er gefiel sich in schönen Gewändern, nahm gern Antheil an Festgelagen und spielte leidenschaftlich das Schachspiel. Erst nach der Weihe wurde er ernst und beschloß sich ganz seinem Beruf zu widmen. Hus wurde Prediger bei der Bethlehemskapelle zu Prag, die Johann von Mühlheim errichtet hatte (1391), und erreichte durch seine Kanzelvorträge, die zahlreich vom Volke und Adel und auch vom jüngeren Clerus besucht wurden, solche Beliebtheit, daß er von der Königin Sophie zum Hofkaplan ernannt wurde. Aus den Schriften Johann Wycliffe's entnahm Hus viele Belehrung, doch gieng er sowohl in Bezug auf seine Lehren wie auch betreffs der hl. Schrift nicht so weit wie Wycliffe, ja nicht so weit als Mathias von Janov, da er nie den Verband mit der Kirche preisgeben wollte. Er eiferte gegen die übermäßigen Dotationen des Clerus, mit denen oft gegen die ursprüngliche Bestimmung Handel getrieben wurde, und wies darauf hin, man möchte lieber mit den reichen Mitteln der Noth abhelfen und Wissenschaft und Kunst fördern. Da er selbst moralisch rein war und nach keinen fetten Beneficien haschte, also seine Lehre auch praktisch ausübte, wurde er ein Dorn im Auge der Feinde jeglicher Reform, welche seine Vorliebe für die Schriften Wycliffe's dazu benutzten, um ihn der Ketzerei zu beschuldigen. Obzwar Hus und seine Freunde die Lehre Wycliffe's ver-

warfen, verbot man ihm doch dessenungeachtet das Predigen und that ihn in Bann. Als im Jahre 1412 Hus gegen den Ablaß predigte, aus dessen Erträgniß der Kreuzzug gegen Ladislaus von Apulien unternommen werden sollte, erklärte ihn selbst der Papst in die Acht, worauf Hus Prag verließ und im südlichen Böhmen sich aufhielt. Da er in seinen theologischen Schriften theoretisch manche Sätze betreffs der Macht des Papstes und des Clerus vertheidigte, die mit der hergebrachten Lehre der Kirche nicht übereinstimmten, wurde er vor das Concilium zu Konstanz vorgeladen, wohin er sich auch stellte. Anfangs bewegte er sich auf freiem Fuße bis durch die Thätigkeit seiner einheimischen Feinde seine Gegner mächtig wurden und ihn einkerkern ließen; nach längeren Verhandlungen erklärte Hus einer Commission von 8 Mitgliedern schriftlich (1. Juli 1415), daß er alle gegen ihn geachteten Artikel nicht widerrufen könne, um nicht einen Meineid zu begehen, da sie auf falschen Zeugnissen beruhen. Was seine Lehren betreffe, verwerfe er alles, was unrecht wäre, aber alle könne er nicht abschwören, um der Wahrheit nicht untreu zu werden. Auf Grund dessen wurde er als Ketzer verurtheilt und starb den Flammentod (6. Juli 1415). Erst nach Abgang des Hus führten einige seiner Freunde die Communion unter beiden Gestalten ein, welche Hus dann von Konstanz aus billigte. Das Consilium verwarf diesen Gebrauch und verbot denselben im ganzen Umfange der Kirche; aber Anhänger des Hus war nun schon bald alles, was dem Lande Böhmen angehörte und so erklärte Papst Martin V. dem ganzen böhmischen Volke den Krieg. Denn schon auf den Volksversammlungen, die gleich nach der Verbrennung des Magisters Hus (1415) in Böhmen stattgefunden hatten, wurde dem Consilium zu Konstanz der Gehorsam gekündigt und dem künftigen Papste Treue nur dann versprochen, wenn er die Forderungen der Utraquisten

genehmigen würde, nur ein Theil des höchsten Adels erklärte sich dagegen, da die größte Zahl der Beneficien den Adelsgeschlechtern zukam und man in dem damaligen Zustande die eigene Sache verfocht. Wenzel IV. begünstigte die Husiten und erst nach großen Drohungen des Papstes Martin V., als sein Bruder Sigismund der päpstlichen Partei sich anschloß, wurde er wankend. Aus Anlaß dessen kam es zu Aufruhr in Prag und am Lande, wo das Volk auf Anhöhen zu religiösen Discussionen in Waffen zusammenkam. Da starb Wenzel IV.; der zur Nachfolge berufene Sigismund, gedachte mit Gewalt der Waffen jeden Widerstreit zu beseitigen, wobei ihm ein Kreuzheer behülflich sein sollte. Wider Erwarten wurde in Folge der vorzüglichen Leitung des Edelmannes Johann Žižka von Trocnov die Übermacht Sigismunds von den Taboriten, dem böhmischen Kriegsheere, in den Schlachten vor dem Vyšehrad und am Žižkov besiegt; die Folge war, daß die überwiegende Mehrzahl des böhmischen Volkes sich der husitischen Lehre anschloß und selbst der Erzbischof Konrad dieselbe annahm; ja die weiteren Siege gegen die Kreuzheere unter Žižka und Prokop dem Bartlosen bewirkten, daß auch in den benachbarten Ländern, wohin die Husiten eingefallen waren, die Furcht vor ihrer Kriegsmacht um sich griff. In der Zeit dieser Kriege schien das böhmische Volk seinen Charakter geändert zu haben. Zwar ging es auch jetzt nicht auf Eroberungen aus und eben so wenig waren es Raubzüge zu nennen, die sie über die Landesgrenzen unternahmen, obwohl es begreiflicherweise wild und roh genug dabei hergieng und fremdes Eigenthum in keiner Weise geschont wurde. Es waren vielmehr Rachezüge, um den Deutschen ringsum die Kriegsfahrten heimzuzahlen, mit welchen diese sein Land wiederholt heimgesucht hatten. Das böhmische Volk war in dieser Zeit wie von einem fanatischen Wahnsinn befallen.

Der Kelch war zum Feldgeschrei und zum Feldzeichen geworden, eine wilde Lust des Kampfes hatte das ganze Land in ein Feldlager, die ganze wehrhafte Bevölkerung zu einem großen Heerbann umgeschaffen. Nicht blos die Männer in jedem Ort bildeten ein Aufgebot, das auf den ersten Wink bewehrt und bewaffnet ins Feld rücken mußte; auch die Weiber schloßen sich nicht aus, zogen mit in die Schlacht und kämpften, gleich jenen der Cimbern und Teutonen, im letzten verzweifelten Augenblick von den Wagen ihrer fahrenden Burg herunter. Bei den Römern hieß es: Res ad triarios venit; bei den Taboriten konnte es heißen: Res ad mulieres venit. Es gab aber auch Theile der Bevölkerung, die ihre festen Sitze ganz verließen und, oft mit Weib und Kind, sich unter Gottes freiem Himmel herumtrieben; das ganze Vaterland war ihre Heimat, die sie gleich kriegerischen Nomaden, wenn eine Gegend ausgesaugt war, in einer anderen suchten.

Zustände solcher Art waren auf die Länge nicht zu ertragen. Land und Volk mußten zu Grunde gehen, wenn dieser heillosen Wirthschaft kein Ziel gesetzt wurde. Andererseits hatten die fürchterlichen Ereignisse der letzten Jahren gezeigt, daß gegen das böhmische Volk in dessen exaltiertem Zustande mit Waffengewalt nichts auszurichten sei. Daher entschloß sich die katholische Kirche zu friedlichen Verhandlungen auf dem Consilium zu Basel, wo man endlich eine Vereinigung der Utraquisten mit der Kirche wenigstens äußerlich erzielte; so entstanden die sogenannten Compactaten, denen zufolge die Communion unter beiden Gestalten in Böhmen und Mähren gestattet wurde. Doch die Vereinigung war von kurzer Dauer; Veranlassung zum Zwiespalt bot die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles in Prag. Nach dem Tode Konrad's wollten die Stände nicht gestatten, daß das Domcapitel, welches nach Zittau übersiedelt war, die Wahl vornehme, sondern

behaupteten, daß das Recht dem Landtage zustehe; hierzu aber wollte das Concilium seine Zustimmung nicht geben, während die böhmischen Stände die Compactaten nur unter der Bedingung angenommen hatten, daß weitere Verhandlungen hierüber gepflogen würden. Da stand aber Kaiser Sigismund im Wege, der den Utraquisten feindlich blieb; während er versprochen hatte dafür zu sorgen, daß Johann von Rokycan, der vom Landtage gewählte Erzbischof, die Bestätigung erhalte, rieth er heimlich dem Consilium die Wahl nicht gelten zu lassen, was auch geschah. Außerdem setzte Sigismund die Landesrechte hintan und schloß namentlich die Utraquisten von öffentlichen Ämtern aus, was die Verbitterung im Lande vermehrte. Mit dem päpstlichen Stuhle war jede Verhandlung um so schwerer, als die Päpste die unbedingte Unterwerfung des böhmischen Volkes verlangten. So mußte es, als Papst Pius II. die Compactaten für ungültig erklärte (1462), zum neuen Kampfe kommen. Auch diesmal erwehrten sich die Böhmen der feindlichen Macht. Die Compactate und der Majestätsbrief Sigismund's bildeten die Hauptgrundgesetze des Landes, die jeder König zu halten durch den Königseid verpflichtet war. In diesem Sinne kam unter Wladislav II. auf dem Kuttenberger Landtage (1485) eine Einigung zwischen Katholiken und Utraquisten zu Stande, der zu Folge keine der Religions-Genossenschaften der anderen in der Ausübung der Religion hinderlich sein sollte, die Compactaten und der Majestätsbrief Sigismund's von beiden Parteien anerkannt werden und die katholische Partei die Bestätigung derselben seitens der Päpste anstreben sollte. Die kirchlichen Pfründen jeder Partei waren nur mit Geistlichen derselben Genossenschaft zu besetzen; in Ermangelung einer eigenen Kirche sollten Utraquisten das katholische Gotteshaus besuchen und benützen dürfen, und umgekehrt. Ein edles Beispiel von Religions-Freiheit

und Duldsamkeit schon im XV. Jahrhunderte! Auch dieser Vertrag wurde Landesgesetz.

In der Volksstimmung, wie sie die Compactaten geschaffen hatten, war es nicht das politische Moment, sondern das religiös-kirchliche, das die Parteien schied. Als Katholiken bekannten sich nach den Husitenkriegen einige sehr einflußreiche Adelsgeschlechter, mehrere böhmische Städte, namentlich Pilsen und Budweis und die deutschen Bewohner an den Grenzen. Eine Neubesetzung des Erzbisthums scheiterte einmal daran, daß der böhmische Landtag den Utraquisten Johann von Rokycan zum Erzbischof gewählt hatte, zweitens hauptsächlich deswegen, weil die Güter des Erzbisthums im Laufe der Kriege in andere Hände gerathen waren und so die materielle Unterstützung für dasselbe fehlte. So lösten sich auch viele Capitel und Klöster auf. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten führte das Prager Domcapitel, das während seines Verweilens zu Zittau und Olmütz (1421—1436) der Leitomyšler Bischof vertrat; später, nachdem dieses Bisthum völlig eingegangen war (1438), wurden Pröbste oder Canonici des Capitels zu Administratoren gewählt und vom apostolischen Stuhle mit der vollkommenen bischöflichen Macht bekleidet. Doch ihre Thätigkeit war merklich erschwert, indem die niederen Aufsichts-Organe wie Archidiaconate fast gänzlich verschwunden waren, wozu sich der Umstand gesellte, daß es einen fühlbaren Mangel an ordentlichen Priestern gab und außerdem von den utraquistischen Patronen auch an katholischen Pfarreien utraquistische Priester eingesetzt wurden.

Zu dieser letztern Partei, den Utraquisten, hielt die überwiegende Mehrzahl des böhmischen Volkes; doch schon seit ihrem Aufkommen war sie in zwei Parteien zerspalten. Die erste, die eigentlichen Utraquisten, hielt an der heiligen Schrift und an der Communion unter beiden Gestalten; sie strebte stets einem

Ausgleiche mit der Kirche zu, während die zweite, die Taboriten, Roms Autorität verwarf. Die Utraquisten konnten trotz ihres Bestrebens zu keiner Einigung mit Rom gelangen und blieben stets im Zustande eines Provisoriums. Als Johann von Rokycan vom Concilium zu Basel und vom Papste nicht die Bestätigung erhielt, verwaltete Bischof Philibert von Constanz als Administrator das Erzbisthum, womit aber beide Parteien unzufrieden waren. Daher setzte Kaiser Sigismund einen utraquistischen Administrator ein (1437), nämlich Christian von Prachatic, und gab ihm ein eigenes Consistorium für Böhmen und Mähren aus Prager Pfarrern zur Seite, welche die Aufsicht über die Decanate führten und denen die Pfarrseelsorger und Capläne der utraquistischen Gemeinden untergeordnet waren.

Der utraquistische Administrator übte dieselben Rechte aus wie der frühere Erzbischof; aber, was wichtig ist, er konnte weder Priester weihen, noch die Firmung ertheilen. Das war die empfindliche Lücke in der kirchlichen Organisation der Partei, da sich in Folge dessen auch hier ein großer Mangel an ordentlichen Priestern einstellte. Anfangs weihte Philibert, der als Legat in Böhmen weilte; dann weihten Bischöfe der Nachbarländer böhmische Cleriker zu Priester; bald aber machten jene Schwierigkeiten und hörten, als die Compactaten von Pius II. für ungültig erklärt wurden, zuletzt ganz auf. Unter Vladislav II. gelang es der utraquistischen Partei zwei italienische Weihbischöfe zu bewegen, durch mehrere Jahre in Böhmen die Weihe der Priester vorzunehmen; in der Folgezeit mußten sich die Candidaten nach Italien wenden, ja manchmal gelangten sie nur auf betrügerische Weise (durch momentanes Abläugnen des utraquistischen Glaubens) zu ihrem Ziele. Ist da zu wundern, daß auf solche Weise ebenso unfähige als unwürdige Leute zum

Prieſteramt gelangten? War die Partei unter ſolchen Umſtänden nicht dem Verfalle preisgegeben?

Die Taboriten waren wohl gleichen Urſprungs mit den Utraquiſten, aber gleich nach der Einführung der Communion unter beiden Geſtalten führten ſie auch andere Reformen ein. Sie erklärten nur das für Geſetz Gottes, was ausdrücklich in der hl. Schrift nach ihrer Auslegung enthalten war, verwarfen daher die Mehrzahl der Sacramente, die hl. Meſſe als Opfer, die Verehrung der Heiligen und der Reliquien und alle Orden; der Gottesdienſt wurde in böhmiſcher Sprache abgehalten. Im Jahre 1420 wählten ſie einen Biſchof ohne Weihe und ſogenannter apoſtoliſcher Succeſſion, wodurch ſie ſich vollkommen von der katholiſchen Kirche trennten. Aus allerlei Erwägungen über das letzte Abendmahl kamen einzelne Secten derſelben zur Verwerfung des poſitiven Glaubens und zu grobem Communismus; von ihnen war die abſcheulichſte die der Adamiten, welche Žižka 1421 aufrieb. Ihre Lehre wurde verworfen und nach der Schlacht bei Lipan (1434) wurden die Taboriten ſo heftig verfolgt, daß alle Städte bis auf Tabor von ihnen abfielen. Auch dieſe Stadt wurde von Georg von Poděbrad (1453) gezwungen, den öffentlichen Gottesdienſt auf utraquiſtiſche Weiſe abzuhalten, als ſich nämlich die Taboriten gegen Georg mit dem katholiſchen Herrn Udalrich von Roſenberg verbunden hatten. Von da an wurde der Lehre der Taboriten nur im Geheimen gehuldigt; in Böhmen und namentlich auch in Mähren traten Verſammlungen zuſammen, die in verborgener Weiſe Gott dienten, dabei aber bei Ermangelung einer feſteren Organiſation in immer größere Differenzen ſowohl im Glauben wie im Ritus verfielen.

Da trat im Jahre 1457 zu Kunwald im öſtlichen Böhmen eine Secte zuſammen, welche ſich die Vereinigung aller Bruderſchaften in der Lehre und im Ritus zum Ziele ſetzte; ſieben Jahre ſpäter kam

eine Vollversammlung von Delegierten der einzelnen Gemeinden zu Stande, in der man eine Einigung betreffs der Hauptgrundsätze erzielte. Diese kirchliche Vereinigung fand im Jahre 1467 zu Lhota bei Reichenau statt, worauf sich die neue Religionsgesellschaft „die Gemeinschaft der böhmischen Brüder" nannte. Damals gab es an 50 Bruderschaften: ihre Lehre ähnelte der taboritischen, nur daß das Hauptgewicht auf sittliche Disciplin und Apostolicität gelegt wurde. Die Weihe des ersten Bischofes geschah von dem Waldenser Bischofe zu Wien; sonst war die Organisation ganz demokratisch, indem jede Gemeinde ihren Priester wählte, während die weltlichen Angelegenheiten ein Ausschuß von Laien besorgte. Die Leitung der ganzen Brudergemeinde besorgte „der engere Rath", der aus 12 bis 15 von allen Brudergemeinden gewählten Mitgliedern bestand, vier von ihnen hießen „Älteste", von denen zwei gewöhnlich die bischöfliche Weihe hatten. Die böhmischen Brüder wurden überall heftig verfolgt: ihre Lehre wurde als Pikhartismus verketzert und 1509 deren Ausrottung anbefohlen. Da sie aber an vielen hohen und mächtigen Herren Gönner hatten, wurde das Gesetz nicht streng durchgeführt: damals zählten sie an 400 Gemeinden sowohl in Böhmen wie in Mähren, was von ihrer großen Ausbreitung ein beredtes Zeugniß ablegt.

Die Lehre Luther's tauchte bald nach ihrer Einführung auch in Böhmen auf, da einige Böhmen damals in Wittenberg studierten. Schon im Jahre 1519 schrieben zwei Utraquisten an Luther und billigten dessen Lehre, worauf Luther auch an die Utraquisten Schreiben richtete, um sie für seine Lehre zu gewinnen. Die Lehre Luthers von evangelischer Freiheit und von der Rechtfertigung durch den Glauben allein fand großen Anklang im Lande, wo sie Gallus Cahera, ein eifriger Anhänger des abgefallenen

Mönches, förderte, besonders als er Administrator des utraquistischen Consistoriums und Pfarrer am Teyn geworden war. Als sich jedoch König Ludwig gegen die Lutheraner erklärte, änderte Cahera seine Haltung, stellte sich als wäre er eifriger Utraquist und verfolgte die Lutheraner, seine früheren Glaubensgenossen. Mittlerweile hatte sich die Lehre auch außerhalb Prag verbreitet besonders unter den Deutschen, aber auch unter den böhmischen Utraquisten; böhmische Herren besetzten Pfarren mit Priestern, die dem Protestantismus sich izuneigten, und förderten auf diesem Wege die fremde Lehre zum Abbruch der einheimischen Sectierung. Da wurde mit Ferdinand I. das Haus Habsburg auf den böhmischen Thron berufen und damit traten die confessionalen Verhältniss ein eine neue Phase.

* * *

König Ferdinand I. war ein Regent männlichen Charakters und großer geistigen Anlagen, die er zur Gründung einer festen und energischen Regierung zu gebrauchen wußte. Als eifriger Katholik war er jeder Neuerung feindlich gesinnt und suchte daher gleich nach dem Antritt seines Regiments das Verbreiten der lutherischen Lehre hintanzuhalten, da er durch die Landes-Privilegien nur zur Wahrung der katholischen und utraquistischen Lehre verpflichtet war. Er verbot in den Städten das Ausüben des Gottesdienstes nach protestantischem Ritus; was auf den Synoden von der lutherischen Mehrheit, die sich alsbald innerhalb der utraquistischen Partei ausgebildet hatte, als bindend für die Utraquisten beschlossen wurde, ließ Ferdinand in den Städten nicht zu; vielmehr strebte er darnach eine Einigung zwischen Katholiken und Utraquisten herzustellen, auf daß den Lutheranern gegenüber ein Gegengewicht geschaffen werde, was er durch Bestätigung der Compactaten

und Einsetzung eines gemeinsamen Erzbischofs zu erreichen glaubte. Seit dem Jahre 1535 fanden deswegen zahlreiche Verhandlungen statt, die fruchtlos blieben, weil die Lutheraner sich nicht von den Utraquisten trennen ließen und der König mit beiden als einer Partei zu verhandeln hatte. Endlich mußte er davon ablassen und sich nur mit der Einschränkung der lutherischen Lehre begnügen; diese verursachte innerhalb der protestantischen Stände viel böses Blut und reizte sie gegen Ferdinand's feste Regierung. Da brach in Deutschland der schmalkaldische Krieg aus; die lutherischen Stände glaubten, daß ihre Zeit gekommen sei, um religiöse und politische Freiheiten zu erlangen; es kam zum Aufstande des böhmischen Adels und der Städte (1547), an welchem die Mährer nicht theilnahmen, sondern nach der baldigen Beendigung desselben berufen wurden über die Beschuldigten zu Gerichte zu sitzen. Da als Hauptführer am Aufstande einige Herren, die der Gemeinschaft der böhmischen Brüder angehörten, theilgenommen hatten, erneuerte Ferdinand I. das Gesetz vom Jahre 1509 und verschärfte es mit dem Zusatze, wornach alle Pikharten unter Landesverweisung sich den Katholiken oder den Utraquisten anschließen sollten. Nachdem ein erneuerter Versuch (im Jahre 1549) zur Vereinigung der Katholiken mit den Utraquisten fehlgeschlagen hatte, entschloß sich Ferdinand zur Festigung des Katholicismus allein zu arbeiten; er berief 1556 Jesuiten nach Prag und errichtete für sie zu St. Clemens auf der Altstadt ein Collegium. Im Jahre 1561 erwirkte Ferdinand I. vom Papste die Einsetzung eines neuen Erzbischofs für die Katholiken, Anton Brus aus Müglitz, der als Vollmachtsträger Ferdinand's am Tridentiner Concilium Theil nahm und daselbst das Gesuch vorlegte, daß in den böhmischen Ländern die Communion unter beiden Gestalten gestattet werde. Das Concilium beschloß diese Angelegenheit dem Papste zu über-

lassen; erst nach Beendigung des Concils erließ Papst Pius IV. auf ein erneuertes Ansuchen Ferdinands ein Breve, wornach er dem Gesuche willfahrte (1564). Doch der erhoffte Erfolg trat nicht ein; die Einigung, die man noch vor hundert Jahren hätte erzielen können, war jetzt darum unmöglich, weil der lutherische Anhang zu sehr erstarkt war. Denn schon drei Jahre später gestattete Maximilian II., der in religiösen Angelegenheiten der Gewissensfreiheit huldigte, den Utraquisten, daß die Compactaten für sie nicht fürderhin bindend seien; doch das Recht zur Besetzung des Consistoriums, das Ferdinand I. an sich gezogen hatte (1562), gab ihnen Maximilian nicht zurück, außer wenn Lutheraner und Utraquisten sich im Glauben einigten. Auf dem Landtage des Jahres 1575 wurde über die Einigung verhandelt, worauf die Lutheraner und die böhmischen Brüder „die böhmische Confession" vorlegten, welche Maximilian wohl mündlich billigte, aber das Recht der Besetzung des Consistoriums sich vorbehielt, weil die Alt-Utraquisten, die sich trotz des Überwucherns des Lutherthums noch immer in ihrer Eigenart behaupteten, dagegen waren. So blieb der Clerus ohne einheitliche Oberleitung, was Wirrnisse und moralischen Verfall zur Folge hatte. Dieser Umstand war ein Hebel zur weiteren Verbreitung des Katholicismus, zumal die Jesuiten mehrere mächtige Adelsgeschlechter für die katholische Lehre und deren Verbreitung im Lande zu gewinnen wußten; die erneuerte kirchliche Organisation wirkte außerdem wohlthuend auf die Besserung sowohl der materiellen wie der sittlichen Lage des niederen Clerus. Namentlich unter Rudolf II. rührte sich die katholische Partei wie in Böhmen so in Mähren; katholische Herren duldeten keine protestantischen Prediger auf ihren Gütern, zwangen ihre protestantischen Unterthanen zum Katholicismus, und erwirkten 1602 ein neues Mandat des Kaisers gegen die böhmischen Brüder

in welchem die Zugeständnisse Maximilian II. keine Geltung fanden. Dadurch sah sich die lutherische Partei bedroht und verlangte 1603 mit den Brüdern das Aufheben des Mandats; doch die Regierung gieng nicht darauf ein. In den nachfolgenden Zerwürfnissen zwischen Kaiser Rudolf und Matthias sah sich Rudolf II. genöthigt 1609 einen Majestätsbrief zu erlassen, durch den die böhmische Confession erneuert, das Recht zur Besetzung des Consistoriums, die Wahl von Defensoren und die Universität den lutherischen Ständen zugestanden wurde. Zugleich wurde durch eine Einigung zwischen Katholiken und Utraquisten das beiderseitige Verhältniß geregelt, wobei alle Stipulationen zum Besten der Utraquisten nun für die böhmische Confession zu gelten hatten. So wurde die alte Partei der Utraquisten ganz der Macht der Lutheraner überliefert. Den protestantischen Ständen aber genügten diese Erfolge nicht; sie strebten nach Beseitigung der königlichen Macht und führten ihre Absicht im offenen Aufstande des Jahres 1618 aus; doch der Kampf, der ohne Vorbereitungen mit großer Waghalsigkeit war unternommen worden, nahm für sie ein trauriges Ende.

* * *

In Folge der Hussitenkriege wurde die Prager Universität von der Kirche unabhängig, indem mit der Vacanz des Erzbisthums zugleich das Kanzleramt unbesetzt blieb; die Universität erfreute sich vollkommener Autonomie. Dagegen verfiel sie aus Mangel an Mitteln als Unterrichtsanstalt, weil Kaiser Sigismund auch Universitätsgüter verpfändet hatte, so daß drei Facultäten als selbständige Corporationen zu bestehen aufhörten und nur die philosophische sich erhielt. Eine wichtige Veränderung geschah mit der Universität, indem sie zur obersten Unterrichtsbehörde wurde; der

Rector setzte aus den Alumnen, Bakalaren und Magistern die Lehrer ein nicht nur in Böhmen, sondern auch in Mähren; ebenso erließ die Universität Schulvorschriften und überwachte die Disciplin des Lehrstandes. Die Universität stand gleich vom Anfange der husitischen Bewegung an auf der Seite der Utraquisten, später an der Seite der Lutheraner; dies bewog König Ferdinand I. auf Bitten des Prager Capitels unter Leitung der Jesuiten im Clementinum eine katholische Universität zu gründen, bei der zwei Facultäten, die theologische und philosophische eröffnet wurden (1562). Damals gab es an 18 höhere Schulen in den böhmischen Ländern, von denen besonders berühmt waren die Schule zu St. Heinrich in Prag, ferner die Schulen in Kuttenberg, Königgrätz, Saaz und Leitmeritz, in Mähren zu Proßnitz; aus ihnen giengen die Studenten der Universität hervor.

Secten. Daß bei der Verworrenheit der religiösen Zustände sporadisch auch andere Secten auftraten, ist selbstverständlich; wir hatten schon Gelegenheit der Secte der Adamiten zu erwähnen. Sie verwarfen alle positive Religion, glaubten weder an Gott noch Teufel, predigten den reinsten Communismus, so daß sie die Ehe für eine Sünde erklärten; manche giengen nackt herum. Ihr Hauptsitz war eine Insel in der Lužnic (bei Tabor), von wo aus sie viel Unfug in der ganzen Gegend trieben; Žižka überrumpelte sie und rottete sie aus (1421). Nach dem Berge Oreb (bei Königgrätz) benannte sich eine husitische Secte, die bald zerfiel (1425); ebenso nannten sich nach dem Tode Žizka's seine eifrigen Anhänger „Waisen", erwählten sich Hauptleute und trennten sich von den Taboriten; sie bildeten eine Mittelpartei zwischen Utraquisten und Taboriten. Von dem visionsüchtigen Bauer Nikolaus aus Blasenic wurde die Secte der „weinenden Brüder", nach ihrem Haupte Nicolaiten benannt, gestiftet. Von den protestantischen Secten traten bald die

Wiedertäufer in Böhmen auf; der Führer dieser Secte Thomas Münzer erschien (1521) selbst zuerst in Saaz und dann in Prag, wo er deutsch und böhmisch in einem Aufrufe Verbündete warb. Münzer fand nicht viel Gehör und wurde bald darauf vom Staatsamte ausgewiesen; dafür fieng Balthasar Hubmaier in Nikolsburg an die Ketzerei in Mähren zu verbreiten und büßte sein Unternehmen mit dem Tode. Als aber wiederum neue Prediger aufgetaucht waren, verbreitete sich diese Lehre namentlich im westlichen und östlichen Böhmen und erhielt sich besonders in Mähren, trotzdem Ferdinand I. durch Landtags-Beschlüsse (1534, 1550) die Ausmerzung der Secte anbefahl.

Neben den Wiedertäufern verbreiteten sich ebenfalls in der Saatzer und Ellbogner Gegend die Zwinglianer; ähnliche Lehren verfolgte in Mähren die Secte, die Johann Dubtschansky, Herr auf Habrowan, gegründet hatte; sie zerfiel bald, als ihr Gründer nach halbjähriger Haft in Prag zu anderen Ansichten gekommen war.

III. Periode:

Erneuerte Herrschaft der katholischen Kirche.

Nach Besiegung des böhmischen Aufstandes kehrte der Erzbischof Lohelius, der dritthalb Jahre zu Wien im Exil gelebt hatte, nach Prag zurück und mit ihm auch das Prager Capitel, welches gleichfalls war entfernt worden, als der Pfalzgraf Friedrich auf den böhmischen Thron berufen die St. Veitkirche in eine calvinische Kirche umgewandelt hatte. Ein Theil der confiscirten Güter wurde zur besseren Dotation des Erzbisthums verwendet; von den Orden wurde namentlich der Jesuitenorden, welcher gleichfalls aus der Verbannung nach Prag zurückgekehrt war, reichlich bedacht. Papst Gregor XV. wollte alle Bewohner der böhmischen

Länder in den Schoß der katholischen Kirche zurückbringen und verordnete, daß die Communion unter beiden Gestalten nicht mehr gestattet sei (1622), was vom Erzbischofe allgemein verlautbart wurde. Ebenso wurde auf Befehl Kaiser Ferdinands II. die Universität den Utraquisten genommen und dem Jesuitenorden übergeben. Im Jahre 1624 gab Kaiser Ferdinand II. einen strengen Befehl, dem zufolge alle protestantischen Geistlichen das Land verlassen und die katholische Reformation in den Städten und am Lande durchgeführt werden sollte. Alle Kirchen sollten katholischen Geistlichen übergeben werden; da aber die Zahl des Clerus sehr gering war, wurden viele Geistliche, namentlich aus Deutschland und Polen ins Land berufen; außerdem half der Regularclerus aus, indem theils aus den alten Klöstern Priester in die Seelsorge eingeführt wurden, theils neue Orden ins Land kamen. Der Statthalter Karl von Liechtenstein erließ an die Kreishauptleute eine Instruction, welche die Durchführung der katholischen Reformation betrieb; Jesuiten und andere Missionäre predigten in den Städten und am Lande den katholischen Glauben, und wo man dem Worte nicht Folge gab, da kam die Militär-Execution den Missionären zu Hülfe, welches bald, besonders die Dragoner, ein Schreckniß der Protestanten wurde. Auf solche Art vollführte man die Reformation in der Schlaner, Rokycaner, Saazer, Leitmeritzer und vielen anderen Gegenden. Da trotzdem der Protestantismus nicht ausgerottet werden konnte, gab Ferdinand II. 1627 ein neues Mandat aus, wornach binnen Jahresfrist jeder Unterthan entweder zur katholischen Kirche übertreten oder auswandern sollte; manche Protestanten nahmen den katholischen Glauben an, die Mehrzahl aber — man zählt tausende von Familien, darunter 158 Herren- und Rittergeschlechter — verkaufte die Güter und wanderte in

die benachbarten Länder aus. Als im Jahre 1631 die Sachsen Böhmen occupiert hatten, kehrten viele Exulanten nach Böhmen zurück, besetzten einige Kirchen in Prag mit protestantischen Geistlichen, wählten ein neues Consistorium und suchten ihre Lehre nun zu festigen; doch fand ihr Streben wenig Anklang und ein frühes Ende. Die Gräuelthaten, welche von den Schweden unter Bannér in den Städten und am Lande ausgeübt wurden, bestärkten das Volk im Katholicismus, wie die ruhmvolle Vertheidigung Prags gegen die Schweden im Jahre 1648 beweist. Der katholische Clerus erfreute sich einer besonderen Gunst beim kaiserlichen Hofe und wurde vielfach ausgezeichnet; den Clerus erhob schon Ferdinand II. zu einem eigenen und zwar erstem Stande des Landes, welche Stelle er am Landtage einnahm. Zu diesem Stande rechnete man den Erzbischof, die Vorsteher der Capitel und die Äbte solcher Klöster, die mit Gütern ausgestattet waren. Im Jahre 1630 gestattete Ferdinand II., daß zur Verbesserung der Einkünfte des Clerus $7^1/_2$ Kreuzer von jedem verkauften Salzfasse abgeliefert werde.

Sehr begünstigt war der Jesuitenorden, welcher wegen seiner Gelehrsamkeit und eifrigen Vertheidigung der Kirche sowohl beim kaiserlichen, wie bei dem päpstlichen Hofe im Ansehen stand. Sie waren die Leiter des Unterrichtswesens; 1654 bestimmte Ferdinand III., daß die alte Karolingische und die im Clementinum untergebrachte Ferdinandische Universität zu einer Anstalt zu verbinden seien und gab dem Erzbischofe das Kanzleramt zurück. Die Jesuiten lehrten an der Universität wie an den städtischen Schulen, die von nun an Gymnasien genannt wurden. So war die Erziehung der Jugend in ihre Hand gelegt: auf das Volk wirkten sie mächtig als Beichtväter und Prediger und suchten durch Missionen und Wallfahrten den Glauben zu befestigen, was ihnen so gelang, daß in dritter Generation die anfangs häufig geheuchelte Religionsübung

ernst geübt wurde. Die Heiligsprechung des Johann von Nepomuk trug nicht wenig zur Förderung des katholischen Glaubens in den böhmischen Ländern bei, indem sein Grab ein Hauptwallfahrtsort Böhmens wurde. Dafür suchte man alles Andenken an die protestantische Vergangenheit zu verwischen durch Verbrennung von protestantischen Büchern; berüchtigt ist noch unter Maria Theresia A. Konias († 1760), der sich rühmen konnte an 60000 böhmische Bücher vernichtet zu haben. Den Abgang ersetzte nur ungenügend die für das Volk bestimmte Ausgabe von katholischen Büchern, besonders von der Heredität des hl. Wenzeslaus, die der Jesuite M. Steyer 1669 gegründet hatte.

Schon im Jahre 1630 ordnete Kaiser Ferdinand II. an, daß in Böhmen neben dem Erzbisthume noch vier Bisthümer und zwar in Königgrätz, Leitmeritz, Budweis und Pilsen bestehen sollten. Aber die kriegerischen Zeiten ließen die Verwirklichung der Verordnung nicht zu, zumal Ferdinand II. bald darauf starb. Erst sein Nachfolger Ferdinand III. errichtete 1656 ein Bisthum zu Leitmeritz, welchem das Gut Drum zugesprochen wurde. Dieses Gut kaufte der Erzbischof Ernst von Harrach aus dem Ertrage der Salzsteuer; im gleichen Jahre hatte der Erzbischof durch Ankauf des Gutes Chrast für die Dotation des Bisthums zu Königgrätz gesorgt, welches ebenfalls errichtet werden sollte, dessen Bestätigung aber vom Papste Alexander VII. erst 1664 erfolgte. Beide Bisthümer wurden dem Prager Erzbisthum untergeordnet, so daß mit dem Olmützer Bisthume drei Suffragane dem Prager Metropoliten unterstanden. Eine wichtige Änderung geschah in diesen Verhältnissen, als Papst Pius VI. (1777) das Bisthum von Olmütz zum Erzbisthume erhob und diesem das neu errichtete Bisthum zu Brünn unterordnete. Als Ersatz für diesen Verlust wurde zu Budweis ein neues Bisthum errichtet, welches

auf den Wunsch Kaiser Josephs II. Papst Pius VI. 1785 durch eine eigene Bulle bestätigte, in der wie schon bei der Gründung der beiden ersten böhmischen Bisthümer das Recht den Bischof zu ernennen den böhmischen Königen vorbehalten wurde.

Der Verfall der höheren Bildung bewog die Regierung der Kaiserin Maria Theresia den Schulen mehr Sorgfalt von Staatswegen zu widmen durch Herausgabe von neuen Schulordnungen wie für die Universitäten so für die Gymnasien; als nun 1773 der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde, übernahm der Staat ihre Schulen, die er theils mit weltlichen Lehrern besetzte, theils dem Piaristen-Orden übergab. Ebenso wurden schon unter Maria Theresia einzelne Feiertage aufgehoben, selbst die von Landes-Patronen wie der des hl. Prokop, des hl. Adalbert und der hl. Ludmila. Viel weiter gieng in dieser Beziehung Kaiser Joseph II., der in katholischen Sachen alle Macht an sich ziehen wollte. Das „placetum regium" sollte Roms Autorität der kaiserlichen unterwerfen; die Priester-Seminare sollten unter Leitung des Staates bestehen, was durch Errichtung von Generalseminarien in Prag und Olmütz bezweckt wurde; andere Verordnungen regelten den katholischen Ritus und die Kirchengebräuche, hoben viele Klöster auf, so in Böhmen 74, und ordneten aus dem Ertrage die Gründung eines Religionsfondes für Böhmen an, aus dessen Ertrage Pfarreien vermehrt und das Bisthum zu Budweis dotiert wurden. Viele Kirchen und Capellen wurden geschlossen, theils zerstört, theils sich selbst überlassen. Das Toleranzedict (1781) verlieh dem Protestanten das Recht der freien Religionsübung. Allsogleich meldeten sich in den böhmischen Ländern viele Protestanten, die nur im Geheimen ihre Religion bis jetzt bewahrt hatten, so daß in Böhmen allein ihre Zahl an 45000 anwuchs. Alle diese mußten sich entweder zum lutherischen oder helve-

tischen Glauben bekennen; die Halsstarrigen wurden mit Übersiedlung nach Ungarn und Siebenbürgen bestraft. Kaiser Leopold II. hob schon 1790 die Generalseminarien auf und ebenso die Vorschriften bezüglich des Ritus; sonst blieb alles was angeordnet war, auch unter Joseph's Nachfolgern in Kraft. Erst Kaiser Franz Joseph I. hob das „placetum regium" auf und gab der katholischen Kirche manche Rechte zurück (1850), welche ihre Vervollständigung in dem Concordate (1855) fanden; die Rechte des Papstes wurden neuerdings anerkannt, den Bischöfen in Ehesachen das Recht der Entscheidung zugesprochen, in kirchlichen Angelegenheiten vollkommene Freiheit zuerkannt und Einfluß auf die Schulen eingeräumt. In gleicher Weise wurden auch den Protestanten und den Juden die Rechte erweitert und namentlich den letzteren die Gleichstellung mit den anderen Staatsbürgern zugesprochen.

Zum Schlusse sei der Thätigkeit des Clerus erwähnt, mit welcher er bei dem Wiederaufleben des nationalen Geistes in den böhmischen Ländern thätig war und ist; durch sein Bemühen wurde die Heredität des hl. Johann von Nepomuk (1835) in Prag gegründet, ebenso in Mähren 1850 die Heredität des hl. Cyrillus und Methodius, welche beide die Herausgabe von böhmischen katholischen Büchern bezwecken; für wissenschaftliche Werke sorgt die Heredität des hl. Prokop (1861 gegründet), während mehrere katholische Zeitschriften die Interessen der Katholiken vertheidigen. Nicht geringer sind die Verdienste des Clerus um die weltliche Literatur; sowohl als Dichter wie als Schriftsteller sind und waren viele Geistliche thätig zu ihrem und des Volkes Ruhme.

Die sociale und staatliche Entwickelung.

I. Periode:

Bis zu den Hussitenkriegen.

Einleitung. Mit der Aufhebung der Macht der alten Stamm-Dynasten hörte auch die Stammes-Eintheilung auf. Die Gauverfassung (Župen-Verfassung) wurde allgemein. Durch die Macht der Gewohnheit zogen manche Geschlechter die Gaugüter erblich an sich und sie fielen erst nach dem Aussterben an den Fürsten zurück; so entwickelte sich ein neuer Adel, der Beamtenadel, der bald sehr zahlreich wurde. Anfangs, so lange es mächtige Herrscher gab, erwiesen die Beamten sich als feste Stützen des Landesfürsten, von dem sie ja durchaus abhiengen; erst später, als die Unsicherheit der Erbfolge auf dem böhmischen Throne zu zahlreichen Thronstreitigkeiten Anlaß gegeben hatte, theilte sich auch der Beamtenadel in mehrere Parteien und suchte im Trüben zu fischen. Die ursprünglich nur selten vorgekommenen Bestrebungen nach Selbständigkeit und Vollerwerbung von Gütern wurden nun allzu häufig, indem der Adel die Entscheidung darüber, wer den Fürstenstuhl zu besteigen hatte, an sich riß und seine guten Dienste vom jeweiligen Herrscher nicht nur durch Ertheilung von Ämtern, sondern auch

von Gütern in vollkommenes Eigenthum sich bezahlen ließ; nicht nur das allein genügte, indem Viele selbst während der Thronstreitigkeiten sich Güter bemächtigten und erst nachträglich die Besitznahme ihnen bestätigt wurde. Auf solche Weise verminderte sich zusehends das Besitzthum der Fürsten; die Willkür der Beamten trieb den Clerus und den Adel dazu nach Immunitäten, wie solche in den westlichen Ländern üblich waren, zu streben, wodurch die Einnahmen der Fürsten noch mehr geschmälert wurden. Von Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte, die so dringend waren, hören wir nichts, dafür eher von schlechter Wirthschaft und Luxus unter den Königen Wenzel I., Wenzel III., Heinrich von Kärnthen und Johann von Luxemburg. Přemysl Otakar II. hatte sich ernstlich bemüht, die fürstliche Macht zu stärken, brachte aber durch sein Streben, die fürstlichen Güter den adeligen Usurpatoren zu entziehen, den Adel so gegen sich auf, daß er an dessen Widerstande zu Grunde gieng. Erst Karl IV. brachte es dahin, daß die Mehrzahl des Besitzthums der Krone zurückerstattet wurde. Daß dieses überhaupt möglich war, verdankten die Könige der Einführung des Städtewesens in den böhmischen Ländern, woraus ihnen zahlreiche neue Einnahmen erwuchsen; dieses hatte auch die Gründung von neuen Dörfern mit zinspflichtigen Bewohnern, so wie überhaupt das Ausbreiten des Feudalwesens im Gefolge. Mit dem Feudalwesen trat dann eine wichtige Veränderung wie der socialen so auch staatlichen Verhältnisse ein, welche erstere zwar langsam sich vollzog, während die letztere bald Platz gegriffen hatte. Die alten slavischen Zustände der Gleichheit der Stände vor dem Gesetze, des Übergewichtes der Gauverfassung, der altslavischen Rechtsgebräuche, der Gesammtbürgschaft und der Schwurgerichte verschwanden allmählich und neue Rechts-Institutionen traten an ihre Stelle. Die Gauverfassung verfiel gänzlich und machte

der Kreiseintheilung Platz; hiezu trug zunächſt die Gründung von Städten und Dörfern nicht bloß auf königlichem, ſondern auch auf herrſchaftlichem Gütern bei; nicht minder zerſetzend wirkte die außerordentliche Willkür der königlichen Beamten, welche das Volk durch Ungerechtigkeiten in der Gerichtsbarkeit, namentlich durch den Mißbrauch der Geſammtbürgſchaft, bedrückten. Die Immunitäten ſowohl des Clerus wie des Adels, Bedrückungen in der Beſteuerung, und das Ausbreiten der feudalen Inſtitutionen brachten die alte Gauverfaſſung vollends zu Falle.

Der Bauernſtand. Mit dem Verfalle der herzoglichen Macht trat auch in den Verhältniſſen des Bauernſtandes ein totaler Umſchwung ein; in den Kämpfen mit den Dynaſten kamen viele mächtige Familien um ihr Beſitzthum. Dieſer wurde nun fürſtlich und vom Fürſten an die Beamten wieder vertheilt, welche ſich als Herren benahmen und die Bauern in das Verhältniß der Zinspflichtigkeit brachten. Ihr Beiſpiel ahmten die mächtigeren Wladyken nach, ſuchten ihre Würde in ihrem Geſchlechte erblich zu machen; mit der Zeit fanden ſich Mittel und Wege die Zinspflichtigkeit auch in ihren Dörfern einzuführen.

Und ſo ſehen wir ſchon zur Zeit der Gauverfaſſung den Bauernſtand in einer gewiſſen Zinspflichtigkeit; die Bewohner der Dörfer bebauten gemeinſam die Felder, die zum Dorfe gehörten und in Fluren getheilt waren, ſo daß jedem Bauer ein Antheil in jeder Flur zur Nutznießung angewieſen wurde. Nach einigen Jahren geſchah immer eine neue Theilung, aber nur der Felder, während der Wald, die Weiden und andere Zugehörigkeiten gemeinſam verwaltet wurden; dafür waren alle Bewohner verpflichtet dem Herrn auf ſeinem Gute Felddienſte zu leiſten und auch andere [illegible] in Getreide und Feldfrüchten abzuliefern. Sonſt waren [illegible] frei und beſonders war keine Verpflichtung zur

Scholle geltend. Neben den alten einheimiſchen Bauern treten ſeit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhundertes noch andere auf, nämlich „die Coloniſten“; es waren Anſiedler von neuen Dörfern, die theils auf fürſtlichem, theils auf herrſchaftlichem Boden gegründet wurden. Die Coloniſten leiſteten ebenfalls den Herren Felddienſte und waren zu Abgaben verpflichtet; doch unterſchieden ſich dieſe Gründungen von den alten Dörfern dadurch, daß man bei ihnen jedem Coloniſten nicht nur ſein Eigenthum vorhinein, ſondern auch die Verpflichtung, welche er damit zu übernehmen hatte, zuwies. Man erkannte nämlich die Schwierigkeiten, auf welche in den alten Dörfern die Untheilbarkeit des unbeweglichen Vermögens und die damit verbundene gemeinſame Haftung aller Bewohner geſtoßen hatte; daher ſchritt man bei dieſen neuen Gründungen zur Theilung des Grundes, beließ die Wirthſchaften erblich im Beſitze und geſtattete auch den Verkauf, aber nur wieder an einen Bauer. Zugleich veränderte ſich die Bauart der Dörfer; während die alten Dörfer gewöhnlich ſo gebaut waren, daß die Gebäude rings um den Dorfplatz ſtanden, wurden die neuen Dörfer nach der Länge gebaut, indem dabei die Rückſicht obwaltete, daß jeder Bauer ſeine Felder an ſeinem Hofe beſitze. Da viele der neuen Gründungen in Wäldern geſchahen, mußten früher die Waldgründe urbar gemacht werden, was geraume Zeit in Anſpruch nahm; daher wurden ſolche Anſiedler auf eine Reihe vom Jahren (gewöhnlich zwölf) von allen Abgaben und Dienſten befreit; ſolchen Urſprunges ſind die zahlreichen Dörfer, die den Namen „Lhota“ führen. Dieſe Gründungen geſchahen urſprünglich mit der einheimiſchen Bevölkerung; erſt als die Könige zur Vermehrung ihrer Einnahmen deutſche Städteanſiedler ins Land gerufen hatten, folgten dieſen auch deutſche Bauern nach, die beſonders am Gränzwalde angeſiedelt wurden. Bald nahmen die Gründungen von deutſchen Dörfern, in denen die Bauern nicht als erbliche Pächter

wie die Mehrzahl der böhmischen Bauern, sondern als emphyteutische Besitzer wie die Colonisten angesiedelt wurden, so überhand, daß diese Dörfer als „nach deutschem Rechte" gegründet genannt wurden, nicht als ob in Deutschland ein solches Recht üblich gewesen wäre, sondern darum, weil diese Dörfer hauptsächlich deutsche Bauern hatten. Der Hauptunterschied zwischen diesen nach deutschem Rechte gegründeten Dörfern und den alten böhmischen bestand in den Privilegien der neuen Gründungen; während die böhmischen Bauern den Beamten des Gaues untergeordnet waren und Kriegsdienste beim Heerbanne leisten mußten, zu öffentlichen Abgaben verpflichtet waren und viel durch Leistung der Gesammtbürgschaft zu leiden hatten, waren die Dörfer nach deutschem Rechte von allen Pflichten und Lasten der Gesammtbürgschaft befreit, ebenso von der Leistung von Frohndiensten zu Landeszwecken und besaßen für geringere Rechtsverletzungen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Können wir uns wundern, daß auch die böhmischen Dörfer nach diesen Privilegien strebten? Und so sehen wir, daß noch im Laufe des XIV. Jahrhundertes fast alle Dörfer in Böhmen nach diesem Rechte bestiftet waren. Daß bei dem Streben nach persönlicher Freiheit die Classe der Unfreien vollkommen verschwand, ist leicht erklärlich. In früheren Zeiten wurden Kriegsgefangene oder Verbrecher zur erblichen Unfreiheit verurtheilt, während persönlich und zeitlich unfrei solche waren, die um eine Summe ihre Freiheit verkauft hatten und als Gesinde in der Wirthschaft oder auch als Handwerker dienten. Doch diese letzteren konnten ihre Freiheit wiedererlangen und die ersteren wurden immer seltener, so daß im XIV. Jahrhunderte der Stand der Unfreien in den böhmischen Ländern nur vom Hörensagen bekannt war. So erfreute sich der Bauernstand um diese Zeit einer ziemlich großen Selbständigkeit und Freiheit, da seine Rechtszustände durch Ver-

geregelt waren.

Das Städtewesen. Die Anfänge desselben reichen in die ersten Zeiten der Gauverfassung; alles, was im Gau nicht in die Burg gehörte, wurde vor oder unter die Burg verlegt, wo bald zahlreiche Ansiedler nicht nur als Handwerker, sondern auch als Handelsleute sich niederließen. Dies konnte nur mit fürstlicher Erlaubniß geschehen, da der Boden ringsum dem Fürsten gehörte; deswegen galten auch die Bewohner solcher Ansiedlungen für unfrei und für Hörige des Fürsten, die dem Burgkämmerer (Villicus) unterworfen waren. Trotz dieser Beschränkung wurden diese Ansiedlungen ziemlich groß und glichen den Städten des Westens, indem auch in ihnen das Gewerbe und der Handel der Gegend sich concentrierte; doch fehlte es an einer festen Gemeindeverfassung. Zu eigentlichen Städten nach dem Muster der westeuropäischen Städten wurden die meisten Burg-Ansiedlungen durch Ansiedler gemacht, die größtentheils aus dem nordwestlichen Deutschland und aus den Niederlanden in den böhmischen Ländern eingewandert waren. Schon seit ziemlich früher Zeit bestand eine deutsche Colonie unter der Prager Burg am Poříč, die sich allerlei Privilegien erfreute; diese deutschen Ansiedler erlangten vom Fürsten das Recht in eigenen erblichen Häusern zu wohnen, einen eigenen Richter sich wählen zu dürfen, der sie nach ihrem Rechte richtete, und zugleich das Patronat an der Kirche zu St. Peter. Das Privilegium Sobieslav II. gestattete diese Freiheiten auch weiteren Ansiedlern, die sich nun zahlreich einfanden; bald erwies sich diese Ansiedlung nicht als genügend, worauf man auch zu Gründungen außerhalb Prag schritt. Die Einnahmen, die aus diesen Ansiedlungen flossen, waren den Fürsten um diese Zeit, da ihr Vermögen stark verfallen war, eine willkommene Bereicherung; darum sehen wir, daß seit dem Könige Przemysl Otakar I., der zuerst außerhalb Prag zu Gründungen von königlichen Städten schritt,

die Zahl derselben in Böhmen unter seinen Nachfolgern wuchs, bis Nimburg unter Wenzel II. die Reihe beschloß. Nur noch eine große Gründung datiert aus späterer Zeit, nämlich die der Prager Neustadt unter Karl IV. Damals gab es in Böhmen 37 königliche Städte. Daß zu diesen Ansiedlungen Deutsche berufen wurden, läßt sich aus den damaligen Zuständen erklären; war doch der Zug deutscher Ansiedlung zu jener Zeit nach Osten und nach Südosten allgemein und die böhmischen Herrscher befolgten nur das Beispiel ihrer Nachbarn. Da neben der Sicherung des Landes durch befestigte Städte der Hauptzweck die Vermehrung der Einnahmen war, waren sie an fremde Ansiedler angewiesen, da die einheimischen Handels- und Gewerbsleute in Folge der Unfreiheit und der zahlreichen Bedrückungen, denen sie unter den Gaubeamten ausgesetzt waren, gegen jene fremden nicht aufkommen konnten. Zwar betheiligten sich auch einheimische Bewohner an den Gründungen, blieben aber überall in der Minderheit. Daß diese Einwanderung der Deutschen in mancher Beziehung dem Lande nützlich war, ist selbstverständlich; kamen doch Leute ins Land, die mit reichlichen Kenntnissen des Westens und mit Vermögen ausgestattet waren, wie dies der Aufschwung des Bergbaues in Böhmen und die Vervollkommnung des Gewerbes durch sie bestätigt. Doch läßt sich nicht läugnen, daß die deutschen Städte oft feindlich dem Volke gegenüber standen.

Bei der Ansiedlung wurden den Deutschen solche Orte angewiesen, in denen Gewerbe und Handel schon bestand, wie die Burgansiedlungen, dann Marktflecken, und Plätze, wo Zölle eingehoben wurden und wo man Bergbau trieb; dabei verkaufte der König nicht bloß die Plätze oder die Häuser unter der Burg, sondern auch die umliegenden Felder und Wälder. Die Ansiedler hielten das ausschließliche Recht Gewerbe und Handel zu treiben,

waren befreit von der Unterordnung unter die Gaubeamten und standen unter selbstgewählten Vorständen. Das Gemeinde-Statut war so eingerichtet, daß dem vom Könige eingesetzten Richter die Gerichtsbarkeit für eine Summe zugesprochen wurde, wofür ihm alle Burggelder und Zahlungen bei Gerichtssachen zufielen; der Richter präsidierte dem Gerichte, dessen Beisitzer zwölf Bürger, Schöffen, waren, die den Gerichtsspruch thaten. Diese Schöffen verwalteten auch die Stadt und bildeten den Stadtrath. Bald hatten sich die Schöffen von der Oberhoheit des Richters befreit und bestellten ihren Vorsteher, den Bürgermeister, aus ihrer Mitte; dies Amt wechselte alle vier Wochen, so daß der erste Schöffe, der Primas hieß, dasselbe zweimal im Jahre verwaltete. Alle königlichen Städte waren direct dem Könige unterthan, der sie durch seinen Unterkämmerer verwaltete; dieser ernannte aus den ihm nominierten Candidaten die Stadtbeamten auf bestimmte Zeit. Was Recht und Gerichtsbarkeit betrifft, richteten sich die Städte des nordöstlichen Theiles von Böhmen und Mähren nach dem Magdeburger Recht, während den Städten im Südwesten, auch der Prager Altstadt, nach dem schwäbischen Rechte zu richten gestattet war. Anfangs war in den Städten sowohl bei Ausübung der Gerichtsbarkeit als auch in Amt und Schule die deutsche Sprache alleinherrschend; als aber mit der Zeit die Zahl der böhmischen Einwohner in den Städten gewachsen war und die Einwanderung der Deutschen mit Schluß des XIII. Jahrhundertes aufgehört hatte, bekam die böhmische Bevölkerung in manchen Städten das Übergewicht. In dieser Beziehung war die Gründung der Prager Neustadt wichtig; diese geschah nur durch Hinzuziehung der einheimischen Bevölkerung und war die Neustadt daher vom Anfang an überwiegend böhmisch. Mit Rücksicht auf diese Wandlung in der Nationalität der Städter war es billig, daß Karl IV.

gegen das Ende ſeiner Regierung durch eine Anordnung an die königlichen Städte den ausſchließlichen Gebrauch der deutſchen Sprache bei Gerichten aufhob und beſtimmte, daß jeder Schöffe von nun an der böhmiſchen Sprache kundig ſein ſolle. Dagegen erhob ſich ein großer Widerſtand der Deutſchen und wurde dieſe Anordnung nur theilweiſe ausgeführt.

Der Adel. Der Adel in den böhmiſchen Ländern iſt doppelten Urſprunges. Ein Theil hatte ſich aus ſolchen Familien ausgebildet, die ſich erblich im Beſitze der Gaugüter zu erhalten gewußt hatten, während der andere aus dem Gefolge der Fürſten, den höheren Hof- und Gaubeamten, ſich entwickelte. Beide Theile ſchmolzen zuſammen, als die Wladyken nach Ämtern und die Beamten nach Erblichkeit der ihnen zur Nutznießung angewieſenen Güter ſtrebten. Nebſt dieſem höheren Adel bildete ſich aus freien Gutsbeſitzern ein niederer Adel, vládyky im eigentlichen Sinne, ſpäter Ritter. Der Unterſchied zwiſchen dem höheren Adel, dem Herrenſtande, und dem niederen Stande, dem Ritterſtande, wurde beſonders im Laufe des XIII. Jahrhundertes wichtig und entwickelte ſich immer mehr. Man zählte damals zum Herrenſtande alle ſogenannten Bannerherren, die auf eigenen Burgen ſiedelten und im Kriegsfalle mit einem bedeutenden Kriegsgefolge in den Kampf zogen; nicht mehr waren maßgebend die Güter und die höheren Ämter allein, ſondern man fieng nach deutſchem Brauche an auch die Ahnenreihe des Geſchlechtes zu berückſichtigen. Sie unterſchieden ſich unter einander urſprünglich durch Wappen, die älter ſind als die Familiennamen; dieſe letzteren kommen erſt ſeit Wenzel I. u. z. zumeiſt in deutſcher Namensform Roſenberg, Sternberg, Zinnenburg u. dgl. auf. An der Spitze des geſammten Adels ſtand das mächtige Geſchlecht der Vitkovice mit dem Wappen der fünftrigen Roſe, welches im ſüdlichen Böhmen ſaß und in dem ſeit

Zawiše (nach 1290) die Herren von Rosenberg die erste Stelle einnahmen. Im Leitmeritzer und Bunzlauer Kreise war das Geschlecht der Hronovice mächtig; sein Wappen war ein behauener Baumstamm. Dieses Geschlecht theilte sich in viele Linien, so in die Herren von Lipa, von Lichtenburg und von Duba. Den Schweinskopf als Wappen führte das Geschlecht Buzici genannt, welches in die Linien von Waldek, Trebaun, Hasenburg, Schellenberg und andere zerfiel. Zahlreich war das Geschlecht der Markvartice, mit dem Löwen als Wappen, welches sich in die Linien von Michalovic, Lemberk, Zviretic, Wartenberg und andere theilte. In einem Geschlechte erhielten sich und wurden berühmt die Herren von Strakonic, deren Wappen der Pfeil war, ferner die Herren von Sternberg, die einen Stern im Wappen führten, die Herren von Schwamberg mit dem Wappen des Schwanes. Unter den mährischen Adelsgeschlechtern waren die Herren von Kunstadt, von Cimburk, von Boskovic und die von Pernstein besonders berühmt.

Zum Ritterstande zählte man die freien reicheren Grundbesitzer, die auf kleineren Vesten siedelten und im Kriegsfalle entweder zu Roß oder zu Fuß in den Kampf zogen: erwähnenswerth sind die Rittergeschlechter Pflug von Rabstein, die Ritter von Pardubic, die von Pabienic, von Nostic und von Harrach.

Wie schon aus den Benennungen der Burgen zu ersehen ist, waren die deutschen Sitten im höheren Adel Böhmens und Mährens eingebürgert; es geschah dies aus politischen Gründen, indem der Adel einerseits dadurch als eigene Kaste erscheinen wollte, andererseits nach Art des deutschen Adels zu Privilegien und der Herrschaft über das Volk zu gelangen suchte. Diese Bestrebungen datieren schon aus älteren Zeiten; man erinnere sich an den Widerstand der böhmischen Herren gegen Vladislav II.,

als derselbe mit Friedrich I. einen Vertrag wegen Hilfeleistung zur Bekämpfung der Mailänder abgeschlossen hatte, so daß sich der Fürst mit der freiwilligen Unterstützung begnügen mußte. König Wenzel II. war ob des Widerspruches der Stände genöthigt, sowohl von der Herausgabe eines geschriebenen Gesetzbuches, als auch von der Gründung einer Universität in Prag abzulassen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung das Privilegium, welches König Johann im Jahre 1310 den böhmischen und mährischen Ständen ertheilte. Der erste Artikel bestimmt, daß die böhmischen und mährischen Herren und Ritter nicht verpflichtet seien, auf bloßen Befehl des Königs außerhalb des Landes in den Kampf zu ziehen, außer freiwillig oder um Lohn. Der zweite macht eine allgemeine Steuer abhängig von der Bewilligung des Landtages, ausgenommen zwei Fälle, nämlich zur Bestreitung der Krönungskosten und zur Ausstattung der Töchter bei der Verheirathung. Im dritten Artikel werden die Erbverhältnisse auf freien Herrengütern geregelt und bestimmt, daß sie bis ins vierte Glied erblich sein sollten; erst nach dem Aussterben dieses Geschlechtes sollten die Güter an den König fallen. Der vierte Artikel verbietet die Verleihung von Landesämtern an Fremde und schließt die Fremden vom Ankaufe der Allod-Güter in Böhmen und Mähren aus. Kaiser Karl IV. erneuerte den Versuch durch das Gesetzbuch „Majestas Carolina“ die Rechts-Verhältnisse zwischen dem Könige und den Ständen zu regeln. Er gab darin Bestimmungen betreffs der Verwaltung der Krongüter, der Ertheilung der Ämter. und verbot die Kriegs-Verbände der Herren und Ritter. Doch die Stände strebten Bereicherung mit Krongütern und befürchteten eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, daher verwarfen sie am Landtage re 1356) das Gesetzbuch. Trotzdem setzte Karl IV. durch

beſondere Geſetze manche Beſtimmungen desſelben durch. Die Regierung König Wenzels IV. bot den Ständen eine willkommene Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Rechte; da der König zu Rathgebern beſonders Ritter und Bürger wählte, dieſelben zu hohen Ämtern einſetzte, ſchloſſen die Herrn im Jahre 1394 einen Kriegsverband und trugen ihre Beſchwerden dem Könige vor. Der König verweigerte ihnen die Erfüllung ihrer Wünſche und erſt nach zweimaliger Gefangennahme ſchritt er zu Vereinbarungen mit den Herren.

Die Fürſtengewalt. Mit der Vernichtung der Dynaſten-Gewalt hatte ſich die Macht des Fürſten in Böhmen bedeutend gehoben; ſie beruhte hauptſächlich auf zwei Grundlagen, auf dem großen Grundbeſitze des Fürſten und den ſtändigen Einnahmen, zweitens auf der großen Zahl des Kriegsgefolges und den zahlreichen fürſtlichen Beamten. Die Güter des Fürſten beſtanden aus zahlreichen Dörfern mit allem Grundbeſitz, aus vielen Forſten an der Landesgrenze wie innerhalb des Landes in der Gegend von Pürglitz, Zbirov, bei Sadska, Piſek und am Böſig; ſie waren ſo zahlreich, daß das geſammte Privateigenthum der übrigen Bevölkerung kleiner war als der Beſitz des Fürſten. Nebſtdem genoß der Fürſt den Ertrag der Steuern und Zölle, ſo der Friedensſteuer, die alljährlich ausgehoben wurde, und der allgemeinen Steuer, welche man nur zeitweilig als außerordentliche Abgabe ausſchrieb. Der Zoll wurde auf allen Märkten eingehoben und glich vielfach unſerer Verzehrungsſteuer, bei der Einfuhr und Ausfuhr der Güter an der Landesgrenze galt Zoll und Maut. Alle Bergwerke galten in älterer Zeit für Eigenthum des Fürſten, ebenſo das Recht der Münzprägung und der Ertrag derſelben; außerdem floſſen in die fürſtlichen Renten die Gebühren für Rechtshandlungen und die Bußgelder, zu denen der Schuldige verurtheilt ward.

Dieſer große Beſitz machte es den Fürſten möglich, die zahlreichen Beamten, welche in fürſtlichen Dienſten ſtanden, von ſich vollkommen abhängig zu machen; der Fürſt unterhielt ja aus ſeinen Gütern nicht bloß die Hofbeamten, ſondern auch die überaus zahlreicheren Gaubeamten mit ihrem Kriegsgefolge und übte durch ſie eine unumſchränkte Gewalt aus. Dadurch gerieth die Mehrzahl des Volkes in Unfreiheit und es hieng von der perſönlichen Tüchtigkeit des Landesfürſten ab, ob es den niederen Claſſen des Volkes dabei gut ergieng und dieſelben vor der Willkür der Beamten geſchützt waren. Als nun die unſeligen Thronſtreitigkeiten die Macht der Fürſten zu Falle gebracht hatten, erholte ſich dieſe nicht früher, als bis durch die Erſchließung von neuen Einnahmsquellen ein Gleichgewicht hergeſtellt war, welches es ermöglichte, daß den mächtigen Ständen gegenüber die nun königliche Macht, natürlich bei umſichtigen und entſchiedenen Herrſchern, mit Erfolg entgegentreten konnte. Dazu trug auch die Entfaltung der böhmiſchen Macht nach Außen bei, beſonders als die böhmiſchen Könige Karl IV. und Wenzel IV. deutſche Kaiſer geworden ſind; aber ſchon unter dem letzteren zeigten ſich Anzeichen, die dafür ſprachen, daß nicht mehr die Herrſchergewalt entſcheidend ſein werde für den Verlauf der Geſchichte des Volkes, ſondern daß das Volk ſelbſt thätig miteingreifen wolle in ſeine Geſchichte.

Die Fürſtengewalt war urſprünglich erblich im Geſchlechte der Přemysliden, indem der Fürſt dem Volke gegenüber dieſelbe Gewalt ausübte, wie der Staroſte in ſeinem Geſchlechte. Die Thronfolge beruhte ſeit Bořivoj bis auf Břetiſlav I. auf der Wahl des Landtages, welche ohne viele Schwierigkeiten ausgeübt werden konnte, da das fürſtliche Geſchlecht nicht zahlreich war; die Fürſten beſtiegen den Thron nach dem Alter und der

Ordnung der Erſtgeburt. Als aber Břetiſlav, der ſelbſt fünf Söhne zählte, die Vermehrung des Geſchlechtes vorausſah und daher Thronſtreitigkeiten befürchtete, beſtimmte er, um die Nachfolge zu regeln, daß immer der älteſte männliche Nachkomme des Přemyſliden-Geſchlechtes den erledigten Thron beſteigen ſolle (1055). Der Landtag nahm dieſes Geſetz an; obzwar auch noch hier von der Wahl des Landtages die Rede iſt, bedeutet ſie fernerhin nur die feierliche Anerkennung des ſchon nominierten Candidaten des Thrones. Das Geſetz Břetiſlav's wurde nicht ein ganzes Halbjahrhundert beachtet; ſchon der Enkel ihres Schöpfers Břetiſlav II. verhalf ſeinem jüngeren Bruder Bořivoj II. zur Regierung, was auch vom deutſchen Kaiſer Heinrich IV. beſtätigt wurde. Von nun an bietet Böhmen ein unſeliges Bild von heftigen Thronſtreitigkeiten, die die fürſtliche Macht bedeutend ſchwächten, indem auf Koſten derſelben ſowohl die Theilfürſten wie auch die Stände aufzukommen ſuchten; ebenſo benutzten die deutſchen Kaiſer dieſe Wirren, um deſto feſter die böhmiſchen Länder ans deutſche Reich zu knüpfen, zumal die böhmiſchen Fürſten ihnen dabei ſelbſt behilflich waren.

Die Abhängigkeit Böhmens vom deutſchen Reiche datierte aus der Zeit der Karolinger, als unter Karl dem Großen die Böhmen tributpflichtig geworden waren. Dieſe Verpflichtung hörte jedoch unter Ludwig dem Frommen, mit welchem die Böhmen lange gekämpft hatten, auf und wurde wahrſcheinlich nicht erneuert, da unter Arnulf die Erneuerung nicht ſichergeſtellt iſt und bald darauf nach dem Ausſterben der Karolinger in Deutſchland jede Verbindung zwiſchen Böhmen und Deutſchland aufhörte. Zwar nicht auf lange Dauer; denn ſchon Heinrich I. erneuerte die Abhängigkeit und verpflichtete die böhmiſchen Fürſten zum Tribute; doch dieſe Tributpflichtigkeit genügte nicht den deutſchen Königen

und sie suchten Böhmen in ein Lehenverhältniß zu bringen. Die Erweiterung des böhmischen Reiches unter Boleslav I. und II. war diesen Plänen nicht günstig; erst als nach dem Tode des letzteren Thronstreitigkeiten im Lande ausgebrochen waren, suchte Vladivoj, der polnische Fürst, den Kaiser Heinrich II. für seine usurpierte Macht über Böhmen günstig zu stimmen durch einen Vertrag, in welchem er Böhmen als Lehen vom deutschen Kaiser annahm. Sein Nachfolger Jaromir, eingesetzt mit der Hilfe Heinrich II., ließ sich vom Volke wählen und einsetzen und nahm erst dann die Bestätigung des Kaisers entgegen; dieser Bestätigungsact glich den Formalitäten nach der Ertheilung von Lehen, bedeutete aber bei den böhmischen Fürsten nur die Bekennung zum Tribute, der unter Vratislav II. aufhörte und in die Beistellung von 300 Reitern zu den Krönungsfahrten der Kaiser nach Rom umgeändert wurde. Größere Eingriffe in die Geschicke Böhmens verschuldeten die böhmischen Fürsten selbst, als sie bei den Thronstreitigkeiten, die nach Vratislav's Tode eingetreten waren, für große Summen die Ertheilung des Lehens von den deutschen Kaisern anstrebten; ja Lothar III. versuchte Böhmen in ein ständiges Lehensverhältniß zu bringen, wurde aber durch den Sieg Sobieslav I. genöthigt von diesem Vorhaben abzulassen; zugleich anerkannte er, daß die deutschen Könige nur denjenigen als Fürsten zu bestätigen haben, welcher vom Volke zum Fürsten erhoben wurde. In Folge der Freundschaft, zu der es bald darauf zwischen Lothar und Sobieslav gekommen war, trat eine bedeutende Änderung im Rechtsverhältnisse Böhmens zum deutschen Reiche ein. Sobieslav erhielt das Amt des obersten Mundschenken im deutschen Reiche und damit zugleich das Recht und die Stimme bei der Wahl der deutschen Kaiser, woraus sich mit der Zeit die fürstliche Churwürde entwickelte. Seit der Zeit hatte auch die Ertheilung des Lehens

eine andere Bedeutung erlangt, indem nun dieſe beiden Ämter als wirkliche Lehen den böhmiſchen Fürſten ertheilt wurden. Nebſt dieſer Würde hatte Vladiſlav II., wie ſchon vor ihm Vratiſlav II. vom Kaiſer Heinrich II., die königliche Würde vom Kaiſer Friedrich I. erhalten, doch nicht wie Vratiſlav II. für ſeine Perſon, ſondern erblich. Aber die nachfolgenden Thronkämpfe brachten die Nachfolger nicht bloß um dieſe Würde, ſondern erleichterten den Kaiſern Friedrich I. und Heinrich VI. die freie Verfügung über das böhmiſche Lehen. Erſt als Přemyſl Otakar I. (1197—1230) zum Throne gelangt war, wußte er durch kluge Ausnützung der Wirren in Deutſchland die Königswürde der böhmiſchen Fürſten dauernd zu begründen, das Lehensverhältniß zu regeln und ließ, um die Thronfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt zu ordnen, noch bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Sohn Wenzel I. zum Könige wählen; von nun beſtiegen die Přemyſliden den Thron nach dem Rechte der Erſtgeburt. Unter Přemyſl Otakar II. wurden in Folge der Kämpfe mit Rudolph von Habsburg das Lehensverhältniß zu Deutſchland und die Würde des Mundſchenken Gegenſtand von Differenzen, die bald ihre Aufklärung fanden. Ebenſo fand die Frage betreffs der Erbanſprüche der weiblichen Nachkommenſchaft nach dem Ausſterben des männlichen Geſchlechtes ihre Erledigung, als Johann von Luxemburg auf den Thron erhoben wurde (1310). Seine Kinder aus der Ehe mit Eliſabeth, der jüngeren Schweſter Wenzels III., waren als Nachkommen des Přemyſliden-Geſchlechtes Erben des Thrones, die nun kraft neuer Geſetze nach dem Rechte der Erſtgeburt den Thron zu beſteigen hatten. Nachdem Karl IV. auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben war, wurden auch die Rechtsverhältniſſe zwiſchen Böhmen und Deutſchland namentlich durch die goldene Bulle von neuem geregelt, um fortan alle Zweifel zu beheben.

Die Einſetzung der Fürſten auf den Thron geſchah urſprünglich auf ſolche Weiſe, daß der neue Fürſt auf den fürſtlichen Stuhl, einen ſteinernen Sitz urſprünglich auf dem Vyšehrad, ſpäter auf der Prager Burg, geſetzt wurde; ſeine einfache Kleidung legte er ab und zog das fürſtliche Gewand an und wurden ihm noch zur Zeit des Chroniſten Cosmas die angeblichen Schuhe Přemysl's von Stadic gezeigt, auf daß er ſich erinnere, daß er gleichen Urſprungs mit dem Volke ſei. Der Fürſt verſprach dem verſammelten Volke den Geſetzen gemäß zu regieren und nahm vom Volke das Verſprechen der Treue entgegen. Feſtlichkeiten beſchloſſen dieſe erhabene Feier.

Seitdem die Fürſten Könige geworden ſind, wurden ſie auf einen Thron geſetzt und die kirchlichen Ceremonien der Krönung an ihnen vollzogen; ſeit König Johann erließen die Könige vor der Krönung eine ſchriftliche Beſtätigung der Landesrechte und Privilegien. Die Krönung fand nicht immer beim Antritte ſtatt: ſo wurde Wenzel I. noch zu Lebzeiten des Vaters gekrönt, ebenſo Wenzel IV. Přemysl Otakar II. und Wenzel II. ließen ſich erſt nach einigen Jahren krönen, da ſie gleich anfangs die allzugroßen Koſten ſcheuten; Wenzel III., Rudolph und Heinrich von Kärnthen waren gar nicht gekrönt, während Johann und Karl IV. gleich beim Antritte der Regierung ſich krönen ließen.

Die anderen Mitglieder des fürſtlichen Hauſes wurden mit Theillehen betheilt; ſo beſaß Boleſlav unter Wenzel dem Heiligen ein Lehen im Lande der Chorvaten, wo ſein Sitz Altbunzlau war. Ebenſo wies Boleſlav II. ſeinen drei Söhnen Beſitz im Gebiete Slavnik's an und erhielt Udalrich unter Jaromir die Saazer Gegend. Als unter Udalrich Mähren mit Böhmen vereinigt wurde, regierte daſelbſt Břetiſlav als Theilfürſt unter ſeiner Oberherrſchaft; ſeit dieſer Zeit wurde Mähren gewöhnlich den jüngeren Söhnen zugewieſen und als dieſe Lehen in erblichen Beſitz ihrer

Geschlechter übergiengen, waren die böhmischen Könige angewiesen, wieder in Böhmen an ihre näheren Verwandten Lehen auszutheilen, bis unter dem Luxemburgischen Hause die neu gewonnenen Länder dazu verwendet wurden. Dieses Theillehensystem erwies sich schädlich für die staatliche Entwickelung der böhmischen Länder, indem hauptsächlich die Thronwirren des XII. Jahrhundertes in denselben ihren Ursprung hatten und die spätere Theilung der böhmischen Länder unter Karl IV. als eine Schwächung des Reiches betrachtet werden muß; denn in Folge dieser Theilung gieng Brandenburg verloren, obzwar andererseits anerkannt werden muß, daß gerade unter dem Luxemburgischen Hause durch die Gunst der Verhältnisse das Theillehensystem ziemlich eingeschränkt wurde.

Die Landes- und Staatsverfassung. Wie schon in der Einleitung geschildert worden ist, wurde in dieser Zeit die Župen- oder Gauverfassung allgemein geltend; die Verwaltung der Gaue war den Gaubeamten übergeben, die auf der Burg saßen und von da aus die Leitung der Geschäfte besorgten. Der oberste Beamte war der Castellan, später Burggraf genannt; dieser war der Commandant der Burgbesatzung und auch der Leiter des allgemeinen Aufgebotes im Kriegsfalle. Unter seiner Fahne hatte sich jeder waffenfähige Mann einzufinden, sobald das Aufgebot durch das Umhertragen eines Schwertes im Gaue angekündigt worden war. Der Castellan sorgte auch für die öffentliche Sicherheit und für alles, was zur Förderung des Gewerbes und Handels dienlich war.

Dem Castellan folgte an Würde der Richter, der als Vorsitzender des Gaugerichtes fungierte; diesem waren alle Bewohner des Gaues untergeordnet bei Klagen wegen Besitzverletzung und selbst bei Verbrechen, insofern sie nicht dem Landrechte vor-

behalten waren. Beisitzer des Gerichtes waren alle anderen Gaubeamten und vom Fürsten wahrscheinlich aus der Bevölkerung eingesetzte Rathsmänner, die allein den Richterspruch thaten. Dieses Gaugericht wurde gewöhnlich viermal im Jahre abgehalten und zwar öffentlich, da mit demselben zugleich andere Versammlungen stattfanden, in denen Gesetze verlautbart wurden. Dem Richter unterstanden Gerichtsboten, die Vorladungen zustellten und Gerichtsurtheile vollstreckten, während den Herolden die Verlautbarung der Gerichtserlässe und der Vollzug von körperlichen Strafen zustand. Wichtig war das Amt des Kämmerers, welcher die Einnahmen verwaltete; ihm waren die Steuer-, Zoll- und Mautheinnehmer untergeordnet. Die Verwaltung der Güter und der Feldwirthschaft besorgte der Verwalter, während der Forstmeister die Waldwirthschaft und die Jagden zu beaufsichtigen hatte; den letzteren unterstützten in seinem Amte zahlreiche Heger und Jäger. Außerdem gab es auf jeder Burg noch andere Dienstleute, die für die alltäglichen Bedürfnisse sorgten und die Vorräthe an Victualien überwachten.

Über diesen Gaubeamten standen die Landesbeamten, welche auf der Prager Burg siedelten; der höchste unter ihnen war der Vorstand der Castellanen, der Oberst-Burggraf. Dieser leitete auch alle Hofdienste und wurde mit der Zeit selbst dem Fürsten unbequem, da zu befürchten war, daß er sich als Führer des Adels gegen den Fürsten erklären könnte; daher schafften die böhmischen Fürsten dieses Amt zu Beginn des XII. Jahrhundertes ab und theilten dessen Macht unter den obersten Burggrafen, den Obersthofmeister und den Leiter der königlichen Kammer. Das erste Amt entwickelte sich aus dem Amte des Prager Castellans, welcher Befehlshaber aller Castellane war; während die zwei letzteren späteren Ursprungs sind. Neben dem Pfalzgrafenamte bestanden noch die

Ämter des oberſten Hofrichters, des oberſten Kämmerers und des oberſten Forſtmeiſters. Das Amt des oberſten Hofrichters wurde bald mit dem Amte des Richters des Prager Gaues verbunden; der Hofrichter leitete das Landrecht, bei welchem zwölf Landesrathsherren den Gerichtsſpruch thaten. Zur Schriftführung war ein eigener Schreiber beſtimmt, aus welchem Amte ſich das Amt des Hofkanzlers entwickelte; da damals die Geiſtlichkeit beſonders das Schriftweſen leitete, wurde zu dieſem Amte ein höherer Geiſtlicher erwählt, in der Regel der Probſt des Vyšehrader Capitels, dem zur Hand Hof-Capläne als Schreiber zugetheilt waren. Zur Leitung des fürſtlichen Hauſes waren hochgeſtellte Beamten eingeſetzt, wie der Küchenmeiſter, der Truchſeß, der Mundſchenk und der Marſchall, welche im Laufe der Zeit, eben weil ſie im ſteten Umgang mit dem Fürſten waren, einen großen Einfluß in den wichtigſten Landesangelegenheiten erlangten, da mit ihnen der Fürſt ſich berieth und ihnen geheime Aufträge ertheilte. Alsdann wurde ihr urſprüngliches Amt Nebenſache, da ſie für dasſelbe untergebene Organe hatten; ſie behielten nur die Namen der Ämter und bildeten mit der Zeit mit noch neu creirten Ämtern die ſogenannten Hofbeamten.

Die Gauverfaſſung blühte im XI. und XII. Jahrhunderte. Die Thronwirren, welche das fürſtliche Vermögen geſchmälert hatten, führten zum Verfalle der fürſtlichen Macht und auch der fürſtlichen Gaubeamten, indem mächtigere Herren, die unter eigener Fahne, und nicht mehr unter dem Banner des Burggrafen, in den Kampf zogen, ſich der Gerichtsbarkeit des Gaugerichtes entzogen, ſo daß nur die Ritter und die Untergebenen minder mächtigerer Herren ihr untergeordnet blieben. Nicht minder trugen die zahlreichen Immunitäten, die Gründung von königlichen Städten, von Dörfern nach deutſchem Rechte wie andererſeits in

Folge der Verminderung der Autorität eingerissene Willkür der Gaubeamten selbst zum Verfalle des Gauwesens bei. Die Einheit der Gauverfassung zerstörte König Přemysl Otakar II, der viele königliche Burgen aufbaute und an diesen Burggrafen einsetzte, welchen er das Amt der Castellane übertrug und einen Theil des Gaues als Krongut zutheilte, über das ein Verwalter und ein Forstmeister die Aufsicht hatte. Die Gaugerichte hießen von da an Kreisgerichte und saßen in demselben drei Beamte des alten Gaues: der Richter, der Kämmerer und der Schreiber; außerdem waren sechs Beisitzer, welche Kreisschöffen hießen, drei aus dem Herrenstande, drei aus dem Ritterstande. Für die allgemeine Sicherheit sorgten im Kreise zwei oder drei Herren, welche Justiciäre hießen. Die Gauverfassung verfiel besonders unter König Johann, der in seinen Geldnöthen die Gauämter verpachtete und auch die Kreisgerichte an Privatpersonen verschrieb, so daß alle Gerichtsbarkeit zu nichte ward. Karl IV. erneuerte die Kreisgerichte, verlegte sie in die Städte und führte nach ihnen eine neue Kreiseintheilung in Böhmen durch, nach welcher man zwölf Kreise zählte. In Folge dieser Veränderungen und auch in Folge der äußeren politischen Entwickelung hatten sich im Laufe des XIII. Jahrhundertes bei der obersten Verwaltung des Landes zwei Arten von Ämtern ausgebildet; die böhmischen Könige übten nämlich eine doppelte Macht aus, eine beschränkte und eine unumschränkte. Als Besitzer der königlichen Güter konnten sie frei schalten und walten, was besonders bei königlichen Städten wichtig war, und wurden dabei von den Hofbeamten unterstützt; dagegen waren die Könige beschränkt in Ausübung des Legislative, im Ausschreiben von Steuern und in der Benützung des allgemeinen Aufgebotes, worin ihnen als Vermittler mit den Landtagen die Landesbeamten dienten, die sowohl dem Könige als dem Landtage verantwortlich waren. Im

Landtage saßen die Herren und die freien Gutsbesitzer; jeder von ihnen hatte, sobald er Landbesitz ausweisen konnte, das Recht sich am Landtage zu betheiligen. Da aber das Verweilen daselbst kostspielig war, kamen von den letzteren nur die mehr Begüterten. Den Landtag berief der König, im XIV. Jahrhunderte viermal im Jahre, zur Zeit, wenn das Landrecht tagte. Die Bemühungen der Städte nach Vertretung im Landtage blieben in dieser Zeit erfolglos, da sie sich nicht nach den Landesgesetzen richteten; sie mußten sich mit eigenen Städtetagen begnügen, an welchen Angelegenheiten des ganzen Standes zur Berathung gelangten. Die dem Landtage verantwortlichen Landesbeamten waren: der oberste Kämmerer, der oberste Richter und der oberste Landschreiber. Sie saßen im Landrechte, welches doppelter Art war, nämlich das große und das kleine; in jenem saßen die obersten Beamten und der König selbst mit 24 Landesrathsmännern, welche über Verbrechen von Herren und Rittern und größere Civilprocesse entschieden. Im letzteren saßen die Stellvertreter der obersten Beamten. Die Ausführung der Urtheile des Landrechtes war dem Prager Burggrafen übertragen, der von nun oberster Landesburggraf hieß; er überwachte die Ordnung bei der Abhaltung des Gerichts-Verfahrens und vertrat den König in dessen Abwesenheit. Alle diese höheren Beamten hatten ihre Stellvertreter, die stets in Prag siedelten, und zwar bei der Landtafel, jener Böhmen eigenthümlichen Rechts-Institution. Ursprünglich (im XIII. Jahrhundert) wurden in derselben die Gerichtsacte eingetragen sammt den Urtheilen, später andere allgemeine Erlässe, besonders Landesgesetze, bis auch die Verträge über freie, Ritter- und Herrengüter zur Sicherstellung einverleibt wurden, so daß im Laufe des XIV. Jahrhundertes die Landtafel die Hauptquelle alles öffntlichen Rechtes war.

Wie schon früher bemerkt worden ist, geschah unter den Hofbeamten eine wichtige Veränderung durch Abschaffung des Burggrafenamtes. Der neu creirte Obersthofmeister hatte die Aufsicht über die Eintheilung der Dienstleistungen am Hofe: der Verwalter der königlichen Kammer leitete alle Ein- und Ausgaben des Hofes. Ihnen an Würde glichen die alten Hofämter des Truchseß, des Mundschenks und des Marschalls, welche im Laufe des XIV. Jahrhundertes erblich verliehen waren den Herren von Hasenburg, von Wartenberg und von Lipa und dann nur zu Ehrenämtern wurden, da ihren Stellvertretern die eigentliche Ausübung zugewiesen ward. Neben diesen Hofbeamten waren noch andere, welche mit der öffentlichen Verwaltung zu thun hatten: unter ihnen sind besonders zu nennen der Hofkanzler und der königliche Unterkämmerer. Das erstere Amt war wichtig bis auf Karl IV., da der Kanzler der erste Rathgeber der Könige war: als aber unter Karl IV. das Reichskanzleramt nach Prag übertragen worden war, sank diese Würde zum bloßen Titel herab. Dagegen war sehr wichtig das Amt des königlichen Unterkämmerers. Er verwaltete alle Einnahmen, welche aus den königlichen Städten erflossen: später wurden ihm auch alle anderen königlichen Einnahmen zugewiesen, so daß dem obersten Kämmerer nur die Erträge des Landesrechts verblieben. So verwaltete der Unterkämmerer die Krongüter und ihre Erträge, die Zölle und Mauthen, die Gold- und Silberbergwerke, hauptsächlich aber die Erträge aus den königlichen Städten wie die Zahlungen für die Bestätigung der Privilegien, die Grundsteuer aus den Feldern, die einst königlich waren, genannt Geschoß, die Verzehrungssteuer, die Erträge der Stadtgerichte und die außerordentlichen Stadtsummen. Der königliche Unterkämmerer übte aber auch die dem Könige zustehenden Rechte aus: er setzte die Richter und die

Schöffen ein, leitete die Verſammlungen der Städte, im Kriegsfalle führte er das Aufgebot derſelben und übte auch die höhere Gerichtsbarkeit aus.

Zur Zeit der Luxemburgiſchen Könige beſtand das böhmiſche Reich aus unmittelbar und mittelbar untergebenen Ländern; die erſteren verwalteten eigene königliche Statthalter oder Landeshauptmänner, wie dies in Mähren auch ſchon früher ſtattfand, ſo in den ſchleſiſchen Fürſtenthümern Breslau, Glogau und Schweidnitz in der Ober- und Niederlauſitz, Landesvogte genannt.

II. Periode:

Von den Huſitenkriegen bis zum dreißigjährigen Kriege.

In dieſer Periode hatten ſich die Stände auf Koſten der königlichen Gewalt ein ſolches Maß äußeren Anſehens zu verſchaffen gewußt, daß das Schwergewicht der Regierung auf ihrer Seite zu ſuchen iſt. Die ſtarke Regierung Ferdinand I. verhalf der königlichen Gewalt zu ihrem früheren Anſehen; doch unter ſeinen Nachfolgern ſank dasſelbe wieder und förderte nur ſo die kühnen Beſtrebungen der Stände, welche endlich zum offenen Aufſtande führten.

Die Stände. Im Laufe der Huſitenkriege hatte der Adel ſeine Macht außerordentlich geſteigert, da viele Güter in ſeine Hände kamen theils durch Verſchreibung vom Könige Sigismund theils durch willkürliche Aneignung; auf erſtere Weiſe kam der Adel in den Beſitz der Mehrzahl der Krongüter, auf letztere in den Beſitz von kirchlichen Gütern. Dieſe Macht benutzte nun der Adel zur Beſchränkung der königlichen Gewalt; ſchon Sigismund mußte es ſich gefallen laſſen, daß ein ſtändiger Landesrath ihm als

beratendes Organ zur Seite trat. Der Wechsel in der Landesverwaltung seit Sigismund führte zur Einführung von Landfrieden, in denen die Stände unter Leitung der Kreishauptleute das Land verwalteten. Erst König Georg von Podiebrad sah ein, daß der Herrenstand der königlichen Gewalt selbst gefährlich werden könnte, und trachtete deren Einfluß zu schwächen: er förderte die Bestrebungen des Ritterstandes, suchte durch Unterstützung der Gewerbe und des Handels die Städte für sich zu gewinnen und in diesen beiden Ständen ein Gegengewicht gegen den Herrenstand zu haben. Dies schien um so leichter sich vollführen zu lassen, da der Adel in zwei Religionsparteien gespalten war. Doch äußere Verhältnisse zerstörten dieses angebahnte Gleichgewicht: ja die schwache Regierung Wladislaw II. belehnte den Adel von neuem über seine Macht, die noch größer zu werden versprach, wenn der Adel sich einigte. Der Kuttenberger Vertrag (1485) verbannte den religiösen Hader zwischen den katholischen und utraquistischen Herren: durch Vermittelung des Königs geschah dann auch die Einigung zwischen dem Herren- und Ritterstand, betreffs der Besetzung der Landesämter (1497). Nun verband sich der Adel gegen die Städte und suchte sie in ihren politischen Rechten zu schwächen: daraus kam es zu bürgerlichen Kriegen. die Macht des Königs Ludwig, der zudem meist außer Landes weilte, war gleich Null und so war die Verwirrung eine allgemeine. Da wurde das Haus Habsburg auf den böhmischen Thron berufen. Ferdinand I. verlieh gleich nach seinem Antritte alle Kriegsverbände, suchte den Landesgerichten volle Geltung zu verschaffen und von neuem Vertrauen zu ihnen zu erwecken. Die feste Regierung mißfiel dem Adel. Derselbe wandte sich in seiner Mehrzahl mit Vorliebe der lutherischen Lehre zu und verfolgte unter dem Deckmantel religiöser Unzufriedenheit politische Ziele, die nichts weniger als

die Unterſtützung der Regierung Ferdinand's bezweckten. Es fehlte aber dem Adel der Muth, da Eigennutz und die daraus entſpringende Schwäche alle Unternehungen der Stände lähmten. Der Sieg Ferdinand's traf nur die Städte hart; der Adel bekam allgemeinen Pardon, nachdem er den Kriegsverbänden entſagt hatte. Die erhoffte Einigung zwiſchen dem katholiſchen und lutheriſchen Adel gelang Ferdinand I. nicht; unter ſeinen Nachfolgern verfolgten die lutheriſchen Stände bei dem Streben nach Ausbreitung ihrer Confeſſion politiſche Zwecke, wie nicht minder die katholiſchen Herren ihre eigene Macht zu erweitern ſtrebten, indem ſie ſelbſt mit Gewalt der katholiſchen Lehre Vorſchub leiſteten. Die Thronwirren unter Rudolph II. beſtärkten beide Parteien in ihren Plänen; ja die lutheriſchen Stände ſetzten ſich in Verbindung mit ihren Parteigenoſſen in den anderen habsburgiſchen Ländern, dann mit fremden Souveränen, um die Macht des Habsburgiſchen Hauſes zu ſtürzen. Dieſer kühne Schritt nahm für ſie ein trauriges Ende durch den Sieg Kaiſer Ferdinand II. auf dem weißen Berge.

Die königlichen Städte gewannen während der Huſitenkriege an politiſcher Bedeutung, indem die ihnen früher verweigerte Vertretung am Landtage nun zugeſtanden wurde; am Landtage zu Časlau (1421) ſaßen neben den Herren und Rittern auch Vertreter der Städte. Die Bevölkerung der Städte gehörte in dieſer Periode überwiegend der böhmiſchen Nationalität an, da während der Huſitenkriege die böhmiſche Bürgerſchaft die Oberhand bekommen hatte. Auch der Reichthum des Bürgerſtandes hatte ſich durch Handel und Gewerbe bedeutend vermehrt, mit ihm wuchs die Autonomie der Städte. Die Wahl des Stadtrichters vollzogen nun viele Städte ſelbſt, ſo daß er ein dem Bürgermeiſter und den Schöffen untergebener Beamte wurde; als Kaiſer Sigismund

zum böhmischen Throne gelangte, mußte er dem Privilegium entsagen, kraft dessen die Verpachtung der Stadtrichter-Einnahmen dem Könige zustand. Unterdessen wurde auch die Macht des Bürgermeisters und der Schöffen eingeschränkt und an die große Gemeinde gezogen, die nun öfter einberufen werden mußte, da auch die Wahl der Stadtältesten in ihr geschah. Diese große Machtentwickelung der Städte wurde dem Adel unbequem, welcher unter Vladislav II. die politische Macht der Städte einzuschränken strebte, indem den Städten das Recht an den Landtagen theilzunehmen strittig gemacht wurde: ebenso griffen die Herren in die Gerichtsbarkeit der Städte ein, verboten den Bürgern freien Besitz von Gütern, die sie nicht in die Landtafel einschreiben lassen wollten, ja sie störten die Ausübung mancher Gewerbe, die den Städten ausschließlich zukamen. Als die Städte sahen, daß der König gegen sie Stellung nahm, schlossen sie einen Kriegsverband: der Bürgerkrieg, der Böhmen verheerte, hatte zur Folge, daß der Adel die Städte für gleichberechtigt anerkannte, nachdem auch die Städte von dem ausschließlichen Betreiben gewisser Gewerbe abgelassen hatten. Die öftere Berufung der großen Gemeinde in den Städten war von Nachtheil, indem allerlei Parteigetriebe die Thür geöffnet wurde und zahlreiche Wirren in den Städten Platz gegriffen hatten. Prag besonders bot unter Ludwig ein Bild von großer Zerfahrenheit. Nachdem Ferdinand I. den böhmischen Thron bestiegen hatte, verbot er die Berufung der großen Gemeinden in den Städten und machte sie von der königlichen Bewilligung abhängig. Dieses Verbot weckte in den Städten große Unzufriedenheit, welche noch vermehrt wurde, als Ferdinand nicht dulden wollte, daß die lutherischen Neuerungen in den Städten eingeführt würden. Während des schmalkaldischen Krieges benützten die Städte die Gelegenheit, um ihrer Unzufriedenheit freien Lauf

zu lassen; die Prager Gemeinden nöthigten die Schöffen zur Einberufung der großen Gemeinden ohne Bewilligung des Königs, welche ein Bündniß zur Wahrung der Landesverfassung schlossen. Der Sieg der kaiserlichen Waffen bei Mühlberg (1547) traf nun die königlichen Städte hart: die Städte mußten dem Könige alle Güter und andere Einnahmen abtreten; nur einen Theil gab der König ihnen zurück. Die Waffen und das Kriegsgeräth wurden ihnen abgenommen, ebenso mußten sie alle Privilegien herausgeben zur erneuerten Bestätigung, wobei Änderungen vorgenommen wurden; den Städten legte man eine Steuer auf Bier und Malz auf. Diese Bestrafung traf nicht die Städte Pilsen, Budweis und Aussig, auch nicht die mährischen Städte, da dieselben an dem Aufruhr nicht theilgenommen hatten. Die Autonomie der Städte wurde ferner durch Ferdinand I. dadurch eingeschränkt, daß königliche Hauptleute in Prag und königliche Richter in den anderen Städten als Aufsichts-Organe seitens der Regierung eingesetzt wurden; ohne ihre Erlaubniß durfte keine Versammlung der Schöffen oder Stadtältesten stattfinden, der sie nun beiwohnten und deren Beschlüsse sie nun überwachten. Eine wichtige Änderung in der Gerichtsbarkeit der Städte trat ein, als im Jahre 1548 König Ferdinand die Appellation zu den Schöffen der Prager Altstadt und von Leitmeritz aufhob und ein eigenes Appellationsgericht in Prag errichtete, zu welchem nicht bloß die Städte Böhmens, sondern auch jene der zugehörigen böhmischen Länder zu appellieren hatten. Durch alle diese Bestimmungen wurden die Städte in ihrer Macht bedeutend geschwächt, in Abhängigkeit von der königlichen Gewalt gebracht und blieben es durch die ganze übrige Zeit wohl zum Nachtheile des Landes, da sie die Vertreter des Volkswillens waren.

Der Bauernſtand, welcher nach den Huſitenkriegen der Gerichtsbarkeit der Herren oder der größeren Städte überantwortet wurde, ſollte bald die Macht der Adelſtände fühlen. Seit Vladiſlav IV. fieng man nämlich an den Bauern das Recht abzuſprechen über die Herren Klage zu führen, legte ihnen neue Laſten auf, indem die emphyteutiſchen Verträge willkürlich erklärt und gehandhabt wurden und die perſönliche Freiheit der Bauern beſchränkt wurde, da die Herren den Beſitz von Bauern als Fallgüter behandelten; es wurde den Bauern verboten, frei über den letzten Willen zu verfügen und die entfernteren Verwandten zugefallenen Erbſchaften ſuchten die Herren an ſich zu reißen. Zur Zeit der Streitigkeiten des Adels mit den Städten geſtatteten die Herren nicht, daß die Bauern das Getreide nach den Städten führten und nöthigten ſie herrſchaftliches Bier zu trinken, was erſt unter König Ludwig aufhörte. Die perſönliche Freiheit betreffs der Freizügigkeit der Bauern wurde vollkommen eingeſchränkt. Dabei kam es viel darauf an, wie im allgemeinen die Herrſchaften das Regiment führten; und da ſcheint es, daß in den böhmiſchen Ländern die meiſten Herren ziemlich milde mit den untergebenen Bauern verfuhren. Die Bauernaufſtände fallen in eine ſolche Zeit, wo überhaupt große Wirren in den böhmiſchen Ländern waren. Um 1500 kam es bei Hohenſtadt in Mähren, im Prachyner und Leitmeritzer Kreiſe in Böhmen, 1517 in der Pürglitzer Gegend zu bedenklichen Bauernunruhen. Sonſt hören wir in dieſer Periode von keinen anderen; ja die feſte und friedliche Regierung Ferdinand I. unterſtützte gar ſehr den materiellen Wohlſtand des Bauernſtandes, welcher zu ſolchem Vermögen gelangt war, daß ſeinem Luxus durch Geſetze mußte geſteuert werden.

Die Landesverfaſſung. Als nach dem Ausbruche der Huſitenkämpfe die Stände am Landtage zu Časlau (1421) ſich gegen Sigismund erklärt hatten, wurde die königliche Gewalt in

ihrem Fundamente erſchüttert. Die proviſoriſche Leitung übernahm ein Ausſchuß von 30 Männern, nur auf kurze Zeit, welcher die Neubeſetzung des Thrones durchführen ſollte; die Verwaltung des Landes durch Sigmund Korybutovič war mangelhaft, da die höheren Ämter und Gerichte unbeſetzt blieben. Neuerliche Wirren ſtürzten auch dieſe, bis nach einigen Jahren proviſoriſcher Verwaltung Sigismund als König anerkannt wurde. Doch die Krone war in Folge der langwierigen Kriege geſchwächt, da ſie aller Stützen beraubt und außerdem das Volk in zwei feindliche Religionsparteien geſchieden war. Um der königlichen Macht aufzuhelfen, bewilligten die Stände 1437 eine außerordentliche Steuer von bisher unerhörtem Umfange, ſuchten aber zugleich ihre Rechte zu erweitern, was durch die Einſetzung eines ſtändigen Landesrathes geſchah. Der König ſollte dieſem Rathe alle Landesſachen zur Begutachtung vorlegen und nach deſſen Entſchluſſe handeln; in dieſem Rathe ſaßen der oberſte Burggraf, der Oberſthofmeiſter, der oberſte Marſchall, der oberſte Kanzler, der oberſte Kämmerer der Landesrichter und der Hofrichter, der königliche Unterkämmerer, der oberſte Münzmeiſter. Außerdem zwanzig Mitglieder des Herrenſtandes, die auf Antrag der Stände damals berufen wurden und ſpäter von dem Landesrathe ſelbſt ergänzt werden ſollten. Dieſer Rath kam öfter zuſammen entweder in Gegenwart des Königs oder auch während ſeiner Abweſenheit, wo dann der Oberſthofmeiſter den Vorſitz führte. Obzwar der König nicht gebunden war nach den Beſchlüſſen des Rathes zu handeln, ſo unterſtanden doch ſeinem Einfluſſe die oberſten Landesbeamten, ohne die der König wieder nichts vornehmen konnte, da ſie dem Landtage verantwortlich waren. Die öftere Ausſchreibung von Steuern, welche nur mit Bewilligung der Stände geſchehen konnte, verſchuldete, daß die Stände ihre legislatoriſchen Rechte zu erweitern ſuchten

auf Koſten der königlichen Macht; ſo zogen die Stände im Laufe des XV. Jahrhundertes die Geſetzgebung betreffs der Münzprägung und des Betriebes des Bergbaues an ſich, ebenſo die betreffs der öffentlichen Sicherheit. Dies letztere hatte ſich in Folge der Huſitenkriege ausgebildet, als von Seiten Sigismund's die ſogenannten Landfrieden in den einzelnen Kreiſen errichtet worden waren, welche nach dem Tode Albrecht's erneuert wurden. Sie wurden von den Ständen der einzelnen Kreiſe beſtellt und hatten für die Sicherheit zu ſorgen und Privat-Fehden zu ſteuern. Alle Stände ſollten hiezu mit ihrer Kriegsmacht dem Kreishauptmanne behilflich ſein, welchem ein Kreisrath aus Vertretern der Herren, Ritter und Städte zur Seite ſtand. Er berief alle Stände zu Kreistagen, die in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes gewöhnlich vor und nach dem Landtage einberufen wurden; hier wurden gewöhnlich zwei Vertreter des Ritterſtandes in den Landtag gewählt, die auf Koſten des Kreiſes in den Landtag zu gehen und die Intereſſen ihres Kreiſes zu vertreten hatten, da das Beſchicken der Landtage von Seite der Ritter beſchwerlich und koſtſpielig war. Sie bekamen vor dem Landtage die nöthigen Inſtructionen, wie ſie ſich verhalten ſollen; nach dem Landtage wurden die Beſchlüſſe des Landtages am Kreistage verlautbart und über deren Durchführung berathen. Wichtig war auch die Wahl der Kreisſteuereinnehmer, die für den Einlauf der ausgeſchriebenen Steuer im Kreiſe ſorgten.

Die Stände ſtrebten nach Beſchränkung der königlichen Macht betreffs der Beſetzung der Landesämter. Schon unter Kaiſer Sigismund verlangten die Herren ausſchließlich dieſe höchſten Ämter für ſich. Kaiſer Sigismund entſchied 1437 proviſoriſch auf zwei Jahre, indem er die Ämter des oberſten Kämmerers und Richters den Herren, das Amt des oberſten Landſchreibers

aber dem Ritterſtande zuſprach. Beim Landesgerichte beſetzte er 12 Rathmannsſtellen mit Herren, 8 mit Rittern. Kaiſer Sigismund ſtarb, ehe der Streit endgiltig entſchieden war; die ungeregelten Zuſtände nach ſeinem Tode ließen keine Entſcheidung aufkommen, ebenſo geſchah ſie nicht unter Georg von Podiebrad, der ſie immer vertagte. Endlich entſchied Vladiſlav II. im Jahre 1487, daß die proviſoriſche Beſtimmung Sigismund's Geltung habe. Der Adel verlangte vom Könige eine vollſtändige und ſtändige Vertheilung der höchſten Landesämter, die zehn Jahre ſpäter die Sanction erlangte. Dem Herrenſtande wurden folgende Ämter zugeſprochen: Das Amt des oberſten Burggrafen, Hofmeiſters, Marſchalls, Kanzlers, Kämmerers, Landesrichters und Hofrichters, den Rittern wieder das Amt des oberſten Landſchreibers, königlichen Unterkämmerers und des Burggrafen des Königgrätzer Kreiſes. Außerdem wurden zwei Burggrafen auf Karlſtein ernannt, ein Herr und ein Ritter, welche im Amt abwechſeln ſollten; das Amt des oberſten Münzmeiſters konnte der König einem Herrn oder Ritter oder auch einem Bürger verleihen. Mit den oberſten Gerichten geſchahen gleichfalls Veränderungen; ſo wurde beim Landrechte die Zahl der Beiſitzer vermehrt, indem mehrere höhere Hofbeamte hiezu ernannt wurden. Seiner Gerichtsbarkeit wurden die Proceſſe mit Herren entzogen und dem Kammergerichte zugewieſen, welches ſeit der Zeit Sigismund's im Landesrathe mit Ausſchluß der Öffentlichkeit abgehalten wurde. Die Schulden-Proceſſe wurden dem Gerichte des oberſten Burggrafen zugewieſen, während das Hofgericht enger mit dem Landrechte verknüpft wurde und als erſte Inſtanz fungierte.

Die Ohnmacht der Krone den Ständen gegenüber unter Vladiſlav II. war ſehr groß; die Herren waren Gläubiger der Krone und Verweſer der höchſten Ämter. Bei dem herrſchenden

Eigennutze hörte die wahre Ausübung des Rechtes auf, so daß ständige Wirren im Lande herrschend waren. Da bestieg Ferdinand I. den böhmischen Thron, gestützt auf die dem Königthume geneigte Partei bestand er auf Hebung der königlichen Gewalt und strebte darnach, das gestörte Gleichgewicht zwischen der Krone und den Ständen herzustellen. Er verbot die Schließung von Kriegsverbänden ohne königliche Bewilligung, das Eintreten in kriegerische Dienste, welche gegen den König und das Land gerichtet waren, erneuerte manche in Vergessenheit gerathene Gesetze wie das betreffs der Einberufung der Land- und Kreistage seitens des Königs und verschaffte den Landgerichten volle Autorität. Die Stände suchten nun die Ausbreitung der lutherischen Lehre zu politischen Zwecken auszunutzen, aber der Anlauf gegen die ihnen unbequeme feste Regierung Ferdinand's mißlang und die königliche Gewalt gieng gestärkt aus diesem Kampfe hervor. Für die Einheit der böhmischen Länder war die Errichtung des Appellationsgerichtes [illegible] wichtig, der Rath der königlichen Kammer leitete alle königlichen Einnahmen ausgenommen die, welche aus den königlichen Städten einflossen, diese letzteren verwaltete nach wie vor der königliche Unterkämmerer.

Da nach der Vereinigung des Gebietes der böhmischen Krone mit den österreichischen und ungarischen Ländern der Hof in Prag residierte, wurden unter Ferdinand I. zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten drei Ämter errichtet und zwar zur Führung der äußeren und allgemeinen inneren Angelegenheiten der geheime Rath, der militärischen der Hofkriegsrath und der finanziellen die Hofkammer. Der geheime Rath bestand in dieser Periode regelmäßig aus vier Personen, darunter dem böhmischen Kanzler, der Hofkriegsrath war wie der geheime Rath ein berathender Körper aber auch ein Verwaltungskörper, indem er im Kriege die Operationen zu

leiten hatte. Die Hofkammer führte die Übersicht aller königlichen Einnahmen, sie fertigte den Staatsvoranschlag aus und machte die betreffenden Anträge behufs der Besteuerungen der einzelnen Länder. Diese Ämter konnten zur Centralisation der einzelnen Länder führen; doch dies geschah nicht, weder unter Ferdinand I. noch unter Maximilian II. und Rudolf II., obzwar unter dem letzteren Spanier Kenner der absoluten Monarchien des europäischen Westens das große Wort am Hofe führten. Die Stände dagegen, welche eine solche Regierung fürchteten, arbeiteten ihr entgegen, wählten aber hiezu das Streben nach Umstürzung der königlichen Gewalt und der Rückkehr des Zustandes, wie er unter Vladislav II bestanden hatte. Der Kampf wurde im XVI. Jahrhunderte anfangs geheim geführt, dann aber gaben die religiösen Zustände und äußere Vorfälle Anlaß zum offenen Ausbruche des Aufruhrs, welcher mit dem Siege der kaiserlichen Waffen auf dem weißen Berge bei Prag endigte.

III. Periode:

Seit dem dreißigjährigen Kriege bis auf unsere Zeiten

Kaiser Ferdinand II. benutzte seinen Sieg zur Veränderung der Landesverfassung auf Kosten der Landtage und zur Stärkung der königlichen Gewalt. Zum bevollmächtigen Commissär des Landes wurde Fürst Karl von Liechtenstein ernannt, der sich nach den Befehlen des Kaisers, der nun in Wien residierte, zu richten hatte; anfangs ward alle Verfassung eingestellt und erst 1623 einzelne Ämter neu besetzt und dem Commissär untergeordnet. Die Steuern wurden ohne Landtagsbewilligung ausgeschrieben, Gesetze nur vom Regenten erlassen; starke Besatzungen im Lande standen

dem bevollmächtigten Commissär zur Seite. Schon früher wurden der Adel und die Bürger hart gestraft am Leben und an Gütern, die protestantische Lehre unterdrückt. Im Jahre 1627 gab Ferdinand II. die „vernewerte Landesordnung" heraus, durch welche die alten Rechte bedeutend geändert wurden. Die Thronfolge in männlicher und weiblicher Linie wurde an erster Stelle namhaft gemacht; erneuert wurde die Bestimmung, daß dem Könige die Berufung der Landtage und Kreistage zustehe, ebenso das Verbot der Kriegsverbände. Die militärische Gewalt wurde ausschließlich in die Hand des Monarchen gelegt, ebenso die legislatorische Macht, während die Bewilligung der Steuern den Ständen belassen blieb. Der Landtag sollte aus vier Ständen bestehen; der erste war der geistliche Stand, dann die Herren, Ritter und Städte, welche nur über die königlichen Propositionen zu verhandeln hatten. Mit Ausnahme des Burggrafenamtes zu Karlstein, welches 1625 aufgehoben wurde, blieben alle Landesämter erhalten, nur daß sie nun vollkommen vom Könige abhängig wurden; wichtig wurde nun das Amt des Kanzlers, der mit einigen Räthen den ständigen Landesrath vertrat. Auch die Landrechte blieben bis auf unwesentliche Änderungen in ihrer Zusammensetzung, büßten aber viel von ihrer Wirksamkeit ein, indem die Appellation an den Kaiser eingeführt wurde. In Folge der zahlreichen fremden Einwanderung wurde vielen Fremden das Incolat ertheilt und die deutsche Sprache der böhmischen im Landtage und Amt gleichgestellt.

Die massenhafte Auswanderung der protestantischen Bewohner Böhmens und Mährens und die langandauernden Kriegsjahre, die über die böhmischen Länder hereingebrochen waren, verschuldeten eine große Entvölkerung in den böhmischen Ländern, der nur ungenügend die Einwanderung von Fremden, namentlich

von Deutſchen abhelfen konnte. Viele Güter waren in die Hände des eingewanderten fremden Adels gekommen, welcher kein Herz hatte für die Leiden der Bauern, wenn ſie aller Mittel beraubt mit großer Mühe ihr Feld beſtellten, ſondern ihre Laſten noch vermehrte. Die Verpflichtungen, welchen die Bauern den Herrſchaften gegenüber zu genügen hatten, wurden ihnen erſchwert; die Bauern ſuchte man perſönlich zu beſchränken und ſie leibeigen zu machen. Iſt es da zu verwundern, wenn es 1680 zu einem großen Aufſtande im Lande kam? Zwar bewirkte die militäriſche Gewalt bald Ruhe; doch eine Beſſerung trat nicht ein, ſondern es wurde noch ſchlimmer. Aus den Städten wurden zahlreiche Einwohner ausgewieſen, da ſie am proteſtantiſchen Glauben feſthielten; an ihre Stelle traten deutſche Einwanderer und ſo wurden manche Städte überwiegend deutſch, welche früher böhmiſch waren. Die den Herrſchaften untergebenen Städte und Marktflecken hatten manche ſchwere Tage zu erleben, da ihre Privilegien für nichts geachtet wurden oder für großes Geld erſt Geltung erhielten; die königlichen Städte bekamen ihre Privilegien bedeutend verändert von Ferdinand II. zurück, indem den königlichen Richtern auch die Aufſicht über die Gebahrung mit dem Gemeindevermögen zuſtand und ſonſt die Autonomie der Städte beſchränkt wurde. Die Stände machten von ihrem Rechte der Steuerbewilligung vollen Gebrauch; von ſelbſt entwickelte ſich damit eine gewiſſe legislatoriſche Thätigkeit und Ferdinand III. anerkannte ſelbſt die Initiative des Landtages. Auch eine Art von Executiv-Gewalt übten ſie aus durch Einſetzung von Steuer-Commiſſionen, über die eine Haupt-Commiſſion die Oberaufſicht führte. Aus ihr entwickelte ſich der Ständeausſchuß (1714; in Mähren beſtand er ſeit 1686) welcher die Verwaltung des Landes und die Verrechnung der Steuern leitete. In den zwölf Kreiſen, in die Böhmen nun zerfiel,

führten die landesfürstliche und ständische Verwaltung Kreishauptleute, welche aus dem dort ansässigen Adel hiezu ernannt wurden.

Unter Maria Thersia begannen große Veränderungen in der Landesverfassung der böhmischen Länder, als dieselben mit den österreichischen unter einer Central-Leitung und nach denselben Gesetzen verwaltet werden sollten. Die böhmische Hofkanzlei zu Wien wurde 1749 aufgehoben, ebenso die österreichische und beide verbunden mit der Hofkammer als „directorium in publicis et cameralibus" erneuert. Die Justiz wurde von ihnen getrennt und der neuerrichteten „obersten Justizstelle" für die böhmischen und österreichischen Länder zugewiesen; die Prager Statthalterei mit dem politischen und Finanz-Ressort hatte den Prager Oberstburggrafen an der Spitze. Im Jahre 1763 wurden auch die Finanzsachen hievon getrennt und es hieß nun die politische Behörde königliches Landes-Gubernium, während die Finanzbehörde Kammer benannt wurde; ersteres unterstand nun der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, letztere der Hofkammer in Wien. Die Zahl der Kreise in Böhmen wurde auf 16 erhöht und das Amt der Kreishauptleute (aus den Ständen) vertraten kaiserliche Beamten; die alte Gerichtsbarkeit wurde aufgehoben und an ihre Stelle 24 Criminalgerichte gesetzt, bei denen Juristen als Beamte eingesetzt wurden. Unter Kaiser Joseph II. führte man eine neue Gerichtsordnung ein und ebenso eine neue Eintheilung der Gerichte; das Appellations-Gericht in Prag wich zweien, dem für Böhmen in Prag, für Mähren und Schlesien in Brünn, während an die Stelle der alten Landesgerichte ein neues Landrecht mit Landräthen (statt der ehemaligen Beisitzer aus den Ständen) gesetzt wurde. Die Landtage hatten an diesen Veränderungen keinen Antheil, sondern bewilligten höchstens die geforderten Steuern und führten die Verwaltung der Landeswirthschaft. Ja als die

Kaiserin Maria Thersia im Jahre 1773 eine Proposition dem böhmischen und mährischen Landtage vorlegte, welche die Linderung der Robot (eventuell ihre Aufhebung) bezweckte, wiedersetzten sich die Stände jeder Linderung und überließen alle Bestimmung dem Ausspruche der Kaiserin; diese gab auch im Jahre 1775 ein Patent für Böhmen heraus, kraft dessen die Handrobot etwa um die Hälfte der Zeit ermäßigt wurde, was zwei Jahre später auch für Mähren zur Durchführung kam.

Aus Mißverständniß kam es damals zu Bauernaufständen, da die Bauern sich von allen Lasten befreit glaubten; als diese Unruhen beigelegt waren, wurde das kaiserliche Patent in allen Kreisstädten öffentlich verlautbart um fernerem Aufruhr vorzubeugen. Kaiser Joseph II. hob mit Bewilligung der Stände alle Lasten der Leibeigenschaft auf (1781), gab den Bauern das Recht der Freizügigkeit und die Erblichkeit der Güter, vertheilte gerechter die Robot, von welcher man sich auch loskaufen konnte; den Herrschaften beließ Joseph die gerichtliche und alle andere Obergewalt durch Errichtung von Patrimonial-Ämtern, welche nun von Justitiären in Justizsachen, von Gubernialbeamten in politischen und Steuer-Angelegenheiten geleitet wurden. Durch diese Reformen wie auch die erneuerte Pflege, mit welcher die Regierung Maria Thersia's und Joseph II. um die Hebung der Landwirthschaft durch die Gründung von landwirthschaftlichen Gesellschaften und Schulen, durch Ausschreibung von Ehrenpreisen und Unterstützungen von Seiten des Staates sich verdient machte, hob sich der Bauernstand bedeutend. Dafür wurde die Autonomie der königlichen Städte bedeutend geschmälert, indem die Ämter des Bürgermeisters und der Schöffen abgestellt und an ihre Stelle kaiserliche Magistrate, welche die Gemeinden erhalten mußten, gesetzt wurden; die früher den Herrschaften untergebenen Städte blieben auch

fernerhin unter ihrer Gewalt, welche nun durch die Einsetzung eines geprüften Rathes als kaiserlichen Beamten, welchem die Leitung der Justiz und der politischen Angelegenheiten zustand, beeinflußt war. Der Ständeausschuß wurde 1783 aufgehoben und seine Thätigkeit auf das Gubernium übertragen; als nun Kaiser Joseph II. erklärte, die Landtage nicht mehr einberufen zu wollen (1788), erhoben die böhmischen Stände Einsprache dagegen und erwirkten hiedurch, daß Leopold II. gleich nach dem Tode Joseph II. den Landtag einberief und in manche der früheren Rechte wieder einsetzte. Die stürmischen Zeiten der französischen Revolution und die nachfolgenden Kriegsjahre waren jeder Reform hinderlich und auch später kam es nicht zu solchen, da sowohl die Regierung Kaiser Franz I. wie der Landtag sich zu keiner Initiative in dieser Hinsicht erhob; erst unter Kaiser Ferdinand sehen wir, daß die Stände Böhmens, die Erneuerung ihrer Rechte nach der verneuerten Landesordnung Ferdinand II. anstrebten und hierin auch von den am Landtage bisher unvertretenen Volksclassen unterstützt werden. Das kaiserliche Patent vom 8. April 1848 ordnete anknüpfend an diese Forderungen die Erweiterung der Landtagsvertretung an, indem nebst den Ständen auch Volksvertreter gewählt werden sollten; dem Landtage wurde die Legislative in Sachen der inneren Verwaltung zugesprochen und ebenso die Errichtung von eigenen Landesämtern zugesagt. Das Gesuch wegen Vereinigung der zugehörigen Länder mit Böhmen unter gemeinsamer Verwaltung verwies das Patent an den zu berufenden Reichstag. Die stürmischen Pfingstage vereitelten die Berufung des Landtages; die Verfassungskämpfe, die nun über Österreich eingebrochen waren, sind zum großen Theile unter der Regierung des regierenden erlauchten Monarchen beigelegt worden.

Volkswirthschaftliche Entwickelung.

Die Hauptbeschäftigung der alten Čechoslaven war der Ackerbau; dem entsprach die frühere Lebensweise und nach der Einwanderung in die böhmischen Länder auch die Anlage des gewählten Wohnsitzes. Die üblichen Getreidearten, sowie andere Feld- und Nutzpflanzen, Erbsen, Linsen, Rüben, Hanf und Flachs, wurden in Menge gebaut, so daß Getreide aus dem Lande ausgeführt werden konnte um hauptsächlich gegen Salz, das den böhmischen Ländern fehlt, eingetauscht zu werden. Der Feldbau erfreute sich auf diese Art einer großen Blüthe. Nicht minder wurden allerlei Hausthiere gepflegt; Pferde, Rinder, Schafe und Schweine waren die gewöhnlichsten. Man weidete sie im Sommer an den Rändern der Wälder und auf Hutweiden, die sich hauptsächlich in der Nähe der Flüsse vorfanden, wo man wegen des häufig austretenden Wassers keine Äcker angelegt hatte. Die unseligen Thronwirren unter den Přemysliden wirkten verheerend auf die Agricultur; erst als im XIII. Jahrhunderte die böhmischen Könige ihr die nothwendige Pflege angedeihen ließen, hob sie sich wieder bedeutend, besonders als durch Gründung von Klöstern und durch Bildung eines eigenen Bauernstandes und eines Großgrundbesitzes in den Händen des Adels es im Interesse dieser

Classen lag, daß der Ackerbau sich vervollkommne. Zwar gieng es dem Großgrundbesitze dabei viel besser, da die Lasten des Landes vom Adel auf den Bauernstand gelegt wurden; gleichwohl war Böhmen in dieser Zeit die Kornkammer der benachbarten Länder. Erst die Regentschaft des Brandenburgers nach Přemysl Otakar II. Tode, als das Landvolk vor den wilden Kriegsrotten in Wäldern Schutz suchen mußte, führte einen vollständigen Verfall der Landwirthschaft herbei. Doch hob sie sich unter der musterhaften Regierung König Wenzel II. zur alten Blüthe.

Die Wein-Cultur erfreute sich seit den ältesten Zeiten besonderer Pflege in Böhmen; so erzählt die Legende vom hl. Wenzel, daß er selbst Wein für den Kirchengebrauch gepreßt habe; ebenso finden sich in den Gründungsurkunden der Klöster Winzer ausdrücklich erwähnt. Besondere Weingattungen scheinen nicht einheimisch gewesen zu sein; dagegen wurde viel Wein besonders von besseren Sorten eingeführt. Groß war die Anzahl der Wälder, welche das Land bedeckten. Das Holz wurde theils zu Holzkohle gebrannt, theils wurde damit und zwar von altersher ein schwunghafter Handel auf der Moldau und der Elbe getrieben. Die Pflege der Wälder und die Aufsicht über die Jagden führten eigene Forstmeister und Jagdverweser, deren Amt schon in der alten Gauverfassung als eines der bedeutendsten erwähnt wird. Besonders zahlreich waren die fürstlichen Forstmeister, welchen die Verwaltung der fürstlichen Forste oblag. Dem Fürsten gehörten vor allem die mächtigen Gränzwälder, die behufs der größeren Sicherheit des Landes durch mehrere Jahrhunderte besonders geschont wurden, dann ausgebreitete Wälder im Innern des Landes, so zu Pürglitz, Klingenberg, oberhalb Königsaal. Als sich in Folge der Vermehrung der Bevölkerung zahlreiche Waldgegenden zu lichten begannen, wurde den Wäldern mehr

Pflege zu Theil als in früherer Zeit und Hand in Hand mit der verbesserten Agricultur entwickelte sich eine geregelte Forstwirthschaft.

Über den Bergbau und dessen Anfänge sind wir nur ungenügend unterrichtet; die Goldwäscherei an der Votava scheint sehr alten Ursprunges zu sein und wurde noch im XIV. Jahrhunderte lebhaft betrieben, worauf sie immer mehr verfiel. Alten Ursprunges sind wahrscheinlich auch die Goldbergwerke in Eule, sowie die Silberbergwerke zu Mies. Aus dem XIII. Jahrhundert stammen die Silberbergwerke zu Iglau, Deutschbrod und das besonders berühmte Bergwerk zu Kuttenberg, welches auf die Entwickelung des böhmischen Münzwesens von großen Einflusse wurde. Schon in heidnischer Vorzeit hatten die Böhmen Kenntniß von Erzen, deren Bearbeitung zu Statuen, Schmucksachen und allerlei landwirthschaftlichen Werkzeugen üblich war; auch hier wirkten nach Einführung des Christenthums die Klöster auf die Entfaltung der Gewerbe, indem im Dienste derselben viele Gewerbsgenossen arbeiteten, und ebenso die zahlreichen Burgen, in denen eigene Gewerbsclassen für die alltäglichen Bedürfnisse sorgten. Schon im X. Jahrhunderte wurde die Färberei, das Bäckergewerbe, das Schmieden der Waffen, die Tuchmacherei und das Bierbrauen schwunghaft betrieben. Den im XIII. Jahrhunderte gegründeten Städten wurde das ausschließliche Recht zu Gewerbe und Handel zutheil; eifrigere Handwerker siedelten sich aus den Dörfern in den Marktflecken und Städten an und es entwickelte sich auf diese Weise ein freier Gewerbestand. Als fremde Handwerker aus den westlicheren Ländern, besonders Tuchmacher aus den Niederlanden, in den böhmischen Ländern sich ansiedelten, wurde vielfach das Gewerbe vervollkommt; es entstanden Innungen und Gewerbsgenossenschaften unter solchen, die ein gleiches

Gewerbe betrieben, die Interessen der einzelnen Gewerbe wurden besser gewahrt und durch Privilegien gefördert.

Der Handel war seit den ältesten Zeiten lebhaft, wozu die günstige Lage im Herzen von Europa beitrug. Getreide, Vieh und Fische wurden nordwärts auf der Elbe verführt und es entstanden in Folge dieses regen Vertriebes die Stapelplätze Melnik, Leitmeritz, Aussig, Tetschen. Aus Deutschland, namentlich von Passau her, führte der wichtige Handelsweg, später der goldene Steig genannt, ins Land. Böhmische Kaufleute besuchten die Märkte zu Linz und Regensburg im Süden, zu Magdeburg im Norden; von den nördlichen Slaven und aus Bayern kauften sie Häringe, Gewürz, Wein und besonders Salz ein, verkauften dagegen Getreide, Fische, Butter, Malz und Eisenwaren. Unter den Königen war schon durch den Aufbau von Straßen, welche zu den königlichen Städten führten, dem Handel ein mächtiger Vorschub geleistet; unter diesen verdienen die Straße, welche über Znaim nach Österreich, über Welwarn nach Pirna, dann die, welche über Brandeis und Alt-Bunzlau nach Zittau und über Klattau nach Regensburg führte, Erwähnung. Unter Přemysl Otakar II. giengen böhmische Kaufleute bis nach Ungarn und Italien und waren die königlichen Städte Budweis im Süden, Prachatic im Südwesten, dann im Norden Leitmeritz, Melnik und Zittau wichtige Handelsplätze. In Prag concentrierte sich der gesammte böhmische Handel und die Prager Häuser standen mit Kaufleuten zu Florenz, Venedig und Pisa in Handelsverbindung.

Die bildenden Künste fanden vielfache Pflege unter der Ägide der Kirche. In der Baukunst wurde mit der Einführung des Christenthums der romanische Styl in den böhmischen Ländern üblich, wovon zahlreiche Denkmale bis heute erhalten sind. Unter den Einflusse des Romanismus ist im XI. Jahrhunderte die Capitular-Kirche zu

Altbunzlau und die bischöfliche Kirche zu Olmütz aufgebaut worden; zahlreiche Klosterkirchen wurden von weltlichen Meistern und Klosterbrüdern ausgeführt. Das älteste romanische Denkmal ist die Gruft des hl. Cosmas und Damianus zu Alt-Bunzlau (1046). Von den Basiliken sind besonders nennenswerth die zu St. Georg in Prag (nach 1142) und die berühmte großartige Basilica zu Trebitsch, eine wahre Perle altböhmischer Baukunst. Einen Übergang zur gothischen Bauart bildet die in den Jahren 1233—40 erbaute Kirche zu Tischnowitz, bei welcher die Grundform gothisch, die Ausschmückung romanisch ist. Gleichzeitig mit dieser Entwickelung der Baukunst entstand eine eigene Malerschule, insbesondere sind die Miniaturbilder in den Manuscripten zahlreich. Das älteste Denkmal sind die gemalten Buchstaben und Verzierungen in der Legende vom hl. Wenceslaus, welche 1006 für die böhmische Herzogin Emma geschrieben wurde. Die ältesten Miniaturen der altböhmischen Schule sind im Vyšehrader Codex zu finden, der in der Prager Universitäts-Bibliothek aufbewahrt wird und das älteste Bild des hl. Wenceslaus enthält; sie datieren aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhundertes und weisen als specielle Originalität die schwarze Farbe auf, welche ihnen als Unterlage dient. Mit der Malerei und Baukunst wurde die Bildhauerei ausgebildet. Als Vater derselben gilt der Abt Božetiech von Sazava, welcher Statuen aus Holz und Stein mit großer Meisterschaft herstellte und zugleich als Maler gerühmt wird. Das älteste Denkmal der Holzschneidekunst birgt die St. Georgskirche zu Prag aus den Jahren 1145—51; es stellt die Krönung Mariens vor, die auf dem Throne sitzt, an dessen Stufen Nonnen, Fürst Vratislaw I. und dessen Enkelin Milada zur Darstellung gebracht sind. Von der Prägekunst geben die alten böhmischen Münzen ein glänzendes Zeugniß; sie sind ursprünglich nach fremden Mustern gearbeitet, haben aber im XII. Jahrhundert

(so unter Sobieslav 1140) einen hohen Grad der Vollkommenheit sowohl durch Feinheit der Prägung als auch durch Schönheit des Brustbildes erreicht. Hochberühmt sind die böhmischen Groschen K. Wenzel II. vom Jahre 1300, die im s. g. wälschen Hofe zu Kuttenberg von italienischen Fachkennern aus vollwichtigem Silber geprägt wurden und den Ruhm böhmischen Geldes weit über die Marken des Landes trugen. Von Goldarbeiten verdient seiner kunstvollen Ausführung wegen der Hirtenstab der Äbtissin des St. Georgsklosters Kunigunde (1303) Erwähnung, den König Wenzel II. dem Kloster spendete.

Die Musik wurde schon von den heidnischen Slaven eifrig betrieben, wie die Sage vom ersten Sänger Lumir zeigt, dem Ideale aller späteren böhmischen Sänger; ihm reiht sich der Sänger Záboj an, welcher gleich Tyrtaios seine Brüder zum Kampfe durch Gesang aneiferte. Die gesungene Rede dieser heidnischen Sänger wich nach Einführung des Christenthums der Melodie, die sich im Dienste der Kirche als Kirchenlied ausbildete und bei dem damaligen Eifer der Gläubigen zum echten Volkslied wurde. Ich nenne das altböhmische St. Adalberts-Lied, das bis auf unser Tage als kirchliches Volkslied fortlebt. In Folge des Choral-Gesanges, welcher in den neu gegründeten Klöstern und Capitular-Kirchen eingeführt wurde, wirkte der ernste und männliche Ton der römischen Hymnen auf das Kirchenlied ein, wie das aus dem XIII. Jahrhunderte stammende Lied zum hl. Wenceslaus beweist. Noch mehr hob sich der Kirchengesang in der nachfolgenden Periode besonders unter Karl IV., der das Kirchenwesen so bedeutend förderte.

* * *

Unter Karl IV. wurde neben dem Ackerbaue besonders der Wein-Cultur viel Pflege gewidmet; die burgundische Rebe ward

in Böhmen eingeführt und zahlreiche Weingärten entstanden in der unmittelbaren Nähe von Prag und in der Gegend von Melnik. Kaiser Karl IV. errichtete ein eigenes Amt über die königlichen Weinberge, welches er dem Rathe der Altstadt Prag zuwies; durch Ertheilung von Privilegien, zeitliche Befreiung von Steuern, Aussetzung von Strafen für Schäden, die in den Weingärten verübt wurden, Verbot von ausländischen Weinen, hob sich die Wein-Cultur im ganzen Lande besonders im nördlichen Böhmen und erhielt sich bis zum dreißigjährigen Kriege in ihrer Blüthe. In Folge der Hussitenkriege verfiel der Ackerbau, der aber bald nach der Beendigung dieser Wirren von neuem gedieh, bis die Verbreitung der Leibeigenschaft unter den Jagellonen das persönliche Ansehen des Bauernstandes stark herabsetzte. Gleichwohl war der materielle Stand der Bauern ein günstiger. Das Gewerbe hatte sich in dieser Zeit vervollkommnet und in Folge der Pflege, welche das Haus Luxemburg und namentlich Karl IV. ihm angedeihen ließ, stark gehoben; fremdländische Gewerbsgenossen, die man ins Land berief, führten neue Gewerbe ein, so z. B. Lombarden, die Zinnwaaren mit großer Meisterschaft erzeugten, Kupfer-, Messing- und Zinn-Geräthe im Lande zu verbreiten wußten. Die Hafner von Prag und Böhmisch-Leipa waren im ganzen Lande berühmt. Wachs erzeugte man in außerordentlichen Mengen für die vielen Kirchen und Capellen in Prag und auf dem Lande. Daß gutes Bier schon damals in Böhmen beliebt war, beweist der gute Ruf der Mälzereien; nicht minder liebte man Süßigkeiten und wußten von Nürnberg berufene Lebzeltner dem feinsten Geschmacke mundgerecht zu werden. Auf Grund ihrer Privilegien befaßten sich die Städter vielfach mit der Erzeugung von Leinwand und Tuch; so wurde schon unter König Johann feines einheimisches Tuch erzeugt, Karl IV. suchte das ganze Gewerbe zu organisieren, indem

er Vorschriften über die einzelnen Sorten, deren Länge und Breite verlautbaren ließ. Nach wälscher Anleitung wurde die Kunstfärberei und Papierfabrication eingeführt und besonders in Prag betrieben, das überhaupt zum Mittelpunkt aller Gewerbe wurde. Zahlreich waren die Zünfte, in die sich die einzelnen Gewerbgenossen theilten; sie hatten ihre Vereinsabzeichen zugleich mit der Bestimmung, in welcher Ordnung sie bei öffentlichen Aufzügen auftreten sollten. Zuerst schritten die Fleischer, denen folgten die Goldarbeiter, Maler und Schildmacher, dann die Plattner mit den Panznern, Helmmachern, Wagnern, Sattlern, Riemern, Schmieden, Gürtlern, Schwertmachern, Schlossern, dann die Kürschner, Schneider, Messererzeuger, Schuster, Mälzer, Bäcker, Böttcher, Tuchmacher, Rasierer und zuletzt die Krämer. Gegen Ende des XIV. Jahrhundertes kam die Glas-Fabrication auf und schon im Jahre 1380 wird eine Glashütte zu Prachatic erwähnt. Äneas Sylvius staunte über die zahlreichen und großen Fenster in den böhmischen Kirchen und daß sich selbst in den Dörfern gläserne Fenster vorfanden.

Dem Handel thaten zu Anfang dieser Periode die Unsicherheit und die privilegierten Fahrstraßen unter König Johann viel Eintrag; um den Handel mit ausländischen Kaufleuten zu fördern, befreite er Nürnberger, wälsche und niederländische Kaufleute von der Verpflichtung, ihre Waaren nur im Teyner Hofe (Ungelt) auslegen zu dürfen. Karl IV. führte Sicherheit im Lande ein, hob manche Zölle und Mauten auf, die ihm zu willkürlich schienen, ließ von Städten Straßen bauen und begünstigte die Niederlassung ausländischer Kaufleute; er berief venetianische und genuesische Kaufleute nach Böhmen, lud Augsburger Handelsleute ein seine Stoffe und Gewürz im Lande zu verkaufen, gewährte schlesischen und polnischen Kaufleuten freien Durchzug

durchs Land. Böhmische Kaufleute wiederum besuchten Polen, Rußland und Deutschland. Der bedeutende Ertrag der Bergwerke in Eule und Kuttenberg und die verbesserte Münze trugen nicht unwesentlich zu diesem Aufschwunge bei. Derselbe wurde wieder geschädigt, als man unter König Wenzel IV. die privilegierten Straßen erneuerte, womit Zeitverlust und Schädigung des Geldes verbunden war; noch mehr Schaden versetzten dem Handel die Hussitenkriege, als von der Kirche das Verbot erlassen wurde, mit den Ketzern Handel zu treiben. Selbst nach dem Kriege dauerte die Unsicherheit im Lande fort, der erst Georg von Podsbrad als Landesverweser steuerte, so daß die Billigkeit, welche unter Ladislaus Posthumus in den böhmischen Ländern herrschte, sich lang in der Erinnerung des Volkes erhielt. Dagegen lähmte die Einführung von schlechter Münze aus Österreich den Handel neuerdings, bis starke Controle und gute einheimische Münze dem Einhalt that und neue Handesbeziehungen mit den Nürnbergern eingeleitet wurden.

Von den bildenden Künsten blühte in dieser Periode besonders die Baukunst; war ja diese Zeit die des gothischen Styles, in welchem so viele und prächtige Bauten in den Ländern der böhmischen Krone ausgeführt wurden. Wer erinnert sich nicht des Prager Domes, an dem Mathias von Arras († 1352), dann Peter von Gmünd und dessen Sohn Johann gearbeitet hatten? Peter baute auch die berühmte Karlsbrücke zu Prag, außerdem in den Jahren 1348—1357 Karlstein in dem lieblichen Beraun-Thale, bestimmt zur Aufbewahrung der Kron-Insignien, ferner die durch ihre imposante Höhe ausgezeichnete Maria Schneekirche zu Prag und ebendaselbst die Karlhofer Kirche, welche durch ihren Gewölbebau (in Achteckform) die Bewunderung Aller erweckt. Auch die königlichen Städte Pilsen, Königgrätz und Schlan sind mit Meister-

werken aus jener Zeit geschmückt. Aus der späteren Gothik entwickelte sich in Böhmen der Vladislaische Styl, dessen Haupt-Repräsentanten die Teynkirche zu Prag und besonders die St. Barbara-Kirche zu Kuttenberg sind. Mathias Rejsek aus Proßnitz verwandelte beim Baue der letzteren die drei Schiffe in fünf, Beneš von Laun wölbte die drei mittleren hohen Schiffe und errichtete die Emporen, dann führte Meister Nikolaus den Bau weiter, bis 1548 der Bau eingestellt und in jetziger Form zurückgelassen wurde, indem man die Westfront der unvollendeten Kirche durch eine rohe Mauer abschloß. Von Meister Rejsek stammt auch der Pulverthurm in Prag (1475), dann die Pfarrkirche in Gang, böhm. Kank, bei Kuttenberg. Beneš von Laun hat sich nebstdem als Erbauer des Vladislaischen Saales in der Prager Burg berühmt gemacht.

Die altböhmische Malerei erreichte, wie wir schon erwähnt hatten, ihre Blüthe im XIV. Jahrhunderte; den größten Werth hat in Miniaturbildern das Passional der Äbtissin Kunigunde aus dem Jahre 1312, dessen Schreiber und Maler der Canonicus Beneš beim St. Georgs-Kloster war. Von den Tafelgemälden ist eine wahre Perle die Madonna zu Hohenfurt namhaft zu machen, ebenso sind die Madonnenbilder zu Krumau und im ehemaligen Klosters zu Königsaal von großer Schönheit. Ein ganzer Cyklus von Gemälden ältesten Datums befindet sich zu Neuhaus, der die böhmische Legende vom hl. Wenceslaus darstellt. Unter Karl IV. thaten sich neben manchen Fremden viele einheimische Maler hervor, die sich 1348 zu einer eigenen Zunft mit den übrigen verbanden und besonders in der St. Veitkirche und in der Burg Karlstein ihre Hauptwerke niederlegten. So zierte Theodorich aus Prag die Kreuz-Capelle zu Karlstein mit 139 Tafelbildern, wie auch die Fensterischen und den Gang zur Capelle mit

zahlreichen Gemälden. Berühmt sind der Cyklus von Gemälden in der Emauskirche zu Prag, die Tafelgemälde in der Teynkirche und am Vyšehrad zu Prag, jene der Piaristenkirche zu Budweis, dann zu Wittingau und Raudnitz. Von der Glasmalerei dieser Zeit haben sich nur kümmerliche Reste in den Hauptkirchen zu Kolin und Pilsen erhalten. Als Miniaturmaler hat den größten Ruhm Zbyšek von Trotina; mit seinem feinen und gewandten Pinsel hat er zwei Codexe, welche im böhmischen Museum aufbewahrt werden, geziert und zwar des Bischofs Johann von Leitomyšl Liber viaticus und das lateinische Gebetbuch des ersten Prager Erzbischofs Ernst von Pardubic. Die regelmäßige Zeichnung und die glänzenden Farben bekunden sich hier als Charakteristikon der böhmischen Schule, wozu sich die überaus reiche Phantasie in wunderschönen Arabesken und Windungen vortheilhaft gesellt. Noch nach den Hussitenkriegen erhielt sich die Miniaturmalerei, doch gieng die böhmische Schule langsam ein. Der Aufschwung, den die Malerei unter Vladislav II. genommen, ist dem Einflusse der ausländischen Schulen zu Italien, Deutschland und den Niederlanden zuzuschreiben; die Bilder tragen Spuren dieser oder jener Schule an sich, obzwar nebstdem Kennzeichen vorhanden sind, aus denen man schließen kann, daß das Bild einen böhmischen Maler zum Meister habe.

Unter dem Einflusse der Gothik stand auch die Bildhauerei jener Zeit, so die Statue des hl. Wenceslaus in der Domkirche zu Prag von Peter gearbeitet und die 21 Brustbilder auf der Galerie der Kirche, welche die Zeitgenossen des Baues vorstellen und seiner eigenen und seiner Gehülfen Arbeit entstammen. In jene Zeit fällt auch die Errichtung des Grabmales der hl. Ludmila zu St. Georg in Prag und das vornehmste Gußwerk, nämlich die Statue des hl. Georg in der Prager Hofburg. Fremder Arbeit gehören

meist die Goldarbeiten an, so viele Denkmäler des Domschatzes zu Prag. Im Laufe des XIV. Jahrhundertes entwickelte sich eine Schule für Holzschnitzerei, welche viele geschlossene mit allerlei Figuren geschmückte Altäre aufbaute; diese giengen leider im XVII. Jahrhunderte meist verloren.

Der Kirchengesang erfreute sich zur Zeit Karl IV. einer besonderen Ausbildung, da vorzügliche Gesänge, namentlich das Advent-Lied „Rorate coeli" ꝛc. in den Kirchen eingeführt wurden; in diesen Gesängen wechselte das Lied, welches einheimischer Composition war, mit dem römischen Choral ab. Viele römische Weisen wurden umgearbeitet, um für das Volk sanglicher zu werden, daher manche ursprünglich römische Gesänge nach der vollzogenen Umarbeitung kaum zu erkennen sind. Die in Folge der husitischen Bewegung aufgekommenen Lieder athmen Ernst und Wärme; besonders die Lieder der böhmischen Brüder sind sehr ernst gehalten, was aus den äußeren Umständen, die auf die Composition einwirkten, leicht zu erklären ist.

* * *

Zu Kaiser Ferdinand I. Zeiten und unter dessen ersten Nachfolgern war der Ackerbau in den böhmischen Ländern blühend und die Wohlhabenheit des Bauernstandes sehr groß, da die Friedenszeiten und dann die Pflege reicher Adeliger durch Einführung von Instructionen für die Bodencultur diesen Aufschwung begünstigten. In dieser Zeit hob sich auch die Obstzucht besonders in Böhmen bedeutend; diese war schon seit den ältesten Zeiten, zumal seit Errichtung der Klöster verbreitet, da die Mönche aus ihren Klostergärten Setzlinge an die Herrschaften und die Bauern verschickten und so zur Verbreitung der Obstcultur beitrugen. Äpfel und Birnen, Erdbeeren und Himbeeren, sowie Haselnüsse

waren von altersher in den böhmischen Ländern heimisch; dazu gesellten sich Kirschen, Mispeln und die wälsche Nuß, die im XII. Jahrhundert genannt werden. Pfirsiche und Aprikosen wurden im XIV. Jahrhundert heimisch, während Pflaumen erst im XVI. Jahrhundert Eingang fanden. Von den besseren Äpfelgattungen erlangten große Berühmtheit die sogenannten Meißner Äpfel, welche schon früh in Massen ausgeführt wurden. —

Der dreißigjährige Krieg und dessen Nachwehen führten den so schön erblühenden Ackerbau, wie nicht minder die Wein-Cultur in den böhmischen Landen zu argem Verfall. Während des Krieges waren die Bauern der Mittel beraubt die Felder zu bestellen und wenn mit Mühe einzelne Strecken bebaut worden waren, drohte ihnen in der wilden Zeit jeden Augenblick Verwüstung. In Folge der Auswanderung zahlreicher Bauernfamilien verödeten viele Bauernhöfe; ausgedehnte Güter geriethen in die Hände eines neuen fremden Adels, der für die Leiden des Bauernstandes kein Herz hatte und nur auf seinen Gewinn bedacht war. Die Lasten und die Robot, welche schon früher den Bauer drückten, wurden vermehrt, obzwar der Bauer kaum die Bestellung seiner eigenen Felder bewältigen konnte. Viel Land verwandelte man in Wald oder es blieb verödet, der Ackerbau verfiel mehr und mehr, manche früher so blühende Cultur, wie die des Safrans, gieng ganz ein. Eine wahre Wohlthat war es für das Land, daß irische Franciscaner, welche sich in Böhmen angesiedelt hatten, den Anbau der Erdäpfel im Lande einführten und so dem armen Volke billige Kost verschafften. Auch das Forstwesen wurde verwahrlost, da viele Wälder des Holzertrages wegen gefällt wurden, obzwar Gesetze dagegen eiferten. Dieser traurige Zustand dauerte mehr als ein Jahrhuudert bis zur Regierungszeit Maria Theresia's; da sah man erst ein, daß es im Staats-Interesse gelegen sei diesen so

wichtigen Erwerbszweig zu fördern, und so ergriff die Regierung selbst die Initiative. Durch ein Hofdecret vom Jahre 1767 wurde die Errichtung einer Gesellschaft, welche die Förderung der Agricultur in Böhmen zur Aufgabe haben sollte, angeordnet; drei Jahre später begann dieser Verein seine Thätigkeit, indem er zur Besserung der Flachs-Cultur, der Bienen- und Schafzucht geeignete Schritte that; er gab landwirthschaftliche Schriften heraus, schrieb Preisaufgaben aus und ertheilte Belobungsdecrete an musterhafte Wirthschaftsämter. Diese Bestrebungen fanden ein um so geneigteres Ohr, als die sociale Stellung des Bauernstandes durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Verminderung der Robot eine bessere geworden war; doch brauchte es viel Zeit, ehe die Reformen bei den zu geistiger Indolenz herabgekommenen Bauern gebührende Anerkennung fanden. Als im Jahre 1789 sich der landwirthschaftliche Verein in die „patriotisch-ökonomische Gesellschaft" umbildete, wurde sein Wirkungskreis bedeutend erweitert; die Frage des rationellen Bewirthens der Äcker, welche an der Tagesordnung war, führte zur Einführung der Dreiwechselwirthschaft, das einheimische Vieh wurde durch Kreuzung mit fremden Racen veredelt. Aus jener Zeit stammt auch die Einführung der Runkelrübe und die Anfänge der Zucker-Fabrication, die Cultur des Rapses und dessen Verarbeitung zu Öl, die ausgebreitete Saat der Erdäpfel in den gebirgigen und sandigen Theilen des Landes und die Anfänge der Entwickelung einer eigenen Agrar-Industrie. Diese Fortschritte geschahen zwar nur auf den ausgedehnten herrschaftlichen Gütern; der Bauernstand war noch von den Lasten der Robot gedrückt, wenn auch nicht so stark wie früher, bis das Jahr 1848 ihn selbst von der letzten Verpflichtung befreite. Die Erhebung des nationalen Geistes im Lande wirkte wohlthätig auf die Entwickelung der geistigen Bestrebungen und verbreitete

größere Bildung unter dem Bauernstande; die Pflege, die der Agricultur auch von der Regierung gewidmet wurde, und der geistige Fortschritt des ganzen Bauernstandes bewirkte, daß die Musterwirthschaft der Großgrundbesitzer bei den kleinen Grundbesitzern vielfache Nachahmung fand, und daß heutzutage der böhmische Bauer in den gesegneteren und fruchtbareren Theilen des Landes durch seine rationelle Wirthschaft zu den fortgeschrittensten Ökonomen gezählt werden kann. Auch die Obstzucht fand in diesem Jahrhundert erneuerte Pflege; schon 1820 wurde ein Obstbaumzuchtverein für Böhmen begründet, welcher sich neun Jahre später mit der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft verband. Er förderte die Anlegung von zahlreichen Baumschulen im Lande und wirkte darauf ein, daß auf größeren Gütern die herrschaftlichen Gärten erneuert wurden. Gleichwohl hat sich die Obst-Cultur nicht in dem Grade gehoben, daß sie der früher in den böhmischen Landen betriebenen gleich käme, nur die Leitmeritzer Gegend ist wegen ihres Obstreichthums berühmt und gilt deßhalb als das Paradies von Böhmen. Die Wein-Cultur verfällt in Böhmen immer mehr, während sie besonders im südlichen Mähren stark betrieben wird. Ursache dessen sind die immer größere Verbreitung des Bieres in Böhmen, Mangel an Capital und öftere Mißernten in Folge von größeren Absonderlichkeiten des Climas. Doch gilt dies mehr nur von der Weinpflege des Kleinbesitzers, während Großgrundbesitzer, namentlich in der gesegneten Melniker Gegend, derselben erhöhte Aufmerksamkeit widmen. Die Wald-Cultur wurde unter Maria Theresia durch streng gehandhabte Gesetze geschützt und sorgfältige Pflege derselben anbefohlen; doch konnte diese nicht erheblich fortschreiten, da es keine fachmännisch gebildeten Forstleute gab. Erst seit Beginn des jetzigen Jahrhunderts schritt man auch in dieser Beziehung zu einer rationellen Wirthschaft vor, als die angehenden Forstleute zuerst zum

Besuche der technischen Schule angehalten und später auf größeren Gütern eigene Forstcurse eröffnet. Wesentlich trug zur Hebung der Forstwirthschaft die Gründung des Vereins der böhmischen Forstwirthe und die Forstschule in Weißwasser bei. Bemerkenswerth ist, daß der Reichthum an Wild in den böhmischen Ländern noch heutzutage als ein sehr bedeutender bezeichnet werden kann und daß Böhmen durch seine Fasanenzucht weit berühmt ist.

Das Gewerbe erhielt sich in der ersten Zeit dieser Periode auf seiner alten Höhe; besonders ausgebreitet war die Waffen-Fabrication theils wegen der häufigen Kriege, theils auch weil das freie Herumtragen der Waffen üblich gewesen; ebenso die Tuch- und Leinwanderzeugung besonders im nördlichen und nordöstlichen Böhmen, so zu Reichenberg, Königinhof und Reichenau. Während des dreißigjährigen Krieges waren die Herrschaften Waldsteins, besonders Jičin, der Mittelpunkt vieler Gewerbe; hier wurden Waffen aller Art, Tuch, Schuhe und Backwerk in großen Mengen erzeugt. Nach dem Tode des berühmten Friedland verfielen in der Gegend diese Gewerbe und in Folge des dreißigjährigen Krieges auch im übrigen Lande, da viele Gewerbsleute aus dem Lande ausgezogen waren. Erst zu Beginn des XVIII. Jahrhundertes hob sich die Leinwanderzeugung im nördlichen Böhmen und erreichte ihre Blüthe zu Ende desselben, als in Folge des Verlustes von Schlesien die Regierung durch Unterstützung des Flachsanbaues, der Webereien durch Berufung von englischen Meistern und Einführung von englischen Maschinen diese Industrie förderte, so daß die böhmische Ware der besten holländischen und französischen gleichkam. Als das napoleonische Continentalsystem aufgehoben wurde, begann die englische Concurrenz mächtig zu werden; sie verdrängte die Handarbeit und nöthigte zur fabriksmäßigen Erzeugung. Das alte Zunftwesen verfiel immer mehr, besonders

seit gegen Ende des XVIII. Jahrhundertes die Privilegien auf neue gewerbliche Erfindungen ertheilt wurden; an dessen Stelle hob sich das Fabriksweſen, zuerst Manufactur, dann seit Beginn unseres Jahrhundertes mit Dampfmaschinen, welche zuerst bei der Erzeugung von Woll-, Baumwoll- und Leinwandstoffen in größerem Maßstabe Eingang fanden. So arbeitete in Warnsdorf 1804 die erste Dampfmaschine in einer Baumwollspinnerei; die Zahl derselben mehrte sich von Jahr zu Jahr so, daß Böhmen zu den industriereichsten Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie gehört.

Der dreißigjährige Krieg brachte den Handel zu Verfall, da Aufstände und Krieg, die hieraus erfolgte Noth und die Apathie der ohnedieß dünnen Bevölkerung ihm nicht aufhelfen konnten. Der so berühmte goldene Steg verfiel gänzlich, da Salz von Linz her ins Land eingeführt wurde, und erhielt den Todesstoß im Jahre 1692, als man auf die Einfuhr des bayerischen Salzes einen hohen Zoll setzte. Erst unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. hob sich der Handel besonders im nördlichen Böhmen, als neue Industrie dort aufgekommen war. Leinwandniederlagen wurden in allen großen Städten der Monarchie errichtet. Als zu Beginn unseres Jahrhunderts der Leinwandhandel in Verfall gerieth, mehrte sich der Handel mit Baumwoll- und Wollstoffen, welche nicht bloß nach allen Ländern Europa's, sondern selbst nach Nordamerika ausgeführt wurden. Noch heutzutage ist der Handel mit diesen Artikeln bedeutend, dem sich in neuester Zeit der mit Zucker, Bier, Holz und Getreide zugesellte, während der schon früher stark betriebene Glashandel zwar auch jetzt noch existiert, jedoch nicht mehr von der seinerzeitigen Bedeutung ist. Das Bergwesen, welches in Folge der Hussitenkriege und des dreißigjährigen Krieges verfallen war, hob sich erst in unserem Jahrhundert zu neuer Blüthe; das

Silberbergwerk zu Přibram gehört zu den bedeutendsten der Monarchie, wie auch der Kohlenreichthum zur Entfaltung einer mächtigen Industrie und zur Ausbreitung des schon ziemlich bedeutenden Eisenbahnnetzes kräftig mitgewirkt hat.

* * *

Die bildenden Künste wurden auch in dieser Periode eifrig gepflegt. Die Baukunst stand unter dem Einflusse der Renaissance, welche von Italien aufgekommen war und sich allmählich über ganz Europa verbreitete. Schon Beneš von Laun gab dem Vladislaischen Saale Renaissance-Fenster. Unter Ferdinand I. bauten italienische Meister, welche ins Land berufen worden waren, nur in diesem Style. Zu dessen schönsten Zierden gehört das Belvedere oberhalb der Kleinseite zu Prag, welches Ferabosco de Lagno 1534 erbaute, und die unübertrefflichen Stucco-Verzierungen im Erdgeschoße des Stern-Schlosses bei Prag, wozu des Kaisers gleichnamiger Sohn selbst den Plan entworfen hatte, dessen Vollendung aber durch die Abberufung des Erzherzogs nach Tirol unterbrochen wurde. Zahlreiche Paläste entstanden in diesem Style; wir nennen von Prager Palästen das Rosenbergische am Hradschin und das Thunische auf der Kleinseite. Italienische Meister beherrschten das Feld und häuften Verzierung auf Verzierung, bis eine Perrücken-Bauart entstand, die sich nichts weniger als empfehlend repräsentierte. Von einheimischen Meistern ist im XVIII. Jahrhundert Johann Dienzenhofer zu nennen, welcher durch manche Bauten sich auszeichnete. Unter Kaiser Joseph II. trat eine Reaction gegen die Perrücken-Bauart ein, aber in solcher Weise, daß ohne allen Styl gebaut wurde; sehr vortheilhaft nimmt sich dagegen das

zu jener Zeit im antiken Styl erbaute Schloß Kačina aus, welches vom Grafen Chotek in der Nähe von Kuttenberg aufgebaut wurde. Die Fortschritte der technischen Wissenschaften führten im dritten Jahrzehnte zum Studium der alten Style; seit 1840 ist besonders der normannisch-gothische Styl aufgekommen, in welchem namentlich die berühmten böhmischen Schlösser Frauenberg, Sichrov, Hrádek und Žleb aufgebaut sind.

Größerer Originalität kann sich die Malerei rühmen. So entwickelte sich im Laufe des XVI. Jahrhundertes eine zweite böhmische Malerschule, welche bedeutende Kunstwerke aufzuweisen hat. Unter andern zeichneten sich Simon Hucký durch Tafel- und Wandgemälde, Aleš Daniel aus Kretná durch Gemälde in der erzbischöflichen Capelle (1599) und der St. Wenzels-Capelle (1614) aus. Besonderen Rufes erfreute sich die Miniatur-Malerei; die Cancionale von Leitmeritz (1517) und Jungbunzlau, dann das Leben der hl. Väter, welches Gregor Hrubý zu Jelení geschrieben hatte (1514), sind mit Miniaturen geziert, in denen sich allerdings noch gezwungene Zeichnung und Nichtbeachten der Natur vorfindet. Doch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhundertes bekunden die Künstler durch Selbständigkeit und lebendige Wahrheit ihrer Werke, daß sie zur Meisterschaft gelangt sind; ich nenne Fabian Polinar aus Aussig, M. Ornys von Lindberg, welcher das besonders berühmte Cancional zu Trebnitz (1574) gemalt hat, und den Chrudimer M. Radouš, sämmtlich namhafte Meister. Unter Kaiser Rudolf II. wirkten hauptsächlich fremde Meister; später nach dem dreißigjährigen Kriege gab es zwar viele Maler besonders von Kirchenbildern, aber keine Schule. Von den berühmteren verdient Škreta von Zavorič, Johann Kupecký und der geniale Peter Brandl Erwähnung; auf nassem Kalke malte vorzügliche Fresken Wenzel Rainer.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhundertes wurde zur Hebung der Kunst in Böhmen die „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" gegründet, welche zuerst eine Gemälde-Galerie in Prag und dann eine Kunst-Akademie (1800) schuf; diese letztere bildete besonders, seit K. Ruben ihr Leiter wurde, manchen bedeutenden Maler aus. Von neuern böhmischen Malern hat Jaroslav Čermák, ein Schüler Gallait's, europäischen Ruf erlangt.

Die Bildhauerei schuf unter dem Einflusse der Renaissance im XVI. Jahrhundert besonders viele schöne Portale nicht bloß bei Palästen und Kirchen, sondern auch bei Häusern von Bürgern. Von Gießern errang Thomas Jaroš von Brünn einen Namen, welcher die große Sigmund-Glocke zu St. Veit in Prag (1549) und die große Teyner-Glocke gegossen hat. Im XVII. Jahrhundert herrschten auch hier italienische Meister vor, welche die Städte mit Statuen schmückten; dies dauerte ein ganzes Jahrhundert hindurch so, wurde die Karlsbrücke in Prag im XVIII. Jahrhundert mit Statuen geschmückt. Erst im XIX. Jahrhunderte erreichte die Bildhauerei eine Vervollkommnung, als die Künstler in Akademien gebildet wurden.

Die Musik zeichnete sich in dieser Periode vor der älteren dadurch aus, daß der Gesang zu einem mehrstimmigen ausgebildet ward. Um Verbreitung dieses Gesanges machten sich im XVI. Jahrhunderte Joh. Trojan von Turnau, Jayt, Lehrer zu Böhmisch-Brod, und Johann Simonides, Regens-Chori zu Kuttenberg verdient. Unter Rudolf II. trugen fremde Meister, welche aus Italien, Spanien und den Niederlanden gekommen waren, viel zur Entfaltung der Musik bei, bis die Kriegswirren des XVII. Jahrhundertes das böhmische Lied zum Verfalle brachten, aus dem es sich nicht mehr emporhob. Dasselbe gilt von der Kirchenmusik, der sich nun unwissende Leute bemächtigten, die auch die theatralische Musik aus Italien

nach den böhmischen Ländern verpflanzten. Die weltliche Musik, so namentlich Opern und die Kammermusik, fand eifrige Verehrer in Böhmen und erreichte ihre Höhe zu Ende des Jahrhunderts, als die Meister Mozart und Gluck die tonangebenden geworden waren. Als dann im Jahre 1810 das Prager Conservatorium gegründet wurde, war die musikalische Ausbildung von Haus aus erleichtert, was auch die nachherige Entfaltung des musikalischen Lebens in Böhmen beweist. Unter den Förderern der modernen, sowie unter den historischen Pflegern der alten und mittelalterlichen Musik nimmt der jüngst verstorbene A. W. Ambros eine hervorragende Stelle ein.

Die neue Zeit.

Traurig waren die Zustände, in denen sich das čechoslavische Volk in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand; geistig und materiell arm hatte es seine berühmten Ahnen vergessen oder kannte sie nur in verunstalteten Bildern. Aberglaube verwirrte den noch gesunden und frommen Geist und der früher so bekannte Nationalstolz hatte sich in eine häßliche Kriecherei verwandelt. Seine Sprache war allmählich aus den Ämtern gewichen; der Adel und die vermögenden Bürgersfamilien bedienten sich ausschließlich des deutschen Idioms, in den Schulen wurde die deutsche Sprache als Unterrichtssprache eingeführt, so daß sich die böhmische Sprache nur beim gemeinen Manne erhielt und Bauernsprache genannt wurde. Doch dieser Druck rief einen Gegendruck hervor, der verbunden mit dem erneuten Streben nach Verbreitung des Wissens zur Folge hatte, daß einzelne erleuchtete Männer sich der vernachlässigten Volkssprache annahmen und durch Herausgabe von Denkmälern der altböhmischen Sprache und von neuen populär gehaltenen Schriften die Lust zum Lesen beim Volke weckten und dabei auf dessen geistige Aufklärung hinwirkten. Und siehe da, diese Thätigkeit, welche theils im Dilletantismus, theils in dem Streben nach Veredlung der vernachlässigten Sprache und des verwahrlosten Volkes ihren Ursprung hatte, brachte es zuwege,

daß das auf den Aussterbe-Etat gesetzte čechoslavische Volk von neuem erwachte und in kurzer Zeit sich zu einem der Hauptvölker unserer Monarchie erhob. Schon zur Zeit der Kaiserin Maria Thersia sah man ein, daß Staatsrücksichten die Kenntniß der böhmischen Sprache bei den Staatsbeamten erfordere; so wurde 1752 ein Lehrstuhl für böhmische Sprache an der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt errichtet, worauf später Lehrstühle für böhmische Sprache an den Universitäten zu Wien (1775) und zu Prag (1793) eröffnet wurden. Der Prämonstratenser-Priester Egydi Chladek war der erste Professor an der Prager theologischen Facultät, welcher die Pastoraltheologie böhmisch vortrug und seinen Schülern Liebe zur Muttersprache einflößte. Professor Stanislav Wydra, welcher an der Universität Mathematik tradiert (1784), weckte gleichfalls bei seinen Schülern böhmischer Abkunft Liebe zu ihrer Muttersprache. Der Universitäts-Bibliothekar Raphael Ungar (seit 1779) machte sich um die Ordnung und Vermehrung der böhmischen Abtheilung der Universitäts-Bibliothek verdient, so daß man 1780 2500 Bücher in dieser Abtheilung zählte; noch mehr wirkte in dieser Hinsicht sein Nachfolger, Faustinus Prochazka (seit 1807), der sich auch als Schriftsteller einen Namen erwarb. Eifrig wurde schon seit einem Jahrhundert vaterländische Geschichte getrieben, die am besten dazu berufen war, die alten schönen Erinnerungen wach zu rufen und die nationale Aufklärung und Liebe zum Vaterlande zu wecken. B. Balbin († 1688) arbeitete fleißig in böhmischer Geschichte und feuerte die Jugend zum Kampfe für eine bessere Zukunft der Nation an; bekannt ist ja seine Bitte zum Schutz-Patron Böhmens, dem hl. Wenceslaus: „Laß nicht uns und unsere Nachfolger zu Grunde gehen!" Als erster mährischer Historiograph hat sich T. Pešina von Čechorod ausgezeichnet. Die Vorträge über

böhmische Geschichte, welche Professor J. Cornova, einer italienischen, aber in Prag naturalisierten Familie entstammend, durch zehn Jahre an der Prager Universität (1785—1795) hielt, dann die Vorträge Professor Fr. Pelzel's über böhmische Sprache und Literatur wirkten mächtig auf die studierende Jugend und weckten in derselben Liebe zum Vaterlande. Auch der Adel begann sich seiner Stellung im Volke bewußt zu werden. Der gelehrte General Graf Franz Kinsky († 1805) gab 1773 eine Schrift heraus, worin er die Erziehung der adeligen Jugend erörtert. Er verlangt eine Erziehung für das wirkliche Leben, die sich auf die Muttersprache, also in Böhmen auf die böhmische, stütze und durch Erlernung von fremden Sprachen zu vervollkommnen sei. Er sucht die Lieblichkeit der böhmischen Sprache nachzuweisen und betont ihre Nothwendigkeit für das praktische Leben. In gleicher Weise sei das Studium der vaterländischen Geschichte zu pflegen, damit die Jugend an den großen Thaten der Vorfahren sich ein Muster nehme. Dieser Strömung in adeligen Kreisen ist die Beschwerde der böhmischen Stände (1791) zuzuschreiben, welche sie in den Desiderien an Kaiser Leopold II. über die Verdeutschung der böhmischen Gymnasien führten; sie wiesen nach, daß die Minderzahl des Clerus sich der deutschen Sprache bediene und deshalb die böhmische Jugend von der Theologie sich abwende. Das Gubernium beantragte die Abweisung der gestellten Bitte, daß an der Hochschule lateinisch, an den Gymnasien böhmisch vorgetragen werde, da es nur wenige böhmische Schulen mehr gäbe und also die deutsche Sprache dem höheren Studium nicht hinderlich sei, was auch die Studien-Commission zu Wien bestätigte.

In diese Zeit fiel das Aufkommen eines böhmischen Theaters in Prag. Nach einem mißlungenen Versuche mit dem Stücke „Kníže

Honzik" wurde 1785 ein Stück von Steffani aufgeführt, bei dessen zweiter Vorstellung ein Gedicht unter das Publikum vertheilt ward. Wie hoch diese ersten böhmischen Vorstellungen geschätzt wurden, beweist der Umstand, daß Patrioten dieselben in Versen als Retter der böhmischen Sprache begrüßten. Man strebte nun nach der Gründung einer selbständigen Bühne; es einigten sich einige Patrioten, die mit Bewilligung des Guberniums eine hölzerne Baude auf dem Wenzelsplatze erbauten (1785), die selbst Kaiser Joseph II. mit einem Besuche beehrte. Die Vorstellungen daselbst fanden so viel Zuspruch, daß selbst das Nostic'sche Theater darunter litt, bis die Nachlässigkeit des Leiters Zappe das erstere zum Falle brachte (1790). Alsdann gab man böhmische Vorstellungen im gräflich Spork'schen Theater (1791—1802), die freilich in den schweren Kriegszeiten oft unterbrochen wurden. Als unter Leitung Zappe's ein neues Theater im Raymanischen Hause auf der Kleinseite entstand, wo abwechselnd böhmische und deutsche Vorstellungen gegeben wurden, kauften die Stände, als es ihrem eigenen Schauspielhause starke Concurrenz machte, die Concession dem Leiter ab, verlegten die böhmischen Vorstellungen in das ständische Theater und stellten diese 1809 ganz ein.

Um das Jahr 1786 wurde die erste böhmische Zeitung herausgegeben; bis dahin hatte es nur Kalender gegeben; es war Schönfelder's k. k. Postzeitung, welche der um die populäre Literatur dieser Zeit hoch verdiente W. Kramerius redigierte. Als sich Kramerius mit dem Verleger entzweite, gab er von 1789—1808 selbst die nationale Zeitung heraus, welche in weiten Kreisen zur Förderung des nationalen Strebens beitrug. Um die populäre Literatur hatten sich die Gebrüder Nejedlý besonders verdient gemacht, während Puchmajer die poetische Literatur förderte.

Die Erweiterung und Läuterung der böhmischen Sprache nahm der unsterbliche J. Jungmann auf sich und vollzog sie sowohl durch seine literarische Thätigkeit, besonders durch sein fünfbändiges Wörterbuch der böhmischen Sprache, als auch durch seine Lehrthätigkeit, die hauptsächlich nebst der allgemeinen Bildung seiner Schüler die Läuterung in nationaler Hinsicht bezweckte. Hiebei war den böhmischen Patrioten der Gedanke der slavischen Zusammengehörigkeit ein mächtiger Bundesgenosse. Derselbe war durch Arbeiten böhmischer Geschichtsforscher, wie des Kritikers Gelasius Dobner, Pubitschka's und ihrer Nachfolger, sowie durch die Bedeutung des russisch-slavischen Elements in den Napoleonischen Kriegen vorbereitet, indem sie in ihren Werken von den Slaven überhaupt handelten und dieselben gegen herrschende Vorurtheile namentlich deutscher Gelehrter in Schutz nahmen. Besonders erwarb sich Joseph Dobrovský († 1829) als Vater der Slavistik einen Namen; er war der Begründer der slavischen Geschichtswissenschaft und Philologie, verbreitete im Auslande richtigere Ansichten über das Slaventhum und weckte unter den Slaven durch seine Schriften über slavische Philologie und Ethnographie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Bezeichnend für diese Zeit ist der Umstand, daß Dobrovský, obzwar eifriger Slave, seine Schriften lateinisch oder deutsch schrieb und selbst die Ueberzeugung hegte, daß das böhmische Volk dem Untergange geweiht sei.

Unterdessen fielen zwei wichtige Ereignisse vor, welche auf die nachmalige Entwickelung des nationalen Geistes von bedeutenden Folgen wurden: die Auffindung der Königinhofer und Grünberger Handschrift und die Gründung des böhmischen Museums zu Prag. Die Bedeutung dieser Ereignisse wurde erst im Laufe der Zeit klar, indem jene den Geist der nachmaligen böhmischen Literatur beherrschten, während dieses sich zu einem Sammelpunkte des patrio-

tischen Strebens gestaltete. Vom National-Museum gieng die Herausgabe der Zeitschrift des böhmischen Museums aus, welche 1876 ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat und stets das Haupt-Organ der Literar- und Cultur-Bestrebungen der böhmischen Nation war und noch ist. Wichtig war die Gründung der „Matice česká", eines Vereines, welcher die Herausgabe böhmischer Schriften fördern sollte (1831) und aus geringen Anfängen sich in kurzer Zeit zu einem mächtigen Förderungsmittel der böhmischen Literatur erhob. Durch diese Gründungen wurde den Bestrebungen der böhmischen Gelehrten ein fester Boden geschaffen, so daß die Literatur aus dem Rahmen einer blos populären Literatur heraustrat und ihre Thore auch dem ernsten Studium eröffnete. Johann Presl, Professor der Mineralogie und Zoologie an der Universität zu Prag, begründete schon 1821 die encyklopädische Zeitschrift „Krok", in der die exacten Wissenschaften in böhmischer Sprache gepflegt wurden; natürlich mußte erst die passende Terminologie geschaffen werden, was mit großer Mühe verbunden war, zugleich aber als Beweis dient, daß die böhmische Sprache aus sich selbst die zutreffende Terminologie zu schaffen vermag und somit ihr Wortreichthum und ihre Bildungsfähigkeit außer Zweifel stehen. Das erste wissenschaftliche Werk der neuböhmischen Literatur war das schon erwähnte große Wörterbuch J. Jungmann's, dem bald darauf (1836) Šafařik's „Slavische Alterthümer" folgten, die auch in deutscher Übersetzung erschienen. Sonst bestand die Literatur meist aus Nachahmungen deutscher und auch englischer und französischer Muster, bis die Gedichte des großen böhmischen Dichters Čelakovský (Echo der russischen Lieder, erschienen 1829) und das geniale Gedicht „Slávy dcera" von J. Kollár, in welchem das ganze Slaventhum in idealen Farben geschildert wird, als vom slavischen Geiste durchdrungene Original-Arbeiten

mächtig auf die Entwickelung der schönen Literatur wirkten. Es erhellt dies aus dem Gedichte „Máj“ des reichbegabten Dichters K. Mácha, den leider der Tod seinem Schaffen entrückte, ehe daß er zur gehörigen Entwickelung gelangte; ebenso aus den didaktischen Gedichten Jablonský's und den classischen Balladen Erben's. Als Novellist zeichnete sich K. Tyl aus, indem er der böhmischen Prosa Leichtigkeit und Lebhaftigkeit verschaffte. Ihm folgten als Verfasser von historischen Romanen im Jahre 1844 P. Chocholoušek, dessen erste Erzählung „die Tempelherren in Böhmen“ viel Bewegung in den literarischen Kreisen erregte, und die erste böhmische Schriftstellerin B. Němcova, welche in ihren Volkssagen und Lebensbildern innige Liebe zum Volke und poetisches Talent bekundete.

Während so die schöne Literatur vielverheißende Blüthen trieb, blieb die Journalistik, die mächtige Förderin der geistigen Bestrebungen der Neuzeit, nicht zurück. Nach einigen Versuchen, welche vor dem Jahre 1830 gemacht worden waren aber verunglückten, weil sie planlos ins Werk gesetzt wurden und dem Zeitgeiste nicht entsprachen, begründete 1830 Langer mit Genossen die Zeitschrift „Čechoslav“, welche aber in unbestimmter Zeitfolge zur Ausgabe gelangte, bis der Verleger Pospišil unter Redaction Tyl's die belletristische Zeitschrift „České Květy“ herauszugeben begann, welche manche Original-Arbeiten aufzuweisen hatte und in der langen Reihe der Jahrgänge (sie erschien bis 1848) ein treues Bild der nationalen Entwickelung bietet. Daneben erschienen andere periodische Zeitschriften, Unterhaltung mit Belehrung verbindend; von den wissenschaftlichen hatte besonders „die Zeitschrift für den katholischen Clerus“ eine große Bedeutung, da sie das einzige Organ war, das unter den damaligen Censur-Verhältnissen die Schulzustände frei erörtern

konnte und ſtandhaft gegen die Germaniſation der böhmiſchen Jugend aus religiöſen und ſittlichen Gründen kämpfte.

Überhaupt war der Clerus ein mächtiger Förderer des nationalen Strebens; böhmiſche Prieſter wirkten als Schriftſteller, waren die zahlreichſten Abonnenten von Büchern und predigten Liebe zum Vaterlande. Seelſorger verbreiteten die Leſeluſt unter ihren Gläubigen, nützliches Wiſſen und patriotiſchen Sinn unter ihren Pfarrkindern; durch aufopfernde Thätigkeit des Clerus wurde „die Heredität des hl. Johannes“ ins Leben gerufen, welche die Herausgabe von billigen böhmiſchen Büchern katholiſcher Tendenz bezweckte und in kurzer Zeit ſich in ſolchem Maße entfaltete, daß bis 10000 Exemplare ihrer Schriften gedruckt wurden. Der nationale Clerus wehrte ſich, wie ſchon erwähnt, gegen die Germaniſation der Volksſchulen und es waren hauptſächlich die Prieſter Sláma, Vinařický und Vrána, welche dieſe Frage mit Eifer und Talent behandelten. Sláma veröffentlichte in den Jahren 1831 und 1832 in der Zeitſchrift für den katholiſchen Clerus eine Abhandlung „Über die Folgen der Germaniſation der böhmiſchen Jugend“, welche ins Polniſche überſetzt wurde und die Aufmerkſamkeit des galiziſchen Guberniums wachrief, ſo daß das Miniſterium eine Unterſuchung gegen die Redaction einleiten ließ, welche glücklich ablief. Im Jahre 1835 erhob Sláma mit ſeinem Genoſſen Vrána, Pfarrer zu Mirovic, Proteſt bei der Landesregierung gegen die beabſichtigte Einführung der deutſchen Sprache in den Volksſchulen des Prachyner Kreiſes. In gleichem Geiſte ſchrieb Vinařický in Verbindung mit Jungmann über Aufforderung des Oberſtburggrafen Grafen Karl Chotek ein Memorandum an Kaiſer Franz, in welchem auf die Zurückſetzung des böhmiſchen Volkes in Amt und Schule hingewieſen wurde, leider ohne Erfolg. Das einzige Zugeſtändniß war der Auftrag der Studien-Hof-Com-

miſſion zu Wien an die Gymnaſialdirection in Böhmen, daß an den Gymnaſien die böhmiſche Sprache gelehrt werde; bezahlte Lehrkräfte aber wurden nicht angeſtellt und blieb es einzig dem guten Willen der Profeſſoren anheimgeſtellt, ob ſie in außerordentlichen Stunden die böhmiſche Sprache lehren wollten, wobei ſie noch für ihre Mühe der Ungunſt des Studien-Directors Canonicus Pöllner ausgeſetzt waren.

Das Schauſpiel, welches auf einige Zeit verſtummt war, wurde im Jahre 1824 von neuem ins Leben gerufen, als Director Štěpánek die Direction des ſtändiſchen Theaters übernahm; er ſetzte es durch, daß wenigſtens in den Wintermonaten alle Sonn- und Feiertage Nachmittags böhmiſche Vorſtellungen gegeben wurden. Unter ihm gedieh beſonders die Oper, welche allgemeinen Beifall fand, während das Schauſpiel meiſt mit bloßen Überſetzungen abgefertigt wurde. Als dann unter der Direction Stöger's die böhmiſche Bühne in Verfall gerieth, begründete Tyl ein ſelbſtändiges Theater im Kajetaner Hauſe, das bis zum Herbſte 1837 beſtand und von wichtigem Einfluſſe auf die Entwickelung der Dilletantentheater auf dem Lande war. Von dieſer Zeit an blieb die böhmiſche Bühne wieder auf Vorſtellungen im ſtändiſchen Theater beſchränkt, welche zwar zahlreich beſucht wurden, aber auf die Entwickelung einer dramatiſchen Literatur nicht förderlich wirken konnten, da das Repertoire nur mit Producten der deutſchen Bühne ausgeſtattet wurde. Um ſo erfreulicher geſtalteten ſich zu dieſer Zeit die muſikaliſchen Zuſtände. Es traten Lieder-Componiſten auf wie Vorel, Vašák, Martinovský, beſonders F. Škraup, deren Lieder im ganzen Lande wiederhallten und noch heute beliebt ſind. In den Vierziger Jahren erfreute ſich der erſte Director der Sophien-Akademie zu Prag, Alois Jelen, als Componiſt von Liedern und Chören und als Dirigent eines großen Rufes. Durch das Beſtreben dieſer Männer wurden die böhmiſchen Natio-

nal-Lieder mächtige Förderer des patriotischen Geistes; sie erschollen nicht bloß in den einheimischen Gauen, sondern zogen sogar in fremde Länder, wo sie allgemein Beifall fanden.

So wuchs immer mehr und mehr die nationale Strömung; sollte sie jedoch größere Erfolge aufweisen, so war es nöthig, daß sie auf das praktische Feld übertrete. Dies geschah auch. Dem Zeitgeiste entsprechend suchte man die böhmischen Gewerbsgenossen zu bilden; es erschienen gewerbliche Zeitschriften, öffentliche Vorträge wurden gehalten und die Gründung eines Vereines zur Unterstützung des Gewerbes bewirkte, daß der böhmische Gewerbsmann Gelegenheit hatte sich fachmännisch auszubilden. Auch die Arbeiterwelt ließ nun ab von Trinkgelagen und lärmendem Durchwachen der Nächte und verband sich zu Vereinen, in denen man edleren Unterhaltungen oblag; Gesang wechselte mit Declamationen und bildenden Vorträgen, welche das Nationalgefühl stärkten. In höheren Kreisen verschaffte man der böhmischen Sprache Anerkennung, indem man Elitebälle arrangirte, welche als „böhmische Bälle" in Prag bekannt waren und großen Beifall fanden.

Im allgemeinen charakterisiert das dritte bis fünfte Zehent unseres Jahrhunderts des sogenannte Vlastencenthum, die Vlastenci, die Heimats- oder Vaterlandsfreunde, mit hervortretender ja ausschließlicher Begeisterung für die čechoslavische Landessprache und Pflege derselben nach allen Richtungen. Es hat dieses Vlastencenthum in seiner Überschwänglichkeit, in seiner Beschränkung auf einen kleinen Ideenkreis, von dem es sich erfüllt zeigte, manche komische Seite geboten; doch ist nicht zu läugnen, daß es zur Verbreitung und Erstärkung des Heimatsgefühles, der Liebe zur heimatlichen Sache und Sprache unendlich viel beitrug.

Während so in Böhmen das nationale Bewußtsein sich immer mehr verbreitete, begann es im Schwesterlande Mähren sich kaum zu

regen. Es traten zwar einzelne Landsleute auf, welche das nationale Bewußtsein zu wecken begannen, aber ihre Erfolge waren unbedeutend. In der Slovakei, wo bis ins vorige Jahrhundert die böhmische Sprache als Schriftsprache gegolten hatte, fieng man an sich literarisch von den böhmischen Stammesbrüdern zu trennen, indem man einzelne Dialecte zur Schriftsprache zu erheben suchte. Der Versuch Bernolak's den Tyrnauer Dialect zur Schriftsprache zu erheben, scheiterte an dem Widerstande der protestantischen Slovaken; da erhob 1845 L. Štúr die Sprache der mittleren slovakischen Comitate zur Schriftsprache, indem er vorschützte, daß es nur so möglich sei, alle Slovaken zu vereinen gegen die Versuche der Magyaren sie ihrer Nationalität zu berauben. Seitdem ist die literarische Einigkeit mit den Slovaken gestört, wohl nicht zum Vortheile der Slovaken, da die gehofften Erfolge ausgeblieben sind.

Unter solchen Verhältnissen kam das ereignißvolle Jahr 1848 heran. Das böhmische Volk sollte zeigen, ob es im Stande sei, als selbständiges Element thätig in die Ereignisse einzugreifen. Und es erwies sich thätig, indem es wacker für die Einheit des österreichischen Staates eintrat, als Deutsche, Magyaren und Italiener das Reich zu zertheilen drohten. Nachdem der Kaiser die Berufung eines legislativen Landtages versprochen, bildete sich in Prag ein Nationalausschuß aus böhmischen und deutschen Vertrauensmännern, der die nöthigen Vorbereitungen zu leiten hatte, bis die Ausschreibung der Wahlen in das Frankfurter Parlament offene Zwietracht zwischen beiden Stämmen herbeiführte. Die Böhmen beantworteten diesen Schritt mit der Berufung eines slavischen Congresses nach Prag, an welchem Vertreter aller slavischen Völker Österreichs erscheinen sollten: Wahrung der Interessen und Einheit Österreichs war das Losungswort des Con-

greſſes. Da vereitelte ſowohl die Weitertagung des Congreſſes als auch die Berufung des Landtages der bedauerliche Juni-Aufſtand in Prag, der von unüberlegten Leuten angeſtiftet, von den Autoritäten immerhin als Product eines weit verzweigten Complots angeſehen wurde; Prag wurde bombardiert und gewaltſam Ruhe geſchafft. Im Reichstage ſtanden die böhmiſchen Abgeordneten aus Böhmen und Mähren und die deutſchen einander gegenüber, welche letztere ſich mit noch anderen Widerſachern der böhmiſchen Forderungen verbunden hatten, um die angeſtrebte Oberherrſchaft zu behaupten. In Folge des October-Aufſtandes wurde der Reichstag nach Kremſier verlegt und dann aufgelöſt; die octroyirte Verfaſſung kam bald außer Kraft und eine vollſtändige Centraliſation trat an ihre Stelle.

In dieſer Zeit war das Leben der böhmiſchen Nation auf die noch matte literariſche Thätigkeit beſchränkt, bis der Monarch durch das Octoberdiplom die Völker Öſterreichs zur neuen verfaſſungsmäßigen Thätigkeit berief. Für die böhmiſche Nation war der Weg geöffnet, auf dem ſie auf Grund der alten ererbten Rechte bei einheitlichem Feſthalten am Reich nach weiterer freien Entwickelung ſtreben konnte. Der Fortſchritt, den das böhmiſche Volk ſeit Einführung der Conſtitution gemacht, iſt außerordentlich. Die böhmiſche Sprache iſt geſetzlich der deutſchen Sprache in allen Ämtern der Staatsverwaltung gleich geſtellt; ſie genügt der ſtudierenden Jugend ſowohl zur Erwerbung der allgemeinen wie der Fach-Bildung in den Hauptfächern; die Literatur breitete ſich mächtig aus, wie es die von Jahr zu Jahr ſteigende Production bekundet*). Das nationale Bewußtſein hat ſich

*) Der „Slovanský katalog bibliografický“ für das Jahr 1880, Prag 1881, enthält die Ueberſicht der literariſchen Production bei allen Slaven (ausgenommen Ruſſen und Bulgaren). Ihm zu Folge erſchienen im Jahre

aller Schichten bemächtigt, woran die böhmische Presse, dann das Theater nicht bloß zu Prag, sondern auch auf dem Lande, wo zahlreiche Dilletantentheater wirken, endlich die außerordentliche Verbreitung des Vereinswesens ihren wesentlichen Antheil haben. Die Gemeinde- und Landes-Autonomie als politische Errungenschaft wie auch das parlamentarische Leben trug nicht wenig dazu bei, das nationale Leben zu stärken, hat zugleich aber bewiesen, wie wichtig die böhmischen Länder für die Krone Habsburg-Lothringen seien. Das böhmische Volk sieht in der Verbindung mit der Krone seine Existenz gesichert und ist bereit, mit Gut und Blut, wie es schon oft bewiesen, für sein geliebtes und verehrtes Kaiserhaus und das Reich einzutreten.

1880 in böhmischer Sprache 1126 Publicationen, in polnischer 1312, in slovenischer 136, in ruthenischer 87, in serbischer 159, in kroatischer 129, und in der Sprache der Lausitzer Serben 19. Bei den böhmischen Publicationen sind die slovakischen miteingerechnet. Die böhmische literarische Production vertheilt sich auf die einzelnen Fächer: Zeitschriften 195, schöne Literatur 127 Publicationen, Erziehung und Unterricht 103, Geschichte, Geographie, Völkerkunde 80, Musik 76, Jugendschriften 62, Naturwissenschaften und Mathematik 54, Kalender und Volksschriften 58, Erbauungsschriften 41, Staats- und Rechtswissenschaften 39, Linguistik 37, Haus- und Feldwirthschaft 34, Theater 21, Karten und Atlanten 16, Philosophie 9, Encyklopädien 9, Medicin 7, Altklassische Literatur 7, Vermischte 47 (!).

Gegenwärtiger Stand.

Das čechoslaviſche Volk hat ein ausgedehntes und zugleich abgerundetes Gebiet inne, auf das es beſchränkt iſt. Ausgenommen etwa 50.000 Čechen, welche Preußiſch-Schleſien angehören, ſind alle andern im öſterreichiſchen Staate anſäſſig und zwar in den Landen der böhmiſchen Krone, Böhmen, Mähren und Schleſien, dann im nordweſtlichen Ungarn. Die weſtlichſte Gegend, zu der das Sprachgebiet der Böhmen reicht, iſt die Tauſer Gegend, während die öſtlichſten Ausläufer der Slovaken ſich bis ins Comitat von Unghvár ausdehnen, wohl ſchon mit kleinruſſiſchen Elementen vermiſcht; am weiteſten nach Norden reicht das böhmiſche Sprachgebiet zum Jeſchkengebirge ſüdlich von Reichenberg und nach Süden (durch Slovaken) bis in die Gegend von Neuhäuſel. Die nordweſtliche Grenze des böhmiſchen Sprachgebietes, welches hier an das deutſche ſtößt, geht von Taus an Pilſen, Manetin, Laun vorbei bis Leitmeritz; von da zieht ſich die nördliche Sprachgrenze nach Oſten hin und berührt hier das deutſche und öſtlich das polniſche und kleinruſſiſche Sprachgebiet. Von Leitmeritz reicht ſie mit einer ſüdlichen Ausbiegung bis zum Jeſchkengebirge, geht dann ſüdöſtlich bis Olmütz, wobei ſie nächſt Semil und Nachod nach Norden ausbiegt, und von da öſtlich bis ins Comitat von Unghvár. Dieſer öſtliche Zug iſt durchbrochen

durch die polnische Halbinsel bei Neumarkt, während eine böhmische Halbinsel wieder nordwärts nach Schlesien hinüberreicht. Im Süden, wo das böhmische Sprachgebiet das deutsche und ungarische berührt, biegt dasselbe viermal bedeutend nach Süden aus und zwar durch die Budweiser, Znaimer und zwei slovakische Halbinseln. Die Zahl der Čechoslaven in den böhmischen Ländern und Ungarn beträgt nach der letzten Volkszählung vom 31. December 1880: 6,894.441; hievon entfallen auf Böhmen 3,470.252 (62·8%), auf Mähren 1,507.328 (70·4%), auf Schlesien 126.385 (22·3%), auf Ungarn 1,790.476 (13%). In Niederösterreich, wo viele Čechoslaven in Wien und außerdem Slovaken an der mährischen Grenze wohnen, zählen wir annähernd 78.000, da uns amtliche Angaben fehlen; im allgemeinen beziffert sich also die Zahl der Čechoslaven mit 7,000.000, da die Ziffer für Niederösterreich gewiß zu niedrig angenommen ist.

Die natürliche Bodenbeschaffenheit der Länder, welche das böhmische Volk bewohnt, hat von allem Anfang an zur Scheidung des Volkes in drei Stämme, den böhmischen, mährischen und slovakischen, beigetragen. Von diesen ist der böhmische der mächtigste und der geweckteste. Der fortschreitende Zeitgeist hatte besonders in Böhmen zur Folge, daß die altgewohnten Gebräuche und Sitten bei der Vorliebe der Böhmen, das Fremde sich anzueignen, in Vergessenheit geriethen, wohl zum Nachtheil des Volkes, weil eben Sitten und Gebräuche das Individuelle ausprägen und ein Charakteristikon zur Unterscheidung von anderen Nationen bilden. Ich erwähne die tiefsinnigen und dann wieder neckischen Volkslieder, die früher im ganzen Lande wiederhallten, jetzt aber immer seltener unter dem Volke werden, da zeitgemäße weder durch Inhalt noch durch ihre Melodie sich empfehlende Lieder sie verdrängen. Dasselbe gilt von den mannigfachen Volksgebräuchen,

welche nur hie und da noch üblich sind, doch immer mehr in Vergessenheit gerathen. Auch die mannigfachen Volkstrachten, welche noch vor nicht langer Zeit unter dem Volke verbreitet waren, weichen dem modernen Putze, der selbst in Dörfer sich hineindrängt, so daß in Böhmen nur die Pilsener und Tauser Gegend sich ihrer malerischen Tracht rühmen kann. Anders ist es im Schwesterlande Mähren, wo das Volk zäher an den ererbten Sitten festhält, so daß Volkstrachten und Volksgebräuche allgemein unter dem Landvolke noch gang und gäbe sind. Besonders hat sich die alte Sitte in der Slovakei erhalten, da die Abgesonderheit in den karpathischen Thälern und die Dürftigkeit des Landes dem Zeitgeiste nur sehr langsam den Zutritt ermöglicht.

Was den Charakter der Böhmen betrifft, so ist er in Folge der Schicksalsschläge, die über sie gekommen waren, verschlossen und weniger beweglich; er hat nicht mehr das ritterliche Wesen, das in früheren Zeiten an ihm gelobt wurde, noch die kindliche Heiterkeit, welche z. B. dem russischen Volke eigenthümlich ist. Ist er lustig oder ist er traurig, so sucht er im Gesange seiner Lust freien Lauf zu lassen oder im Schmerze sich zu erleichtern. Darin liegt ja auch der Zauber der böhmischen Volkslieder, welche so innig zum Herzen sprechen und in ihrem Eindrucke unvergeßlich sind. Bekannt ist die Begabung des böhmischen Volkes. Mit viel natürlichem Verstande, gutem Gedächtnisse und mit Phantasie ausgestattet, eignet sich der Böhme sehr leicht vielfaches Wissen an, lernt außerordentlich leicht fremde Sprachen und steht in der Erforschung von exacten Wissenschaften anderen begabten Völkern nicht nach. Musik und Gesang ist eine Lieblingsbeschäftigung der Böhmen; nicht minder wird dem Tanze gehuldigt und haben in Böhmen einheimische Tänze wie die Polka, von einem böhmischen Bauernmädchen erfunden, rasche Verbreitung

weit über die Grenzen hinaus gefunden. Von den Fehlern, die seinem Nationalcharakter anhaften, sei erwähnt Sorglosigkeit, mit der in den Tag hinein gelebt wird, ohne auf das Kommende zu denken, ein Hauptübel, das einen dauernden Wohlstand des Volkes nicht aufkommen läßt, Rechthaberei und Parteisucht, die blindlings selbst über Stammesbrüder herfällt und mehr Unheil über das Volk gebracht hat, als die ärgsten Feinde demselben zu versetzen im Stande waren. Weiter gehört zu den Hauptübeln des Volkes das Interesse für's Fremde, das selbst auf Kosten des Einheimischen gefördert wird und auch nur da Platz greifen kann, wo das Volk sich selbst zu wenig schätzt: dann die stumme Resignation, die sich in Unglücksfällen leicht des Volkes bemächtigt, den angefügten Unbilden keinen Widerstand leistet, sondern in unwürdiger Ergebenheit sie erträgt.

Viel lebhafter als der Böhme ist der Slovake, der mit Vorliebe arbeitet, sei es als Hirt, sei es als Gewerbetreibender; er ist hiebei sehr gesprächig und huldigt der Musik wie dem Tanze. Wie der Böhme vertreibt er sich mit Liedern die Sorgen, die deshalb meistentheils in lustigen Weisen gehalten sind. Leidenschaften gibt sich der Slovake nicht so leicht hin, wird er aber von einer ergriffen, so raucht sie nicht so bald aus. Sein Charakter ist durch und durch conservativ: an den vererbten Sitten hält er fest und führt das patriarchalische Leben seiner Vorfahren in altgewohnter Weise fort.

Die Wohnungen, welche früher wegen des Waldreichthums der böhmischen Länder meistens Holzbauten waren, werden vorwiegend aus Ziegeln gebaut: bei neuen Wohnhäusern wird auch das Dach mit Dachziegeln gedeckt, während ältere Bauten noch mit Stroh oder Schindeln gedeckt sind. Eine größere Bauernwirthschaft besteht aus einem geräumigen Wohnhause, welches in der

Hauptfront auf den Dorfplatz oder auf die Straße geht; anschließend an dasselbe oder dem gegenüber befinden sich die Scheuer und die Ställe, während ein Garten, der sich an den Hof anschließt, den Abschluß des Besitzthums bildet. Mehrere solcher Bauernwirthschaften umschließen den Dorfplatz, von welchem wieder einzelne Wege ausgehen, an denen andere Bauern-Wirthschaften liegen, bis gegen das Ende des Dorfes die Häusler ihre Wohnungen haben. Oft füllen einen Theil des Dorfplatzes oder grenzen an das Dorf Teiche, welche bei der ausgebreiteten Geflügelzucht und auch für Feuersgefahr von Nothwendigkeit sind. Daß bei einer ausgebreiteten Feldwirthschaft und Geflügelzucht eine musterhafte Reinlichkeit schwer zu erhalten ist, leuchtet von selbst ein; doch muß die übliche Beschuldigung vom großen Schmutze der böhmischen Dörfer entschieden in Abrede gestellt werden.

Das Familienleben unter dem Landvolke ist ein musterhaftes. Den Tag über besorgt der Landmann mit dem Gesinde die Feldarbeiten, während die Bäuerin für die alltäglichen Bedürfnisse sorgt. Erst Abends wird beim gemeinsamen Nachtmahle gesellig geplaudert oder im Dorfwirthshause bei Bier der Unterhaltung oder dem Spiele gehuldigt. Sonntags ist der Besuch der Pfarrkirche regelmäßig. Bekannte treffen sich hier, Besuche für den Nachmittag werden verabredet und der Nachmittag in Gesellschaft von Bekannten mit allerlei Spiel, oder wenn diese fehlen, mit Vorlesen zugebracht. Die Jugend muß, sobald sie die Schule verlassen hat, den Eltern in der Besorgung der Geschäfte behülflich sein; die Töchter stehen der Mutter in der Besorgung der Hausgeschäfte zur Seite, während die Söhne der Feldwirthschaft obliegen. Wenn die Jahre kommen, wird an das Verheirathen gedacht; der älteste Sohn übernimmt die Wirthschaft, wobei er verpflichtet wird den Eltern ein Ausgeding zu geben. Dies wird oft, namentlich wenn die

Eltern auch die Wohnung mit dem Sohne theilen, Ursache von manchem Zwist und führt zu heftigen Entzweiungen in Familien, die sonst musterhaft gewesen wären. Daher ist man in neuester Zeit bemüht, diesen Krebsschaden des Bauernstandes zu entfernen, ob mit Erfolg, muß die Zukunft lehren. Die Töchter heirathen oft zu früh aus dem Hause. Solche Bauernhochzeiten sind ein Ereigniß nicht bloß für die Verwandten, sondern für das ganze Dorf und waren in früheren Zeiten mit vielen Gebräuchen verbunden, die nach und nach in Verfall gerathen. Stirbt jemand im Dorfe, so findet sein Begräbniß den dritten Tag Vormittags auf dem Ortsfriedhof statt, wo die Leiche in der Kirche aufgebahrt und nach Lesung der Seelenmesse ins Grab beigesetzt wird. Bei den Slovaken werden die Tugenden des Verstorbenen gelobt, worauf ein Festmahl stattfindet; dabei wird das Laib Brod, das beim Kopfe des Todten gelegen hatte, unter die Trauergäste vertheilt.

Die Volkstrachten sind in Böhmen, wie wir schon erwähnt haben, fast ganz eingegangen; nur in der Pilsner und Tauser Gegend hat sich eine eigene Tracht bis auf unsere Tage erhalten. Wie stattlich nimmt sich in der Pilsner Tracht ein Mädchen aus! Ein reich gesticktes Tuch deckt das Mieder, während den blauen, unten bunt verzierten Rock, der viele Unterröcke verbirgt, eine rothe, gelb gestreifte Schürze verdeckt; das Haupt trägt eine weite weiße Haube, die Füße stecken in rothen Strümpfen und niedlichen Schuhen mit grünen Maschen. Die Pilsener Männertracht besteht bei Unverheirateten aus blauer Weste und blauem kurzem Rocke, die beide mit einer Reihe gelber Knöpfe geziert sind, während bei Verheirateten ein langer Rock mit Schößen gebräulich ist. Die gelben Lederhosen sind in hohe, bis an die Kniee reichende Stiefel eingelassen; den Kopf von ledigen Männern deckt eine Filzmütze

mit rothem Aufputz, während Verheiratete einen niedrigen Filzhut mit breiter Krämpe und langen Bändern tragen.

Von den mähriſchen Trachten iſt die hanakiſche beſonders maleriſch; die Männer tragen Beinkleider aus ziegelroth gefärbtem Kalbsleder, welche an der Seite mit Schnurwindungen von grüner Farbe geziert ſind. Ein Ledergurt, der oft geſtickt iſt, umgibt den Leib, den eine hellgrüne, an der Bruſt geſchloſſene und mit einer Unzahl von runden und weißen Knöpfen gezierte Tuchjacke umſchließt. Über derſelben wird ein bis an die Knöchel reichender Überrock aus weißem Tuche oder der mit fünf bis ſechs kurzen Krägen verſehene Mantel aus himmelblauem Tuchſtoffe getragen. Den Kopf deckt ein runder Hut mit breiter Krämpe, bei ledigen Männern mit buntfärbigen Bändern geſchmückt. Bei den Weibern krauſt ſich das Hemd breit um den Hals, der Körper iſt meiſt in ein grünes Wolltuch eingehüllt; über den Kopf werden bunte Tücher gezogen, während unter dem färbigen kurzen Rocke bunte Strümpfe hervorblicken.

Bei den Slovaken iſt die Bekleidung entweder aus grobem Tuch oder aus Hanfleinwand von blauer Farbe verfertigt. Die Weiber tragen Sonntags Tuchröcke, während die Mädchen ein Hemd ohne Ärmel (manchmal ein Oberhemd mit kurzen Ärmeln) von Baumwolle tragen, welches bunt geſtickt iſt und loſe über den Gürtel geht; ein lockerer Leib und weiße Schürzen über den Röcken bilden das Oberkleid. Wie bunt iſt die Sonntagstracht der Slovaken, welche im Preßburger Comitate leben! Das mit weiten Ärmeln verſehene Hemd, welches an den Ärmeln und beim Halſe mit rothen Verzierungen geſchmückt iſt, umſchließt eine nur beim Halſe zuſammengehaltene blaue Jacke, wo das offene Hemd eine gelbe lange Maſche deckt. Tiefblaue Beinkleider, oben ſchön verziert, ſind in hohe Stiefeln eingelaſſen, von denen blaue Schleifen herunterhängen; ein großer Tuchmantel von weißer Farbe, roth

eingefaßt mit grünen Verzierungen dient zur Einhüllung des Körpers, während den Kopf ein kleiner bunter Hut mit einer weißer Feder bedeckt.

In den fruchtbareren Gegenden Böhmens und Mährens sind nebst den üblichen Fleischspeisen besonders Gänse, Enten, Geflügel und Mehlspeisen die gewöhnlichsten Gerichte; Erbsen und Linsen werden stark consumirt; Kolatschen, Buchten und Dalken sind specifisch böhmische Gerichte. In den ärmeren Gegenden bilden Hülsenfrüchte und Erdäpfel die Hauptnahrung, Fleisch ist dort ein seltener Gast. Von den Getränken wird das Bier bevorzugt, während der Branntwein vielfachen Zuspruch nur bei der arbeitenden Classe findet; ein wichtiges Getränk ist auch der Kaffee, der in Masse consumiert wird und bei den niederen Classen wohl auch das Mittagsessen vertritt. Bei den Slovaken bildet in fruchtbaren Thälern der Mais das Hauptgericht; derselbe wird gekocht oder auch gebraten gegessen mit Mohn und Honig, oder auch gemahlen in Brot und Brei. Viel Gemüse, besonders Gurken, Paradeisäpfel, rothe Rübe und Bohnen sind beliebt. Von Fleischspeisen wird mit Vorliebe Schöpsen- und Schweinefleisch gegessen. Von Getränken ist der Branntwein sehr stark verbreitet, hauptsächlich von Juden erzeugt und verkauft, obzwar auch Brennereien für den Hausbedarf vorkommen. Dagegen trinkt man wenig Bier, in den südlicheren slovakischen Comitaten ist auch der Wein zu Hause.

Die Hauptbeschäftigung, der sich das böhmische Volk hingibt, ist der auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung gelangte Ackerbau. Nebst den Getreidearten und Hülsenfrüchten werden andere Nahrungs- oder Nutzpflanzen angebaut, wie Zwiebel in der Všetater Gegend, Kren in vorzüglicher Qualität bei Malin, Raps und besonders Rübe, die in letzterer Zeit in den fruchtbareren Gegenden Böhmens und Mährens in großem Maßstabe und von

besonderer Güte gepflegt wird. Die Viehzucht wird durch Einführung fremder Racen veredelt und erfreut sich in Mähren und Schlesien die Schafzucht einer besonderen Pflege.

Hingegen sind Ackerbau wie Viehzucht in der Slovakei weit zurück; von den Fortschritten in der Agricultur ist da wenig bekannt, ordentliche Feldgeräthe und gute Düngung sind eine Seltenheit. Von Wechselwirthschaft ist keine Rede; hat ein Bauer mehr Grund und Boden, so bebaut er nur die eine Hälfte mit Getreide, während auf der zweiten Gemüse gepflanzt wird. Scheuern sind da unbekannt; das Getreide wird am Felde ausgetreten und in Erdgruben aufbewahrt, wo es nicht selten verschimmelt und von neuem getrocknet werden muß. Von der Obstzucht, die in Böhmen und Mähren ziemlich verbreitet ist, ist in der Slovakei wenig zu merken, obzwar das Obst sehr gut gedeihen könnte.

Das Gewerbe wird in den Städten im größeren Maßstabe, am Lande im geringeren betrieben. Einzelne Gewerbe sind von altersher gewissen Gegenden eigenthümlich; bei den Slovaken sind deren Bewohner nach ihrer Beschäftigung mit besonderen Namen benannt so z. B. Drahtbinder aus der Trenčiner Gegend, Verkäufer von Öl, Saffran und Leinwand aus den Comitaten von Arva und Thurocz, Spitzenverfertiger aus der Neu-Sohler, Verfertiger von Säcken aus der Neutraer, Käse- und Butterbereiter aus der Neutraer und Liptauer Gegend, endlich Holzhauer aus dem Neograder Comitate.

Der Bergbau wird in den böhmischen Ländern rüstig betrieben; wer kennt nicht die berühmten Silberbergwerke von Přibram? Noch ausgedehnter ist die Gewinnung von Kohle in den Bergwerken zu Radnic, Kladno, Schatzlar, Rossitz und Mährisch-Ostrau. Bedeutend ist die Gewinnung von Eisenerz bei Rokycan und am rechten Beraun-Ufer bei Hudlic, bei Adamsthal und im Thal der

Ostrawica. An Metallen ist auch Nord-Ungarn reich, wo bei Kremnitz Gold und Silber, in dem niederen Tatragebirge Kupfer und Eisen in großen Mengen zu Tage gefördert wird.

Die Industrie in den böhmischen Gebieten stützt sich auf den Ackerbau und ist vorwiegend Agrar-Industrie; besonders hat sich die Zucker-Fabrication in letzten Jahren außerordentlich verbreitet, so daß die böhmischen Länder an 200 Zuckerfabriken zählen. Nebst der Zucker-Industrie ist besonders die Bierbrauerei ein wichtiger Industriezweig; böhmische Biere, unter denen das weltberühmte Pilsner obenan steht, finden nicht bloß in Europa weite Verbreitung, sondern werden selbst über den Ocean nach Nordamerika versendet. An die Bierbrauerei reiht sich das Müllergewerbe an, das besonders in neuer Zeit die zahlreichen kleinen Mühlen am Lande verdrängt und an ihre Stelle große entweder amerikanische oder Dampfmühlen bei größeren Flüssen setzt. So findet man denn gleich den böhmischen Musikanten böhmische Müllers- und Brauersleute oft weit jenseits der Grenzen ihrer Heimat in Verwendung; eben jetzt wird von Prag aus im Interesse einer Actien-Gesellschaft zu Paris ein großes Brauhaus gebaut, das ganz auf böhmische Art und mit böhmischen Arbeitskräften der französischen Bevölkerung das altberühmte Pilsner Bier liefern soll. In der Rübenzucker-Fabrication hat die böhmische Industrie Einrichtungen getroffen, auf die man neuestens im Ausland, namentlich in Frankreich und Rußland, aufmerksam geworden ist. Daß böhmische Forstleute und Jäger, dann Gärtner in allen Ländern unseres Kaiserstaates, aber auch mitunter im Ausland zu treffen sind, ist eine bekannte Thatsache. Als Dr. Rieger vor einigen Jahren den Jardin des Plantes in Paris besuchte, machte ihm in Anwesenheit des Directors, ein Stellvertreter desselben die Honneurs; im Laufe des Gespräches entpuppte sich derselbe als Lands-

mann und die in französischer Sprache begonnene Unterhaltung wurde in böhmischer fortgesetzt. Ebenso war der Gärtner des Kaisers Napoleon III. in Arenenberg ein Böhme.

Bedeutend ist die Eisen-Industrie; sie befaßt sich theils mit Anfertigung von landwirthschaftlichen Maschinen (besonders bei Prag), theils mit Erzeugung von Eisenwaren überhaupt, wie zu Hořovic in Böhmen und Blansko in Mähren. Walzwerke und Hochöfen arbeiten zu Kladno, Althütten bei Beraun, Libnic bei Kralup, Vitkovic in Mähren. Nebstdem sind Baumwollspinnerei, Tucherzeugung, Papierfabrication und Handschuherzeugung, welche besonders berühmt ist, in den böhmischen Gebieten verbreitet.

Was die geistige Cultur betrifft, gehört das böhmische Volk zu den begabtesten und geweckteſten Völkern der Monarchie. Trotz mancher ungünstiger Verhältnisse hat das böhmische Volk in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte in seiner geistigen Entwickelung gemacht; Böhmen steht da oben an, ihm folgt Mähren, viel bleibt in Schlesien zu wünschen übrig, während die Slovakei unter der Lostrennung vom böhmischen Stamme bedeutend leidet. Tausende von Volksschulen, zahlreiche Bürgerschulen wirken für die Verbreitung der Volksbildung. Für die allgemeine Bildung sorgen die Karl-Ferdinands-Universität und die technische Hochschule zu Prag, erstere vorderhand blos in der juristischen und philosophischen Facultät, dann 14 Gymnasien in Böhmen, 3 in Mähren, 15 Realgymnasien in Böhmen, 1 in Mähren, dann 7 Realschulen in Böhmen und 3 in Mähren mit böhmischer Unterrichtssprache thätig; nebstdem dienen zur Ausbildung von Volksschullehrern 11 Pädagogien, von denen 2 für die Ausbildung von Lehrerinnen bestimmt sind.

So sind denn an den geistigen Aufschwung des čechoslavischen Volksstammes die schönsten Hoffnungen zu knüpfen.

Hat ja doch, trotz der bisher der nationalen Entfaltung sehr ungünstigen Verhältnisse, die böhmische Wissenschaft viele Capacitäten aufzuweisen, welche selbst im Auslande gebührend anerkannt werden. Wer kennt nicht die Namen, Šafařik, Krejči, Tilser, Tomek, Zitek, Frič, Čelakovský, Bořický, Randa, Joseph, Hermenegild und Dr. Constantin Jireček, Albert Holub, die zum Theil außerhalb ihrer Heimat oder im Ausland mit Erfolg wirken?

Das Kunstleben entfaltet sich immer rühriger; besonders ist die Musik durch Künstler wie Smetana und Dvořák zu einer hohen Blüthe gelangt, die ihren Meistern weit über die Grenzen hinaus Ruhm verschafft hat. Die Malerei hat durch die Kunstwerke Jaroslav Čermák's und in neuester Zeit Brozik's, dem böhmischen Namen zu hohen Ehren und Auszeichnung verholfen. In der Baukunst legt der Bau des böhmischen Nationaltheaters zu Prag einen glänzenden Beweis von dem Fortschritte ab, den die böhmische Arbeit in dieser Richtung gemacht hatte.

Und es bleibt uns am Schlusse nichts zu wünschen übrig, als daß dieser Fortschritt, dieser rege Geist der Entwickelung weiterhin fortdauere, und sich immer reicher entfalte, nicht bloß zur Ehre und zum Ruhme des böhmischen Volkes, sondern auch zur Pflege des gemeinsamen Vaterlandes.

Stellung inmitten der anderen Volksstämme.

Das čechoslavische Volk ist von allen slavischen Völkern das nach Westen am meisten vorgeschobene und ragt in dieser seiner Stellung tief in deutsches Sprachgebiet hinein. Bei dem bekannten Streben des deutschen Elementes soviel als möglich nach Osten auf Kosten des Slavismus sich auszubreiten, ist auch das Verhältniß zu den Deutschen von selbst einleuchtend. Es ist ein wunder Punkt, von dem wir handeln; der ganze geschichtliche Verlauf des böhmischen Volkes ist ein Kampf gegen das Vorstreben des deutschen Elementes. Schon in ältesten Zeiten suchten deutsche Missionäre das Christenthum unter dem böhmischen Volke zu verbreiten, fanden aber wenig Anklang, da durch politische Verhältnisse sich Feindschaft zwischen den Mährern und Deutschen ausgebildet hatte. Später waren es die deutschen Kaiser, welche jede Machtentwickelung des böhmischen Volkes zu hemmen suchten, wobei ihnen die Uneinigkeit innerhalb der böhmischen Herrscherfamilie willkommene Gelegenheit bot. Ja, die böhmischen Fürsten und Könige trugen selbst zum Zwiespalt zwischen ihrem Volke und den Deutschen bei, als sie auf Kosten ihrer eigenen Unterthanen die deutsche Colonisation in den böhmischen Ländern begünstigten. Nach der husitischen Bewegung, als der nationale Zwiespalt zum offenen Ausbruche kam, erhielt sich das böhmische Element in seiner Stellung bis auf den dreißigjährigen Krieg; da aber führte die Auswanderung der besten und reichsten böhmischen Familien einen

größeren Zuzug der Deutschen herbei und es wurden zahlreiche früher böhmische Gebiete von Deutschen besetzt; die deutsche Sprache verbreitete sich immer mehr, während die böhmische allmählich aus den höheren Ständen und den Städten schwand und nur unter dem Landvolke noch Verbreitung hatte. Als das Volk von neuem zu erwachen begann, fand die Pflege der böhmischen Literatur mit seltenen Ausnahmen keine Gunst beim deutschen Stamme und wurden die Bestrebungen der Böhmen sowohl in Broschüren als Zeitschriften sehr ungünstig beurtheilt, wobei es nicht an Unwahrheiten fehlte. Bezeichnend war in dieser Hinsicht die Broschüre „Der Slavismus in Böhmen", welche Graf J. M. Thun, der deutsche Übersetzer der Königinhofer Handschrift, herausgab und in der er sich des böhmischen Volkes und seiner Bestrebungen aus Humanitätsrücksichten annahm; er erklärte hiebei die Böhmen für minder bildungsfähig als die Deutschen und bat förmlich um Barmherzigkeit. Hierauf erschien eine Gegenantwort in Leipzig „Worte eines Czechen", welche in großer Erbitterung jede mitleidsvolle Theilnahme sich verbat und nur Gerechtigkeit forderte, indem sie hiebei auf die Stellung des böhmischen Volkes im Kaiserstaate und dessen politische Gesinnung, welche die Erhaltung und Förderung der österreichischen Monarchie anstrebe, hinwies. Da kam das stürmische Jahr 1848. Zu Anfang fand es beide Stämme geeinigt in dem Bestreben nach politischen Reformen und zum erstenmal zeigte sich innige Freundschaft zwischen Deutschen und Böhmen. Da erscholl der erste Mißton, welcher Uneinigkeit zu säen bestrebt war, aus Reichenberg und rief eine Gegenantwort deutscher und böhmischer Schriftsteller hervor, in der mit Abscheu das Stören der nationalen Eintracht verdammt wurde. Doch blieb die Einheit nicht lang erhalten. Besonders in Folge der Wahlen ins Frankfurter Parlament, also aus rein politischen Gründen, brach ein offener

Zwiespalt aus. Seit der Zeit dauert die nationale Uneinigkeit zwischen dem böhmischen Volke und dem deutschen Stamme fort; die Deutschen streben nach Oberherrschaft in den böhmischen Ländern, obzwar sie in der Minorität sind, und wollen dem Grundsatze der vollständigen nationalen Gleichberechtigung nicht Raum geben. Wird da nicht durch den Nationalitätenstreit der Fortschritt des Landes gelähmt, der unter friedlichen Zeiten zu den schönsten Resultaten führen könnte? Beide Stämme bewohnen schon durch Jahrhunderte gemeinsam das Land und sind also geschichtlich und thatsächlich an einander gebunden. Die Böhmen sind sich dessen wohl bewußt, daß die Deutschen ihres Landes ein Glied des mächtigen deutschen Stammes sind, der in der Cultur so bedeutend vorgeschritten ist; sie wissen, daß deutsche Einwanderer zur Entwickelung des Städtewesens, der Gewerbe und des Handels mächtig beigetragen haben und jetzt noch in Gewerbe, Industrie und Handel vorherrschend thätig sind. Doch andererseits fühlen sich die Böhmen als ursprüngliche Bewohner der böhmischen Länder und gleichfalls als Culturvolk, wie sie dies durch Gründung eines böhmischen Staates, durch ihre Literatur und durch reformatorische Thätigkeit in geistiger Beziehung bewiesen haben. Besorgt der Deutsche in den böhmischen Ländern vorwiegend Industrie und Handel, so ergänzt der Böhme seine Thätigkeit durch Ackerbau und Agrar-Industrie. Wenn die Deutschen sich den Forderungen des böhmischen Volkes feindlich gegenüberstellen, so entschuldigen sie ihr Vorgehen damit, daß dem Deutschthume von den Slaven Gefahr drohe. Doch wie kann der böhmische Stamm, der besonders durch Abzweigung der Slovaken bedeutend geschwächt ist, den Deutschen gefahrdrohend sein, die einen so bedeutenden Rückhalt an den Stammesbrüdern im Reiche haben? Dem steht ja auch die geographische Lage, welche eher zu Ungunsten des

böhmischen Volkes gestaltet ist, entgegen, außerdem der gesunde Volkssinn, der niemals daran denken wird, Andern das schlimme Loos zu bereiten, unter welchem er selber Jahrhunderte lang so viel gelitten hatte. Die deutsche Bevölkerung, nicht durch Sprach- und politische Unterschiede gespalten, bleibt selbst nach Verzichtleistung auf die Suprematie, welche sie bis jetzt ausübt, im Besitze so vielseitiger Überlegenheit, daß sie getrost jede andere Nationalität neben sich bestehen lassen und ihr die freieste Entwickelung gönnen kann, ohne Gefahr für sich zu besorgen. Der Slave wird ja aus eigenem Antriebe bei der Vorliebe fürs Fremde die deutsche Sprache sich anzueignen suchen und freiwillig der deutschen Cultur jene Anerkennung geben, welche er früher gezwungen nur mit Widerwillen leistete. Dies mögen alle erwägen, welche den oft schon von böhmischer Seite gemachten Anträgen zur Beseitigung des Nationalitätenhaders hindernd im Wege stehen. Wenn dieser überall beseitigt sein wird, dann ergeht an den deutschen Stamm die ehrende Aufgabe in unserem Kaiserstaate ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den verschiedenen Völkern zu unterhalten, die Unterdrückung des einen durch das andere zu vereiteln, wie umgekehrt diese Völker in einer engeren Anschließung an einander gegen eine Zurücksetzung durch das deutsche Volk hinreichend Schutz finden. Diese Verbindung der österreichischen Völker auf dem Principe der Gleichberechtigung zu einem Staate bietet zugleich den besten Beweis für die Nothwendigkeit des österreichischen Kaiserstaates und zugleich eine Bürgschaft für dessen Fortbestand, da die Existenz dieser Völker mit den Geschicken desselben innig verknüpft ist.

Was das Verhältniß zu den anderen slavischen Völkern betrifft, so war dies von Anfang der nationalen Aufklärung in Böhmen an ein reges und freundschaftliches. Die böhmischen Patrioten bewiesen ihre Anhänglichkeit durch Worte und Thaten; so benutzte der

Gelehrte Dobrovský die Anhänglichkeit, welche das serbische Volk zum österreichischen Kaiserhause in der unruhigen Zeit nach Kaiser Joseph II. Tode gezeigt hatte, in seiner Ansprache an Kaiser Leopold II. (1791), um ihn von der Loyalität und Ergebenheit der slavischen Völker an das Herrscherhaus zu versichern. Er sprach: „Haben alle Staatsbürger des österreichischen Staates die innigste Theilnahme an der Gesinnung des serbischen Volkes, welche dieses unlängst in seinen Versammlungen zum österreichischen Herrscherhause kundgegeben hatte, so haben wir Böhmen nicht blos einen Grund dazu. Wir sind ein Stamm der weitverzweigten slavischen Nation und sehen es als größten Ruhm an, daß wir mit anderen slavischen Stämmen dem deutschen Kaiserhause seinen Ruhm und seine Würde erhalten haben und daß wir vereint mit allen anderen slavischen Stämme das österreichische Reich schützen können gegen jeden feindlichen Angriff." Er weist darauf hin, daß die slavischen Stämme die Hälfte des Reiches bewohnen und bittet um Huld für das böhmische Volk. Dieses freundschaftliche Verhältniß der Slaven Österreichs unter einander war den Magyaren sehr ungelegen; sie stellten das nationale Streben der Slaven als dem Staate feindlich hin, indem sie die Čechoslaven als Leiter der slavischen Bewegung so schilderten, als ob diese nach einem politischen Panslavismus unter dem Scepter des Kaisers von Rußland hinstrebten. Darauf machten die Böhmen geltend, daß man durch Förderung der slavischen Bestrebungen Österreich am besten ein Gegengewicht gegen die vermeintlichen Bestrebungen Rußlands schaffen könne. In dem denkwürdigen Jahre 1848 sahen sich die Slaven von allen Seiten bedroht, suchten sich zu einigen und, da sie überzeugt waren, daß die Existenz Österreichs ihnen hiefür die Bürgschaft leiste, traten sie für die Erhaltung und Einheit der Monarchie auf; die Worte

Palacký's an den Fünfzigerausschuß in Frankfurt (11. April), „wenn kein Österreich bestände, müßte man es schaffen", wurden die Parole der Slaven. Zur Sicherstellung einer einheitlichen Action der slavischen Völker Österreichs wurde ein slavischer Congreß nach Prag berufen; derselbe wurde am 2. Juni von Palacký unter der Theilnahme von 340 Delegirten eröffnet, von denen 42 Südslaven, 61 Polen und Ruthenen und 237 Čecho-Slaven waren. Im Manifeste an die europäischen Völker wurden die Bestrebungen der slavischen Völker offen dargelegt: die Petition an den österreichischen Kaiser, worin die österreichischen Slaven für ein föderatives Österreich, in dem alle Völker gleichberechtigt wären, plaidirten, wurde nicht vollendet, da der Prager Aufruhr den Congreß sprengte Schon am Wiener Reichstage standen die slavischen Vertreter für die Einheit des Reiches auf dem Kampfplatze, dann besonders die tapferen Kroaten und Serben unter Banus Jellačić ein. In der Folge war das wechselseitige Verhältniß nur literarisch rege, seit dem Parlamentarismus auch in politischer und nationaler Beziehung; so haben die Slovenen vielfach nach dem Vorbild des böhmischen Volkes an der Förderung des nationalen Lebens gearbeitet und das Verhältniß zu den Slovenen ist stets ein freundschaftliches gewesen. Auch die Kroaten haben das Freundschaftsverhältniß zum böhmischen Volke bewahrt, wie dies die kroatische Literatur und die Berufung von böhmischen Gelehrten an die Agramer Universität beweist.

Zu den Polen, als unmittelbaren Nachbarn, fühlt sich das böhmische Volk stets hingezogen und hat es seine Sympathien unverhohlen zum Ausdrucke gebracht. Wenn das wechselseitige Verhältniß bis auf die neueste Zeit minder rege war, so sind andere Umstände daran schuld; doch hat auch hierin ein bedeutender Umschwung stattgefunden und man kann hoffen, daß der gute Anfang

immer bessere Früchte tragen werde. Ich erinnere nur an die brüderliche Thätigkeit der polnischen und böhmischen Delegirten am Reichsrathe, an den regen Antheil, den die Polen aus Anlaß des Brandes des Nationaltheaters zu Prag durch Wort und That bewiesen haben, sowie an die wechselseitige literarische Thätigkeit, die besonders in letzter Zeit sich mächtig entwickelt hat. Dem entsprechend erklären wir uns die enthusiastische Aufnahme, welche die böhmischen Gäste im Jahre 1880 am dritten Congresse polnischer Ärzte und Naturforscher zu Krakau gefunden haben. Noch zahlreicher hatten sich im Mai 1881 zum zweiten Congresse böhmischer Ärzte und Naturforscher die polnischen Gäste eingefunden; und gewiß werden auch ihnen diese Tage stets in angenehmer Erinnerung bleiben!

Was die Magyaren betrifft, so waren diese den Slaven nie hold; der čecho-slavische Stamm in Böhmen und Mähren ist örtlich und politisch von ihnen getrennt, dafür ist der slovakische Stamm ihrer Herrschaft untergeordnet. Wir wissen, daß gerade dieser Umstand die Slovaken zur literarischen Trennung vom böhmischen Stamme geleitet hat; statt der gehofften zu erzielenden Erfolge sieht es mit den Slovaken traurig aus. Noch im Jahre 1863, als Tausende von Patrioten nach Thurocz St. Marton zum Parteitage gepilgert waren und ein großes Volksfest gefeiert wurde, schienen die Aussichten der Slovaken vielversprechend zu sein; doch bald sollten sie die magyarische Hegemonie fühlen. Die slovakischen Gymnasien wurden aufgehoben, der Verein „Matice", welcher die Herausgabe von slovakischen Schriften zum Zwecke hatte, mußte seine Thätigkeit einstellen, da ihm das Vereinsvermögen genommen wurde, und in den Jahren 1874—1875 wurden die noch thätigen Schriftsteller auseinander gesprengt. Nun gleicht das slovakische Leben dem dahinsterbenden Echo eines früher mächtig

wiederhallenden Chorals; von den Zeitschriften bringt nur der „Orol“ Original-Arbeiten, und der „Letopis“, der die wissenschaftliche Thätigkeit vertritt, dem sich in neuester Zeit die „Slovenske Pohlády“ angeschlossen haben. Die dramatische Literatur ist vollkommen verstummt, da es kein ständiges Theater gibt und die Dilettantentheater kaum ihr Leben fristen; nur manchmal gelangt ein Almanach zur Ausgabe, als Zeichen der noch lebenden Dichter. Doch diese Zustände sind auf die Dauer nicht zu halten; was bezwecken denn die Magyaren hiedurch? Zwar ist es wahr, daß die Magyaren im Gefühle ihrer Vereinsamung in der europäischen Völkerfamilie auf eine derartige Unterdrückung anderer Nationalitäten angewiesen zu sein schienen, da sie für ihre Existenz fürchten müssen, zumal ihre Nachbarn an Zahl stets zunehmen. Doch sie sollten bedenken, daß die böhmischen Lande im XVI. und XVII. Jahrhunderte es waren, welche große Opfer zur Vertheidigung Ungarns gegen die Türken getragen hatten; zugleich sollten sie sich an ihre alte Staatsverfassung erinnern, wo gerade in Ungarn bei lateinischer Sprache als Staatssprache die Gleichberechtigung thatsächlich durchgeführt war.

Trotzdem also heutzutage noch manche Gegensätze sich in dem politisch nationalen Übergangs-Processe, den unsere Monarchie gegenwärtig durchzukämpfen hat, zeigen, ist doch gegründete Hoffnung vorhanden, daß nach dem Beispiele unseres erlauchten Monarchen, dessen Streben darnach gerichtet ist, unter seinen Völkern Frieden und Wohlstand zu schaffen, die Völker den Interessen der Monarchie Rechnung tragend und durchdrungen von der Anerkennung Achtung und Sympathie die sie einander schulden, den ersehnten Frieden in nicht ferner Zeit erreichen werden, wofür das immer mehr sich entwickelnde patriotische Gefühl aller Völker und die Liebe zum gemeinsamen Kaiserhause nur zu unterstützende glückliche Bürgen sind.

Drei Studien

von

Frhr. v. Helfert.

Alle Rechte vom Verfasser vorbehalten

Volkslied und Tanz.

1

Was ist Volkslied? Die Verbreitung allein, selbst auf dem Dorfe, macht es nicht. Heute finden beliebte Arien aus modernen Opern schnell ihren Weg aus der Stadt nach allen Richtungen des Landes, Leierkästen spielen die Melodie, das Mädchen singt sie zum Clavier, Schusterjungen pfeifen oder singen sie auf der Straße: die Kunst-Poesie und -Musik ist volksthümlich, aber darum noch immer kein Volkslied geworden. Selbst was im Sinn und Geist des Volkes nachgedichtet ist und wäre es noch so gelungen und wenn es die größte Verbreitung fände, wie so manches aus Karl Ladislav Čelakovský's „Nachhall russischer, böhmischer Lieder — Ohlas písní ruských, českých", kann um jenes seines künstlerischen Ursprunges willen nicht als Volkslied bezeichnet werden. Ja gerade dieser große Meister gesteht selbst ein, daß gewisse Züge, namentlich das Naive das dem Erfinder des Volksliedes unwillkürlich und wie unbewußt aus der Seele strömt, keine Kunst-Poesie nachzubilden im Stande sei: „es ist damit gerade so wie mit gewissen kindischen Einfällen, die uns ein Lächeln abnöthigen, die aber allen Reiz verlören und ohne Wirkung blieben, wenn sie aus dem Munde von Erwachsenen kämen." „Fürwahr," ruft er ein andermal aus, indem er von dem slavischen Volksliede überhaupt

ſpricht, „welch wunderbarer und zauberhafter Baum, wo jeder Aſt mit andern und andern Blüthen überſäet iſt, lieblich für den Anblick und an Duft, und dabei ſo verſchieden und mannigfaltig in ihrer Art, daß ſich im ganzen Umkreiſe unſerer Erde nichts ähnliches auffinden läßt“ *).

Volkslied iſt was ſein Name beſagt, Lied des Volkes, aus dem Volke entſtanden, von dem Volke empfangen und erhalten, n dem Volke fortlebend und ſich weiterbildend: „ein Blümlein von der Natur ſelbſt auf den heimiſchen Auen gepflanzt und gepflegt“. Die Dichter des Volksliedes — denn es arbeiten ja bei gewiſſen geſelligen Liedern, z. B. den Krakowiaken oder ſlaviſchen Vierzeilern, mehrere von der Stelle weg einander in die Verſe! — ſind ſich der Regeln des Sylbenfalles, des Versbaues, der Reimbildung durchaus nicht bewußt, all das iſt bei ihnen Sache einer zugleich natürlichen und von altersher überkommenen Anlage, einer angebornen Schönheitsempfindung. Der Zweck des Volksſängers iſt ihm das Lied ſelbſt, er ſingt weil er ſingen muß, ohne daß er erſt Uhland's Mahnung bedürfte: „Singe, wem Geſang gegeben!“ Er ſingt weil ihn die Laune des Augenblicks dazu treibt oder weil ihn der Wetteifer mit Andern aufſtachelt, zur Erwiederung, zum Kampfe herausfordert. Er ſingt und legt weiter keinen Werth darauf, der Augenblick hat es gebracht, der Augenblick hat es genommen; wollen es ſich andere merken, er weiß nichts davon, ihn kümmert's nicht ob es geſchieht oder nicht geſchieht. Singt es der oder jener nach oder bildet es in ſeiner Weiſe weiter, es iſt kein Richterſtuhl da, vor deſſen Schranken ihn der urſprüngliche Finder wegen Gedankendiebſtahls belangen könnte, oder ihn zu belangen ſich im Traume beifallen ließe.

*) Čelakovský Spisů básnických knihy šestery (v Praze 1849) str. 111, 114.

Die Probe der Urſprünglichkeit des Volksliedes hat Karl Jaromir Erben, dieſer unermüdliche Nachſpürer und pietätvolle Sammler des böhmiſchen Volksliedes*), oft genug gemacht. Als er während des dürren Sommers 1842 in dem Städtchen Mníšek im Wirthshauſe ſaß, wo ohne Zweifel darüber verhandelt und geklagt wurde warum es denn heuer ſo gar nicht regnen wolle, ſang einer aus der Geſellſchaft vom Flecke weg (Erben 276 II. S. 175):

Proč nás Pán Bůh trescе?
Pro ty k. . . . ševce!
Že v neděli šijou,
a v pondělí pijou,
proto pršet nechce.

Warum Gott prüfet unſere Geduld?
Daran ſind die ver. . . . Schuſter ſchuld!
Am Sonntag arbeiten ſie,
am Montag trinken ſie,
darum will es regnen nicht.

Ein andermal ließ er ſich von Anna Havlík, einem liederreichen Mädchen aus dem Dorfe Rovíny, Beraunер Kreis, ein Lied vorſingen (159 II. S. 30—35) und es fiel ihm auf, daß die Schlußſtrophen nicht ſo lauteten als er dasſelbe Lied anderswo gehört hatte, worauf ſie ihm bekannte ſie habe dieſe Strophen ſelbſt dazu gemacht, und ſchnippiſch beifügte: „Auf einen Vers kommt es mir weiter nicht viel an — to já pro verš daleko nejdu.“ Aus dieſer fortwährenden Umbildung und Fortbildung, und das charakteriſirt ja eben das Volkslied, erklären ſich die

*) Písně národní v Čechách. Sebral K. J. Erben. V Praze 1842 J. H. Pospíšil; kl. 8 3 Bändchen. Im Jahre 1864 erſchien bei Jaroſlav Pospíšil eine neue ſehr vermehrte Ausgabe in gr. 8 mit einem Bande Melodien dazu. Ich citire, wenn nichts bemerkt iſt, die urſprüngliche Ausgabe. Deutſche gelungene Überſetzungen haben geliefert: Ida von Düringsfeld, Böhmiſche Roſen, Breslau Joh. Urban Kern 1851, 16. — Michael Klapp (zehn Stück als Proben) in Prutz Deutſches Muſeum 1853, Nr. 22 S. 808—814. — Alfred Waldau (recte Joſeph Jaroš, geb. 1837 zu Petrovic im Rakonicer Kreiſe, k. k. Auditor, † 3. Februar 1882 in Schatzlar), Böhmiſche Granaten; Prag Friedrich Ehrlich 1858, 16.

zahllosen Varianten und Zusätze, denen man bei bekannteren Volksliedern begegnet.

Ein Unterscheidungszeichen des Volksliedes vom Kunstlied ist auch dieses. Der Compositeur vom Fache nimmt einen Band Gedichte her, findet dieses oder jenes das ihm zusagt heraus und sucht nun eine Melodie dazu. Beim Volkslied entstehen Text und Melodie miteinander, und das ist das echte, das ursprüngliche Volkslied; entsteht aber eines früher, so wird zu einer bekannten und beliebten Melodie der Text erfunden, gewiß nie zu einem erfundenen Texte die Melodie gemacht*). Dies zeigt sich vorzüglich bei den Tanzweisen; gefällt ein Tanz, wird er durch Dorf und Land beliebt, so bleiben gewiß nicht lang die Strophen aus, die dazu gesungen werden. Aber auch ohne den Tanz, ohne die auffordernde Begleitung eines Instrumentes, auf freiem Felde, beim Gang durch Wiese und Feld, bei der Arbeit fügt sich das Lied. Eine Melodie haftet im Sinn, sie summt und klingt halb unbewußt in dem Ohr; die rechte Stimmung ist da die zu der Melodie paßt, eine heitere kecke zur frischen, eine trübe schwermüthige zur ernsten getragenen; ein Bild zeigt sich in der Nähe; ein Röslein am Strauch, ein Feldblümchen am Rain, ein Vogel zwitschernd in der Luft, ein Bächlein das rauscht — drei Elemente innig gesellt, und das Lied ist da.

Volkslieder sind's, so lust- und wehmuthreich,
recht aus dem Innern der Natur entsprungen!
Bald tändelnd, muthig froh, bald trauernd weich —
das tiefe Menschenherz hat sie gesungen!

*) „Ich behaupte nicht", sagt Erben, „daß die Worte eines Volksliedes immer erst auf eine schon fertige Melodie gebildet werden: dem guten Sänger wird auch beides zugleich aus der Seele strömen. Nie aber wird es kommen, daß der Volkssänger zuerst die Worte zu seinem Gedichte fertig macht und dazu sich dann erst die Melodie sucht." Slovo o písni národní III. S. 255—270, geschrieben im Januar 1845.

Dieſe Verſe Wolfgang Müller's von Königswinter, die Waldau der Einleitung zu ſeinen „böhmiſchen Granaten“ voranſetzt, paſſen darum ganz beſonders auf die böhmiſchen Volkslieder, weil dieſe, im Gegenſatz zu jenen mancher anderen Slavenſtämme, die ſich mehr in einer und derſelben hergebrachten Weiſe bewegen, von einer Mannigfaltigkeit der Form und des Inhaltes ſind, daß man wohl ſagen kann, daß ſie die ganze Scala menſchlicher Stimmungen von der trübſten Schwermuth bis zur ausgelaſſenſten Freudigkeit ausfüllen. Als Ida von Düringsfeld im Jahre 1848 an der Seite ihres Gatten in Prag den Verlauf der Ereigniſſe abwartete, die damals den Welttheil bewegten, und ſich, mehr um ihre Zeit ausfüllen, an das Studium der böhmiſchen Sprache wagte, das ſie angeſichts der ſchrecklichen „eilf Declinationen“ faſt wieder aufgeben wollte, da war es das erſte Bändchen der Erben'ſchen Volkslieder, und da wieder gleich das erſte Stück, das ſie ſich halb herausbuchſtabierte halb überſetzen ließ, weil ſie ſich davon unwillkürlich wie feſtgehalten fühlte: „Von jetzt an war die fremde ſpröde Sprache mir lieb, ich ließ nicht ab, bis ſie mir ihre Melodie gelehrt, ihre Schönheit gezeigt hatte. Ich lernte die Lieblingsblumen und Bäume dieſer Poeſie kennen, die rothe Roſe, das Veilchen, die Kleeblüthe, die dunkle Nelke, den Ahorn, den Tannenbaum auf dem Hügel, den Birnbaum auf dem ‚breiten Felde‘; dann ihre Vögel: das Täubchen, die Nachtigall, den Pfauhahn und die — Gans, das ‚ſchwarze‘ Pferd, niemals ein braunes oder weißes. Ich fürchtete mich vor der aſiatiſchen Grauſamkeit in manchen Balladen, ich weinte bei der tiefen Melancholie in andern, ich lächelte über die Wehmuth mit welcher der Burſche den ‚weißen Rock‘ anzieht . . . genug, ich lebte und webte zwei Monate hindurch faſt ausſchließlich im dichteriſchen Čechenthum“. Sie war, wie ſie weiter erzählt, ſchon damals mit den Vorberei-

tungen beschäftigt einen Kranz „böhmischer Rosen“ zu binden, da — „donnerten die Kanonen des Pfingstfestes, und wir sammt allen Reisenden mußten Prag verlassen, damit es belagert werden könne“. Ihre „böhmischen Rosen“ erschienen erst drei Jahre später.

Ida von Düringsfeld hat sich mehr durch den Inhalt, durch die bilderreiche Gedankenwelt, die Gemüthsfülle der Texte des böhmischen Volksliedes packen lassen. Was aber das musikalische Element desselben betrifft, so möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung zwei Momente anführen. Als mir eines Tages Freund Ambros auf seinem bescheidenen Junggesellen-Claviere und mit seiner noch bescheideneren Singstimme Beethoven's Lieder „an die Entfernte“ vortrug — ich war damals sehr verliebt und meine Erkorene sehr weit — machte ich ihn auf die auffallende Verwandtschaft eines derselben mit dem vielbekannten schönen Volkslied (Erben 117 I. S. 160) aufmerksam:

Horo, horo, vysoká jsi,	Berg, o Berg, wie hoch bist du,
má panenko vzdálená jsi etc.	Holdes Lieb, wie fern bist du ꝛc.

Ambros stimmte mir bei. Wir erwogen, ob wohl der große Meister der Töne ganz aus Eigenem auf diese unendlich sehnsuchtsvolle und dabei so rührend einfache Weise verfallen, oder ob ihm etwa das böhmische Volkslied bekannt geworden und von ihm nachgedichtet worden sei: das eine wie das andere, meinten wir, spräche in verschiedener Weise für den hohen musicalischen Werth des letztern. Als in denselben Jahren Ole Bull nach Prag kam um sich da hören zu lassen, wollte er das Publicum mit einer einheimischen Weise überraschen und machte sich mit den beliebtesten Volksweisen bekannt. Zuletzt wählte er

Sil jsem proso na souvrati,	Hafer sä't' ich auf dem Felde,
nebudu ho žíti etc.	nicht ihn schneiden werde ꝛc.*)

*) Erben 367 III. S. 38; Düringsfeld S. 35.

und begleitete das Thema mit entzückenden Variationen, mit denen er später auch wohl anderwärts einen empfänglichen Zuhörerkreis erfreut haben wird, wie ja Potpourris aus den böhmischen Volksliedern zu den beliebten Musikstücken nicht bloß im Lande ihrer Heimat gehören.

Zu dem Entweder-oder des Beethoven'schen „An die Entfernte" und des böhmischen „Horo, horo" fehlt, wie es scheinen möchte, ein drittes Glied. Denn könnte nicht die Melodie des großen Meisters den Anlaß und die Unterlage zu dem Texte des böhmischen Volkssängers geliefert haben? Das ist aus dem Grunde nicht recht glaublich, weil der Beethoven'sche Lieder-Cyclus, oder die eine Numer daraus, nie in solchem Grad populär geworden ist, um in die große Masse des Volkes, auch nur des deutschen, gedrungen zu sein. Die Hauptfrage jedoch auf deren Lösung es ankäme, wäre die: welches der beiden Lieder ist das ältere? Und dabei meine ich nicht den Wortlaut, sondern die Singweise. Es ist überhaupt meines Dafürhaltens das böhmische Volkslied, was die Texte betrifft, in nahezu erschöpfender Weise von Čelakovský, Erben, Sušil*) u. a. gesammelt, geprüft und gesichtet worden, aber ist das Gleiche rücksichtlich der Melodien der Fall? Gesammelt sind dieselben wohl auch, aber geprüft und gesichtet nach einer systematischen Methode wurden sie bisher, so viel mir bekannt ist, noch nie. Diese Lücke auszufüllen wäre die lohnende Aufgabe von historisch geschulten Musikkundigen.

---

*) Moravské národní písně s nápěvy do textu vřaděnými. Sebral a vydal František Sušil. Druhé vydání. V Brně Karel Winiker 1860; groß 8, XVI. 2, 800 S.

wiederhallenden Chorals; von den Zeitschriften bringt nur der „Orol“ Original-Arbeiten, und der „Letopis“, der die wissenschaftliche Thätigkeit vertritt, dem sich in neuester Zeit die „Slovenske Pohlády“ angeschlossen haben. Die dramatische Literatur ist vollkommen verstummt, da es kein ständiges Theater gibt und die Dilettantentheater kaum ihr Leben fristen; nur manchmal gelangt ein Almanach zur Ausgabe, als Zeichen der noch lebenden Dichter. Doch diese Zustände sind auf die Dauer nicht zu halten; was bezwecken denn die Magyaren hiedurch? Zwar ist es wahr, daß die Magyaren im Gefühle ihrer Vereinsamung in der europäischen Völkerfamilie auf eine derartige Unterdrückung anderer Nationalitäten angewiesen zu sein schienen, da sie für ihre Existenz fürchten müssen, zumal ihre Nachbarn an Zahl stets zunehmen. Doch sie sollten bedenken, daß die böhmischen Lande im XVI. und XVII. Jahrhunderte es waren, welche große Opfer zur Vertheidigung Ungarns gegen die Türken getragen hatten; zugleich sollten sie sich an ihre alte Staatsverfassung erinnern, wo gerade in Ungarn bei lateinischer Sprache als Staatssprache die Gleichberechtigung thatsächlich durchgeführt war.

Trotzdem also heutzutage noch manche Gegensätze sich in dem politisch nationalen Übergangs-Processe, den unsere Monarchie gegenwärtig durchzukämpfen hat, zeigen, ist doch gegründete Hoffnung vorhanden, daß nach dem Beispiele unseres erlauchten Monarchen, dessen Streben darnach gerichtet ist, unter seinen Völkern Frieden und Wohlstand zu schaffen, die Völker den Interessen der Monarchie Rechnung tragend und durchdrungen von der Anerkennung Achtung und Sympathie, die sie einander schulden, den erwünschten Frieden in nicht ferner Zeit erreichen werden, wofür das immer mehr sich verbreitende patriotische Gefühl aller Völker und die Liebe zum erlauchten Kaiserhause nicht zu unterschätzende glückliche Vorboten sind.

Drei Studien

von

Frhr. v. Helfert.

Alle Rechte vom Verfasser vorbehalten.

Volkslied und Tanz.

1

Was ist Volkslied? Die Verbreitung allein, selbst auf dem Dorfe, macht es nicht. Heute finden beliebte Arien aus modernen Opern schnell ihren Weg aus der Stadt nach allen Richtungen des Landes, Leierkästen spielen die Melodie, das Mädchen singt sie zum Clavier, Schusterjungen pfeifen oder singen sie auf der Straße: die Kunst-Poesie und -Musik ist volksthümlich, aber darum noch immer kein Volkslied geworden. Selbst was im Sinn und Geist des Volkes nachgedichtet ist und wäre es noch so gelungen und wenn es die größte Verbreitung fände, wie so manches aus Karl Ladislav Čelakovský's „Nachhall russischer, böhmischer Lieder — Ohlas písní ruských, českých", kann um jenes seines künstlerischen Ursprunges willen nicht als Volkslied bezeichnet werden. Ja gerade dieser große Meister gesteht selbst ein, daß gewisse Züge, namentlich das Naive das dem Erfinder des Volksliedes unwillkürlich und wie unbewußt aus der Seele strömt, keine Kunst-Poesie nachzubilden im Stande sei: „es ist damit gerade so wie mit gewissen kindischen Einfällen, die uns ein Lächeln abnöthigen, die aber allen Reiz verlören und ohne Wirkung blieben, wenn sie aus dem Munde von Erwachsenen kämen." „Fürwahr," ruft er ein andermal aus, indem er von dem slavischen Volksliede überhaupt

spricht, „welch wunderbarer und zauberhafter Baum, wo jeder Ast mit andern und andern Blüthen überſäet iſt, lieblich für den Anblick und an Duft, und dabei ſo verſchieden und mannigfaltig in ihrer Art, daß ſich im ganzen Umkreiſe unſerer Erde nichts ähnliches auffinden läßt“ *).

Volkslied iſt was ſein Name beſagt, Lied des Volkes, aus dem Volke entſtanden, von dem Volke empfangen und erhalten, n dem Volke fortlebend und ſich weiterbildend: „ein Blümlein von der Natur ſelbſt auf den heimiſchen Auen gepflanzt und gepflegt“. Die Dichter des Volksliedes — denn es arbeiten ja bei gewiſſen geſelligen Liedern, z. B. den Krakowiaken oder ſlaviſchen Vierzeilern, mehrere von der Stelle weg einander in die Verſe! — ſind ſich der Regeln des Sylbenfalles, des Versbaues, der Reimbildung durchaus nicht bewußt, all das iſt bei ihnen Sache einer zugleich natürlichen und von altersher überkommenen Anlage, einer angebornen Schönheitsempfindung. Der Zweck des Volksſängers iſt ihm das Lied ſelbſt, er ſingt weil er ſingen muß, ohne daß er erſt Uhland's Mahnung bedürfte: „Singe, wem Geſang gegeben!“ Er ſingt weil ihn die Laune des Augenblicks dazu treibt oder weil ihn der Wetteifer mit Andern aufſtachelt, zur Erwiederung, zum Kampfe herausfordert. Er ſingt und legt weiter keinen Werth darauf, der Augenblick hat es gebracht, der Augenblick hat es genommen; wollen es ſich andere merken, er weiß nichts davon, ihn kümmert's nicht ob es geſchieht oder nicht geſchieht. Singt es der oder jener nach oder bildet es in ſeiner Weiſe weiter, es iſt kein Richterſtuhl da, vor deſſen Schranken ihn der urſprüngliche Finder wegen Gedankendiebſtahls belangen könnte, oder ihn zu belangen ſich im Traume beifallen ließe.

*) Čelakovský Spisü básnických knihy šestery (v Praze 1849) str. 111, 114.

Die Probe der Urſprünglichkeit des Volksliedes hat Karl Jaromir Erben, dieſer unermüdliche Nachſpürer und pietätvolle Sammler des böhmiſchen Volksliedes*), oft genug gemacht. Als er während des dürren Sommers 1842 in dem Städtchen Mníšek im Wirthshauſe ſaß, wo ohne Zweifel darüber verhandelt und geklagt wurde warum es denn heuer ſo gar nicht regnen wolle, ſang einer aus der Geſellſchaft vom Flecke weg (Erben 276 II. S. 175):

Proč nás Pán Bůh trescе?
Pro ty k. . . . ševce!
Že v neděli šijou,
a v pondělí pijou,
proto pršet nechce.

Warum Gott prüfet unſere Geduld?
Daran ſind die ver. . . . Schuſter ſchuld!
Am Sonntag arbeiten ſie,
am Montag trinken ſie,
darum will es regnen nicht.

Ein andermal ließ er ſich von Anna Havlík, einem liederreichen Mädchen aus dem Dorfe Roviny, Beraunер Kreis, ein Lied vorſingen (159 II. S. 30—35) und es fiel ihm auf, daß die Schlußſtrophen nicht ſo lauteten als er dasſelbe Lied anderswo gehört hatte, worauf ſie ihm bekannte ſie habe dieſe Strophen ſelbſt dazu gemacht, und ſchnippiſch beifügte: „Auf einen Vers kommt es mir weiter nicht viel an — to já pro verš daleko nejdu.“ Aus dieſer fortwährenden Umbildung und Fortbildung, und das charakteriſirt ja eben das Volkslied, erklären ſich die

*) Písně národní v Čechách. Sebral K. J. Erben. V Praze 1842 J. H. Pospíšil; kl. 8 3 Bändchen. Im Jahre 1864 erſchien bei Jaroſlav Poſpíšil eine neue ſehr vermehrte Ausgabe in gr. 8 mit einem Bande Melodien dazu. Ich citire, wenn nichts bemerkt iſt, die urſprüngliche Ausgabe. Deutſche gelungene Überſetzungen haben geliefert: Ida von Düringsfeld, Böhmiſche Roſen, Breslau Joh. Urban Kern 1851, 16. — Michael Klapp (zehn Stück als Proben) in Prutz Deutſches Muſeum 1853, Nr. 22 S. 808—814. — Alfred Waldau (recte Joſeph Jaroš, geb. 1837 zu Petrovic im Rakonicer Kreiſe, k. k. Auditor, † 3. Februar 1882 in Schatzlar), Böhmiſche Granaten; Prag Friedrich Ehrlich 1858, 16.

zahllosen Varianten und Zusätze, denen man bei bekannteren Volksliedern begegnet.

Ein Unterscheidungszeichen des Volksliedes vom Kunstlied ist auch dieses. Der Compositeur vom Fache nimmt einen Band Gedichte her, findet dieses oder jenes das ihm zusagt heraus und sucht nun eine Melodie dazu. Beim Volkslied entstehen Text und Melodie miteinander, und das ist das echte, das ursprüngliche Volkslied; entsteht aber eines früher, so wird zu einer bekannten und beliebten Melodie der Text erfunden, gewiß nie zu einem erfundenen Texte die Melodie gemacht*). Dies zeigt sich vorzüglich bei den Tanzweisen; gefällt ein Tanz, wird er durch Dorf und Land beliebt, so bleiben gewiß nicht lang die Strophen aus, die dazu gesungen werden. Aber auch ohne den Tanz, ohne die auffordernde Begleitung eines Instrumentes, auf freiem Felde, beim Gang durch Wiese und Feld, bei der Arbeit fügt sich das Lied. Eine Melodie haftet im Sinn, sie summt und klingt halb unbewußt in dem Ohr; die rechte Stimmung ist da die zu der Melodie paßt, eine heitere kecke zur frischen, eine trübe schwermüthige zur ernsten getragenen; ein Bild zeigt sich in der Nähe: ein Röslein am Strauch, ein Feldblümchen am Rain, ein Vogel zwitschernd in der Luft, ein Bächlein das rauscht — drei Elemente innig gesellt, und das Lied ist da.

Volkslieder sind's, so lust- und wehmuthreich,
recht aus dem Innern der Natur entsprungen!
Bald tändelnd, muthig froh, bald trauernd weich —
das tiefe Menschenherz hat sie gesungen!

*) „Ich behaupte nicht", sagt Erben, „daß die Worte eines Volksliedes immer erst auf eine schon fertige Melodie gebildet werden: dem guten Sänger wird auch beides zugleich aus der Seele strömen. Nie aber wird es kommen, daß der Volkssänger zuerst die Worte zu seinem Gedichte fertig macht und dazu sich dann erst die Melodie sucht." Slovo o písni národní III. S. 255—270, geschrieben im Januar 1845.

Diese Verse Wolfgang Müller's von Königswinter, die Waldau der Einleitung zu seinen „böhmischen Granaten" voraussetzt, passen darum ganz besonders auf die böhmischen Volkslieder, weil diese, im Gegensatz zu jenen mancher anderen Slavenstämme, die sich mehr in einer und derselben hergebrachten Weise bewegen, von einer Mannigfaltigkeit der Form und des Inhaltes sind, daß man wohl sagen kann, daß sie die ganze Scala menschlicher Stimmungen von der trübsten Schwermuth bis zur ausgelassensten Freudigkeit ausfüllen. Als Ida von Düringsfeld im Jahre 1848 an der Seite ihres Gatten in Prag den Verlauf der Ereignisse abwartete, die damals den Welttheil bewegten, und sich, mehr um ihre Zeit ausfüllen, an das Studium der böhmischen Sprache wagte, das sie angesichts der schrecklichen „eilf Declinationen" fast wieder aufgeben wollte, da war es das erste Bändchen der Erben'schen Volkslieder, und da wieder gleich das erste Stück, das sie sich halb herausbuchstabierte halb übersetzen ließ, weil sie sich davon unwillkürlich wie festgehalten fühlte: „Von jetzt an war die fremde spröde Sprache mir lieb, ich ließ nicht ab, bis sie mir ihre Melodie gelehrt, ihre Schönheit gezeigt hatte. Ich lernte die Lieblingsblumen und Bäume dieser Poesie kennen, die rothe Rose, das Veilchen, die Kleeblüthe, die dunkle Nelke, den Ahorn, den Tannenbaum auf dem Hügel, den Birnbaum auf dem ‚breiten Felde'; dann ihre Vögel: das Täubchen, die Nachtigall, den Pfauhahn und die — Gans, das ‚schwarze' Pferd, niemals ein braunes oder weißes. Ich fürchtete mich vor der asiatischen Grausamkeit in manchen Balladen, ich weinte bei der tiefen Melancholie in andern, ich lächelte über die Wehmuth mit welcher der Bursche den ‚weißen Rock' anzieht . . . genug, ich lebte und webte zwei Monate hindurch fast ausschließlich im dichterischen Čechenthum". Sie war, wie sie weiter erzählt, schon damals mit den Vorberei-

tungen beschäftigt einen Kranz „böhmischer Rosen" zu binden, da — „donnerten die Kanonen des Pfingstfestes, und wir sammt allen Reisenden mußten Prag verlassen, damit es belagert werden könne". Ihre „böhmischen Rosen" erschienen erst drei Jahre später.

Ida von Düringsfeld hat sich mehr durch den Inhalt, durch die bilderreiche Gedankenwelt, die Gemüthsfülle der Texte des böhmischen Volksliedes packen lassen. Was aber das musikalische Element desselben betrifft, so möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung zwei Momente anführen. Als mir eines Tages Freund Ambros auf seinem bescheidenen Junggesellen-Claviere und mit seiner noch bescheideneren Singstimme Beethoven's Lieder „an die Entfernte" vortrug — ich war damals sehr verliebt und meine Erkorene sehr weit — machte ich ihn auf die auffallende Verwandtschaft eines derselben mit dem vielbekannten schönen Volkslied (Erben 117 I. S. 160) aufmerksam:

Horo, horo, vysoká jsi,	Berg, o Berg, wie hoch bist du,
má panenko vzdálená jsi etc.	Holdes Lieb, wie fern bist du ꝛc.

Ambros stimmte mir bei. Wir erwogen, ob wohl der große Meister der Töne ganz aus Eigenem auf diese unendlich sehnsuchtsvolle und dabei so rührend einfache Weise verfallen, oder ob ihm etwa das böhmische Volkslied bekannt geworden und von ihm nachgedichtet worden sei: das eine wie das andere, meinten wir, spräche in verschiedener Weise für den hohen musicalischen Werth des letztern. Als in denselben Jahren Ole Bull nach Prag kam um sich da hören zu lassen, wollte er das Publicum mit einer einheimischen Weise überraschen und machte sich mit den beliebtesten Volksweisen bekannt. Zuletzt wählte er

Sil jsem proso na souvrati,	Hafer sä't' ich auf dem Felde,
nebudu ho žíti etc.	nicht ihn schneiden werde ꝛc.*)

*) Erben 367 III. S. 38; Düringsfeld S. 35.

und begleitete das Thema mit entzückenden Variationen, mit denen er später auch wohl anderwärts einen empfänglichen Zuhörerkreis erfreut haben wird, wie ja Potpourris aus den böhmischen Volksliedern zu den beliebten Musikstücken nicht bloß im Lande ihrer Heimat gehören.

Zu dem Entweder-oder des Beethoven'schen „An die Entfernte" und des böhmischen „Horo, horo" fehlt, wie es scheinen möchte, ein drittes Glied. Denn könnte nicht die Melodie des großen Meisters den Anlaß und die Unterlage zu dem Texte des böhmischen Volkssängers geliefert haben? Das ist aus dem Grunde nicht recht glaublich, weil der Beethoven'sche Lieder-Cyclus, oder die eine Numer daraus, nie in solchem Grad populär geworden ist, um in die große Masse des Volkes, auch nur des deutschen, gedrungen zu sein. Die Hauptfrage jedoch auf deren Lösung es ankäme, wäre die: welches der beiden Lieder ist das ältere? Und dabei meine ich nicht den Wortlaut, sondern die Singweise. Es ist überhaupt meines Dafürhaltens das böhmische Volkslied, was die Texte betrifft, in nahezu erschöpfender Weise von Čelakovský, Erben, Sušil*) u. a. gesammelt, geprüft und gesichtet worden, aber ist das Gleiche rücksichtlich der Melodien der Fall? Gesammelt sind dieselben wohl auch, aber geprüft und gesichtet nach einer systematischen Methode wurden sie bisher, so viel mir bekannt ist, noch nie. Diese Lücke auszufüllen wäre die lohnende Aufgabe von historisch geschulten Musikkundigen.

---

*) Moravské národní písně s nápěvy do textu vřaděnými. Sebral a vydal František Sušil. Druhé vydání. V Brně Karel Winiker 1860; groß 8, XVI. 2, 800 S.

2.

Wie alt das böhmiſche Volkslied ſei? So alt wie das böhmiſche Volk ſelbſt, ja älter noch als dieſes, indem gewiß viele urſprünglich gemein-ſlaviſche Stoffe und Weiſen, beſonders epiſche, in den Liederſchatz der verſchiedenen Abzweigungen der ſlaviſchen Völker-Familie übergangen ſind. Wie ließe ſich ſonſt die Thatſache erklären daß ſich die Erzählung von der Geliebten im Grabe („Když jsem šel přes ten černý les“) bei den Čecho-Slaven, Polen und Lauſitzern: die rührende Legende von dem Waiſenkinde („Osiřelo dítě“) bei den Böhmen und Mährern, bei den Polen, bei den Süd-Slaven: die Schaudergeſchichte von der Schweſter, die um des Geliebten willen ihren Bruder vergiftet und dann auch von jenem verſtoßen wird, bei den Čecho-Slaven, den Polen, den Serben, den Kroaten, den Ruſſen in gleicher Weiſe findet?

Es gibt noch andere Wahrzeichen eines über die gegenwärtige Heimat des Böhmen hinaufreichenden Urſprunges mancher ſeiner Volkslieder. Da kommt wiederholt die Donau vor:

Tvůj zelený věneček	Dein grünendes Kränzelein,
plynul po Dunaji —	ſchwimmt auf der Donau hin —

(Erben 44 I S. 86): wo iſt in geſchichtlicher Zeit der böhmiſche Sproße der Mutter Slavia mit dem großen Iſter als ſeinem Wohnſitz in Berührung gekommen? Manche Züge, manche Bilder, manche Erwähnung von Gegenſtänden der Natur knüpfen unverkennbar an alt-heidniſche Vorſtellungen an. So die Seele des eben Verſtorbenen, die auf den Baum fliegt oder die ſpäter in einem Vogel ſteckt:

Vzal myslivec, vzal jablíčko,	Nahm der Jäger ein Äpfelein
rozdvojil je v polovičko:	Theilt' es in zwei Hälftelein,
vyletělo ptáčátko,	Flog heraus ein Vögelein,
bělounké holoubátko.	Weiß wie Schnee ein Täubelein.

Nevěř, nevěř myslivečku,
že je bylo ptačátko:
bylo, bylo je zaklené
jedno krásné děvčátko.

Glaub' nicht, glauö' nicht, Jägerlein,
daß es war ein Vögelein;
denn es war, es war verwunſchen
wunderſchön ein Mägdelein*).

Der Apfel, der im böhmiſchen Liebesliede ſo oft wiederkehrt, hat ohne Zweifel eine vor-chriſtliche Bedeutung. Lada oder Milina, die alte Vergötterung der Liebe, hielt in der Hand drei Äpfel; der Apfel fand ſich auch bei der Göttin der Empfängnis und der Geburt Živa, die übrigens nicht ſelten mit der erſtern verwechſelt wird. So findet ſich denn noch im heutigen Volksliede als Liebeswerber, als Zeichen des Einverſtändniſſes, als Bote der Sehnſucht der Apfel, den der Burſche vom geliebten Mädchen verlangt, oder den das Mädchen dem Burſchen reicht, oder den das eine zum andern das Waſſer hinab ſchwimmen läßt. Statt vieler mag hier ein Liedchen ſtehen, deſſen deutſche Überſetzung (Waldau S. 135 f.) allerdings, weder was das neckiſche, an's ausgelaſſene ſtreifende der erſten, noch was das herzlich-innige der zweiten Hälfte betrifft, ſich bei aller Treue mit dem Original nicht meſſen kann (Erben 61 I S. 104 f.):

Pod dubem, za dubem
měla jedna dvě
červené jablíčka;
dala jedno mně.
Nechtěla mně obě dát,
začala se vymlouvat:
že nemá, že nedá,
že je o ně zlé.
„Já tobě zavdala
jedno jablíčko,
a ty mně za ně dej
svoje srdéčko!“

An der, an der Eiche
hatt' ein Mädchen paar
hübſche rothe Äpflein,
reichte eins mir dar.
Beide geben wollt' ſie nicht,
redete ſich aus, daß ſie
weder hab' noch gebe,
daß ſie theuer ſind.
„Hab ein rothes Äpflein
nun gegeben Dir,
und Du ſchenke jetzt Dein
Herzchen mir dafür“.

*) Erben I S. 24. ſ. auch oben Vlach S. 26.

Jest-li ty mně zavdáš tvoje,	Wenn Du haben willſt mein Herz,
já ti neodepřu moje:	für das Deine wechſl' es aus:
budu ti vždy věrney,	dann gehör' ich ganz Dir,
má holubičko.	ſüßes Täubchen mein!
Lásku si slíbíme,	Liebe ſchwören wir uns,
dáme si ruce,	reichen uns die Hand,
Kněz nám je zaváže	und der Prieſter eint ſie
k věčné památce.	mit dem heil'gen Band.
A tak potom budem svoji,	Dann gehören wir uns an,
žádný nás víc nerozdvojí:	niemand darf uns trennen mehr:
já budu tvým mužem,	bin hernach Dein Gatte,
ty ženkou mojí.	Du biſt meine Frau.

So einheitlich ſich das allerliebſte Lied anſieht, will es doch ſcheinen als ob dasſelbe urſprünglich mit dem „Täubchen" geſchloſſen hätte und die letzte bilderloſe, mehr reflectirende Strophe ſpätere Zuthat wäre. Denn dergleichen läßt ſich noch täglich beobachten. Zu den drei Strophen des gewiß viel ältern Liedes vom Brauer und vom Altgeſellen („Kde je sládek, tam je mládek") iſt eine vierte hinzugekommen, ohne Zweifel in der Zeit des vormärzlichen Blaſtencenthums, das bei verſchiedenen Anläſſen ſeine Loyalität und Unterthanstreue herauszukehren und dadurch das Mißtrauen zu zerſtreuen ſuchte, mit welchem es bei den durchaus verdeutſchten Behörden fortwährend zu kämpfen hatte:

Pivo píti, vlasti žíti,	Trinket Bier, glüht für die Heimat,
řeč a krále slušně ctíti:	Ehrt den König und die Sprache!
tak zní naše právo,	So iſt die Parole,
Česko ať je zdrávo!	Trinkt zu Böhmens Wohle!
Pojďme tam etc.	Kommt dahin ꝛc. *)

Dieſe letzte Strophe iſt nicht Natur-, ſondern Kunſt-Poeſie; das iſt nicht gefunden, das iſt erfunden; das iſt nicht entſtanden, das iſt gemacht. Jaromir Erben, dieſer feine und erfahrene

*) Erben 312 II. S. 205 f. Waldau CDXXV S. 316 f. Ich glaube gehört zu haben, daß der Text dieſer Zuſatz-Strophe von Alois Jelen herrührt.

Kenner, bemerkt bei mehr als einem der Volkslieder, daß er diese und jene Strophe für eine spätere Zuthat halte. Er muthmaßt im Eingang von manchem heute allgemein bekannten Liede den Anfang eines viel andern, dessen übriger Text mit der Zeit in Vergessenheit gerathen und durch einen andern Inhalt ersetzt worden, indem man den im Gedächtniß behaltenen Anfangsworten neue Strophen angehängt, der beliebten Weise andere Worte unterlegt habe.

Um auf heidnische Anklänge zurückzukommen, so wurde früher (s. oben S. 27) des Verbrennens der Morana gedacht; dabei werden Lieder gesungen, die neben ältern heidnischen Anklängen die Anrufung des heiligen Petrus, des heiligen Georg, der heiligen Margareth, der Jungfrau Maria enthalten oder diese letztere geradezu an die Stelle der erstern setzen (s. Erben 2. Aufl. S. 57—59). Ebenso ist es eine bekannte Sache, daß das Fest Johannes des Täufers an die uralte Feier der Sonnenwende anknüpft und die dabei üblichen, heute freilich fast ausgestorbenen Gebräuche, Gesänge und Tänze einen vor-christlichen Charakter verrathen. Das im böhmischen Volkslied so bedeutsam wiederkehrende Farrenkraut (kapradí) war seit jeher ein Gegenstand des Aberglaubens. Um Mitternacht der Sommer-Sonnenwende glüht dessen goldene Blüthe wie Feuer und wer dieselbe, die Geister nicht fürchtend, in diesem Augenblick in seine Gewalt bekommt, dem winket Glück was er auch beginnen mag, dem eröffnet sich der Zugang zu allen noch so verborgenen Schätzen; aber er darf nicht mit der Hand zutappen, er muß ein weißes Tüchlein ausbreiten und die Blüthe abschütteln, sonst verschwindet sie wie der Thau im Sand, zerrinnt wie der Nebel in der Luft. Am Sonnenwend-Abend wird eine Birke gefällt, die dann im Johannis-Feuer aufgeht, über das die Jungen springen und um das die

Mädchen tanzen; an der Stelle der fortgeführten Birke soll gleich eine andere gepflanzt werden. Hindeutungen auf diese und andere Gebräuche kommen in mehr als einem Liede vor.

Von den Bildern des Volksliedes ist, wenn von der Geliebten oder sonst einem schönen Mädchen die Rede ist, das lieblichste und zugleich häufigste „z růže květ", wohl auch eine Erinnerung an Lada, die Göttin der Lieblichkeit und Anmuth, aus deren Lippen eine Rosenknospe quillt. Das Gegenstück der lieblichen Rose ist die großthuende, mit schreienden Farben prunkende Tulpe = tulipan, deren Name zugleich auf einen nichtigen und dabei aufgeblasenen Menschen angewendet wird. Beliebt im Volkslied sind auch die Schlüsselblume (primula veris) = prvnička, prvosenka jarní, kropáček, podlešťka, und die wilde Nelke (dianthus sylvestris) = karafiátek planý, im Volksmund Thränchen = slzičky geheißen. Denn als die heilige Maria den geliebten Sohn auf dessen letztem Gange begleitete, flossen Thränen aus ihren Augen und wo ein Tropfen hinfiel kam ein Blümchen hervor, karminroth mit kleinen Tüpfchen gegen den Kelch zu; auch von diesem Bilde meint man, es sei von einem heidnischen Mythos auf christliche Vorstellungen übertragen worden. Gedenken wir noch der Preißelbeere (vaccinium Vitis Idaea) = kamenec, kameničky, brusinky, deren dunkelgrünes Blatt mit den hochrothen Beeren nicht so schnell erbleicht und verdorrt und darum vom Volke gern zu Kränzen um Gnadenbilder und Statuen, zum Schmuck von Altären, wohl auch der Häuser genommen wird; dann des Sinngrün (vinca pervinca) = barvinek und des Rosmarin, die bei dem freudigsten, aber auch bei dem traurigsten Ereignisse, bei der Hochzeit und bei dem Begräbnisse, im Gebrauche sind, so haben wir die im böhmischen Volksliede am häufigsten wiederkehrenden Vertreterinen der Blumenwelt so ziemlich erschöpft.

Unter den Bäumen nehmen die Eiche, die Kiefer und die Linde den hervorragendsten Platz ein. Von der Linde gibt es ein zweistrophiges Lied (Erben 153 II. S. 10, Waldau CC S. 156):

Hořela lípa, hořela,	Die Linde brannte in lichter Glut,
pod ní panenka ležela.	ein Mägdlein hat darunter geruht.
Jiskřičky na ni padaly,	Die Funken fielen auf sie herab,
lmádenci pro ni plakali.	Jünglinge weinten an ihrem Grab.

Es ist durch ganz Böhmen Mähren und Schlesien bekannt und legt in seiner kurzen Einfalt den Gedanken nahe, daß es eine tiefere Bedeutung haben müsse, die nur in der vor-christlichen Zeit wurzeln kann. Einige Ausleger weisen auf die Opfer von Jünglingen und Jungfrauen hin, die dem schwarzen Gotte der Todten gebracht zu werden pflegten, andere auf einen Gebrauch der alten Slaven, gefallene Mädchen dem Tode zu weihen; auf letzteres scheint die Klage der Jünglinge hinzuweisen. In der Volksübung werden dem kurzen Liede bald diese bald jene Strophen angehängt, die aber gewiß willkürliche Zuthaten sind, sei es um den Gesang zu verlängern, sei es um den vermeintlich unbefriedigenden Inhalt zu ergänzen.

Aus dem Thierreich sind es begreiflicherweise die Hausthiere die dem Volksliede den reichsten Stoff bieten: unter den vierfüßigen die Pferde, die immer Rappen — „vraně koně" — niemals Braune oder Schimmeln sind; von dem Geflügel vorzüglich die Taube oder vielmehr das Täubchen, die Gans, aber auch der Truthahn, der Pfau. Die Gans ist übrigens im Volkslied durchaus nicht das dumme Thier, als das sie im prosaischen Leben verschrien ist; im Liede des Volksdichters erscheint sie mit höheren Kräften ausgestattet, gleichsam als Verwandte des poetischen Schwans. Sie gilt als Sinnbild der Wachsamkeit — wer erinnert sich dabei nicht an die Capitol-rettenden Gänse des alten Rom? Dem Gotte Radegast in Retra saß eine Gans auf dem Löwen-

haupte. Sie fliegen hoch, die „weißen Gänse am blauen Himmel", sie blicken weit ins Land aus, und können darum dem Liebenden vom fernen geliebten Gegenstande erzählen. Ein polnisches Mädchen gießt ihren Liebesschmerz in den Busen — einer Gans aus:

Komm, komm zu mir ins Haus,
lass' dir meine Pein erzählen.
keinem dann erzähle sie ꝛc.

Boten der innigsten Sehnsucht, oder auch der Klage, der Trauer sind die Nachtigall, slavíček, und der Kukuk, žežhulice, žežulička, kukačka, wie es schon in der Königinhofer Handschrift lautet:

Na dubci zezhulice,
zakukáše, zaplakáše
že nenie vezdy jaro . .

Auf der Eiche sitzt ein Kukuk,
und er schlägt, hebt an zu klagen,
daß der Lenz nicht immer währet . . .

Es geht die Sage von einer Maid, die niemand hatte als ihren Bruder, der sie schützte und stützte und den sie über alles liebte. Aber er starb ihr hinweg und das arme Kind, allein in der Welt, dem unsäglichen Schmerz erliegend, warf sich über das Grab des geliebten Dahingegangenen und klagte und weinte ohne Unterlaß, bis sich die Götter ihrer erbarmten und sie in einen Vogel verwandelten, den Kukuk. Eins der schönsten Volkslieder, sowohl was die Melodie, als was den Text betrifft, hebt mit dem Kukuksruf an (Erben 35 I. S. 77); sowohl die Düringsfeld (S. 24) als Alfred Waldau (LII S. 38. f.) haben es übersetzt, er wortgetreuer, sie formschöner, und so möchte ich, weil es beim Liede doch in erster Reihe um den Eindruck auf das Ohr zu thun ist, mich an jene halten und habe mir nur erlaubt die ersten vier Zeilen der letzten Strophe, deren wehmuthsvollen Ausdruck die Übersetzerin etwas vergriffen hat, nach meinem eigenen Gefühl zu ersetzen:

Žežulinka kuká
na buku v lesi —
Ozvi se, má milá,
ozvi se, kde jsi?
Ty jsi jenom ta jediná,
co jsi srdce mé ranila,
ozvi se, kde jsi?

Zazpíval slavíček
v hájku zeleném,
že my už, má milá,
svoji nebudem.
Nebudem už spolu chodit,
nebudem se spolu vodit,
ach, už nebudem!

„Měla jsem holoubka,
ten mi uletěl;
že já budu plakat,
na to nezpomněl.
Uletěl mi do kapradí,
snad se víc už nenavrátí,
ach, nenavrátí!“

Kukuk ruft der Kukuk
auf der Buch' im Hain —
Sage meine Liebſte,
ſag' wo kannſt du ſein?
Du biſt doch die Einzigeine
die ich mit dem Herzen meine,
ſag' wo kannſt Du ſein?

Singt das Nachtigallchen
in dem grünen Hain,
daß wir nicht, mein Liebchen,
unſer können ſein;
daß wir eines mit dem andern
nicht zuſammen können wandern,
ach, nicht unſer ſein!

„Hatt' ein Turteltäubchen,
fort war's über Nacht:
daß ich würde weinen,
das hat's nicht bedacht.
Iſt ins Farrenkraut geflogen,
kommt wohl nicht mehr heimgezogen,
ach, kommt nicht mehr heim!“

Der Jäger mit ſeinem ſcharfen Blick, ſeinem bebarteten Antlitz, ſeiner aufrechten Haltung und Bewegung, der Jäger „in grünem Gewand = v kamizolce zeleny“ hat zu allen Zeiten den Dirnen ganz beſonders in die Augen geſtochen, und ſo iſt es denn nicht zu wundern, daß wir ihm im Volksliede ſo häufig begegnen. Es iſt aber dabei zu beachten, daß an ihm im Volksglauben und darum auch in der Dichtung mancher Zauber, manches kleine Wunder hängt, deſſen Spuren ſich in ſehr frühe Zeiten zurückverfolgen laſſen. „Haſt du nie von Freikugeln gehört?“ fragt der ſchwarze Kaſpar den vertrauenden Max: das ſind die Freikugeln, mit denen der glückliche Beſitzer aus dem Fenſter ſeiner Jägerei herausſchießt und jeden Vogel trifft, der ihm durch den Sinn fliegt. Dann iſt wieder der Jäger als Soldat, den keine

Kugel und kein Pfeil trifft, den kein Schwert und keine Lanze verwundet. Nicht immer blutig ist seine Hantierung; er weiß mit dem Gethier des Waldes umzugehen, auf ihn horchen Hirsche und Rehe, er hat geheime Macht über sie und — über Mädchenherzen.

3.

Ein Volk, das reich an Liedern, ist auch reich an Tänzen. Denn Lied und Tanz haben dieselbe Quelle: die rythmische Ader und den Melodien-Drang. Sie verbinden sich auch untereinander und lösen einander ab: die Melodie weckt die rythmische Bewegung, und zum Tact eines beliebten Tanzes fügen sich die Worte eines Liedes. Ganz besonders beim böhmischen Volke gibt sich diese Wechselwirkung von Gesang und Tanz in mehrfacher Weise kund. Aus den Erzählungen des Cosmas geht hervor, daß in den ältesten Zeiten zum Empfang eines neuen oder eines aus dem Feldzuge heimkehrenden Fürsten Glockengeläute und festliche Tänze gehörten, die auf den Plätzen und in den Straßen der Stadt aufgeführt wurden; er nennt als die Instrumente welche die Weisen dazu aufspielten Flöten und tympana, letzteres wohl eine Art Tambourins. Daß dabei gesungen wurde, sei es zu den Tänzen, sei es abwechselnd mit denselben, ist wohl selbstverständlich, wie ja noch heute das wichtigste und fröhlichste Ereigniß im Leben des Einzelnen in all seinen Phasen beim böhmischen Volke von Liedern und von Tänzen begleitet wird.

Ich meine die Hochzeiten. Die Gebräuche und die sie begleitenden Weisen sind zwar nach den Gegenden verschieden, aber in der Hauptsache finden sich gewisse Momente überall. Da ist zuerst der Abend vor der Hochzeit, wo die Freundinnen in der Stube der Braut Kränze winden und natürlich dazu singen. Eines der Lieder

hat Frau von Düringsfeld verdeutſcht (S. 96 f. Erben 442 III S. 98—100) und ich möchte einige Strophen davon herſetzen:

Nade mleynem
je háječek;
tam se prochází,
šátečkem hází
můj Jeníček
— — — — — —
Pod kloboučkem
černé vlásky:
což pak to bude,
ach, můj Jeníčku,
z naší lásky?
— — — — — —
Pod čelíčkem
modré oči:
což se to s tebou
v hospodě v kole
pěkně točí!

Hinter der Mühl'
da iſt ein Hain;
dort geht ſpazieren
und ſchwingt das Tüchelein
lieb Hänschen mein.
— — — — — — — —
Hat unterm Hut
das ſchwarze Haar:
Wann wird denn werden,
mein liebes Hänschen,
aus uns ein Paar?
— — — — — — — —
Unter der Stirn
die Augen blau:
wie wir uns ſchwingen,
wenn Geigen klingen,
weiß ich genau. ꝛc. ꝛc.

Am Tage der Hochzeit treffen die Kranzeljungfern und die Frauen ihre Anſtalten zum Empfang des Bräutigams; dazu ſingen ſie Lieder, welche die ſchüchterne und doch freudenvolle Erwartung des Mädchens, oder aber die Ankunft ihres künftigen Beſitzers zum Vorwurf haben. Das geſammte Weibsvolk befindet ſich in der Kammer der Braut, vor deren Thüre der Brautführer mit den Verwandten des Bräutigams erſcheint und die Braut herausbittet; er hält eine Schüſſel mit einem Feiertagskuchen, gleichſam als Löſegeld, und klopft an die Thüre, die ſich endlich aufthut. Der Brautführer reicht der Braut die Hand und führt ſie in die große Wohnſtube, wo die beiden Verlobten vor den Eltern der Braut niederknien um den Segen zu empfangen; hat die Braut weder Vater noch Mutter mehr, ſo iſt es der Bruder oder die Schweſter, oder wenn auch dieſe fehlen einer der nächſten Verwandten, welcher

den Segen ertheilt. Ein ergreifendes Lied bringt die Gefühle einer ſo Verlaſſenen zum Ausdruck:

Bože mě polituj!	Hab Mitleid, Gott, mit mir!
kde pak můj taříček?	Wo iſt mein Väterlein?
Už na něm vyrůstá	Es wächſt ſchon über ihm
zelený trávníček.	das grüne Gräſelein.
— — — — —	— — — — — —
Bože mě polituj!	Hab Mitleid, Gott, mit mir!
kde je má mamička?	Wo iſt mein Mütterlein?
Už na ní vyrůstá	Es wächſt ſchon über ihr
zelená trávička.	das grüne Gräſelein.
— — — — —	— — — — — —
Ach nemám mamičky,	Ach hab' kein Mütterchen,
nemám už tatíčka:	hab' ſchon kein Väterlein:
mám jenom sestřičku	hab' nur ein Schweſterchen,
a toho bratříčka.	und dieſes Brüderlein.
— — — — —	— — — — — — *

Dem Gang in die Kirche gelten freudig-ſcherzhafte Lieder, ebenſo der Rückkehr nach vollzogener Trauung in das väterliche Haus, der darauf folgenden Gaſterei und den Vorbereitungen zur Abfahrt der jungen Gattin in das Haus ihres nunmehrigen Eheherrn:

Co pak umíš, má nejmilejší,	Was gedenkſt du, mein Liebchen,
v domě dělati?	wohl zu thun im Haus?
„Krávy dojit, oběd strojit,	„Kühe melken, Mittag kochen,
šaty vyprati.	Tüchlein waſchen aus.
„Také umím, můj nejmilejší,	„Auch gedenk' ich, du mein Liebſter,
bílé lože stlát:	ſchön zu betten auf:
až ho ustelu, mé milé srdéčko,	iſt's gebettet, liebes Herzchen,
půjdem na ně spát."	ſchlafen wir darauf" ** .

Der Mehrzahl nach ernſt gehalten ſind die Lieder, die ſich auf das Scheiden der Braut aus dem Elternhauſe beziehen; es gibt ihrer aber auch ſcherzhafte, wie das allerliebſte:

*) Erben 447 III S. 108—110; deutſch von Waldau CLIX S. 127—129.

**) Erben 458 III S. 118; Düringsfeld S. 95.

Což se mně, má milá,
hezká zdáš!
Budeš-li tak hezká,
až se vdáš?
„Ještě hezčejší,
můj nejmilejší:
vem si mě, vem si mě,
uhlídáš!“ a. t. d.

Was du mir hübsch erscheinst,
Liebste mein!
Bleibst du auch also hübsch
nach dem Frei'n?
„Werde noch hübscher sein,
Allerliebster mein!
Nimm mich nur, nimm mich nur,
wirst dann seh'n!“ 2c.*)

Bei der Ankunft des Brautzuges an Ort und Stelle trägt die Mutter des Neuvermählten einen Stuhl an den Wagen der jungen Frau, auf welchen diese heraus und hinab steigt. Es folgt nun eine neue Gasterei in der Wohnung des Bräutigams, dann Musik und Tanz bis gegen Mitternacht, worauf der Brautführer die ihm Anvertraute in das Schlafgemach abführt, dessen Thüre er hinter ihr abschließt; die Frauen nehmen jetzt der Braut den Jungfernkranz vom Haupte und setzen ihr als Zeichen des Frauenthums das Häubchen auf. Dieser Act heißt čepení und bietet als der wichtige Übergang der Jungfrau zur jungen Frau der Heiterkeit in Lied und Tanz den reichsten Stoff. Eine wichtige Rolle fällt dabei dem plampač zu, dem Hochzeitsredner, der lustigen Person der Bauernhochzeit, voller Späße und Schnurren, voller Sprüchlein und Liedlein. Auch der Hochzeitskuchen erscheint wieder, groß wie ein Pflugrad, den die Mutter der Braut der Hochzeitsmutter übergibt, diese hält ihn mit beiden Händen über ihrem Kopfe und singt dreimal im Kreise sich drehend dazu:

Už je to uděláno,
už je to hotovo:
pár vajíček na rendliček,
kousek másla do toho.

Schon ist's zu End' gemacht,
schon ist es nett und fein:
Eier in's Pfännchen noch,
Butter ein Stück hinein!**)

*) Erben 469 III S. 131 f.; Düringsfeld S. 94; Waldau CLXII S. 131 f.

**) Erben 484 III S. 147.

Die andern Anwesenden bilden einen Kreis um sie und singen mit: wenn das Lied zu Ende, tritt der Plampač sein Amt an, übernimmt den Riesenkuchen aus den Händen der Hochzeitsmutter und schneidet ihn in kleine Stücke, welche diese unter die Anwesenden vertheilt. Um allen Geschmäcken gerecht zu werden findet sich jedes Viertel des Kuchens mit anderem Überstrich: Mohn, Quark, Pfefferkuchen, Povidl.

In vielen Gegenden des Landes geht das Haubenaufsetzen vor allen Gästen vor sich. Die jüngern Leute machen eine Ronde, in deren Mitte Bräutigam und Braut einigemal herumtanzen: dann tanzt der Bräutigam mit der Kranzeljungfer, die Braut mit dem Brautführer, der Hochzeitsvater mit der Hochzeitsmutter ꝛc. Zuletzt folgt der feierliche Act, indem die ältern Frauen sich um die Braut schaaren, ihr den Kranz von grünem Rosmarin aus den Haaren winden und das schneeweiße Häubchen aufsetzen: die Burschen und Mädchen, eine Kette bildend, tanzen im Kreise herum und singen dazu ein lustiges Lied:

Hopsa hejsa,	Hopsa heisa,
ztratila věneček,	sie verlor das Kränzchen,
hopsa hejsa,	hopsa heisa,
zratila věnec!	sie verlor den Kranz!
Ztratila věneček,	Sie verlor das Kränzchen,
dostala čepeček,	sie bekam das Häubchen,
hopsa hejsa,	hopsa heisa,
ztratila věnec!	sie verlor den Kranz!
Tu máš, už máš,	Hast jetzt, hast schon,
co jsi chtěla miti,	was du haben wolltest,
tu máš, už máš,	hast jetzt, hast schon
cos chtěla mit!	was du gewollt hast!
Dostala si muže,	Hast den Mann genommen,
kdo ti teď pomůže?	wer wird helfen kommen?
Tu máš, už máš,	Hast jetzt, hast schon,
cos chtěla mit!	was du gewollt hast *).

*) Erben 487 S. 148 f.; Düringsfeld S. 107.

Der letzterwähnte Tanz heißt von der Handlung, welche er begleitet, das Haubenaufsetzen = čepení; der früher erwähnte der Fladen = placek; ein dritter mit dem Wiegenlied = kolebavka, spielt bereits in den künftigen Hausfegen hinein. Eines der jungen Mädchen tritt mit einer großen Schüssel in den Kreis, die es gleich einem Wickelkinde sanft in den Armen wiegt und dazu ein Wiegenlied anstimmt; Andere singen im Kreise tanzend mit und legen dabei kleine Geldgeschenke in die Schüssel, wofür bei den reichern Bauern allerhand Süßigkeiten und Näschereien gekauft werden; bei den Minderbemittelten bildet der Ertrag ein Geschenk für die Braut und wird ihr „für die Haube", „für den Kinderbrei", „für die Suppe" mit komischer Feierlichkeit übergeben.

* * *

An der ausgelassenen Fröhlichkeit des Faschinges haben Musik und Tanz den Löwenantheil; das Maskenspiel oder vielmehr die Vermummung kommt in einzelnen Gegenden dazu.*) Die üblichsten Figuren sind der schwarzzottige Teufel, welchem eine Zunge furchtbar roth heraushängt; der paňaca (von dem italienischen Bajazzo), der durch seine derben Späße das allgemeine Gelächter hervorruft; mitunter der Jude mit Dreispitz und langem Bart. In vielen Dörfern überkleiden die Bauernburschen einen aus ihrer Mitte vollständig mit Erbsenstroh und führen ihn als Bären unter schallendem Jubel von Hof zu Hof und zuletzt in das Wirthshaus. Auch das kommt hin und wieder vor, daß sich die jungen Leute möglichst häßliche grell bemalte Larven oder

*) Hauptquelle ist hier überall: Böhmische Nationaltänze, Culturstudie von Alfred Waldau; Prag Hermann Dominicus 1849; 16. 86 S., welchem 1860 ein 2. Bändchen, 62 S. nachfolgte.

entsetzlich lange Nasen vor das Gesicht binden und im Abenddunkel den Dorfplatz unsicher machen, bis sie zuletzt auf dem Tanzboden erscheinen.

Wie allenthalben in der Christenheit, so bilden auch in den böhmischen Landen die drei letzten Faschingstage den Höhepunkt der muntern Zeit. Am feisten Sonntag, am blauen Montag und dann am Dienstag, der eigentlichen Fastnacht, nehmen Schmausereien und Trinkgelage kein Ende, wobei die größte Freiheit für Tanz und Lied, für Lustbarkeiten aller Art herrscht. Die Dorfschenken sind den ganzen Tag voll Leben und Gedränge, die Musik hört fast nicht auf zu spielen, alles trifft im Wirthshause zusammen um seiner Fröhlichkeit die Zügel schießen zu lassen, wobei die tollsten Späße, die komischesten Einfälle am willkommensten sind. Wie der Dudelsack vor Zeiten das allbeliebte und allerorts gebräuchliche Musik-Instrument war, so ist es auch ein Faschingslied, das die Töne und Weisen desselben im Chore nachahmt und das wir uns von Erben (287 II S. 184 f.) beschreiben lassen wollen: „Einer singt nämlich ein Lied, wobei die Übrigen ununterbrochen brummen, so zwar daß der Erste von ihnen den Grundton oder die Prim der Melodie (notam toni), der Zweite die Quinte (notam dominantem), der Dritte die Terz (notam mediantem duram) hält. Zur vollständigen Nachahmung des Dudelsackes sind bloß die zwei ersten Töne, nämlich die Prim und Quinte nöthig, da sich der Dudelsack auch nur auf diese zwei zustimmigen Pfeifen beschränkt. Singt nämlich z. B. die erste Person ein Lied in G, so brummt die zweite im Tone G, die dritte im Tone D, die vierte kann den Ton H halten. Und wenn noch der Sänger, wie es gewöhnlich geschieht, mit näselnder Stimme singt und Einer von den Übrigen da und dort, nach jedem Verse oder jeder Strophe, als ob er die Hauptpfeife des

Dudelſackes überblaſen möchte, „Juch! Juch!“ kreiſcht, dann fehlt zur Imitation der Dudelſackmuſik und zur vollkommenen Erheiterung der Anweſenden nichts mehr.“ Waldau hat dieſes Kunſtſtück in der Gegend von Rakonic aufführen hören, wozu eine „Sousedská“ getanzt und das weit und breit beliebte, ſowohl im Text als in der Melodie ungemein launige Lied*) geſungen wurde:

Na Bílé hoře
sedláček oře,
má hezkou dceru,
dej mi ji Bože!
Hej župy župy,
dej mi ji Bože,
hej župy župy žup!

Am Weißen Berge
der Bauer pflüget,
hat eine Tochter,
gibt mir ſie, Himmel!
Hei juchhe juchhe,
gib ſie mir Himmel,
hei juchhe juchhe juch!

Kdybych ji dostal,
což bych si vejskal:
tři sta tolárů
bych si vyzejskal!
Hej župy a t. d.

Wenn ich bekäm' ſie,
wie wollt' ich jubeln:
dreihundert Thaler
möcht' ich gewinnen!
Hei juchhe ꝛc.

Hezká ženuška,
tři sta tolarů:
dal bych ji vozit
v krytém kočáru
Hej župy a t. d.

Ein nettes Weibchen,
dreihundert Thaler:
ich ließ' ſie fahren
in prächt'ger Kutſche.
Hei juchhe ꝛc.

Lokaje napřed,
lokaje za ní,
dal bych jí říkat:
Urozená paní!
Hej župy a t. d.

Lakaien vorne,
Lakaien hinten,
und nennen ließ' ich
ſie: „Gnäd'ge Dame!“
Hei juchhe ꝛc.

Man wird zugeben, für 300 Thaler Mitgift ſeinem netten Weibchen einen „gedeckten Wagen“ (ſo lautet es im böhmiſchen Text) mit Lakaien vorn und Lakaien hinten ſpendiren — das müſſen noch wohlfeile Zeiten und die Leute in jeder andern

*) Erben 233 II S. 136 f., Düringsfeld S. 142 f. Waldau II S. 4 f. und National-Tänze I. S. 77 f.

Hinsicht von einer wundersamen Genügsamkeit gewesen sein! Diese mehr als bescheidene Genügsamkeit athmet ein anderes Lied (Erben 55 I S. 97), das sich gleichfalls auf den Dudelsack und dessen Meister, die dudy und den dudák bezieht, welche beiden böhmischen Ausdrücke man herübernehmen muß, soll die Übersetzung im Deutschen nur einigermaßen die natürliche Einfalt des Originals zum Ausdruck bringen:

Kdyby mně to Pán Bůh dal,
aby si mne dudák vzal!
Dudy bych mu nosila,
chleba bych mu prosila --
Kdyby mně to Pán Bůh dal,
aby mně jen zadudal!

Wenn es doch von Gott mir käm',
daß ich mir den Dudák nähm'!
Wollt' die Duby tragen ihm,
wollt' das Brod erbitten ihm —
Wär' es doch nur Gottes Will'
daß er mir ein Lied aufspiel'! . .

Da ist ein anderes Mädchen, das etwas höher hinaus will. Sie hört den Dudelsack bei der Pobuda-Mühle spielen, aber sie verlangt sich den Dudelsackpfeifer gar nicht; nicht einmal der Gärtner, den sie ihr geben wollen, kann es ihr recht machen: sie verlangt sich einen Schneider, bei dem fällt doch mitunter ein Stück „Portel" in die „Hölle", aus dem sich ein Schnürleibchen machen läßt.*) Unter „portel" ist ein festes Seidenzeug ähnlich dem Damast zu verstehen, womit die vermöglichern Dorfmädchen gern ihre Mieder auslegen. Ein anderer Stoff, den die Frauen und Mädchen im Volksliede tragen, heißt Damin, Seidenzeug aus Damiette in Egypten, der auf Kleider, Schürzen, Tüchelchen verwendet wird. Große bunte Blumen, oder Kränze, Herzen und dergleichen müssen eingewebt sein, um die Pracht zu erhöhen; dazu farbige Bänder, der liebste Schmuck der Mädchen. Aber auch Männer lieben solchen Zierrath, am Bauchgurt, am Pelzmantel, wie

*) Erben 2. Aufl. S. 391; der Tanz den dieses Liedchen zu begleiten pflegt heißt „Kozácká", kosakisch.

in dem komiſchen Liedchen zu welchem der „sedlák = Bauer“ oder „furiant = plumper Stutzer“ genannte Tanz*) aufgeführt wird:

Sedlák sedlák sedlák,	Bauer Bauer Bauer,
ještě jednou sedlák,	und noch einmal Bauer,
sedlák sedlák sedlák	Bauer Bauer Bauer,
je velkey pán!	iſt ein großer Herr!
On má pás na břiše	Trägt 'nen Gurt am Bauche
a na svým kožiše	und auf ſeinem Pelze
tuli — tuli — tuli —	Tuli — Tuli — Tuli —
tu — tulipán.	Tulipänchen bunt.

Einen eigenen Faſtnachtsſpaß kannte man noch bis in die neueſte Zeit im öſtlichen Böhmen, namentlich in den Städtchen Wamberg und Hohenbruck. Es beſtand dort wie in vielen andern Gegenden des Landes eine Taubenzüchter-Gilde, holubářský cech, deren Urſprung man aus den angſtvollen Zeiten herleitet, wo der ſchwarze Tod im mittleren Europa wüthete und, gleich jener unſterblichen Zehner-Geſellſchaft der wir den luſtigen Decamerone verdanken, ſich einzelne Geſellſchaften zuſammenfanden um den Schrecken der Krankheit und des Todes eine erfindungsreiche Fröhlichkeit entgegenzuſetzen. Noch bis 1848 begingen die Taubenfreunde des Ortes folgende Faſtnachtfeier: Am Faſchings-Dienſtag bewegte ſich durch die Straßen ein maskirter Feſtzug, in der Mitte ein Bajazzo in Leder-Tricots, am Rücken einen rieſigen mit bunten Seidenbändern behangenen mit Tauben von allen Farben angefüllten Käfig; andere Masken trugen in den Händen kleinere Käfige mit je einem Taubenpaar. Nachdem ſie den Zunft-Oberälteſten des zu Ende gehenden Jahres — von Faſching zu Faſching gerechnet — in ſeiner Wohnung feierlich eingeholt, bewegte ſich der Zug auf den Ringplatz, alles ſelbſtverſtändlich unter Begleitung einer Muſikbande die einen luſtigen Marſch aufſpielte. Auf dem

*) Erben 283 II S. 180 f.; Waldau Tänze I S. 31 f.

Stadtplatze gab es allerhand scherzhafte Reden und Gegenreden, die sich vornehmlich auf die Unwürdigkeit des seitherigen Oberhauptes und die Nothwendigkeit ein neues zu erkiesen, bezogen, und demgemäß bewegt sich jetzt der Zug vor das mit einer Ehrenpforte geschmückte Haus des Zweitältesten, der nun mit allgemeiner Zustimmung als Oberhaupt für das kommende Jahr ausgerufen wird. Ein Zeichen wird gegeben, die Thüren aller Käfige öffnen sich, deren befreite Insassen unter dem Jubel eines verehrlichen Publicums nach allen Richtungen in die Lüfte flattern; Pistolen werden dazwischen abgefeuert um der Lustbarkeit verstärkten Ausdruck zu geben. Das Ende des Maskenzuges, jetzt mit dem neuen „cechmistr" an der Spitze, ist selbstverständlich das Wirthshaus, wo die letzten Stunden des Faschings vertanzt und versungen, verspielt und vertafelt werden.

Eine Fastnachtsitte, die noch heute in vielen Dörfern bestehen dürfte, sind die „Voračky". Es ist das lustigste von allen; durch drei volle Tage fast nichts als Freude und Scherz, Musik und Tanz. Denn der Faschingsspaß beginnt am Sonntag Vormittag, wo die Burschen unter Vortritt von Musicanten von Haus zu Haus, wo Mädchen sind, ziehen und Geld einsammeln; die das meiste gibt, und die Gabe steigt nicht selten bis 5 fl., kann versichert sein, daß sie nicht blos während der drei Faschingstage, sondern bei allen Musiken im Jahre besondere Auszeichnung seitens der Tänzer erfährt. Sie wird auch am Sonntag abends aus ihrem väterlichen Hause feierlich zum Tanze abgeholt, wo für das eingesammelte Geld Süßigkeiten in flüssigem und festem Zustande, Rosoglio und allerhand Backwerk eingekauft werden, um die Mädchen zu tractiren. Am letzten Faschingstag steigt die Lustbarkeit aufs höchste. An vielen Orten ziehen schon am Vormittag als Bären verkleidete Knaben durch das Dorf, führen in den Häusern den

„Bärentanz" auf, wozu einer von ihnen auf einem mit etlichen Schnüren überspannten Brette Guitarre zu spielen scheint, und bekommen dafür Krapfen. Am Nachmittag ist große Mummerei der Erwachsenen. Freilich tritt hierbei an die Stelle feiner venetianischer Masken eine sehr primitive Verunstaltung des Gesichtes, das mit Eidotter beschmiert und dann über einen Mehlkasten, in den die Andern hineinblasen, gehalten wird. Oder sie nehmen sich Larven in Gestalt von Vogelköpfen vor's Gesicht, behängen den Körper mit bunten Lappen, mit Weizen- und Erbsenstroh, stellen damit Wachteln vor — die Burschen křepeláci, die Mädchen křepelky — und führen einen „Wachteltanz" auf, zu welchem ein eigenes Lied gesungen wird. Ist das Wetter günstig, so beginnt das Treiben auch wohl auf offenem Platze, wo sich ein paar Hanswürste unter den Gaffenden herumtreiben, bald diesem bald jenem einen Schabernack spielen, ihn mit Ruß im Gesicht anschwärzen, dann ein hübsches Mädchen packen, mit ihr ein paarmal im Kreise herumwirbeln und zuletzt das kreischende und sich sträubende schöne Kind mit einem weithin schallenden Kusse loslassen. Die andern lachen und freuen sich des gelungenen Streichs, bis unversehens einer von ihnen selbst angefallen wird und nun seinerseits als Zielscheibe der allgemeinen Fröhlichkeit herhalten muß; je mehr er sich ärgert und den Spaß übel nehmen will, desto mehr trifft ihn natürlich das Lachen der Unbetheiligten oder bereits Angeschmierten.

Den Schluß der „Voračky", wenn die Stunde heranrückt, wo sich die Fastnacht von dem Beginn der Fasten, dem Aschermittwoch, scheidet, bildet das „Begraben des Faschings — pochovati masopust". Da wird die Baßgeige wie ein Frauenzimmer bekleidet und mit Bändern geschmückt, auf zwei Stühle gelegt, die Burschen flennen und heulen und bejammern den Tod des edlen Instruments; dabei fungiren von drei Musicanten der eine als

Celebrirender, die beiden andern als Miniſtranten, Mörſer ſtatt der Rauchfäſſer ſchwingend, wozu ein de profundis geſungen wird. Mit dem Schlage der Mitternacht hat die Mummerei und der tolle Spaß ein Ende, und alles begibt ſich ruhig und ernſt nach Hauſe*).

* * *

Im weitern Hingang des „bekränzten Jahres" kommen das Frühlingsfeſt und die Johannis-Feier, von denen bereits die Rede war, im Hochſommer die verſchiedenen Schnitt- und Ernte-Phaſen, die alle in paſſenden Liedern ihre Verherrlichung finden, dann im Herbſt die „Kaiſer-Kirchweih", wo es auf dem Tanzboden beſonders luſtig hergeht. Faſt jeder Tanz hat da ſein Lied, das von den Tanzenden und von den Umſtehenden nach dem Tacte mitgeſungen wird. So wird zu der „Žežhulička" — dem einzigen böhmiſchen Tanz, in welchem der Doppelſchritt des polniſchen Mazurs herrſcht, der Tänzer die Tänzerin an der rechten Hand im Reigen vorwärts führt, bis er ſich am Schluſſe jeder Strophe mit ihr im Kreiſe dreht — das oben S. 177 vorgeführte wehmüthig-ſehnſüchtige Lied „Žežulinka kuká" geſungen; zu dem „Obrok" das aufgeweckt-muntere:

Já mám koně, vrany koně,	Habe Roſſe, ſchwarze Roſſe,
to jsou koně my a t. d.	ſind die Roſſe mein ꝛc. **);

zu der neckiſchen „Chytavá", die ein fortwährendes Beſtreben einander zu fangen charakteriſiert (daher der Name, von chytati = fangen) das ausgelaſſene:

Utíkej, Kačo, utíkej a t. d.	Lauf', Käthchen, was du kannſt ꝛc.

*) Waldau, Nationaltänze II S. 48—60.

**) Erben, 290 II S. 187; Waldau, National-Tänze I S. 44 f.

Mitunter tanzt der aufspielende Dudelsackpfeifer mit, wie in dem nach ihm benannten „Dudák“, wo er in der Mitte des Tanzbodens steht und sein Instrument behandelnd sich nach Ländlerweise nach rechts nach links wiegend dreht, während die Paare im Kreise um ihn herumtanzen. Fast überall herrscht die Sitte, daß von den Burschen einer um den andern den Vortritt hat. Hat er seinen Tanz geendet, so reicht er seinem Mädchen einen Krug Bier, führt sie zu den Musicanten und läßt ihr für sein Geld eins aufspielen, wozu sie beide ein „Gesetzel“ singen, das die andern im Chore begleiten; ist das Liedchen beendet, so trinkt das Mädchen ihrem Liebsten und den Musicanten zu, diese leeren den Krug und ein neuer Vortänzer und Aufspielenlasser tritt vor. Auf diesen Gebrauch bezieht sich der Vierzeiler eines Burschen, bei dem die Lust größer ist als das Vermögen:

Pivo sem, pivo tam,	Hierher Bier, dorthin Bier,
muzikanti hrajte!	Musicanten spielt eins auf!
Jak já vám nic nedám,	Krieg'n thut ihr nichts von mir,
jen se nestarajte!	gebt nur alle Sorgen auf! *)

Als Gegenstück zu dieser lustigen Strophe belobt das Volkslied den gewissenhaften Tänzer und Zahler:

Kdo hodně tancuje,	Wer nur fein tanzen thut,
muzice platí,	zahlet die Spieler,
přijmou ho do nebe	nehmen die Englein ihn
andělé svatí.	auf in den Himmel **).

In der erwartungsvollen Zeit der Ankunft (adventus) des Herrn wird selbstverständlich nicht getanzt, wohl aber von Weihnachten bis Neujahr gesungen. Es sind da in vielen Gegenden

*) Dies Liedchen, das ich stets für sich allein singen gehört, bildet die zweite Strophe des Liedes bei Erben 316 II S. 208, nur daß hier die zwei letzten Strophen den gerade entgegengesetzten Sinn haben.

**) Erben, 2. Aufl. S. 260.

Trupps von Knaben, die eine Schlange mit sich führen und damit von Haus zu Haus gehen, wo sie ein Lied singen, das in kindlicher Einfalt die biblische Geschichte von der verbotenen Frucht, dem Sündenfall, der Vertreibung aus dem Paradiese und der harten Arbeit Adam's unter Schweiß und Thränen erzählt (Erben, 150 II, S. 3—5). Ein anderes Lied, wobei die Knaben ein Krippenspiel herum trugen, ist lang außer Gebrauch gekommen. Es schildert die Wanderung der heiligen Jungfrau, die um ein Nachtlager bittend zu einem Schmied kommt. „Wo könnte ich dir ein Nachtlager geben? Hab' ich doch das Haus voll Gesellen, die Tag und Nacht schmieden und das Feuer nicht ausgehen lassen!" Maria begibt sich in den leeren Stall, und da wird das Jesulein geboren. Das Kind des Schmiedes kommt herzu und Maria heißt es den Neugebornen wiegen. „Wie kann ich es wiegen, da mir die Hände lahm und die Augen blind?!" „Berühre die Windeln und du wirst Händchen haben, berühre die Wiege und du wirst Äuglein haben." Voller Freuden kommt das Kind zu seinem Vater gelaufen, spielend mit den Händchen und blinzelnd mit den Äuglein. „Wo hast du deine Händchen her? diese weißen Händchen, und ei die blauen Äuglein?"

„Dala mi je, dala,
dala je Maria,
co včera na večír
o nocleh prosila".

„Schenkte sie eben hier
Jungfrau Maria mir,
die gestern Abend spät
um Herberg bitten thät".

Kdybych já byl věděl
že byla Maria,
byl bych ji položil
do zlata, do stříbra.

Wenn ich gewußt vorher
daß es Maria wär'.
auf Silber und auf Gold
hätte sie ruhen gesollt.

Sám byl bych si lehnul
hlavou na kamení,
hlavou na kamení,
nohama do trní!

Selbst mich gelegt hätt' ich
mit dem Haupt auf Gestein,
mit dem Haupt auf Gestein,
Dornen zum Lager mein! *)

*) Erben 151 II S. 6—9; Düringsfeld S. 187 f.

Die wohl in der ganzen Christenheit, zumal auf dem Lande, verbreitete Sitte einer frommen Mummerei am Dreikönigstag oder den Abend zuvor herrscht auch in Böhmen, war mindestens noch in meiner Kinderzeit selbst in Prag nicht unbekannt. Drei Knaben, der eine im Gesicht schwarz angestrichen, mit Kronen und Aufputz aus buntem Papier und Flittergold, wandern von Haus zu Haus und singen dabei ein Dreikönigslied (Erben 1864 S. 46 f.), halb fromm halb humoristisch, wie Goethe ein ähnliches nachgedichtet hat.

Die eigentlichen Kirchenlieder, an denen der čecho-slavische Volksstamm unvergleichbar reicher ist als ein anderer, gehören nicht in den Bereich des Volksliedes, so groß deren Verbreitung sein mag. Der Text ist sehr häufig lateinischen Hymnen nachgebildet und die Melodie allgemein-christlichen Weisen entlehnt. Auch im profanen Volksliede findet die Kirche, das „Kirchlein auf grünem Hügel", der Kirchgang häufig eine Stelle. Eines der schönsten schildert den Austritt der Mädchen nach geendetem Gottesdienst aus der Kirche und das Mustern derselben seitens der vor dem Kirchenthore aufgestellten Burschen; Erben 72 I S. 116 f.; Düringsfeld S. 43; Waldau CXCVIII S. 154 f. Es ist dies eine so allgemeine Übung und der dazu gefundene Text ein so naheliegender, daß man in diesem Punkte Erben kaum beistimmen wird, der da meint, es habe sich darin die Erinnerung an den urslavischen Mädchenraub erhalten, wovon die romantische Geschichte des ritterlichen Herzogs Břetislav und des schönen Fürstenkindes Judith ein so berühmtes Beispiel ist; ein Vorgang übrigens, der heute noch bei den Süd-Slaven trotz aller strengen Verbote als otmica nicht ganz außer Gebrauch gekommen sein soll.

4.

Karl Jaromir Erben scheidet die böhmischen Volkslieder nach deren Weisen in sechs Gruppen die, wie er meint, auch nach dem Inhalt ihren ältern oder neuern Ursprung zu bekunden scheinen.

In die erste und wahrscheinlich älteste Gruppe setzt er den einfachen und getragenen Gesang, größtentheils erzählenden Stoffen, aber auch lyrischen von ernstem Charakter angepaßt. Man kann damit die südslavischen Heldenlieder in Vergleich setzen, die zu der klagenden eintönigen Weise der Gusle fast mehr recitirt als gesungen werden; der Inhalt ist oft der Gegenwart, der allerjüngsten Vergangenheit entnommen, aber Rythmus und Melodie reichen gewiß in eine sehr frühe Vorzeit des Slavenvolkes zurück. Eines der ältesten und verbreitetsten dieser Lieder ist das „Osiřelo dítě" (Erben I S. 1—9, Düringsfeld S. 161, Waldau I.):

Osiřelo dítě	Verwaist ein Kindlein war
o půl druhém letě etc.	um's anderthalbe Jahr ꝛc.

Die Mütter singen es, wenn sie nach des Tages Arbeit bei einander sitzen, ihre Kinder um sie herum, und obwohl sich jedesmal das Auge der Kleinen mit Thränen füllt und ihr kleines Herzlein vor Weh zerspringen möchte, ist ihnen doch kein Lied lieber als das von dem armen mutterlosen Würmchen.

Ein Seitenstück zu dem „Osiřelo", gleich diesem einfache zweiversige Strophen, bringt Erben 120 I S. 165 f.:

Černé oči jděte spát,	Schwarze Augen schlafen geht,
však musíte ráno vstát etc.	daß ihr morgens früh aufsteht ꝛc.

Daß Augen „aufstehen" statt sich aufthun ist gewiß nicht stylgerecht, allein es lautet im Liede um des Reimes willen wörtlich so. Es ist ein Soldatenlied, das Mädchen wird seinen Geliebten

verlieren, den die Werbetrommel auf's „Rößlein" ruft. Ach dieſe unglückſelige Werbetrommel —

Ty hezky nám poberou,	Die Hübſchen nehmen ſie uns,
ti chromy nám zůstanou!	die Lahmen laſſen ſie uns!

Neben dem Geliebten ſpielt in der ſlaviſchen Epik der Bruder eine große Rolle, er iſt der Schützer und Vertheidiger des elternloſen Mädchens, er verfügt an Vaterſtelle über ihre Hand, er rächt ſie an dem treuloſen Verführer: darum Wehe über ſie, wenn ſie, um ſich frei zu machen, dem Bruder nachſtellt, und das Lied im Volke wird ihr fluchwürdiges Andenken bewahren! „Die giftmiſchende Schweſter" (Erben I S. 9—16, Düringsfeld S. 176—178, Waldau CCCXXX), die ſich bei den Nord- wie bei den Süd-, bei den Oſt- wie bei den Weſt-Slaven wiederfindet, ſchildert ein Mädchen, das den Bruder mittelſt einer giftigen Schlange ums Leben bringt, um den Lockungen ihres Galans nachzugehen, der ſie nun gleichfalls verſtößt; „denn haſt du den Bruder vergiftet, würdeſt du mir es auch nicht beſſer machen." Sie fällt nun dem Henker anheim, den ſie bittet ſie einmauern zu laſſen, damit ſich über ſie kein Lied erhalte. Allein es hilft ihr nichts:

Zazdíte mia do kamení,	Mauert mich ein ins Geſtein,
nech o mně pěsničky není.	daß von mir kein Lied mag ſein.
Zedníci ju zazdívali,	Die Maurer mauerten ſie ein —
panny pěsničku skládaly.	die Jungfrau'n machten ein Liedelein. *).

* * *

In eine zweite Gruppe faßt Erben jene Lieder zuſammen, deren tief empfundene, meiſt ſchwermüthige Weiſe an die melancholiſchen Geſänge der Ruthenen mahnt. Ihr Inhalt iſt lyriſch

*) Mähriſche Verſion bei Sušil 2. Aufl. 168 S. 168.

Hinsicht von einer wundersamen Genügsamkeit gewesen sein! Diese mehr als bescheidene Genügsamkeit athmet ein anderes Lied (Erben 55 I S. 97), das sich gleichfalls auf den Dudelsack und dessen Meister, die dudy und den dudák bezieht, welche beiden böhmischen Ausdrücke man herübernehmen muß, soll die Übersetzung im Deutschen nur einigermaßen die natürliche Einfalt des Originals zum Ausdruck bringen:

Kdyby mně to Pán Bůh dal,
aby si mne dudák vzal!
Dudy bych mu nosila,
chleba bych mu prosila --
Kdyby mně to Pán Bůh dal,
aby mně jen zadudal!

Wenn es doch von Gott mir käm',
daß ich mir den Dudák nähm'!
Wollt' die Dudy tragen ihm,
wollt' das Brod erbitten ihm —
Wär' es doch nur Gottes Will'
daß er mir ein Lied aufspiel'! . .

Da ist ein anderes Mädchen, das etwas höher hinaus will. Sie hört den Dudelsack bei der Pobuda-Mühle spielen, aber sie verlangt sich den Dudelsackpfeifer gar nicht; nicht einmal der Gärtner, den sie ihr geben wollen, kann es ihr recht machen: sie verlangt sich einen Schneider, bei dem fällt doch mitunter ein Stück „Portel" in die „Hölle", aus dem sich ein Schnürleibchen machen läßt.*) Unter „portel" ist ein festes Seidenzeug ähnlich dem Damast zu verstehen, womit die vermöglichern Dorfmädchen gern ihre Mieder auslegen. Ein anderer Stoff, den die Frauen und Mädchen im Volksliede tragen, heißt Damin, Seidenzeug aus Damiette in Egypten, der auf Kleider, Schürzen, Tüchelchen verwendet wird. Große bunte Blumen, oder Kränze, Herzen und dergleichen müssen eingewebt sein, um die Pracht zu erhöhen; dazu farbige Bänder, der liebste Schmuck der Mädchen. Aber auch Männer lieben solchen Zierrath, am Bauchgurt, am Pelzmantel, wie

*) Erben 2. Aufl. S. 391; der Tanz den dieses Liedchen zu begleiten pflegt heißt „Kozácká", kosakisch.

in dem komiſchen Liedchen zu welchem der „sedlák = Bauer“ oder „furiant = plumper Stutzer“ genannte Tanz*) aufgeführt wird:

Sedlák sedlák sedlák,	Bauer Bauer Bauer,
ještě jednou sedlák,	und noch einmal Bauer,
sedlák sedlák sedlák	Bauer Bauer Bauer,
je velkey pán!	iſt ein großer Herr!
On má pás na břiše	Trägt 'nen Gurt am Bauche
a na svým kožiše	und auf ſeinem Pelze
tuli — tuli — tuli —	Tuli — Tuli — Tuli —
tu — tulipán.	Tulipänchen bunt.

Einen eigenen Faſtnachtsſpaß kannte man noch bis in die neueſte Zeit im öſtlichen Böhmen, namentlich in den Städtchen Wamberg und Hohenbruck. Es beſtand dort wie in vielen andern Gegenden des Landes eine Taubenzüchter-Gilde, holubářský cech, deren Urſprung man aus den angſtvollen Zeiten herleitet, wo der ſchwarze Tod im mittleren Europa wüthete und, gleich jener unſterblichen Zehner-Geſellſchaft der wir den luſtigen Decamerone verdanken, ſich einzelne Geſellſchaften zuſammenfanden um den Schrecken der Krankheit und des Todes eine erfindungsreiche Fröhlichkeit entgegenzuſetzen. Noch bis 1848 begingen die Taubenfreunde des Ortes folgende Faſtnachtfeier: Am Faſchings-Dienſtag bewegte ſich durch die Straßen ein maskirter Feſtzug, in der Mitte ein Bajazzo in Leder-Tricots, am Rücken einen rieſigen mit bunten Seidenbändern behangenen mit Tauben von allen Farben angefüllten Käfig; andere Masken trugen in den Händen kleinere Käfige mit je einem Taubenpaar. Nachdem ſie den Zunft-Oberälteſten des zu Ende gehenden Jahres — von Faſching zu Faſching gerechnet — in ſeiner Wohnung feierlich eingeholt, bewegte ſich der Zug auf den Ringplatz, alles ſelbſtverſtändlich unter Begleitung einer Muſikbande die einen luſtigen Marſch aufſpielte. Auf dem

*) Erben 283 II S. 180 f.; Waldau Tänze I S. 31 f.

häufig im Wirthshause aufzuspielen pflegten und die eine wunderbare Verwandtschaft mit den Gesängen der „Böhmischen Brüder" aufweisen. „Sie sind durchwegs in Moll gesetzt, die tiefste Frömmigkeit, die düsterste Melancholie weht aus jeder Note und das Anhören derselben ist von ergreifender Wirkung. Dabei stehen die Texte der Melodie diametral entgegen, sie sind nichts weniger als versificirte Gebete, sondern rein weltliche Gesänge, die sich von andern böhmischen Tanzlieder-Texten durchaus nicht unterscheiden." Wie sich Ernst und Scherz im Volksleben untermischen, zeigt sich auch an einem „Umrlec = der Todte" genannten Tanze, der noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in manchen Gegenden des Landes in Übung war; er stammte aus früheren Zeiten her, weil sich in einem dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Buche eine Beschreibung davon findet. Unter heitern Klängen traten die Paare zusammen; plötzlich fiel die Musik in leise traurige Töne ein, die zuletzt in eine düstere bei Begräbnissen übliche Melodie übergingen. Einer von den Burschen mußte sich dann wie todt auf den Boden legen, die Frauen und Mädchen umtanzten ihn und suchten die Trauer des Textes, den sie dazu sangen, durch allerhand möglichst zierliche, aber auch möglichst komische Schritte und Sprünge zu karrikiren; nach Beendigung des Tanzes mußte ein Frauenzimmer um das andere zu dem Todten gehen, sich über ihn beugen und ihm einen Kuß geben, während die andere Gesellschaft im Kreise unter fröhlichem Gelächter herumtanzte. Das gleiche geschah dann mit einem Frauenzimmer aus der Gesellschaft. *)

* * *

In den Liedern, die nach der Erben'schen Eintheilung in die dritte Gruppe fallen, herrscht noch eine getragene Weise vor; sie

*) Waldau II. S. 23 f.

bewegen ſich im Zweiviertel-Tact, mit dem Tonfall auf jedem Viertel und behandeln mitunter ernſtere Stimmungen, aber doch nicht ohne einen gewiſſen Trotz und Humor. Es iſt, wie wir dies beim „Todtentanz“ geſehen haben, ſo auch im böhmiſchen Liede ein vorwaltender Charakterzug, daß Wehmuth und Trauer nicht lang anhalten, ſondern in einen erheiternden Ausblick in die Zukunft übergehen, wo nicht geradezu mit einem luſtigen Ausgang ſchließen. Die entmuthigende Betrachtung, daß nichts auf Erden ewig währt:

Nic netrvá na světě věčně,
tak praví nám minulý čas,

kehrt in den böhmiſchen Volksliedern in mannigfachſter Weiſe wieder; aber die Lehre, die der weiſe Sänger daraus zieht, iſt in der Regel die: darum ſingen wir ſo lang wir können, und verjuxen wir was wir haben! Und am Ende ſtirbt mit uns die Welt nicht aus; was wir zu thun übrig laſſen, werden in unſerem Sinne Kinder und Kindeskinder leiſten!

Pivo, pivo, pivo červené!	Bier, o Bier, o rothes ſchönes Bier!
Kdo tě bude pivo pít,	Wer o Bier wird trinken dich,
až já budu v hrobě hnít?	wenn im Grabe modre ich?
Pivo, pivo, kdo tě bude pít?	Bier, o Bier, wer wird dann trinken dich?
Bratří, bratří, vy budete pít!	Ihr, o Brüder, Brüder, trinkt es dann!
Kdo ho ale bude pít,	Doch wer trinket einſt das Bier,
až i vy budete hnít?	wenn im Grab auch modert Ihr?
Bratří, bratří, kdo ho bude pít?	Brüder, Brüder, o wer trinkt es dann?
Pak ho budou naši kluci pít!	Unſre Kinder trinken es ſodann,
Ti zas budou kluky mít,	Kinder haben dann auch ſie,
ti též budou pivo pít —	trinken werden Bier auch die —
Pivo, ty se věčně budeš pít!	Bier, du findeſt ewig deinen Mann! *)

*) Erben, 329 II S. 218; Waldau, CXII S. 86 f.

Dieſe lachende Thräne zeigt ſich mitunter in Stoffen, die hart an das ſchlüpfrige Gebiet ſtreifen. Es können von den eigentlichen Volksliedern nur ſehr wenige als unanſtändig oder gar ſchmutzig bezeichnet werden; ſchlüpfrig dagegen für jenen, ſo den piquanten Beiſatz herauszuſchmecken verſteht, ſind ſie gar nicht ſelten. In einem auch der Melodie nach allerliebſten Liedchen träumt der Geliebten, daß ihr Schatz fort aus Böhmen muß. Wird er wohl zurückkehren? Und wenn er nicht zurückkehrt, wer gibt mir meine Ehrbarkeit wieder? Ehrbarkeit, ach Ehrbarkeit, wo nimmt man dich nur her? In den Gärten wachſeſt du nicht, auf den Feldern ſäet man dich nicht —

Kdyby si se poctivost
v zahradách rodila,
cožby každá panenka
poctivá chodila!

Wenn man dich, o Ehrbarkeit,
auf den Feldern ſä'te,
wie dann wohl jedwede Maid
groß als Jungfer thäte!*)

* * *

Die vierte fünfte und ſechſte Gruppe der Volkslieder ſtellt Erben nach Tact und Tempo ihrer Weiſen mit der polniſchen Mazur, mit dem franzöſiſchen Menuet, in der böhmiſchen Volksſprache „minet", mit dem deutſchen Walzer zuſammen, obwohl die Behandlung aller dieſer Tänze beim böhmiſchen Volke allerhand Änderungen oder Zuthaten erfahren hat. So kann ſich, oder vielmehr konnte ſich, denn heute iſt er wohl kaum mehr irgendwo in Übung, der alt-böhmiſche „Minet" mit der chevalereſken Elegance, mit den kunſtvollen Pas des Tanzes aus den Zeiten des „Roi Soleil" nicht meſſen; allein edle Einfachheit, Anſtand, ruhig abgemeſſene Bewegung, wobei Tänzer und Tänzerinen einander kreuzweis bei den Händen hielten, zeichneten auch den böhmiſchen

*) Erben, 43 I S. 84 f.

Volkstanz dieſes Namens aus. Den gleichen Charakter trugen die dazu gehörigen Lieder, von denen einige noch heute beliebt ſind und in geſelligen Kreiſen, wo eine behäbige Gemüthlichkeit vorherrſcht, häufig geſungen werden. So das:

Dej nám Pán Bůh zdraví	Gib uns Gott Geſundheit
v tom Pražském oudolí,	hier in dieſem Prager Thal,
dej nám Pán Bůh zdraví, dej.	gib uns Gott Geſundheit, gib!

Der zweite Vers ändert ſich ſelbſtverſtändlich nach der Gegend, welcher die ſingende Kumpanei angehört; Erben 344 II S. 228 hat ſich den Chrudimer Kreis — v tom Chrudimském kraji — gewählt; Waldau, Nationaltänze I S. 61 ſetzt nur im allgemeinen „hier in unſ'rer Gegend" — v tom našem oudolí. Ein anderes Lied zum „Minet" lautet:

Aby nás Pán Bůh	Möge der liebe Gott
miloval, miloval,	lieben uns, lieben uns,
hříchy odpustil,	Sünden vergeben,
nebe dal, nebe dal.	ſchenken den Himmel!
Nic nežádáme,	Weiter erſtreben
jenom to samé,	nichts wir als eben:
aby nás Pán Bůh	möge der liebe Gott
miloval, miloval.	lieben uns, lieben uns!

Eine Abart des alten „Minet" war die „Nabíhaná = das Anlaufen", die Jaroſlav Langer noch in ſeiner Kindheit tanzen geſehen. „Heute", ſchrieb er ſchon im Jahre 1834, „kennt den Tanz noch allenfalls ein altes Väterchen und Mütterlein, und das nur kümmerlich, ohne die zierlichen Abwechslungen, die denſelben auszeichneten; die jungen Leute ſehen zu, kichern wohl auch im Winkel über die unſichern Schritte der kraftloſen Beine." *) Das Lied, das dazu geſungen wurde, gehört in die Kategorie jener, die das Schlüpfrige mit einer gewiſſen Schalkhaftigkeit verhüllen:

*) České prostonárodní obyčeje a písně; Č. Č. M. 1834 S. 62 f..

„Schläfst du, mein Liebchen, oder schläfst du nicht?“ „„Ob ich schlafe oder nicht schlafe, herein lasse ich dich einmal nicht: ich bin fest eingeschlossen, ein Strohhalm steckt vor der Thür.““ Nun, für einen gesunden und kräftigen Burschen ist ein Strohhalm nicht eben ein gewaltiges Hindernis zu nennen, und er muß dieses überwunden haben, weil wir ihn dann fragen hören: „Ja, wer wird mich denn am Morgen wecken?“ Die Schwalbe, ein kleines Vögelein, sie wird zwitschern:

Vstávej miley od milý,	Erhebe dich vom Liebchen fein,
však je už den bílý.	schon naht der Morgenschein.*)

Gewisse Tänze sind ganz besonders mit dem Gesang verquickt, nach Art des polnischen „Krakowiak“, der in Böhmen zur Zeit der Napoleon'schen Befreiungskämpfe bekannt geworden zu sein und sammt den lustigen, mitunter ausgelassenen Vierzeilern, die dazu gesungen, meist Schlag auf Schlag improvisirt werden, große Verbreitung und Beliebtheit gefunden zu haben scheint. Bursche, die im Erfinden flink und witzig, wurden zu einem Gegenstand der Nachfrage in ihrer Gegend, wie Alfred Waldau von einem Chalupner-Sohn Jan Róza aus Mochov erzählt, der seine Zeit in einem Chevauxlegers-Regiment abdiente und dann in seinen Heimatsort zurückkehrte, wo er wegen seiner stets aufgeweckten Laune und um seiner ausgesprochenen Stegreifgabe willen überall gern gesehen war; besonders auf dem Tanzboden gab er seine munterſten Stücklein zum Besten. Er nahm aber, wie Waldau (Nationaltänze I S. 58) beifügt, später in Folge einer unglücklichen Liebschaft ein trauriges Ende.

Beliebt sind gewisse Reigen-Tänze die mit derlei Gesangesaufführungen verbunden werden. Eine Anzahl ländlicher Gesanges-

*) Erben 1864 S. 320. Waldau I S. 63 f. bringt in Übersetzung einen sowohl in Inhalt als in Charakter theilweise verschiedenen Text.

künſtler beiderlei Geſchlechts tritt in die Mitte des Tanzbodens, nach deren Tacte die Paare oder auch einzelnweiſe im Kreiſe herumtanzen, ſich um ihre eigene Achſe drehen, in Colonnen ſich polonaiſe-artig auf- und abbewegen. Manchmal tanzen, wenn die Luſt ſich ſteigert, Burſche mit Burſchen, Mädchen mit Mädchen. Es liegt in den Strophen, die häufig improviſirt werden, etwas Berauſchendes, „etwas von dem Frohſinnswirbeln der Lerche und der Wehmuth der Nachtigall, und ſie prägen ſich dem Ohre des Hörers ſo ein, daß er ſie noch lange Zeit darnach im Gedächtniſſe lieblich nachklingen hört.“ *)

Die ernſt gehaltenen Lieder in den drei letzten Erben'ſchen Gruppen ſind bei weitem in der Minderzahl. Ich will eines der ſchönſten herſetzen (Erben 31 I S. 72 f.), wobei ich freilich bemerken muß, daß die nach Möglichkeit gelungenen deutſchen Überſetzungen der Düringsfeld (S. 61) und Waldau's (LXXI S.52 f.) bei weitem nicht den naiven Reiz des Originals wiederzugeben vermögen:

Ach není tu, není,
coby mne těšilo,
ach není tu, není,
co mne těší.
Co mne těšívalo,
vodou uplynulo - -
ach není tu, není,
co mne těší.

Ach nicht iſt hier, nicht iſt,
was mich erfreuen könnt',
ach nicht iſt hier, nicht iſt,
was mich erfreut.
Was ich als Glück gefühlt,
Waſſer hat's fortgeſpült —
ach nicht iſt hier, nicht iſt,
was mich erfreut.

Jaké je vorání
bez pluhu, bez koní?
Jaké je vorání
bez koleček?
Takové vorání
jako milování —
jaké milování
bez hubiček?

Was für ein Ackern iſt's
ohne Pflug, ohne Roß?
Was für ein Ackern iſt's
ohne ein Rad?
So iſt das Ackern wohl,
wie es das Lieben iſt —
Was für ein Lieben das
ohne 'nen Kuß?

*) Waldau, Nationaltänze II, S. 28 f.

Pořád mně dávají,	Immer ſie geben mir,
co se mně nelíbí;	das was mir nicht gefällt;
pořád mně dávají,	immer ſie geben mir
co já nechci!	was ich nicht mag!
Dávají mně vdovce,	Geben den Witwer mir,
ten má jen půl srdce —	der halb ſein Herz nur hat —
půl ho dal nebožce,	halb er's der Todten gab,
půl by dal mně!	halb gäb' er's mir!

Viel häufiger ſind die halb aus Schmerz halb aus Scherz gefügten Lieder, von deren Charakter ſchon bei der dritten Gruppe die Rede war. Den in eine unangenehme Lage gerathenen Sänger leidet es auf die Länge nicht ſeinem Trübſinn nachzuhängen: mit einem Witz, mit einer Selbſtverſpottung, mit einem Schnippchen das er ſeinem Schickſal oder der Quelle ſeines Leides ſchlägt, ſchüttelt er das ihm widerwärtige Joch ab. „Im Schmerz und im Scherz der Trotz", meint Frau von Düringsfeld, das ſei es was der böhmiſchen Volks-Poeſie „einen ganz eigenen Stempel aufdrückt", oder wie es ſchöner Čelakovský bezeichnet: „Noch die Thräne auf der Wange leuchtet ſchon die Freude aus dem Auge; ſelbſt durch das ſchwärzeſte Gewölk bricht immer irgend ein Sonnenſtrahl ſich Bahn."

Weitaus die Mehrzahl der vierten bis ſechſten Gruppe ſind ohne Frage jene Lieder und Liedchen — denn hier iſt es vorzüglich das Kleine und Kurze was zur Geltung kommt — wo Frohſinn Laune Munterkeit allein das Wort führen, wo ſpielender Muthwille, ſchalkhafte Neckerei den Ton angeben, wo der angeborene Humor der Nation zum hellen Ausbruch kommt. Um davon ein Beiſpiel zu geben wähle ich das ſchnurrige Lied von dem herrſchaftlichen Schreiber — dem im vormärzlichen Böhmen mit gutem Grund vielverrufenen „Pan Franc" — und der hübſchen und mutterwitzigen Bauerntochter, deren Hand und Gut er gern hätte (Erben 92 I S. 136, Waldau CDXXVII S. 318 f.):

Chodíval k nám, chodíval z kancaláře písař, klobouček premovaney jako ňákey císař.	Oft erschien, erschien bei uns dort vom Amt der Schreiber, sah ganz stutzermäßig aus wie ein Herzensräuber.
V jedney ruce kalamář, v druhey ruce péro, chtěl abych ho zapsala do srdečka svého.	Tintenfaß und Feder mit beiden Händen trug er: Ob ich ihn nicht in mein Herz schreiben wolle, frug er.
Kdybys ty byl mládenec jako já jsem panna, dala bych ti ten věnec, kerey nosím sama.	Wär' der Herr, wie Jungfrau ich bin, ein Junggeselle, gäb' ich ihm wohl diesen Kranz, den ich trag', zur Stelle.
Můj zeleney věneček na hlavičce skáče — ale pána poctivost na kolíbce pláče.	Meinen grünen Kranz im Haar traf noch keine Rüge — doch des Herrn Unschuld schreit dorten in der Wiege.

Der grüne Kranz, das braucht nicht erläutert zu werden, ist der Jungfernkranz; aber neben diesem gelten auch das rothe Bändchen als Schmuck und Zeichen ehrbarer Mädchen — červená pentlička, věneček zelený —: das Mädchen, das ihrer Würde nicht wahrt, soll sich auch nicht mit Bändern schmücken:

Má plnou hlavu pentlí a tkanic, a předce je holka nanic.	Sie hat den Kopf voller Bänder und Aufputz, und ist doch als Dirne nichtsnutz.

In ähnlicher Weise gilt neben dem Ring das Tüchelchen, gleich dem Bande meist roth, als Unterpfand der Liebe und Treue. Der Jüngling geht in die Welt und läßt seinem Schatz ein silbernes Ringlein und ein rothes Tüchelchen, sie soll drei Jahre warten, sich an sein Wort gebunden halten. Aber bei der Heimkehr findet er sein Lieb am Kirchhof und die Todte mahnt ihn:

Ten šátek [illegible] — bude [illegible]	Das Tüchelchen in die Dornen — [illegible]

Ten prstýnek hoď do moře —	Das Ringelein werf ins Meer —
bude konec všeho hoře.	aus wird's ſein mit allem Leid!

Nach einer Variante heißt ſie ihn das Tüchel auf die Prager Brücke werfen: „dort findeſt du andere Mädchen genug" *).

Dieſer Charakter prägt ſich am bezeichnendſten in jenen kurzen Strophen aus, die Čelakovský als „popěvky" den franzöſiſchen Couplets an die Seite zu ſtellen ſcheint, die man aber, meiner Meinung nach, richtiger mit den öſterreichiſchen „Schnadahüpfl'n" vergleichen könnte. Ein Gedanke, durch augenblickliche Stimmung hervorgerufen, wird in einem naheliegenden Bilde aus der Natur, aus der Sitte oder aus dem Alltagsleben zum Ausdruck gebracht, wie es in Erben's Gegenwart der Mniſeker Wirthshausgaſt zuſtande brachte (ſ. oben S. 165). Das ſind die eigentlichen Erzeugniſſe des Augenblickes, flüchtig wie dieſer, vorübergehend wie dieſer, von hunderten, die ſo geboren waren, hin und wieder einer im Gedächtniſſe feſtgehalten und von Mund zu Mund fortgetragen.

Hieher gehören auch jene Strophen, die zu gewiſſen Tänzen geſungen zu werden pflegen und deren Inhalt meiſt ganz bedeutungslos, mitunter ein blühender Unſinn iſt und nur den überquellenden Humor zum Ausdruck bringen will, der an der Bewegung des Tanzes allein kein Genüge findet; die Tänze haben dann von der Strophe den Namen oder umgekehrt geben ihr denſelben. So der Schmied, kovář (Erben 1864 S. 391 „z Táborska", Waldau II, S. 12):

Žádney neví jako já	Weshalb doch die Schmied' ſo viel
nač kováři pijou?	Huld dem Trunk erweiſen?
Ze starého železa	Neue Nägel machen ſie
nové cvočky bijou.	aus dem alten Eiſen.

*) Erben 3 I S. 16—21.

Oder der Gemeine = sprostak, zu welchem ein bei den Prager Jungen sehr beliebter Gassenhauer (Erben 1864 S. 365, Waldau II S. 33) gesungen wird:

Nepudu domů, nepudu domů,
byl bych doma bit:
Bába na mě buble,
že jsem jí sněd nudle —
Nepudu domů a t. d.

Ich geh' nicht nach Hause, ich geh'
nicht nach Haus,
bekäm zu Hause Schläg'!
Es brummt weiblich unsre Mahm,
daß ich über ihre Nudeln kam —
Ich geh' nicht nach Haus ꝛc.

Oder das Hähnchen = kohoutek (Erben 1864 S. 351, „z Plzenska"; Waldau II S. 18).

Vzal jsem si babičku stařičkou,
myslil jsem že něco má:
ona má v komoře kohouta,
ten jí tam kokrhává.

Hab' ein altes Mütterchen gefreit,
hab' geglaubt sie habe was:
ja sie hat im Stübchen 'nen Hahn,
der kräht ihr ohn' Unterlaß.

Von einem früher vielbeliebten, heute aber in völlige Vergessenheit gerathenen Tanze „Husar" oder „Madar" hat sich nur das denselben begleitende Liedchen in zwei Varianten (Erben 130, 131, I S. 179 f.) erhalten, von denen Waldau die eine zu übersetzen versucht hat II S. 19 f., nicht aber die andere, die wegen des naiven Trotzes, der sich darin ausspricht, die interessantere ist; ich will versuchen sie im Deutschen wiederzugeben:

Já husarka malá
mezi husarama —
Husarů je kumpanyje,
a já jenom sama.

Ich Husarin, kleine,
unter den Husaren —
der Husaren eine Kumpanei,
ich nur ganz alleine.

Kdyby bylo ještě
těch husarů dvě stě,
já bych se jim postavila
jako švárné děvče.

Wenn es ihrer wären
die zweihundert noch,
würd' als tapf'res Mägdelein
ihrer mich erwehren.

Im allgemeinen herrscht auf dem Tanzboden ein anständiger Ton, und ich muß gestehen, ich habe mitunter bei Kirchweihen auf

dem Dorfe die tanzenden Paare sich mit einer Zierlichkeit und Gemessenheit bewegen gesehen, daß der Vergleich mit dem wilden Dahinstürmen einer Schnell-Polka oder Galoppade oder eines raschen Walzers in städtischen Salons keineswegs zu Gunsten dieses letztern ausfiel. Es gibt unter den Volkstänzen Gruppentänze, die im anmuthigen Verschlingen und Lösen der Figuren so recht an Schiller's Verherrlichung des Tanzes gemahnen. Von einer besondern Anmuth, sowohl was die Melodie als die Tanzfiguren betrifft, ist der „Kegeltanz = kuželka", der in meiner Jugendzeit in die Prager Salons Eingang gefunden hatte und von welchem es zu bedauern wäre, wenn er in Vergessenheit geriethe.

Dasselbe ist von einem andern Tanze zu sagen, dem „Strašák" (Schrecker), in der Gegend von Wamberg „Husička" (Gänschen) genannt, der zwar nicht auf Bällen von großem Styl am Platze wäre, aber sich um so besser für Tanzpartien in vertrauteren Kreisen eignet. Eine beliebige Anzahl von Paaren tanzt 16 Tacte Polka, worauf sie dann stehen bleiben und einander loslassen; sie strampfen nach dem Tacte der äußerst drolligen Musik mit den Füßen, klatschen in die Hände, drohen einander mit dem rechten, dann mit dem linken Zeigefinger und drehen sich zuletzt auf dem Absatz herum. Dann faßt aber der Tänzer nicht seine vorige Tänzerin, sondern die seines Nachmannes ꝛc. und der Tanz hebt von vorn an. Auf dem Dorfe tritt zu der neckischen Tanzweise der Text eines eben so neckischen Liedes hinzu:

Nevěř, holka, nevěř nic,
já jsem hoch z Nechanic,
nevěř, holka, nevěř nic,
nebudeš má.

Mädchen, glaub' nicht dies und das,
bin ein Bursch aus Sitzenlaß,
Mädchen, glaub' nicht dies und das,
wirst die meine nicht.

Já dnes jednu miluju,
zejtra jiné slibuju,

Diese lieb' ich, jene auch,
doch am End' hab' ich's im Brauch,

já jsem tak jako pták —
pomiluju, nechám tak.

süßes Ding, wie der Fink:
hab' ich satt dich, flieh' ich flink*).

Dabei hat der Bursche auf dem Tanzboden die Gelegenheit auch in seiner äußeren Erscheinung sich den Mädchen von seiner gewinnendsten Seite zu zeigen: die Sonntagsjacke wird ausgezogen, um das weiße fein gestickte Festtagshemd und die Sammtweste mit den silbernen Knöpfen in ihrer ganzen Pracht sehen zu lassen; vorn im Gürtel hängt ihm ein weißes mit Stickereien ausstaffirtes Schnupftuch, das während des Tanzes gleich einer Flagge in der Luft weht; denn wie im Liede so spielt auch beim Tanze das „Tüchelchen = šáteček" seine Rolle.

Wer den Mädchen will gefallen
muß ein hübscher Bursche sein.
muß recht zierlich tanzen können,
sich benehmen schön und fein**).

Dieser Anstand beim Tanze schließt allerhand Allotria, Ausbrüche einer ungesuchten Lust und Freude nicht aus. Da wird mit den Füßen gestrampft, mit den Fingern geschnalzt, ein gellender Jubelschrei, was die Älpler einen „Juchetzer" nennen, erschallt dazwischen. Im Hingang der Stunden geht allerdings der erst gehaltene Frohsinn nur zu häufig in ausgelassene Lustigkeit über, auf die ruhigeren gemessenen Tanzweisen folgen stürmische berauschende erhitzende, die sich bisweilen zu bacchantischer Wildheit steigern, und gar nicht selten endet in der böhmischen Dorfschenke, wie in den Alpenländern fast regelmäßig, das Vergnügen mit einer Rauferei unter den Burschen, mit zerschlagenen Gläsern und zerbrochenen Stühlen, mit ausgerauften Haaren und eingeschlagenen

*) Erben 2. Auflage S. 230 Z. 540 — Waldau Nationaltänze I S. 38.

**) Waldau Nat. Tänze I S. 9; das böhmische Original dieses Volksliedes kenne ich nicht.

Zähnen. Das ist aber einzig Schuld des Temperaments, nicht Schuld des Tanzes an sich, der zu derlei Ausschreibungen keinen Anlaß bietet. Waldau kennt einen einzigen Rundtanz, den „Rákosi“ (Schilf), den er als „wirklich unanständig“ bezeichnet, indem derselbe dem Pariser Cancan nicht viel nachgebe. Das wolle aber, fügt er begütigend bei, niemand dem Volke verargen; „denn der Schatz der Volkstänze muß gleich dem Liederhort jenem Tuche verglichen werden, welches mit zweierlei Thieren vom Himmel kam, reinen und unreinen“. Bei einem andern Tanze, der „Směska“ (Futtergemengsel), der in der Richenburger Gegend getanzt wird und einen recht gefälligen Anblick bietet, überschreitet nur das dazu gesungene Lied die Gränzen des Anstandes, nicht durch das was es ausdrücklich sagt, aber durch das was es, bei jedem zweiten Verse plötzlich abbrechend, jedermann zu denken gestattet:

Sie fiel vom Kirschbaum,
seh'n konnten wir . . .
Das Mieder riß sie sich entzwei,
wir vernähten ihr . . .*)

Ausartungen solcher Art waren es wohl auch, die den Sittenpredigern der Zeit Anlaß boten gegen das Tanzvergnügen zu eifern. Der „poeta laureatus“ zu Rudolph II. Zeiten, der über Verdienst gepriesene Lomnický, hat in einem 1597 dem Herrn Peter Vok von Rosenberg gewidmeten eigenen „Tractat“ — er war ein Augendiener und Schmarotzer vom Haus aus — den Tanz geradezu einen „Sprung in die fürchterliche Hölle“ genannt: je höhere Sätze einer macht, um so tiefer wird er in die brennende Hölle hinabsinken; so oft einer im Reigen den Arm bietet, so oft offerirt er sich dem Teufel ꝛc. Auch ein Zeitgenosse Lomnický's Laurenz Leander Rvačovský, der 1580 in einem Buch über den Fasching

*) Waldau a. a. O. I S. 42 f. II S. 16.

„Masopust“ gleichfalls gegen das Tanzen loszog, hatte keine besondere Ursache den Cato herauszukehren, da er es, noch dazu als Priester, in seinem häuslichen Leben mit der Sittlichkeit durchaus nicht genau nahm*). Auch ließ sich von einem praktischen Einflusse dieser Mahnungen im Lande nichts wahrnehmen: Tanz und Fasching, Lied und Musik blieben nach Lomnický, Rvačovský und anderen Eiferern nicht minder beliebt und verbreitet, als sie es vordem gewesen waren. Ja gerade in den darauf folgenden Zeiten, wo der böhmische Name mehr und mehr vom Schauplatze der Weltbegebenheiten verschwand, schien sich der Volksgeist mit gesteigertem Eifer auf das zu verlegen, was ihm vom Nationalen im unverfänglichen Haus- und Gemeindeleben gelassen war. Die in Prag wahrscheinlich aus früheren Jahrhunderten stammende Tanzmeister-Zunft, „taneční cech“, erfreute sich ungetrübten Ansehens und unterrichtete in ihrer Herbergskneipe an Sonn- und Feier-, dann an den „blauen Montagen“ die Gesellen und Töchter der Handwerker, denen es dann abends freistand beim Klange der Geige an der Gesammtübung theilzunehmen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand die Zunft aus zehn Meistern, von denen einige nebstbei ihr Handwerk forttrieben, fünf von ihnen hielten eigene Tanzschulen. Sieben, also mehr als zwei Drittel waren Schuster, die überhaupt in dieser Gilde seit jeher vorgeherrscht zu haben scheinen; der achte war ein Handschuhmacher, der neunte ein Müller, der zehnte ein Nadler. In einem 1788 erschienenen Aufsatze wird sehr vernünftig auseinandergesetzt: „wie der Tanz besonders den Schustern und Schneidern nützlich sei, weil sie tagsüber bei ihrem Handwerk sitzend umsomehr außer ihren Arbeitsstunden Bewegung nöthig haben; unter den Fanatikern und Geistersehern anderer Länder seien wie oft Schneider und Schuster

*) Jos. Jireček Rukověť k dějinám lit. české II str. 207.

gewesen" — wer denkt hier nicht an Johann von Leyden, den Propheten? — „in Böhmen sei nie etwas dergleichen vorgefallen, und was könne die Ursache davon sein als die Pflege des Tanzes?" 2c. Die Prager Tanzmeisterzunft war übrigens ganz förmlich eingerichtet, hatte ihre Zunftlade in die vierteljährig 6 bis 7 Groschen eingelegt werden mußten, ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, und trat gegen jeden klagbar auf der unbefugt eine öffentliche Tanzschule errichten wollte. Sie kannten übten und lehrten an die neunzig verschiedene Tänze, darunter zwei Schwerttänze, bei denen mit dem Degen gefochten wurde. Die Bewerber um den Eintritt in die Zunft mußten eine öffentliche Prüfung bestehen und 60 Groschen in die Zunftlade erlegen. Die Aufnahme erfolgte sodann in feierlicher Weise: die Zunftmeister mit den Gästen umstellten den Neuling im Kreise, zwei Kranzeljungfern, družičky, hielten Teller mit Citronen und Rosmarinreisern, zwei Junggesellen, mládenci, weingefüllte Gläser, die sie erst den Meistern, dann den übrigen Männern credenzten, während den Frauen die Citronen präsentirt wurden; endlose Jubelrufe und Glückwünsche, zum Schluße eine opulente Gasterei, deren Kosten der glückliche Neuaufgenommene zu bestreiten hatte*).

5.

Wie im Lied so unterscheidet sich auch im Tanz der čechoslavische Volksstamm von den andern durch die Vielseitigkeit der Formen und Mannigfaltigkeit der Weisen. „Welch ein glänzender Reichthum!" ruft Alfred Waldau (National-Tänze II S. 9) aus. „Wahrlich es ist keine enthusiastische Hyperbel, wenn ich

*) (Rieger) Materialien 1788 VI S. 193—197: Nachricht von der Tanzmeisterzunft in Prag.

behaupte: die französische Contredance, die neapolitanische Tarantella, der spanische Bolero, der schottische Reel, der englische Gig, der magyarische Csárdás, der polnische Mazur, der havanesische Cachicamba, der peruanische Tapada, sie alle zusammen bilden erst den Reiz und die Mannigfaltigkeit der böhmischen Tänze. Jene besitzen eine einförmige Poesie deren man schließlich müde wird, während die böhmischen National-Tänze beständig abwechseln, bisweilen überraschen und niemals langweilig werden." An einer andern Stelle (II S. 36) meint er, man könne die bunte Menge derselben „in beifälliger Verwunderung mit einem Teppich vergleichen, in welchem die mannigfachsten Farbenblumen von dem mildesten Lilienweiß bis zur brennendsten Tulpenröthe zum Entzücken schön eingewebt sind." Waldau führt in seinen zwei Bändchen bei anderthalbhundert verschiedennamige Tänze auf, ohne sich im geringsten einzubilden deren Aufzählung erschöpft zu haben.

Die Benennung ist die verschiedenartigste. Häufig von der Art der Bewegung oder Begleitung:

Chytavka (von chytati, fangen).
Dupák (der Stampfer).
Hoptáč (Hüpfer).
Houpačka (Schaukel).
Klekavá (klekati, niederknieen).
Klouzák (der Schleifer, Glitscher).
Kolébavka (von kolébati, wiegen).
Kukavá (von kukati, wie der Kuckuck rufen).
Nabíhaná (das Anlaufen).
Obkročák (der Umschreiter).
Od země (vom Boden auf).
Osmička (der Achter ∞).
Plácavá (von plácati, klatschen, patschen).
Plačtivá (weinerlich)
Polka (půlka, Halbschritt).
Polka dvojitá (Doppel-Polka).
Praskáč (der Peitscher).
Proti sobě (gegeneinander).
Rejdovák —
Rejdovačka (von rejdovati, lenken, wenden).
Řetěz (Kette).
Skákavá (Hupftanz).
Skočná (Springling).
Slepá (Blindentanz).
Strašák (Schrecker).
Šoupák, Šupák (Schieber).
Špacír (Spazierer).
Točák (Dreher).
Třasák (Zittertanz, Zepperl-Polka).
Valčík (Walzer).
Vrták (Bohrer).

Zbojná (rebelliſch).
Zpátečná (Rückwärtstanz).
Zpátečnícka (desgleichen).
Zastavovaná (der Aufhalter).

Sehr viele Tänze entlehnen ihre Benennungen von gewiſſen Charakteren oder Altersclaſſen, Ständen und Beſchäftigungen:

Bába (altes Weib)
Čert (Teufel).
Doušky (Trink-, Weinleſefeſt in der Gegend von Melnik und Černoſek).
Dudák und Dudačka (Dudelſack-pfeifer und -pfeiferin).
Furiant (ein aufgeblaſener Tropf).
Huláu.
Husar oder Maďar.
Kaplan.
Kaprál (Corporal).
Kominík (Schornſteinfeger).
Kostelák (Kirchgeher).
Kovář (Schmid).
Landverka (von der Landwehr).
Mlynářská (müllériſch).
Ovčák (Schafhirt).
Polbírská (vom Barbier).
Rekrut.
Sedlák (Bauer).
Sousedská (vom Nachbarn, recte: Alter-Herren-Tanz.)
Sprosták (der Einfaltspinſel).
Švec (Schuſter).
Švihák (Stutzer).
Tkadlec (Weber).
Voračky (Pflüger-Tanz).
Zahradnická (gärtneriſch).
Žid, Židák (Jude).

Andere benennen das Land, die Gegend, den Ort, wo ſie in Übung ſind oder von wo man ihre Herkunft ableitet:

Bavorák und Bavoračka (Bayer, Bayerin).
Budějovická (von Budweis).
Chodovská (von den Choden im Böhmerwald).
Husitská.
Kalamajka (von Kolomyi am Prut).
Klatovák (von Klattau).
Kozák, Kozáčká.
Krakovec oder Krakoviak (von Krakau).
Litoměřická (von Leitmeritz).
Maděra (Ungartanz).
Manšestr.
Pančava (von Pančova).
Rokycanská.
Rusák.
Sasák (der Sächſiſche).
Štajrýš.
Talián (Italiener).
Tuchoměřická.
Zbraslavák (von Königſaal).

Viele Benennungen verrathen die Zufälligkeit, die launiſche Willkür ihres Urſprungs. Entweder von Thieren, deren Geberden und Gewohnheiten mitunter dabei nachgeahmt werden:

Cvrček (Grille).
Husička (Gänschen).
Kačer (Entrich).
Kocour (Kater).
Kohoutek (Hähnchen).
Kozel (Bock).
Kráva (Kuh).
Křepelka (Wachtel).
Krocan (Truthahn).
Kukavice (Kukuk).
Myška (Mäuschen).
Rak (Krebs).
Slepička (Hühnchen).
Straka (Elster).
Valach.
Žába (Frosch).
Žežulička (Kukuk).

Oder aus dem Pflanzenreich:

Cibulička (Zwiefelchen).
Kedluben (Kellerrüben).
Hrachová (von Erbsen).
Ječmen (Gerste).
Kapusta (Kohl).
Mrkvička (kleine Mohrrübe).
Laskavec (Amaranth, Tausendschön).
Rákosí (Schilf).

Oder aus der Landwirthschaft und Haushaltung, von gewissen Geräthschaften:

Cukrabant (Zuckerbrod).
Fasuněk (Wagenkorb).
Hambalky (Hängebalken).
Kolečko (Rädchen).
Kolomazná (Wagenschmier-Tanz).
Koště (Besen).
Krosna (Krare).
Kudlička (Schnappmesser).
Kuželka (Kegel).
Latovák (Lattennagel).
Moták oder motovidlo (Haspel).
Oves (Hafer).
Obrok (Futter).
Placek (breiter Kuchen, Fladen).
Putna (Bütte).
Ruchadlo (böhmischer Pflug).
Rezanka (Häckerling).
Salát.
Směska (Futtergemengsel).
Strniště (Stoppelfeld).
Soufek (Schaufel).
Stolička (Stühlchen).
Třinožka (Dreifuß).
Trakař (Schubkarren).
Vážky (Waage).
Vošatka (Stroh-, Backschüssel).
Vosňák (Schnitzmesser der Binder).
Votava (Grumet).
Zouvák (Stiefelknecht).

Dann kommen noch anzuführen:

Ambit (Kreuzgang).
Břitva (Rasiermesser).
Bzikota.
Dutky (Handgeißel).
Kalhoty (Hosen).
Klempák.
Komárna (Mückentanz).
Křižák (Kreuztanz).

Ležák (Liegetanz).
Marjánka (Mariannentanz).
Minet (Menuet).
Nový svět (Neue Welt).
Obtulány (Obtulaný?)
Průchod (Durchgang).
Šmitec (Fiedelbogen).
Umrlec (der Todte).
Zákonopí (Hinterm Hanffeld).
Zelenák (Grünling.)*)

Diese Mannigfaltigkeit, dieser Reichthum an Tänzen wird erklärlich, wenn man beachtet, daß bei dem Böhmen der Tanz gleich dem Lied von altersher mit der Erfindung aus dem Stegreif Hand in Hand ging. „Jede Gegend", behauptet Jaroslav Langer, „ja fast jedes Dörfchen hat seine Tänze, die mit dem Jahre entstehen und wieder verschwinden; zum neuen Lied finden sich neue Schritte oder zu einem neuen Schritte findet sich ein neues Lied." Naturereignisse, Vorfälle im Dorfleben, dann aber auch die großen Weltbegebenheiten gaben Anlaß zu neuen Aufführungen, so daß, wenn sie uns alle aufbehalten wären, wir eine Art fortlaufender Landes- und Sittengeschichte in Lied und Tanz vor uns hätten. „Es ist sonderbar genug", bemerkt Waldau II S. 34 f., „daß, wo kein einziges unserer Lieder den volksthümlichsten aller böhmischen Helden Jan Žižka oder den nicht weniger bekannten Jan Hus oder schließlich den gepriesenen Siegeshelden von Belgrad Gideon Laudon feiert, man doch, um gleichsam jenes Unrecht gut zu machen, die Namen dieser drei auf — Tänze übertrug". In der neuern Zeit hatte man einen „Napoleon" und einen „Vandamme", letzterer der bekannte Verlierer der Schlacht bei Kulm, welchem Napoleon, wie man sich im Lande allgemein erzählte, die böhmische Krone verheißen hatte und den in Prag, als er gefangen eingebracht wurde, die Gassenjungen mit Koth bewarfen, so groß war die Freude, so gewaltig die Erbitterung, die sich über jene

*) Neuester Zeit ist, wie man mir sagt, die Uebung von Mischtänzen (besedy) aufgekommen, die nach Art der Quadrille aus mehreren Abtheilungen, oft zehn bis zwölf, bestehen, von denen jede einen anderen Tanz enthält.

Nachricht im ganzen Königreiche mit Blitzesschnelle verbreitete. In den dreißiger Jahren kam eine „Babinská“ auf, nach einem kecken und lange Zeit unnahbaren Räuber der weit und breit von sich reden machte. Besonders reich war das Jahr 1848 an neuen Tänzen, die theils den Errungenschaften galten wie „Konštituce“, „Parlament“, aber auch „Barikádnická“, theils sich über die Anhänger des Alten lustig machten wie „Copařská“ (vom Zopf), „Kočičinářská“ (von der Katzenmusik), „Zpátečná“ und „Zpátečnická“ (Rückschrittsmänner-Tanz). Im Jahre 1849 gaben die illustrirten Witzblätter „Brejle“ und „Šotek“ und Karl Havlíček's heftiges Oppositions-Blatt „Slovan“ Anlaß und Stoff zu neuen Tanzweisen.

Bei diesen raschen, den wechselnden Zeitverhältnissen folgenden Producten läßt sich bis in die neueste Zeit eine Wechselwirkung der Hauptstadt — „Praga regni caput“, wie über dem Portal des Altstädter Rathhauses zu lesen ist — auf das Land und des Landes auf die Hauptstadt nachweisen, und diese Wechselwirkung wird, wie sich jetzt die Verhältnisse entfalten, zuletzt der Tod des originalen Volkstanzes werden. Zu Anfang der dreißiger Jahre erfand ein in Elbeteinitz in Diensten stehendes Bauernmädchen einen Tanz, dessen Melodie der Lehrer daselbst, Joseph Neruda, zu Papier brachte; 1835 fand der neue Tanz in den Prager Kreisen Eingang und Beifall, zu Anfang der vierziger Jahre begann derselbe seine Reise um die Welt — es war die Polka.*) Der „třasák = Zittertanz“, eine künstlichere Abart der Polka, hat

*) Waldau, der I S. 16—18 die Geschichte der Polka erzählt, erwähnt zuletzt: die Erfinderin solle „gegenwärtig“ (1859) verheiratet in Konětopy bei Brandeis an der Elbe leben, ihr Name sei unbekannt... So hat es niemand der Mühe werth gefunden, der glücklichen Erfinderin eines Tanzes der ganzen gebildeten Welt näher nachzuforschen?! Ist es denn eine Weltreise von Prag nach Elbeteinitz und Konětopy?

als „Polka tremblante“ 1844 ihre Wanderung in die große Welt angetreten, und um dieselbe Zeit, da nun einmal die böhmischen Volkstänze die Vorliebe der Pariser errungen hatten — dem damaligen Prager ständischen, noch heute in Wien lebenden Tanzmeister Raab gebührte dieses Verdienst —, wurde auch der „rejdovak“ und die „rejdovačka“ durch den Tonsetzer Anton Wallerstein als „Redova célèbre“ in die elegante Welt eingeführt, der „skočná“ oder „Zepperl-Polka“ gar nicht zu gedenken. Das war die Einwirkung vom Lande auf die Stadt. Der Rückstrom von der Stadt auf das Land aber macht sich dadurch geltend, daß kein neuer Tanz von auswärts nach Prag gebracht wird, der nicht alsbald seinen Weg aufs Land fände. Der Herr Schullehrer läßt sich den Clavier-Auszug aus der Hauptstadt kommen, instrumentirt denselben in seiner Weise und schon beim nächsten Kirchweihfeste rauschen dessen Töne über den Tanzboden hin und die Burschen und die Mädels haben auch schnell die Schritte und die Bewegung der Polka française, der Polka-Mazur, oder was gerade an der Tagesordnung ist, erlernt.

Das nun aber wird, wie schon erwähnt, zuletzt aller Originalität im Tanze den Untergang bereiten, weil, was vormals ein Proceß von mehreren Jahren war, heutzutage kaum ebenso viel Monate braucht, und weil folglich, wie durch die nunmehr so leichte Bekanntschaft des Dörflers mit dem städtischen Wesen die mitunter so malerischen ländlichen Trachten in überraschender Schnelle verschwinden, in gleicher Weise der Volkstanz dem Eindringen des modernen Geistes bald gänzlich den Platz räumen wird. Schon bei der vorstehenden Schilderung habe ich zu einem großen Theile die längst- oder halbvergangene Zeit gebrauchen müssen, weil Jaroslav Langer in den dreißiger, Alfred Waldau zu Ende der fünfziger Jahre selbst gewisse Tänze als

bereits ausgestorben bezeichneten. Das wird nun in steigender Progression fortgehen. Welches Dorf ist heute so weit zurückgeblieben, daß nicht schon ein Fortepiano Eingang gefunden hätte? Aber wie wenige gibt es, wo heute noch ein Dudelsack aufzutreiben wäre, den ich in meinen jungen Jahren selbst in der Nähe von Prag, im Baumgarten vernommen zu haben mich erinnere? Es ist gewiß kein feines vornehmes Instrument, seine quickenden Töne haben nichts von Noblesse und Elegance, niemand wird mich Lügen strafen. Aber wenn man erwägt, wie dieses an die Hirtenweisen und Hirtenspiele der Alten gemahnende Musikwerkzeug Jahrhunderte und Jahrhunderte lang unsere Väter und Mütter in jungen schönen Tagen wie in alten gebrechlicheren Jahren erheitert erfreut erquickt und — erbaut hat, denn es wurde ja auch in der Kirche vom Chore herab gespielt, so ergreift uns doch eine Wehmuth über diesen neuen Beweis von der Hinfälligkeit alles Irdischen. Eine der Gegenden des Landes, wo sich der Dudelsack am längsten erhalten hat, wo man ihn vielleicht heute noch trifft, ist die Gegend von Taus = Domažlice, der westwärts am weitesten, bis hart an die bayerische Gränze und die nördlichen Ausläufer der Šumava vorgeschobene Wohnsitz des čecho-slavischen Stammes, der, merkwürdig genug in einer so exponirten Lage, in Sitte und Sprache manche altböhmische Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Dort galt noch vor kurzem von dem Dudelsackpfeifer und neben diesem vom Geiger das Wort: „Der Dudák und der Houdek das sind Bursche, die spielen daß einem das Herz im Leibe hüpft.“ Sonst im Lande haben Dudelsack und das alte Hackbrett = cymbál schon lang der Harfe und neuerer Zeit dem Leierkasten weichen müssen, welcher letztere alle frühern landesüblichen Einzeln-Instrumente, die Geige nicht ausgenommen, nachgerade verdrängen und unter den wandelnden Instrumenten dieselbe aufdringlich-ausschließliche Rolle einneh-

men zu wollen scheint wie das Clavier unter den ortsständigen. Bei feierlicheren Gelegenheiten und in wohlhabenderen Gegenden ist es freilich mit einem einzelnen Instrumente nicht abgethan, da muß ein Dreier-Collegium, etwa Harfe Geige und Baßgeige, ein Streich-Quartett oder -Quintett oder ein aus Saiten- und Blas-Instrumenten zusammengesetztes Orchester herhalten.

Der letzterwähnte Luxus hat bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Anfang genommen und zwar selbstverständlich in der Landeshauptstadt. Der nachmalige Director des 1810 gegründeten Musik-Conservatoriums in Prag Dionys Weber — aus der Künstler-Laufbahn der vielgefeierten Henriette Sonntag, die seiner pedantischen ebenso unerbittlichen als heilsamen Disciplin zuletzt entlief, auch in weitern Kreisen bekannt — hat zuerst das Orchester in den Ballsaal eingeführt und dasselbe, der Zahl der Mitwirkenden, aber zugleich der Correctheit der Aufführung nach, auf eine Höhe gebracht, die dem bekannten Abbé Vogler Worte des Erstaunens und der Bewunderung abrang: „Nein, den Aufwand von Musik den man in Prag für die Füße macht, habe ich bei Gott nirgends gefunden! Während anderwärts Fürsten und Könige nach einer Geige oder Harfe tanzen, tanzen die Böhmen nach einem Concert, von einer ganzen Capelle vorgetragen“ . . .

Wird es dem böhmischen Volkslied am Ende nicht ebenso ergehen wie dem nationalen Tanz? Die Zeit des Vlastencenthums war die Periode der höchsten Bedeutung und Verbreitung des Volksliedes. Aus den Regionen des eigentlichen Volkes, seiner Geburts- und natürlichen Pflegestätte, hatten es Čelakovský, Jaromir Erben, Sušil in die Literatur, Labický, Škroup, Wenzel Heinrich Veit, Aloys Jelen in die feinere musikalische Welt eingeführt, und es wurde zum gehätschelten Kind selbst der vornehmeren Kreise. In solcher Weise

bildete es ein Erkennungszeichen für die Stammesgenossen aller Berufs-Classen, hoch und nieder, arm und reich; wo es, selbst in der Fremde, in Text oder Melodie angeklungen wurde, bekannten sich die Landeskinder zu ihm und der und jener fiel mitsingend oder die an das ferne Heim gemahnende Weise mitsummend in den Chor ein. Aber das wird nicht mehr lang anhalten. Das böhmische Schriftthum, das geistige und künstlerische Schaffen und Aufnehmen der Nation wächst nach jeder Richtung hin so mächtig an, greift so üppig um sich, daß das kleine bescheidene Blümchen der Volks-Poesie mit der Zeit davon erdrückt werden wird. Das böhmische Volkslied wird immer einen nationalen Schatz bilden, aber ich fürchte, bald nur mehr einen gelehrten: im Leben des Volkes wird es dem mit unaufhaltsamer Eile in reicher Fülle eindringenden Modernen mehr und mehr den Platz räumen.

Ich werde gar nicht böse sein, wenn mir jemand den Beweis liefert, daß ich mit meiner trüben Voraussage im Unrecht bin, ja es soll mich, um der Sache willen für die ich meine Lanze einlege, nur freuen wenn man mich in einer Zeit, wo die Hand welche diese Zeilen schreibt längst erstarrt sein wird, in dieser Hinsicht in die Reihe der falschen Propheten schieben wird.

Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur.

Mit besonderem Hinblick auf die neu eingerichtete böhmische Hochschule in Prag.

1.

Aus Anlaß der Verhandlungen über die Zweitheilung der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag, beziehungsweise die Einrichtung einer Universität mit deutscher und einer mit böhmischer Vortragssprache, konnte bezüglich der letzteren natürlich die Frage nach den wissenschaftlichen Vorbedingungen dazu nicht umgangen werden. Für jeden Kenner der geistigen Entwicklung des böhmischen Volkes war diese Frage bereits vor drei-, vor vier-, vor fünfhundert Jahren in bejahender Weise entschieden. Von der neu eingerichteten Universität mit böhmischer Vortragssprache ist die juristische Facultät bereits ausreichend mit Lehrkräften versehen, und es möge daher zunächst für diese die oben angeregte Frage beleuchtet werden.

Im Jahre 1495 hat Cornelius Victorin v. Všehrd seine „Neun Bücher vom Recht und Gericht des böhmischen Landes" zu schreiben begonnen und in einem Zeitraume von vier Jahren zum Abschlusse gebracht; er hat es dann seinen vornehmen Gönnern, den Herren Zdeněk, Bohuše und Johann Kostka

v. Postupic um deren fachmännisches Gutachten zugesandt und 1508 eine zweite durchgesehene Ausgabe veranstaltet, deren Widmung König Vladislav annahm. Všehrd's „Neun Bücher" sind in jeder Hinsicht ein Werk von hoher Bedeutung, man mag nun den Inhalt, den darin niedergelegten Rechtsschatz ins Auge fassen, oder die Methode d. i. die fachmännische Darlegung und Auseinandersetzung des Stoffes, oder endlich die Sprache und den Styl, did für die Behandlung solcher Materien geradezu mustergiltig zu nennen sind. Nun sind zwar die „Neun Bücher" unseres Cornelius Victorin allerdings für die höchst ausgebildete Blüthe der juristischen Fach-Literatur Böhmens in jenen Zeiten zu erklären, allein sie sind dies nur darum, weil sie aus einer weit zurückreichenden und sich noch lange darnach fortspinnenden Reihe analoger Leistungen herausleuchten. Noch aus der vor-carolingischen Zeit ist die Zusammenstellung von Rechtssprüchen und Rechtsübungen eines Herrn v. Rosenberg, „Kniha starého pána z Rosenberka", 1312—1346, zu erwähnen, für deren große Verbreitung im Lande wohl der Umstand spricht, daß man davon noch heute bei zwanzig Handschriften kennt. Zur Zeit König Wenzel IV., um das Jahr 1400, hat Herr Andreas v. Duba der Aeltere einen Commentar über das böhmische Landrecht „Výklad na právo země české", in einem eben so reinen als gewandten Böhmisch abgefaßt. In der Widmung an seinen Landesherrn erklärt Herr v. Duba, daß es seine Absicht gewesen „das böhmische Recht, wie er dasselbe von seinen Vorfahren und von erfahrenen Gedenkmännern, welche die böhmischen Landrechte gekannt und geschätzt haben, überkommen", der Nachwelt aufzubewahren, „damit das Andenken daran mit einem alten Manne, wie ich es bin, nicht dahinschwinde". Gegen Ende desselben Jahrhundertes, 1481 bis 1489, faßte Herr Ctibor Tovačovský v. Cimburg

für sein mährisches Heimatland ein ähnliches Werk wie das Duba's ab; die „Kniha Tovačovská“ handelt von den Gebräuchen, dem alten Herkommen und den Gewohnheiten, von der Landesordnung und den Landrechten der Markgrafschaft Mähren. Aus der Zeit nach Všehrd dürften vorzüglich zwei Leistungen hervorzuheben sein: eine Uebersetzung der Institutionen Justinian's ins Böhmische von ungenanntem Verfasser, aus einer Handschrift von 1562 bekannt, und Paul Christian v. Koldin's, Kanzlers der Altstadt Prag, böhmische Stadtrechte, „Práva městská království českého“, die sehr viele Auflagen erlebten, auch ins Deutsche übersetzt und wiederholt herausgegeben, im Jahre 1700 in Mähren als Richtschnur eingeführt wurden und bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den juristischen Kreisen der böhmischen Lande ganz eigentlich dasjenige geleistet haben, was wir heute dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche von 1811 danken.

Aber nicht blos auf dem Gebiete des heimischen Rechtes, wo um des praktischen Zweckes willen eine frühzeitige Pflege der heimischen Mundart nahelag, auch in vielen anderen Zweigen damaligen Wissens und Könnens hat die böhmische Sprache ihre eifrige Pflege gefunden. Es sei nur beispielsweise hingedeutet auf Christian v. Prachatic, den Zeitgenossen des Johannes Hus, der die Heilkunde und die Wundarzneikunst zum Gegenstande seines literarischen Schaffens machte; oder auf den „ausgezeichnetsten und besten“ Kriegsmeister aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Wenzel Vlček v. Čenov, dessen dem Könige Vladislav gewidmete „Belehrung, wie man das Fußvolk, die Reiterei und die Wagen im Kriege zu verwenden hat“, sich als eine systematische Darstellung der Taktik, wie solche aus den Feldzügen der Husiten und der berühmten böhmischen Legion des Ritters Jiskra v. Brandeis hervorgegangen, darstellt; oder auf

die Historiker der ereignisvollen Zeitläufte des 16. und 17. Jahrhunderts, den „Schreiber" Bartoš (Kronika Pražská 1524—1530) und Sixt von Ottersdorf („Akta aneb knihy památné čili historie oněch dvou nepokojných let 1546 a 1547), Paul Skala und Wilhelm Slavata, in deren Schriften sich zugleich, weil es vorzüglich die inneren Kämpfe und Stürme sind die sie darstellen, eine im hohen Grade durchbildete Rechts- und parlamentarische Sprache kundgibt.

Zweier Schriftsteller muß ganz besonders hier gedacht werden. Der eine ist der Ritter Thomas Štítný, geb. 1325/6 gest. nach 1400, das verehrungswürdige Beispiel eines Privat-Gelehrten und christlichen Weltweisen, der das gesammte philosophisch-theologische Wissen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, mit dem lebendigsten Interesse die Kämpfe verfolgte die sich auf diesem Boden vor ihm abspielten, aber gleichwohl sich für seine Person davon unmittelbar fernhielt, keinen akademischen Grad, keinen Platz in einem Collegium des „studium universale" anstrebte, sondern die Früchte seines stillen Nachdenkens in einer Reihe von Werken niederlegte, die er zunächst für die Belehrung, für die „häusliche Unterhaltung und Erbauung" seiner Familie bestimmte. Derlei Gegenstände waren zu jener Zeit, und nun gar neben der mächtig aufblühenden Stiftung Karl IV., den Gelehrten und deren Sprache, der lateinischen, vorbehalten, und Thomas Štítný erfuhr von Seite der Prager Doctoren und Magistri unausgesetzte Angriffe, weil er es wagte über solche Dinge in der gemeinen Mundart zu schreiben und dieselben dadurch gleichsam zu profaniren. Aber diese „gemeine Volkssprache", wie wußte er dieselbe für die höchsten Vorwürfe menschlichen Sinnens und Grübelns sich zu schaffen, zurechtzulegen, in Verwendung zu bringen! Ich spreche das große Wort gelassen aus, daß man mir aus keiner der neueren

europäiſchen Cultur-Sprachen ein gleichzeitiges in gemeinfaßlicher Proſa, alſo nicht lateiniſch, abgefaßtes Werk wird bezeichnen können, dem ſich nicht des böhmiſchen Ritters „Belehrung über die allgemeinen chriſtlichen Angelegenheiten“ und deſſen „Řeči besední“ (nicht leicht zu überſetzen, etwa „Gelehrte Unterhaltungen“) vollkommen ebenbürtig an die Seite ſtellen ließen.*) Den zweiten Schriftſteller, auf den oben hingedeutet wurde, brauche ich nur zu nennen: es iſt Johann Amos Komenſký, latiniſirt Comenius, um daran meine Schlußfolgerung zu knüpfen, daß ein Volk, eine Sprache, eine Literatur, die gelehrte Männer und gelehrte Schriften ſolchen Charakters aufweiſen kann, die Probe wohl nicht zu ſcheuen hat, ob ihr der Beruf und die Eignung für die Behandlung wiſſenſchaftlicher Probleme zuzuerkennen ſei.

Das ſind nun allerdings Geſchichten die auf Jahrhunderte zurückreichen. Nach den Schreckniſſen und Demüthigungen, nach der Verödung und Verwilderung, die ein dreißigjähriger ſchonungs- und erbarmungsloſer Krieg über das Land gebracht und in ſeinen Nachwirkungen darin zurückgelaſſen hat, iſt ein jäher Niedergang alles ſelbſtändigen geiſtigen Weſens und Strebens in Böhmen zu verzeichnen. Ohne mit dem mittel-europäiſchen Culturleben gleichmäßig fortſchreitende Weiterbildung, ohne höhere Pflege überhaupt verkümmerte die einheimiſche Sprache an ihrem Wörterſchatz, an ihrer ſyntaktiſchen Eigenart, ſo daß ſie nachgerade für Begriffe die ſich einigermaßen über den gemeinſten Hausgebrauch erhoben nicht mehr zu genügen vermochte, daß ſie ganz eigentlich zur Sprache des gemeinen Volkes, zur „lingua vulgaris“ wurde und daß es faſt nur

*) Den deutſchen Leſer kann ich auf meinen „Hus und Hieronymus“ (Prag Calve 1853) S. 50 ff. und Joſeph Wenzig: „Studien über Ritter Thomas v. Štitný“ (Leipzig 1856) verweiſen; die neuere böhmiſche Literatur über Štitný, namentlich über deſſen Stellung zur damaligen Philoſophie, iſt ſehr zahlreich; Hanuš, Daſtich, Vinohorſký u. A.

der Prieſter auf der Kanzel und, als anderer Endpunkt, das ewig friſche und lebendige Volkslied war, von denen dieſelbe einigermaßen über das Niveau des praktiſchen Bedarfes im Alltagsleben hinausgehalten wurde. Wiſſenſchaft und gelehrtes Schriftthum waren in dieſer Zeit ausſchließend lateiniſch und wurden von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmählich deutſch; an der 1769 gegründeten Prager „Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" gab es für die böhmiſche Sprache und Literatur keine Stelle.

Um dieſe Zeit nahm Maria Thereſia die Verbeſſerung des gemeinen Schulweſens in ihre Hand, für welchen Zweck ſie den Abt Felbiger von Sagan nach Wien berief. Am 6. December 1774 erſchien die neue „allgemeine Schulordnung". Dieſelbe war allerdings, wie ſchon ihr Titel beſagte, zunächſt „für die deutſchen Normal-, Haupt- und Trivial-Schulen in den ſämmtlichen k. k. Erbländern" beſtimmt; durch nachfolgende Verordnungen wurde die Verbreitung und ſorgfältige Pflege der deutſchen Sprache, namentlich in Gegenden wo ſie nicht zu Hauſe ſei, den Schulbehörden zur Pflicht, die Kenntnis derſelben bei der Aufnahme in die lateiniſchen Schulen zur Bedingung gemacht u. dgl. m. Gleichwohl iſt es nicht richtig, iſt es vielmehr eine hiſtoriographiſche Ungerechtigkeit zu nennen, wenn man der großen Kaiſerin und deren erleuchteten Staatsmännern die Abſicht unterſchiebt, es ſei bei Einrichtung der „deutſchen Schulen" auf Beſeitigung und Unterdrückung aller nichtdeutſchen Idiome abgeſehen geweſen. Zur ſelben Zeit als die neue Schulordnung im Werke war, überreichte der Mährer Johann Aloys Hanke von Hankenſtein der Studien-Hof-Commiſſion ſeine „Betrachtungen über die Nothwendigkeit eines Lehrſtuhles der böhmiſchen Sprache und Literatur", eine Denkſchrift die ohne Zweifel den erſten Anſtoß gab daß 1773 Joſ. Valentin Zlobický, gleichfalls Mährer von Geburt, als Profeſſor der böhmiſchen

Sprache an der k. k. thereſianiſchen Ritter-Akademie angeſtellt, und zwei Jahre ſpäter eine gleiche Lehrkanzel an der Wiener Univerſität errichtet wurde. In den Jahren 1774 und 1775 betonte der edle Patriot Graf Franz Kinsky in ſeinen „Erinnerungen eines Böhmen über einen wichtigen Gegenſtand" die Nothwendigkeit die heimiſche Sprache zu pflegen, und gab Franz Martin Pelzel Balbin's „Dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica" heraus, die hundert Jahre zuvor geſchrieben damals nicht hatte erſcheinen dürfen. In den Jahren 1775 und 1776 wurde für Schleſien angeordnet, „an den Orten wo die deutſche Sprache gar nicht geredet wird, den Unterricht im Polniſchen allein ertheilen zu laſſen" und „bei künftiger Anſtellung neuer Schulmeiſter . . nur ſolche zu wählen, die beider Sprachen kundig, und geſchickt ſind in beiden zu unterrichten". In Prag und Brünn wurden 1777—1779 die neuen Schulſchriften in böhmiſcher Überſetzung, in der Prager Normalſchul-Buchdruckerei auch ſelbſtändige Schul- und Lehrbücher in böhmiſcher Sprache herausgegeben. Als bezüglich der böhmiſchen Gymnaſien der Hofbuchdrucker Trattner Schwierigkeiten machte böhmiſche Artikel zu liefern, weil er dabei nicht auf ſeine Koſten käme, reſolvirte Maria Thereſia: wenn es Trattner nicht auf Grund ſeines Privilegiums thun wolle, habe der Schulfond geeignete Vorſorge zu treffen **„weillen es vor dem ſtaatt nothwendig iſt"** *).

Allein trotz dieſer und ähnlicher kaiſerlicher Verordnungen, und zuwider dem Geiſte und der Abſicht die ſich daraus kundgaben, wurde das neue, das „deutſche" Schulweſen von den untergeordneten Behörden, von vielen Schulmännern und Verwaltungs-Beamten als Hebel allgemeiner Verdeutſchung benützt,

*) Meine Gründung d. öſterr. Volksſchule (Prag, Tempsky, 1860) ſ. Regiſter S. 646 „Böhmiſche Sprache".

was dann unter Kaiser Joseph II. zur ausgesprochenen Regierungs-Maxime wurde. Es nahm auch die Kenntnis der deutschen Sprache und die Vorliebe für die deutsche Literatur unter den gebildeten Classen des Landes, Deutschen wie Böhmen, in unverkennbarer Weise zu. Besonders die jungen Leute beiderlei Geschlechts begeisterten sich für die deutsche Sprache, die der damalige König von Preußen mit einer gewissen Auffälligkeit gegen die französische hintansetzte, in einem solchen Grade, daß man sie selbst an öffentlichen Orten, in Gärten, auf Spaziergängen sehen konnte, vertieft in den geistigen Genuß eines Gleim und Gellert, eines Hagedorn und Geßner und anderer deutscher Dichter, deren hauptsächliches Bestreben dahin ging aus den Deutschen in Deutschland selbst Deutsche zu machen, aus ihrem Vaterland das erdrückende Übergewicht des französischen Schriftthums hinauszudrücken, und die sich wahrscheinlich nicht träumen ließen, daß sie damit in Böhmen eher Anklang fänden als im eigentlichen Deutschland*). Bekannt ist, daß der größte Slavist jener Zeit, Abbé Dobrovský, damals im Hause des Grafen Franz Anton Nostic, wo er neben Pelzel die Erziehung der jungen Grafen leitete, die böhmische Sprache, wie etwa neuerer Zeit August Schleicher die lithauische, als eine todte oder aussterbende in Behandlung nahm und daß er sie selbst in spätern Jahren höchstens als eine solche gelten ließ, die sich gleich der baskischen im nördlichen Spanien und südwestlichen Frankreich allenfalls bei den untern Volksclassen erhalten würde und für die man denn auch Schriften zur Erbauung Belehrung und Unterhaltung in gemeinverständlicher Sprache abfassen möge. Er war ein Mann von den ausgesprochensten gesellschaftlichen Talenten, durch seinen Witz und Frohsinn, seine Erzählungsgabe überall gern gesehen und beim böhmischen Adel, in dessen

*) Ferdinand Schulz, Jos. Jungmann (Mat. lidu 1873 č. 39) S. 16 f.

Kreisen er durch das Haus Nostic mehr und mehr bekannt wurde, besonders beliebt; wenn man ihn dann, der so gelehrte Sachen über slavische Sprache und Literatur geschrieben, gelegentlich fragte warum er dies denn nicht auch in dieser Sprache thue, pflegte er in abweisendem Tone zu sagen: „Die böhmische Sprache ist mir zu heilig, als daß ich sie schriebe!"

Gleichwohl war es Dobrovský unter dessen philologischem Messer der vermeintliche Cadaver neues Leben gewann, die wie eingeschlummerten Kräfte wieder zu entfalten begann, war es Dobrovský der durch seinen regen Geist fortwährenden Anstoß in der Richtung gab, in welcher jetzt hier jetzt dort die Aufgabe, die er für seine Person für eine fruchtlose undankbare hielt, von Andern aufgenommen und weitergeführt wurde. Als er 1775 die Frage aufwarf: „Haben die Böhmen, so stolz auf ihre Sprache, ein vollständiges Wörterbuch?" begannen Pelzel, V. M. Kramerius sich um Materialien dafür umzusehen, Faustin Procházka aus alten Schriften Worte und Redewendungen zu sammeln, Franz Jan Tomsa Ausdrücke, Satzfügungen dem Landvolke, den Handwerkern in unvermischt böhmischen Gegenden abzuhorchen, Analogien in andern slavischen Sprachen nachzugehen, alte böhmische Drucke und Handschriften zu durchforschen ꝛc. Das erste was Tomsa herausgab, war 1782 eine böhmische Sprachlehre, auf welche zwei Jahre später eine böhmische Rechtschreibung „Nawedenj k czeské dobropjsemnosti" und ein „Elementarwerk" der böhmischen deutschen und lateinischen Sprache folgten. Auch in Wien begann es sich zu regen. In den Jahre 1782 und 1783 veröffentlichte Hanke von Hankenstein eine „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur" und Wenzel Pohl, böhmischer Sprachmeister der jüngern Erzherzoge („w c. k. wrozeninské wěstni rzeczi czeské negwjss wyrzizeney uczitel), eine „Grammatica

linguae bohemicae, oder die böhmiſche Sprachkunſt beſtehend in vier Theil", ein Werk, das ungeachtet ſeiner auffallenden Unbeholfenheit und Mangelhaftigkeit vier Auflagen erlebt haben ſoll.

Viel bedeutſamer als dieſe grammatikaliſchen Verſuche und Hankenſtein's apologetiſches Büchlein war eine gleichzeitige Schrift Karl Ignaz Tham's „Obrana gazyka českého proti zlobiwým geho utrhačům", worin er, viel ſchärfer als Balbin in ſeiner lateiniſchen Abhandlung, ſeinen Landsleuten, und vor allen dem Landesadel die Vernachläſſigung ihrer Mutterſprache vorhielt, eine Mahnung in ſo ſchneidigem Tone, daß die Schrift gewiß nicht das Licht der Welt erblickt haben würde, wenn nicht Joſeph II. eben damals die Preſſe frei gegeben hätte. Nachdem Tham ſeinen Zeitgenoſſen ausgemalt, wie das geiſtige Leben, die Pflege und Bildung der heimiſchen Sprache in Böhmen einſtmals geweſen, ruft er aus: „Erröthet vor Scham, ihr unwürdigen Nachkommen, die ihr ſo weit, ſo weit von den Fußtapfen eurer Vorfahren abgewichen ſeid! Erröthet ihr alle, die ihr, o des Leides! die von euren Ahnen überkommene, von ihnen bereicherte und geſchmückte Sprache ſchnöde von euch weiſet! . . . O wenn jetzt die Männer von ehedem wieder aufſtänden, ein Hus, ein Karl Žerotin, ein Veleſlavin, ein Komenſký, ein Balbin und andere, wie würden ſie ſich betrüben, wie würden ſie wehklagen, wenn ſie ihre geliebte Mutterſprache ſchmählich vernachläſſigt, ihre ſo vortreffliche Schriften im Staub modern, von Würmern zerfreſſen ſähen! . . Aber euch vor allem fluche ich, ihr Adeligen und Hochgebornen des Landes, deren Nachläſſigkeit, Faulheit ſo zu ſagen, zur Leidenſchaft geworden iſt. Ihr denen es zuſtände Führer der Nation, Förderer der Wohlfahrt des Landes, des Ruhmes unſerer Mutterſprache zu ſein, durch euer leuchtendes Beiſpiel eure Landsleute zu gleich löblichem Streben und Wirken aufzuſtacheln, ihr ſeid nur ein Vorbild der

Gleichgiltigkeit, wenn ihr nicht gar, ihr Nichtsnutzigen, den Söhnen des Landes und deren Bestrebungen absichtlich den Rücken kehrt! Einzig der Behaglichkeit, dem Zeitvertreib, den Wollüsten fröhnend, den ekelsten Vergnügungen und Ausschweifungen euch hingebend, versinket ihr darin bis zum Ersticken. Schmach über euch, vor denen einst den Nachkommen, wenn sie von euch hören werden, schaudern wird!" . . .*)

Man wird zugeben, daß diese Apostrophe an Kraft des Ausdruckes kaum etwas zu wünschen übrig ließ; ist sie bei jenen, an die sie gerichtet war, von Wirkung gewesen? Gewiß nicht, weil ja der böhmische Adel jener Zeit in seiner überwiegenden Mehrheit in der That so war wie ihn der feurige Patriot schilderte, weil dessen männliche Sprossen das Böhmische, wie weiland Karl V. das Deutsche, allenfalls mit ihren Stallburschen und Wildtreibern zur Noth sprechen, aber gewiß kein böhmisches Buch, also auch Tham's „Obrana" nicht, zu lesen vermochten. Tham selbst begnügte sich übrigens nicht mit dem Mahnen und Anspornen Anderer; er legte nach den verschiedensten Seiten Hand an das Werk das er gefördert wissen wollte. Er und sein Bruder Wenzel, der sich bleibend der Bühne widmete, waren bei Liebhaber-Theatern thätig, brachten böhmische Schauspiele auf die Bühne, übersetzten solche aus andern Sprachen, Schiller's „Räuber", Shakespeare's „Macbeth", Gotter's „Medea". Karl Ignaz war es auch der Dobrovský's

*) Schulz a. a. O. S. 23 behauptet, in dieser Zeit seien die Ausdrücke „vlastenec" und „vlastenectví" aufgekommen und im ganzen Volke verbreitet worden. Allein Tham gebraucht „vlastenec" noch nicht im später charakteristisch gewordenen Sinn als Vaterlandsfreund, sondern im geographischen als Landeskind; daher sowohl im schlimmen: „O vzezřete vlastenci vé, kteří jazyka svého opovrhše žádné dosavad péče o znalost a vzdělání jeho jste neměli", als im guten: „Neužasni tím, vlastenče laskavý, ale pomni" a. t. d.

Anregung am ersten nachkam, indem er 1788, in Prag und Wien „auf Kosten der von Schönfeldschen Handlung", ein „deutsch-böhmisches National-Lexikon" herausgab, das eine vom deutschen Adelung geschriebene „Vorrede" beim Publicum einführte. Drei Jahre später erschien Tomsa's „Vollständiges Wörterbuch der böhmischen deutschen und lateinischen Sprache", das Abbé Dobrovský mit einer Vorrede und einer werthvollen Abhandlung „Über den Ursprung und die Bildung der slavischen und insbesondere der böhmischen Sprache" auszeichnete. Tham und Tomsa arbeiteten später einander auf lexikographischem Gebiete in die Hände; jener beförderte 1805 den I. Theil von Tomsa's „Neuestes ausführliches vollständiges böhmisch-deutsches synonymisch-phraseologisches National-Lexikon oder Wörterbuch; nach Weleslawin's Sylva quadrilinguis" zum Drucke, dessen 2. Theil Tomsa 1807 allein herausgab. Von Tham allein erschien 1807 und 1808 „Regnowěgssj auplný česko-německý slownjk dle Weleslawinowa Nomenclatora zřjzený, aneb přjhodný wýběrek slow k mluwenj negpotřebnegssjch a negobwyklegssjch" a. t. d.

Auch eine Zeitung in böhmischer Sprache kam in der Josephinischen Periode heraus. Mit 1. Januar 1786 übernahm Wenzel Matthäus Krameriu s die Redaction der „Schönfeldské cjs. kral. posstowské Nowiny", die von diesem Augenblicke an Beliebtheit und Abnehmerzahl zunahmen. Denn er war eine Kraft, welche der Zeit und den Zwecken für die er zu wirken hatte bestens zu statten kam; er traf den Ton den man der großen Menge gegenüber anzuschlagen, er verstand sich auf die Mittel und Wege die man, um die Leute mit sich zu ziehen, zu gebrauchen hatte. Mit 7. Juli 1789 begründete er, trotz aller Einstreuungen seines frühern Principals, auf eigene Faust eine Prager Post-Zeitung, „Prazské posstowské Nowiny na rok 1789", die sich 1791, weil der

Name ihres Herausgeber immer volksthümlicher wurde, in „Kra-meriusovy cjf. kral. wlaſtenecké Nowiny" umwandelte und es mit der Zeit auf 1400 Abonnenten brachte, für jene Tage und Verhältniſſe eine unerwartete Ziffer. Dabei war die damalige redactionelle Thätigkeit — ſein Blatt erſchien etwa zweimal die Woche in klein Quart auf grobem Papier — keineswegs eine ſo aufregende und forthaſtende daß ſie einem ſchaffensfreudigen Manne nicht Zeit vollauf zu andern Arbeiten gelaſſen hätte, und ſo entwickelte Kramerius neben der Herausgabe ſeiner Zeitung eine geradezu ſtaunenswerthe Fruchtbarkeit, ſowohl in eigenen Schöpfungen als in Überſetzungen aus fremden Sprachen, aber alles auf der Stufe des großen Durchſchnittes der Leſer gehalten, in gemeinverſtändlicher Sprache geſchrieben: Leben Laudon's, Teſtament Kaiſer Joſeph II, arabiſche Märchen, „Rybrcol", Zdeněk von Zaſmuk, das eingemauerte Fräulein, die böhmiſchen Amazonen, der Teufel und die Wahrheit, Sammlung von Be-ſchreibungen von Seereiſen, vollſtändige Schilderung von Ägypten, Reiſe nach Arabien und in das gelobte Land, luſtige und traurige Begebenheiten unerfahrener Kinder, der jüngſte Robinſon, und ſo fort. Er war mit ſeinen Griffen überaus glücklich, ſo daß mehr als eine ſeiner Schriften wiederholt aufgelegt, einzelne ins Deutſche überſetzt wurden. Auch dadurch erwarb er ſich Ver-dienſte, daß er ältere böhmiſche Schriften, deren Inhalt den da-maligen kleinen Leſerkreis anziehen konnte, von neuem herausgab, wie „Příhody Wácl. Wratiſlawa z Mitrowic w tureckém zagetj".

Zum Schluße ſei der erſten theatraliſchen Aufführung ge-dacht, die am 8. Juli 1786 in der auf dem Roßmarkt für dieſen Zweck errichteten Bude (bouda) mit behördlicher Erlaubnis ſtatt-fand. Ein großes Verdienſt um Erwirkung der letzteren hatte Joſ. Jac. Tandler, geb. zu Prag 4. März 1765, damals

Practicant bei der böhm. Landes-Haupt-Cassa, der zugleich den neuen, etwas bescheidenen Tempel der böhmischen Melpomene und Thalia mit Trauer-, Lust-, Singspielen, Possen, theils eigene Arbeit theils Übersetzungen versah. Und so dringend war das Bedürfnis darnach — man hatte ja auf diesem Gebiete so gut wie gar nichts — daß ihm nicht die Zeit gelassen wurde seine Concepte ins reine zu schreiben, geschweige denn daran zu feilen, sondern daß sie ihm sozusagen noch naß von der Tinte, sobald er den letzten Punkt gemacht, unter den Händen fortgenommen wurde. Es hat sich darum von seinen zahlreichen Stücken ein einziges im Besitze der Familie erhalten. *)

2.

Die äußeren Verhältnisse waren in der ganzen Josephinischen Periode den Bestrebungen der böhmischen Patrioten durchaus nicht hold. Die Bücher-Censur war zwar nicht zu fürchten, wie die gedruckte Philippika Ignaz Tham's bewies; aber in jeder andern Richtung wachte die neue, nun schon zum großen Theile germanisirte Bureaukratie mit Argusaugen darüber, daß die nationalen Sträucher und Bäume nicht in den Himmel wüchsen. In die Jahre 1786 bis 1788 fiel die Gründung einer Gesellschaft zur Herausgabe eines großen böhmischen Wörterbuchs wie es Dobrovský im Sinne hatte: die Gebrüder Tham, Tomsa, Krameriuš, Procházka, Pelzel, Joseph Franz Hurdálek gehörten dazu. Allein bald wurde die Polizei aufmerksam und verbot die Zusammenkünfte, „in denen, wie man vernehme, nur böhmisch gesprochen werde."

*) Jos. Jakob Tandler. Podává Jos. Jireček; Č. Č. M. 1862 str. 272—274.

An der Prager Universität war die lateinische Sprache noch immer vorherrschend; doch gab es für einzelne Fächer, namentlich der philosophischen Facultät, auch schon deutsche Vorträge. Allein wenn die Professoren nicht böhmisch vortrugen, so zeigten sie sich doch dem böhmischen Lande und Volke freundlich, machten ihre Schüler, aber auch in weitern Kreisen das Publicum, auf die Schätze der böhmischen Geschichte und deren Denkmale aufmerksam und trugen dadurch nicht wenig bei, das Interesse dafür, die Liebe zur Heimat zu wecken und zu beleben. Die Vorlesungen eines Karl Heinrich Seibt, eines gebornen Ober-Lausitzers der seit 1763 die Kanzel der schönen Wissenschaften versah, die kunstgeschichtlichen Forschungen eines Franz Lothar Ehemant, denen er leider durch einen frühen Tod entrissen wurde, die Schilderungen und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte eines Cornova, eines A. G. Meißner (Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen, Prag Calve 1798) wirkten insgesammt in dieser Richtung. Alle diese Männer schrieben deutsch. Meißner war kein Böhme, kannte gewiß nicht die Sprache des Landes und Volkes dessen ruhmvolle Denkmale er so treffend zu schildern verstand; Cornova war einer nach Böhmen übersiedelten italienischen Familie entsprossen. Auch Adauctus Voigt, Faustin Procházka, Fortunatus Durych, obwohl geborene Böhmen, schrieben vorwiegend deutsch oder lateinisch; nur daß die beiden letztern auf Anregung des Prager Erzbischofs Grafen Příchovský eine neue böhmische Ausgabe der Bibel veranstalteten, und Procházka sich überdies das Verdienst erwarb eine Reihe von älteren böhmischen Werken in neueren Ausgaben den Zeitgenossen zugänglich zu machen. Unmittelbar in nationaler Richtung wirkte Stanislaus Vydra, Landsmann Balbin's, Professor der Mathematik, der keine Gelegenheit versäumte junge Kräfte für die Pflege der vom Untergang bedrohten heimischen

Sprache zu gewinnen. Sachlich zu den größten Förderern in dieſer Richtung gehörte Franz Martin Pelzel; aber ſelbſt dieſer traute ſich, obwohl von böhmiſchen Eltern geboren und erzogen, ſo wenig Gewandtheit in ſeiner Mutterſprache zu, daß er bis nahe an ſein ſechzigſtes Jahr nicht anders als deutſch ſchrieb. Um eine Theilnahme ſeitens des Publicums in dieſer Hinſicht, mindeſtens was volksthümliche Schriften betraf, brauchte ihm nicht zu bangen. Es liegt über dieſe Zuſtände ein merkwürdiger Ausſpruch von ihm vor; es iſt die Stelle aus einem ſeiner Briefe an Zlobický vom 20. September 1784: „Man nimmt wahr, daß die Böhmen jetzt mehr als ſonſt nach Büchern fragen. Doch finden ſie an den alten Büchern immer mehr Geſchmack als an den jetzt geſchriebenen. Die Urſache liegt am Tage. Jene ſind rein und echt böhmiſch, ſowohl in den Wörtern als im Ausdruck. Sind auch mehr nach dem Genie der Nation geſchrieben. Dieſe, die neueren, wollen ihnen nicht gefallen, weil der Styl nach der deutſchen Art geformt iſt. Ich geſtehe, daß ich mir nicht getraue ein Buch in böhmiſcher Sprache zu ſchreiben, weil ich nun an das Deutſche mehr gewohnt bin, obgleich das Böhmiſche meine Mutterſprache iſt.“ So ſchrieb derſelbe Mann, der ſechs Jahre ſpäter mit dem erſten Bande ſeiner „Nowá Kronika Čeſká“ den Beweis lieferte, wie vortrefflich er den Volkston zu treffen wußte.

Beſſere Zeiten ſchienen, wie in manch andern Dingen, ſo in den Beſtrebungen der böhmiſchen Nationalen mit dem Regierungsantritte Leopold II. zu kommen. Als ſich dieſer 1791 in Prag krönen ließ — wozu ſein letzter Vorgänger nicht zu bewegen geweſen war — wohnte er einer Sitzung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die einige Jahre früher (1784) den Titel einer „königlichen“ erhalten hatte, bei und nahm eine Anſprache des Abbé Dobrovský entgegen, der dabei „im Namen von Hundert-

tausenden" die Bitte stellte: „daß Seine Königliche Majestät geruhen möge, dem böhmischen Volke die Muttersprache, diesen theuren von seinen Voreltern ererbten Schatz, vor jeder Vergewaltigung zu bewahren*)." Leopold widmete der gelehrten Körperschaft einen Beitrag in Geld, der dieselbe in den Stand setzte Dobrovský nach Stockholm, Upsala u. a. reisen zu lassen, um dort böhmische Bücher und Handschriften, welche die Schweden 1648 in großen Massen, wie man sich vorstellte, aus Prag weggeführt hatten, nachzuspüren. Dobrovský trat die Reise Mitte Mai 1792 an, fand bei weitem nicht das was er und seine böhmischen Freunde erwartet hatten, und kehrte über Abo, St. Petersburg, Moskau nach Prag zurück, wo er im Februar 1793 wieder eintraf.

Eine Folge des Weilens Leopold II. in Prag war auch die Errichtung einer Lehrkanzel der böhmischen Sprache an der Universität. Der Kaiser nahm die von mehreren Vaterlandsfreunden hierüber abgefaßte Denkschrift in einer Privat-Audienz wohlwollend entgegen und gewährte am 28. October 1791 die Bitte; die eigentliche Errichtung erfolgte am 8. Januar 1792, mehr als vierzehn Monate später die Einführung des neuernannten Professors Martin Pelzel auf den Lehrstuhl, 13. März 1793.

In der Zeit von Dobrovský's Abwesenheit hatte ein für Sprache und Sitte seines Volkes begeisterter Jüngling Anton Puchmajer (geb. 1769) sich dem geistlichen Stande zu widmen beschlossen, weil er in diesem die beste Gelegenheit ersah für jenen Zweck zu wirken. Ihm stand ein um einige Jahre jüngerer Berufsgenosse Adalbert Nejedlý (geb. 1772) zur Seite, dessen Bruder Johann Nepomuk (geb. 1776) sich der Rechtswissenschaft widmete; Sebastian Hněvkovský (geb. 1770), gleichfalls Jurist, war der

*) Doch s. hierzu die Anm.**) S. 16 in Václav Zelený Život Jos. Jungmanna; v Praze Dr. J. B. Pichl a spol. 1873.

vierte im Bunde. Ihrem Volke geistige Nahrung zuzuführen war das Ziel das sich die jungen Leute vorsteckten, die Abfassung und Herausgabe von Gedichten sowohl ernster als scherzhafter Gattung schien ihnen das Mittel sich diesem Ziele zu nähern. Allein ihre ersten Versuche, die sie unter dem Titel „Sebrané básně a zpěwy" der Öffentlichkeit übergeben wollten, fielen so kläglich aus, daß Procházka, welchem Puchmajer das Manuscript zur Prüfung vorlegte, ihnen den wohlmeinenden Rath gab, sich zuerst mit der böhmischen Sprach- und Satzlehre vertrauter zu machen als sie zur Stunde waren. Ungekränkt und unverdrossen machten sie sich von neuem an ihre Arbeit, und nun war es der von seiner nordischen Reise heimgekehrte Abbé Dobrovský an den sie sich wandten. Kajetan Tyl hat in einer geschichtlichen Novelle ein lebensvolles Bild jener Tage geliefert, und weil der Dichter von Gott begnadet ist Dinge zu schauen die sich uns gröberkörnigen Alltagsmenschen spröde entziehen, so wollen wir uns von ihm erzählen lassen, wie sich Puchmajer und der eine Nejedlý bei Dobrovský einfinden; wie ihnen dieser als ein Gegenstand der Begeisterung und hohen Verehrung erscheint; wie er sie aber zugleich tief betrübt, indem er alle ihre Hoffnungen niederschlägt, denn Erfolg würden ihre Bemühungen doch keinen haben, die böhmische Sprache sei keiner neuen Blüthe fähig, sondern gehe nach dem Willen Gottes ihrem Grabe zu. Aber der muntere Hněvkovský will das nicht gelten lassen, und richtet den Sinn seiner Kameraden wieder auf. „Alle Achtung vor Dobrovský's Gelehrsamkeit", sagt er ihnen, „vor seinem tiefen Wissen. Aber kennt er das Volk? Weiß er etwas vom wirklichen Leben, weiß er wie es unsern Leuten ums Herz ist, wie es bei ihnen aussieht? Er sitzt zu Hause über seinen alten Scharteken, vertieft sich in seine Untersuchungen, schmiedet Regeln. Aber all das liegt vor ihm wie ein werthvolles

Überbleibsel aus alten Zeiten, die Pulsader des Volkslebens versteckt sich ihm unter Staub und Moder, unter all dem alten Gerümpel das die Ungunst der Zeit darauf gewälzt. Er ist der Mann der Vergangenheit, er ist nicht der Mann über die Zukunft unseres Volkes zu urtheilen, die Männer der Zukunft sind wir" *). Und die jungen Patrioten gehen hin und beginnen ihre Gedichte zum drittenmal umzuformen, wobei ihnen Dobrovský's Belehrung über das Wesen der böhmischen Verskunst, die nicht nach dem Zeitmaß wie bei der Antike, sondern nach dem Tonfall, nach der Sprechweise vorzugehen habe, zur Richtschnur dient. So kamen denn endlich die „gesammelten Dichtungen und Lieder" 1795 heraus, welche die Freunde, deren Kreis sich seither um sieben weitere Musensöhne erweitert hatte, J. Dobrovský „dem Schöpfer der neueren böhmischen Prosodie" als Beweis ihrer Dankbarkeit widmeten. Er hoffe, sagte Puchmajer in der Vorrede, daß sich bald mehr Gleichgesinnte herbeifinden werden, „um unseren lieben Landsleuten, die bisher nicht wenig an dem Mangel dichterischer Erzeugnisse zu leiden hatten, einigermaßen Abhilfe zu bieten **)."

Das waren die Anfänge der neu-böhmischen Kunst-Poesie. Sie waren in jeder Hinsicht bescheiden genug, aber es waren ja auch die Anforderungen, die Erwartungen jener Tage die bescheidensten von der Welt, und so erfüllte das kleine Bändchen seinen Zweck — so weit eben dessen Vorrath reichte. Denn zu den angedeuteten kleinen Verhältnissen jener Zeit gehörte auch das, daß es für böhmische Erzeugnisse solcher Art weder Verleger noch Honorare gab. Der schaffende Dichter mußte zuerst in die eigene

*) Tyl Pomněnky z hrobu nejstaršího Čecha; Sebr. Spisy J. L. Kober 1876 VIII. str. 1—44. Der „älteste Böhme" ist dem Verfasser Sebastian Hněvkovský.

**) Ant. Jaroslaus Puchmajer. Nástin životopisný od Jana Ježka (Sebr. básně 2. vyd. J. L. Kober 1881) str. 253—257.

Tasche greifen und, soweit sich da nichts mehr fand — viel war ja nie darin! — mitfühlende Freunde und großmüthige Gönner suchen, um das Geld für die Herausgabe zusammen zu treiben. So war es auch unsern Freunden ergangen, die den Vertrieb der gedruckten Bändchen auf ihren eigenen Wegen besorgten, und selbst hiebei traf sie Unglück. Denn als Puchmajer, nachdem er am 21. Februar 1796 die Priesterweihe empfangen, in seinem Geburtsort Moldau-Teyn seine Primiz feierte brach Feuer aus, von welchem das Haus seiner Eltern mitergriffen und der ganze noch nicht abgesetzte Vorrath der „Sebrané básně" in Asche verwandelt wurde, so daß dieses erste Bändchen schon bald nach dessen Ausgabe zu den bibliographischen Seltenheiten gehörte. Allein es folgte schon im nächsten Jahre ein zweites, ihrem ersten Gönner Faustin Procházka gewidmet, mit neun neuen Dichternamen, darunter Jos. Rautenkranz, und 1798 ein drittes, welchem Pelzel und Franz Tomsa Beiträge widmeten; auch zwei Mährer Thomas Munich und August Kucza waren in die Reihe getreten.

Noch ein Name fand sich unter den Mitarbeitern des 2. und 3. Bändchens der Puchmajer'schen „Gedichte und Lieder", und weil der Träger desselben in seinem ersten Lebenslauf, den er als betagter Greis sehr anziehend beschrieben, ein treues Abbild der nationalen Zustände jener Zeit lieferte, so sei davon einiges hier angemerkt. Es war ein aufgeweckter Knabe, in einem rein böhmischen Dorfe geboren, aus welchem ihn die Eltern auf die neue deutsche Hauptschule zu Beraun schickten. Sein Lehrer, ein junger Piarist, war nicht im Stande den Kindern in deren Muttersprache, von welcher er kaum ein Wort verstand, nachzuhelfen, wußte aber desto eifriger den Schulbakel zu gebrauchen, wenn die gemarterten Schüler mit der ihnen ganz unverständlichen Schulsprache nicht recht vorwärts kamen; denn selbst der Katechismus, die täglichen

Gebete wurden ihnen in deutscher Sprache eingeleiert. Unserem Bürschchen aus Hudlic — so hieß dessen Geburtsort — ging es noch leidlich; denn es verband ein treffliches Gedächtnis mit einem eisernen Fleiße: „Ich konnte ganze Blätter auswendig hersagen, ohne mehr als zwei, drei Worte davon zu verstehen!“ Doch Geduld überwindet alles und Übung macht den Meister. Deutsch, und immer deutsch, und nichts als deutsch auf der Hauptschule von Beraun, am Piaristen-Gymnasium in Prag, an der Karl-Ferdinand's Hochschule, fünfzehn volle Jahre hindurch, 1785—1799, machten aus dem böhmischen Naturburschen zuletzt einen deutschen Kunstmenschen, der, wenn er jetzt sein Geburtsdörfchen besuchte und ihm im Verkehr in alt-heimatlichen Kreisen zehn deutsche Ausdrücke für einen böhmischen einfielen, in Verlegenheit gerieth und zu stottern begann, so daß eines Tages einer Verwandten in seiner Gegenwart das unbedachte Wort entschlüpfte: „Ich habe geglaubt nur bei uns in Otročínsves stottern sie, aber bei euch stottern sie ja auch!“ Der arme Studiosus wollte vergehen vor Scham; aber nachderhand schwur er sich, etwas solcher Art solle ihm nicht wieder zustoßen, „und von diesem Augenblicke“, heißt es in seinen Aufzeichnungen, „bin ich in der That Böhme geworden, mindestens nach meinem aufrichtigsten Wissen und Willen.“

Der geneigte Leser wird es mir nicht verübeln, wenn ich in eine Darstellung, der im Ganzen nur ein beschränkter Raum zugewiesen ist, derlei Einzelheiten verwebe; denn sie betreffen niemand geringern als Joseph Jungmann, den großen Hersteller des neu-böhmischen Wörterschatzes und Schriftthums, der ohne jenen komischen Zwischenfall vielleicht sein Lebtag kein böhmischer Schriftsteller geworden wäre. Noch ein unscheinbares Begebnis war es, das auf seinen späteren Lebensberuf bestimmend einwirkte. Jungmann war, wie früher erwähnt, mit seinen ersten poetischen Ver-

ſuchen — Epigrammen, 1797 J. J., 1798 mit vollem Namen — unter die Puchmajer-Männer gegangen und würde wohl, auch wenn er gleich Hněvkovský dem erwählten juriſtiſchen Berufe treu geblieben wäre, der literariſchen Pflege ſeiner geliebten Mutterſprache nie vollends den Rücken gekehrt haben. Allein dies wäre denn doch nur ſo nebenbei geweſen. Nun befand er ſich im Hauſe des Barons E.*) als Erzieher wo er, was ſeinen äußeren Menſchen betraf, ganz gut gehalten wurde. Aber er bemerkte daß, wenn Gäſte zu Tiſche waren, alles mit ſilbernen Beſtecken bedient wurde; nur ihm, dem Hofmeiſter, legte man Meſſer und Gabel mit beinernen Griffen und einen zinnernen Löffel vor, und das verdroß ihn. Er ergriff die erſte Gelegenheit um auf gute Art aus dem Hauſe zu kommen, und als bald darnach eine Lehrerſtelle am Leitmeritzer Gymnaſium erledigt wurde, machte er den Concurs mit und trug unter eilf Bewerbern den Sieg davon. So hat ihn der verwunderte Ausruf einer naiven Bauersfrau zum Böhmen gemacht, und ein zinnerner Löffel auf jene Laufbahn geführt, auf der allein er das werden und wirken konnte, was von da an aus ihm geworden iſt. Man ſpricht und ſchreibt heute viel von dem „Zufall in der Weltgeſchichte"; er aber, der auf ſeine jugendlichen Erlebniſſe zurückblickende Greis, erkannte darin mit ſcheuer Ehrfurcht die Wege der Vorſehung!**).

Die große Bedeutung Jungmann's beſteht darin daß er ſich, bald nachdem er in ſeinem neuen Berufe heimiſch geworden, die höchſten Ziele ſteckte; daß er ſich an Aufgaben machte die, wie Joſeph Jireček mit Recht bemerkt, „heute noch ſchwierig zu nennen

*) Ehrenburg? Lexa von Ährenthal? — Zápisky Jos. Jungmanna Č. Č. M. 1871 str. 335 sl. 338, 342 sl.

**) Über ein drittes Ereignis ähnlichen Charakters ſ. Zápisky str. 336 sl: „Byla to náhoda šťastná, čili prozřetedlnosti božské skutek?"

sind, die aber damals über die Kräfte hinausreichend erscheinen mußten". Auch wo er, gleich zu Anfang seiner Laufbahn, die Wege der Andern ging ließ er diese bald auf Sonnenweiten hinter sich zurück. Die zu neuem Leben erwachende böhmische Literatur machte sich viel mit Übersetzungen zu schaffen; die beiden Tham, Tomsa, Kramerius übertrugen Erzählungen, Romane eines Spieß Kramer Lafontaine, Theaterstücke im Geschmacke jener Tage ins böhmische, Hněvkovský brachte 1792 den Text zur Zauberflöte in böhmischer Sprache, 1801 trat Johann Nejedlý mit dem Versuch einer Übersetzung der Iliade auf, 1804 Puchmajer mit einer von Montesquieu's „Tempel von Gnidos" *) u. dgl. m. Aber was Jungmann in dieser Richtung schuf war etwas ganz anderes. Schon zwei Werke so ungleichen Charakters wie Chateaubriand's „Atala" und Milton's „Verlornes Paradies", die Erhabenheit des Stoffes und der Sprache hier, die Üppigkeit des Ausdrucks, die Farbenglut dort, dann wieder das ruhige Ebenmaß des Goethe'schen Hexameters in „Hermann und Dorothea", mit gleicher Geschicklichkeit zu behandeln zeigte den Meister. Was war das für eine Gewandtheit in einer Zeit, wo selbst tüchtige Männer das Böhmische vielfach nur unbeholfen zu gebrauchen verstanden! Sie wunderten sich über die „neuen Worte" die ihnen bei Jungmann aufstießen; doch der entgegnete ihnen: „Leset fleißig in der Bibel-Übersetzung und andern guten alten Büchern, dann werden sie euch nicht mehr neu sein!" **). Ganz ohne neue Wortbildungen lief es nun allerdings dabei nicht ab, allein er war der Mann, der solches wagen

*) Bereits Tomsa hatte angefangen hie und da lateinische Lettern zu gebrauchen; Nejedlý war ihm mit seiner Iliade hierin gefolgt. Puchmajer's „Chrám Gnidský" erschien in zwei Ausgaben: eine „mit gewöhnlicher böhmischer Schrift", die andere mit lateinischer; auch das Papier machte einen Unterschied, auf gemeinem Papier 28 kr., auf besserem 32 kr.

**) Zelený S. 45.

durfte, weil er das Verständnis besaß das richtige im Geiste der Sprache zu treffen.

Er war überhaupt ein Mann des Fortschrittes. Sein Ziel war die Wiederbelebung einer wissenschaftlichen Literatur, da nur auf diesem Wege die um anderthalb Jahrhunderte zurückgebliebene böhmische Sprache auf gleiche Höhe mit den andern gebracht werden konnte. Es gab damals Männer die am Alten hingen; jene Periode, bevor die Fortentwicklung des böhmischen Geistes und Wesens zu einem traurigen Stillstand verurtheilt worden war, galt ihnen als die „goldene Zeit", die Literatur der „böhmischen Brüder" als das bleibende Muster an das man sich, sowohl was den Sprachschatz als was den Sprachbau betreffe, aber auch in der Rechtschreibung und Prosodie halten müsse. Die Reformer dagegen meinten, wie sich seit Rudolph II. Zeiten die Ideen erweitert und bereichert hatten, so könne auch die Sprache, um den fortschreitenden geistigen Bedürfnissen zu genügen, nicht auf einem Flecke bleiben. Wenn der gelehrte Blahoslav, aus der humanistischen Schule hervorgegangen die den Styl der Classiker in allen gebildeten Kreisen eingebürgert hatte, in seiner „Musika" auch für das Metrum Regeln nach griechischen und römischen Mustern aufgestellt hatte, so verfocht Dobrovský den Satz, daß sich eines nicht für alle schicke, daß das Zeitmaß der Antike nicht für den Genius der böhmischen Sprache passe, daß hier der natürlichen Betonung, dem Anlaut ihr Recht widerfahren müsse. Begeisterte Anhänger Dobrovský's waren Puchmajer und dessen Genossen, während K. J. Tham, Václav Stach*) u. a. die „neue Verskünstelei" verwarfen und sich an Blahoslav hielten. Ähnlich war es mit der Orthographie. Pelzel hatte schon 1795 und 1798 in seinen „Grundzügen der böhmischen Grammatik", dann Puchmajer

*) Starý wersowec pro rozumnau kratochwili; Prag 1805 bei Diesbach.

1805 in seinem „Prawopis" den Satz aufgestellt: nach den Zischlauten c ſ z dürfe nicht y, sondern müsse i gesetzt werden, was dann Dobrovský 1809 in seinem „Lehrgebäude der böhmischen Sprache" nach der Analogie mit andern slavischen Idiomen weiter ausführte. Da es nun aber auch in diesem Punkte Solche gab die von einer Abweichung von der hergebrachten Schreibweise nichts wissen wollten, so theilte sich das Lager der böhmischen Literaten in die Jotisten und Ypsilonisten, die einander lange Jahre hindurch mit großer Erbitterung bekämpften. Jungmann bekannte sich von allem Anfang zu den Jotisten und stand auch sonst überall auf Seite der Neuerer; nur im Punkte der Prosodie wich er von ihnen ab: „Die Grundlage der böhmischen Verskunst kann nur das Zeitmaß sein", sagte er.

Jungmann's bahnbrechende Leistungen waren um so höher anzuschlagen als er in seinem Leitmeritz ziemlich vereinsamt war. In Prag stand das anders. So gering die Zahl der böhmischen Literaten damals war, so bildeten sie doch in der Landeshauptstadt eine kleine Gemeinde deren Glieder in stetem Wechselverkehr miteinander standen. Besonders das Zeitungs-Expeditions-Locale des Kramerius wurde zu einem Mittelpunkt für Männer die das gleiche Streben auf ihr Volk belehrend und veredelnd einzuwirken beseelte, die hier die neuen Erscheinungen der Literatur, die Entwürfe zu eigenen Arbeiten besprachen, einander aufmunterten und anspornten. Vom Lehrfache Pařizek und Johann Nejedlý, der Regenschori Koželuh, der Gubernial-Rath Tvrdý, der Prämonstratenser Dlabač u. a. waren regelmäßige Besucher der Zeitungs-Expedition; Puchmajer, seit 1807 wohlbestallter Pfarrer von Radnic bei Rokycan, Rautenkranz, Katechet und Chotek'scher Bibliothekar in Neuhof bei Kuttenberg, Hněvkovský Magistratsrath in Žebrák, Professor Zlobický in Wien u. a. standen

mit Kramerius und durch diesen mit den Prager Literaten und Literatur-Freunden in brieflichem Verkehr. Wenn daher Jungmann's Verlangen nach Prag übersetzt zu werden mit jedem Jahre wuchs, so war dies begreiflich genug; einstweilen bereitete er in seiner Abgeschiedenheit die Werke vor, die er sich zu seiner Lebensaufgabe machte. Dort hat er nicht blos für ein großes Wörterbuch, sondern auch für eine böhmische Literatur-Geschichte zu sammeln angefangen, und ebenso kam der Gedanke und Plan eines Handbuches der böhmischen Belletristik gewiß schon in Leitmeritz bei ihm auf.

Der Aufforderung Dobrovský's ein Lexikon der böhmischen Sprache zustande zu bringen hatten Tomsa und Ignaz Tham, wie wir gesehen, in sehr verdienstvoller Weise zu entsprechen versucht. Allein daß sie vom Ziele, das erreicht werden sollte, weit entfernt waren, offenbarte sich sehr bald. Schon am 23. September 1795 hatte Puchmajer dem gelehrten Abbé geschrieben, er sammle fleißig „gute böhmische Worte"; nur im š habe er deren mehr als 250 die bei Tomsa nicht zu finden seien. Stephan Leška, seit 1786 evangel. Superintendent in Ungarn, sammelte Ausdrücke der slovakischen Mundart. Johann Nejedlý, nach Pelzel's Tode 1801*) Lehrer der böhmischen Sprache an der Prager Universität, und a. m. arbeiteten vereint mit Dobrovský, der 1802 den 1. Theil seines deutsch-böhmischen Wörterbuchs (Prag Herrl 4°) herausgab. Das war aber nicht das was Jungmann vor dem Geiste stand und vorzüglich zu diesem Zwecke griff er auf einen Versuch zurück der zwanzig Jahre früher gescheitert war: die Gründung einer „böhmischen Gesellschaft", welche die örtlich zerstreuten Kräfte

*) Auf seinem Grabsteine steht IV. Idus Febr. MDCCCI, also am 10. Februar, nicht am 21. oder 24. zwischen denen Wurzbach schwankt, obwohl er XXI S. 448 die Inschrift vollinhaltlich anführt.

geistig zusammen führen und bei einander erhalten sollte. Am Jahresschlusse 1809 sandten P. Anton Marek, damals Caplan in der Jičiner Gegend, und dessen Berufsgenosse P. Franz Vetešnik 20 fl. als ersten Beitrag. Opferwillige Förderer dieses Unternehmens waren mehrere Vaterlandsfreunde in Wien, darunter ein k. k. Hauptmann Benedetti aus Pardubic; Rautenkranz in Neuhof, der sich besonders eifrig für die Wiedereinführuug der böhmischen Sprache in die Schulen zeigte; Karafiat, Buchhalter in einer Brünner Tuchfabrik; Wenzel Bergner, Fabrikant in Rumburg u. A. Da Jungmann seine Übersetzung von Milton's „Verlornem Paradies" noch immer im Pulte liegen hatte, spendeten Karafiat und Bergner, die einzigen Vermöglicheren im Kreise der böhmischen Literatur-Freunde, einen ansehnlichen Betrag (Karafiat allein 200 fl.) um die Herausgabe eines Werkes zu fördern, von welchem sie sich einen mächtigen Ansporn zum dichterischen Schaffen versprachen, was dann auch in vollem Maße eintrat. Keinen so günstigen Erfolg dagegen hatte Jungmann's großes Unternehmen, das an dem unbezwingbaren Mißtrauen der Wiener Behörden scheiterte. „Uns Böhmen erübrigt nichts", schrieb er an Marek, „als still und geheim alles aufzubieten um unsere Nationalität zu erhalten für bessere Tage, welche unser Zeitalter bringen zu wollen schien, die aber in Wahrheit erst ein künftiges bringen muß. Nur den Muth und die Hoffnung nicht verloren! Hat sich unser Volk so viele Jahre und gegen so viele Widersacher erhalten, wird es sich auch weiter erhalten!" Am 11. April 1811 sandte er Marek und Vetešník den Beitrag zurück, den ihm dieselben zwei Jahre früher für die zu bildende „Společnost česká" eingeschickt hatten.

Außer Prag bildeten damals Wien und Presburg Mittelpunkte kleinerer literarischer Kreise. In Wien war Joh. Nep. Hromádko 1808 unbesoldeter Lehrer der böhmischen Sprache an

der Real-Akademie geworden, erhielt 1811 nach Zlobický's Tode dessen Lehrkanzel an der Universität und begann 1812 mit behördlicher Erlaubnis eine Zeitung: „Powolené Wjdenské Nowiny" herauszugeben, an die sich 1813 ein belletristisches Blatt schloß: „Prwotiny pěkných vměnj". In Presburg war schon 1803 durch das Bemühen opferwilliger Volksfreunde ein „Institut literatury slowenské" zustande gekommen; Georg Palkovič, Lehrer der slavischen Sprache und Literatur, die evangelischen Pfarrer Bohuslav Tablic und M. Hamuljak waren eifrig bei der Sache. Nachdem die in Prag geplante „böhmische Gesellschaft" aufgegeben werden mußte, trat Jungmann 1812 mit Palkovič wegen Herausgabe eines ausführlichen Wörterbuches der böhmischen Sprache in Verkehr. Auch mit Puchmajer, der, wie Jungmann wußte, seit Jahren in dieser Richtung sammelte, knüpfte er Unterhandlungen an, die sich aber zerschlugen, weil beide von einer andern Grundlage ausgingen. Puchmajer wollte ein etymologisches Lexikon schaffen und hatte die Billigung Dobrovský's für sich, während Jungmann sich einfach an das Alphabet hielt; eine Zusammenkunft in Prag, welche die Beiden einige Jahre später verabredeten, führte eben so wenig die gewünschte Verständigung herbei. Auch trug Puchmajer damals schon den Tod im Herzen.

Auf die linguistischen Bestrebungen der böhmischen Literaten übte ein Umstand ganz äußerlicher Natur einen merkwürdigen Einfluß: es waren die französischen Kriege. Schon 1799 hatten die Durchzüge russischer Truppen in Dobrovský und Puchmajer die Lust geweckt sich mit dieser Sprache abzugeben; ein „Neues Hilfsmittel die russische Sprache leichter zu verstehen", Prag 1799, und eine „russisch-böhmische Rechtschreibung" 1802 waren die Früchte ihrer Studien. Als Dichter schwärmte Puchmajer von einer Sprache von Prag bis nach Kamčatka, in einer Länge von 2000,

in einer Breite von 700 Meilen. Wenn der um zwölf Jahre jüngere Václav Hanka, geb. 10. Juni 1791 zu Hořiněves der im Sommer das Vieh hütete und im Winter die Schule besuchte, einen slovakischen Drahtbinder oder krainerischen Limonien-Verkäufer oder in Kriegszeiten durchziehende polnische Uhlanen oder einquartierte Gränzer in ihren Mundarten reden hörte*), Mundarten die so verschieden und doch wieder einander so ähnlich waren, daß der Knabe oft genug die Worte, noch öfter den Sinn verstand, so berührte ihn dies in ganz eigenthümlicher Weise, und gewiß waren es diese Eindrücke, die ihn, als er 1810 nach Prag kam, der Slavistik in die Arme führten und zum eifrigen Schüler Dobrovský's machten. Sodann kamen die Befreiungskriege wo Dobrovský sein „Hilfsmittel" mit einem durchaus vermehrten Wörterverzeichnis zum zweitenmal herausgab. Als Jungmann im Herbst 1813 von einem kürzern Prager Aufenthalte nach Leitmeritz zurückkam, fand er in seinem Hause russische Einquartierung. Es waren Officiere vom Stabe des Generals Toll, mit denen sehr gut auszukommen war. Mit Einzelnen verstand er sich nach Wunsch; nur wenn sie untereinander sprachen, und dies sehr schnell, konnte er nicht nachfolgen. Er stellte sich nach Vorlagen, die sie ihm boten das Alphabet der russischen Cursiv-Schrift zusammen und verabredete einen fortgesetzten Verkehr mit ihnen, wenn sie nach beendetem Kriege in ihre Heimat zurückgekehrt wären. Die Russen wurden damals als die Helden von der Moskva und Berezina von aller Welt gefeiert und gehätschelt, und niemand fand ein arges darin, daß die Slaven vom Osten und die Slaven vom Westen Freude hatten einander kennen zu lernen, daß Jungmann und eben so Palković ihre nordischen Stammverwandten in Oden verherrlichten und den Ruhm des Slaventhums verkündeten.

*) Legis-Glückselig in der Biographie Hanka's S. 290—292.

Als die Russen später nach Prag kamen, wohnten sie den böhmischen Theater-Vorstellungen bei und ihr Feldherr — Barclay de Tolly oder General Toll — stattete dem Abbé Dobrovský einen Besuch ab**). Im Jahre 1815 erschien Hanka's „Wypsanie Rusie a gegiho wogska".

Der Plan eines engern Wechselverkehrs unter den böhmischen Literaten war von Jungmann nicht aufgegeben. Im Jahre 1815 hatte er eine neue Idee die „böhmische Gesellschaft" ins Leben zu rufen. Man möge nur nicht viel Lärm machen; „denn unserer Regierung oder vielmehr Misregierung (správa čili nespráva) fährt bei dem Namen ‚Gesellschaft' der Schrecken in die Glieder; der arme Klicpera, ich weiß es aus seinem Munde, wurde wegen dieses Wortes vor die städtische Polizei geladen. Es kann eine solche Gesellschaft bestehen, ohne daß die Welt davon etwas anderes zu sehen braucht als deren Wirkungen"; Jungmann an Marek, 15. Februar 1815. Im Laufe dieses selben Jahres erfolgte die Uebersetzung Jungmann's von dem Leitmeritzer Gymnasium an jenes der Altstadt Prag. Hier konnte er allerdings auf eine größere Zahl von Gesinnungs- und Strebegenossen zählen; hier erschienen böhmische Zeitungen und Zeitschriften — Kramerius' „Wlastenecké Nowiny", Schönfeld's „Nowiny posstowské", sp. Joseph Linda's „Zwěstowatel", J. Nejedlý's „Hlasatel", — hier gab es böhmische Theater-Vorstellungen im ständischen Theater, auf der Teisinger'schen Privat-Bühne in der Pflastergasse u. dgl. m. Allein im Leben der großen, durchaus verdeutschten Stadt zählte das noch immer wenig. Zwei Züge welche die mündliche Ueberlieferung aus jener Zeit aufbehalten hat, geben den besten Maßstab wie es damals in Prag mit der böhmischen Sprache und Literatur stand. Ein „Vlastenec" (Vater-

*) Zelený S. 143—146. S. auch oben „Volkslied und Tanz" S. 201.

landsfreund) habe sich, heißt es, mit einem andern einen Rausch angetrunken aus toller Freude darüber, weil sie auf der Gasse zwei Herren in guter Kleidung, also den bessern Ständen angehörig, hatten miteinander böhmisch reden hören. Von Jungmann wird erzählt daß er, als eines Tages Marek und Johann Presl bei ihm waren und ihre Herzensangelegenheit besprachen, ausgerufen habe: „Wenn jetzt die Decke meines Zimmers über uns zusammenstürzt, so ist die böhmische Literatur sammt und sonders begraben!“ *)

Gleichwohl belebte in dem Jahre, das auf die Uebersiedlung Jungmann's nach Prag folgte, die böhmische Literatur eine neue Hoffnung: es war das Erscheinen eines Hofdecretes (vom 23. August 1816), welches eine größere Berücksichtigung der zweiten Landessprache, nämlich der böhmischen, anbefahl. Schülern an den Gymnasien, Theologen in den Seminaren sollte Gelegenheit gegeben werden sich in ihrer Muttersprache zu vervollkommenen; Präfecte, Grammatical- und Humanitäts-Lehrer an Gymnasien in reinböhmischen oder sprachlich gemischten Gegenden sollten der böhmischen Sprache kundig sein, bei der Aufnahme zu politischen Ämtern solche, die neben den andern Eigenschaften auch böhmisch verständen, bevorzugt werden; Kreisärzte, Stadt-Physici, herrschaftliche Ärzte in Gegenden mit böhmischer Bevölkerung, Professoren der Heil- und Wundarzneikunde sowie der Hebammenkunst, dann Ärzte in den allgemeinen Krankenanstalten sollten sich über die Kenntnis der böhmischen Sprache ausweisen. Die gewiß gutgemeinte Maßregel hatte, was die Lehranstalten betraf, nur einen Fehler: es war ein Grundsatz ausgesprochen, aber die Art und Weise der Ausführung übergangen, kein Lehrplan ausgearbeitet, keine Stunden dafür ausgemessen. Es hing also einzig von dem

*) Ein ähnliches Wort, vielleicht jenem nachgebildet, wurde in den Fünfziger oder Sechziger Jahren von drei slovenischen Patrioten erzählt.

Eifer der Lehrer, von der Gunst oder Ungunst der Präfecten ab, ob und wie das Gesetz ausgeführt wurde, und da der bei weitem größere Theil dieser Herren in völlig deutschem Geiste erzogen war, so geschah an vielen Gymnasien für das Böhmische nichts, was dann wieder von den Gegnern der ganzen Maßregel zu einem augenscheinlichen Beweise gestempelt wurde daß dieselbe unausführbar sei.

Auch wurden die frohen Hoffnungen, womit die Vaterlandsfreunde jene Kundmachung begrüßt hatten, bald durch den Hader der Jotisten und Ypsiloniſten getrübt, der jetzt um so heftiger ausbrach je mehr sich Jungmann seit seinem Auftreten in Prag bemühte die Angelegenheit auf dem Wege mündlicher Verhandlung zum Austrag zu bringen. Der für jeden Außenstehenden kleinlich erscheinende Streit hatte nicht blos die Folge, daß aus zwei guten Freunden, was Jungmann und Joh. Nejedlý früher gewesen, zwei erbitterte Feinde wurden; sondern daß überhaupt in diesem Kampfe von Seite der Altglauber Mittel der Verdächtigung, der Anschwärzung, der Zuträgerei angewandt wurden, als ob die Verfechter des J ebenso schlechte Christen als Staatsbürger, Geringschätzer aller menschlichen und göttlichen Gesetze, Umstürzer aller gesellschaftlichen Ordnung wären, was die Neuerer ihren Gegnern mit Spott und Hohn über ihr Zopfthum, über ihr Entsetzen vor jedem Fortschritt, vor jeder zeitgemäßen Umstaltung vergalten, so daß sich dadurch beide vor der außenstehenden Welt nur lächerlich machten. Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Prag saß damals Frhr. v. Chlumčanský, ein Böhme von ächtem Schrot und Korn, aber weder Gelehrter noch nationaler Eiferer; er ließ im vertraulichen Umgange eine sprachliche Dreieinigkeit walten, indem er deutsche, böhmische und lateinische Ausdrücke durcheinander schob. Als nun eines Tages mehrere böhmische Literaten bei ihm zu Tische waren, fuhr er auf einmal

gutlaunig heraus: Qualem habetis *zase* rixam, *vy páni professoři*, untereinander?*)

Zu den Gymnasien, an denen von der neuen Verordnung bezüglich der böhmischen Sprache eifrigst Gebrauch gemacht wurde, gehörten das von Jičin und jenes von Königgrätz. Dort wirkte der Mährer Joseph Chmela, Verfasser der beliebten „Bagky pro djtky", größtentheils Nachbildungen von Äsop und Phädrus, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, die bei der Jugend, aber auch unter den Erwachsenen großen Eingang fanden und sich leicht dem Gedächtnisse einprägten; Präfect war Schön, der trotz seines deutschen Namens der Pflege des Böhmischen wohlwollte und dieselbe förderte*). Königgrätz aber schwang sich damals in nationaler Hinsicht zur ersten Stadt nach Prag auf; ja mit dem Kuttenberger J. Fr. Pospišil, der dort seine Buchdruckerei eröffnete, gewann es einen buchhändlerischen Unternehmer, wie ihn zur Zeit selbst die Landeshauptstadt nicht besaß. Am Gymnasium machten sich Wenzel Clemens Klicpera und seit 1820 der von Jičin nach Königgrätz berufene Chmela, im bischöfl. Seminar Joseph Ziegler um den Unterricht in der vernachlässigten „zweiten" Landessprache nicht wenig verdient. Klicpera begann mit dem Eintritt der zwanziger Jahre die Herausgabe seiner dramatischen Arbeiten, auf welchem Gebiete er eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte und den Liebhaber-Theatern, die sich jetzt auch auf dem Lande zu bilden anfingen, stets neue Nahrung zuführte. In Böhmen gehörten unter die ersten dieser Institute jenes zu Jičin, zu Hostomic bei Hořovic; aber selbst in

*) „Was habt Ihr wieder für einen Hader, Ihr Herren Professoren, untereinander?" Die Literatur dieses Streites s. Michl Letopis str. 76 sl.

**) Josef Chmela. Pokus životopisný. Podává prof. Ant. Truhlář; Č. Č. M. 1882 S. 13, 18 f.

der Slovakei entstand um diese Zeit eines, zu Sz. Miklós im Liptauer Comitat. Am St. Wenzels-Tage 1818 wurde auch der erste böhmische Leseverein errichtet, es war der zu Radnic, gegründet von Puchmajer, diesem „wahren Apostel und Verkünder des neuen Evangeliums von den Vorzügen der böhmischen Sprache", wie ihn sein Biograph nennt. Ein feierliches Hochamt, Losbrennen von Böllern, abends Stadtbeleuchtung Musik und Tanz begingen die Feier des Tages. Ähnliche Vereine entstanden mit den Jahren in Brenn-Poritschen (Spálené Poříčí), Nepomuk, Prachatic wo Puchmajer von seinem Wirken 1797—1800 als fundirter Caplan in guter Erinnerung stand, in Leitomyšl, Chlumec u. a.

Hingegen geriethen in Wien die schönen Anfänge bald ins Stocken, vorzüglich aus dem Grunde, weil sich Hromádko in allerlei Speculationen einließ die ihn vermögentlich ruinirten. Im Jahre 1815 ging seine Zeitung, 1817 seine belletristische Zeitschrift ein, sein ganzes Geschäft wurde gesperrt und gepfändet, und ob er auch zu den verschiedensten Mitteln griff, an ein Abonnement die lockendsten Aussichten knüpfte (Versicherung gegen alle Feuer-, Wasser- und Hagelschäden im Laufe des Jahres), die Sache wollte nicht wieder in regelrechten Gang kommen. Eine Zeitlang hatte Václav Hanka, als er an der Wiener-Universität Jura studierte, Artikel in die „Prwotiny pěkných umění" geliefert, war aber 1814 nach Prag zurückgegangen, wo er unter Dobrovský's Auspicien seine ersten Sporen als selbständiger Schriftsteller verdiente. Er gab 1815 zwölf Lieder heraus, die von dem berühmten Tomášek in Musik gesetzt wurden, veröffentlichte 1817 das 1. Heft serbischer Volkslieder, dann altböhmische Gedichte und Denkmale — Starobylá skládánie a památky XIII. a XIV. věku z neywzácnějssích rukopisów wydaná — die er seinem literarischen Mäcenas widmete. Es erregte unter den böhmischen Literaten nicht wenig Freude als

erwecken der böhmischen Sprache und Literatur, für welch letzteres Graf Kaspar und Dobrovský das Wort „zu spät“ aussprachen und alle Mühe, allen Aufwand die man daran setzen wolle für vergeblich erklärten, während Palacký, welchem Graf Franz beifiel, den gegentheiligen Satz verfocht. Er rückte dabei dem fast um ein halbes Jahrhundert ältern Dobrovský vor, daß derselbe, der erste und kenntnisreichste seiner Nation, außer einer kurzen Vorrede nicht eine Zeile in böhmischer Sprache veröffentlicht habe, und fügte bei: „Ich für meinen Theil erkläre daß, wenn ich Zigeuner von Abkunft und der letzte meines aussterbenden Volkes wäre, ich es für meine Pflicht halten würde alle meine Kräfte aufzubieten, daß von diesem Volke zum mindesten ein ehrenvolles Andenken in den Annalen der Menschheit erhalten bleibe.“ Das Ergebnis der vielstündigen Besprechung gipfelte in dem Beschlusse daß von Seiten des böhmischen Museums eine Zeitschrift herausgegeben werden sollte, und zwar eine doppelte, eine deutsche und eine böhmische*). Im Jahre 1826 wurden die Vorbereitungen dazu getroffen, Palacký zum Redacteur bestellt, und mit dem Jahre 1827 traten die beiden Museums-Zeitschriften gleichzeitig und nebeneinander ins Leben. Palacký hatte damit einen neuen Schritt vorwärts gemacht, denn er stand jetzt nicht blos in der Mitte, sondern an der Spitze der literarischen Thätigkeit seines Landes und Volkes. Beide Zeitschriften wurden mit Schwabacher Lettern gedruckt, welche letzteren bis dahin auch für die böhmische Schrift fast ausschließlich im Gebrauche waren**. Die deutsche Monatsschrift wurde von Goethe in einer weitläufigen Besprechung (Werke 1840, XXXII S. 380–410) dem Publicum vorgeführt, dabei aber auch des

*) Malý a. a. O.

**) Doch s. oben S. 244 Anm.*. Auch Kollár's „Slawy dcera“ 1824 war mit lateinischen Lettern gedruckt.

den Schönfeld'schen „Nowiny posſtowſké“ Nr. 33 vom 25. April dem Kolovrat'schen Aufrufe ein begeistertes Nachwort anfügen: „Wohlan, ihr Vaterlandsfreunde! Unser langjähriges Verlangen nach Gründung einer Gesellschaft zur Erhaltung und Veredlung unserer Sprache hat sich erfüllt! Unter dem mächtigen Schutze unseres Landesadels ist ein National-Museum im Werden begriffen, dessen Hauptziel die Erhaltung unserer Sprache, die Erhaltung unserer Nationalität sein soll. ‚Noch sind wir eine Nation!‘ lauten die Worte die von erlauchten Lippen gefallen. ‚Noch sind wir eine Nation!‘ hallt es wieder von einem Ende des Landes zum anderen!“ ꝛc.*) Wie sehr Jungmann auch sonst das neue Institut am Herzen lag bewies er dadurch, daß er Schritte that sich mit Nejedlý auszusöhnen und sich bereit erklärte von allen Neuerungen in der Orthographie Abstand zu nehmen, wenn nur dadurch die große Sache des geplanten Museums gefördert würde. Allein Nejedlý wies die Hand des ehemaligen Freundes zurück.

Gerade zur Zeit der Gründung des Museums wurde die Aufmerksamkeit der nationalen Kreise Prags von zwei jüngern Leuten in Anspruch genommen, die zwar erst nicht unter ihren Namen auftraten, deren Verfasserschaft aber bald allgemein bekannt wurde. Joseph Paul Šafařik hieß der eine, Franz Palacký der andere, jener Slovake, dieser Mährer. Šafařik war am 13. Mai 1795 in Kobeljarovo, Gömörer Gespanschaft, geboren und an dem altberühmten evangelischen Lyceum zu Kesmark in der Philosophie und Theologie sowie in den ungarischen Rechten unterrichtet worden. Auf die Neigung zu seiner Muttersprache hatte vorzüglich die Jungmann'sche Übersetzung von Milton's „Paradise lost“ in nachhaltiger Weise eingewirkt; eine Sammlung

*) Im böhmischen Urtext abgedruckt in: Dějiny Matice české. Sepsal Karel Tieftrunk (v Praze 1881 Novoč. Bibl. XXIV) str. 13.

von Gedichten — Tatranská Muza s lyrau slowanskau; w Lewoči 1814 u Još. Mayera kněhtlačitele — war das erste Product seiner Feder. Palacký, am 14. Juni 1798 zu Hodslavic im Prerauer Kreise Mährens geboren, hatte in Trenčín und Presburg seine ersten Studien gemacht, die ihn gleichfalls in der schöngeistigen Richtung festhielten. Im Jahre 1815 hatte Šafařik die Universität Jena bezogen, wo er mit seinem Landsmann Johann Kollár — geb. 29. Juli 1793 zu Mošovec, Thuroczer Gespanschaft — einen Freundschaftsbund fürs Leben schloß und durch Jan Blahoslav Benedikti, gleichfalls einen eifrigen Slovaken, mit Palacký, welchem es als Mährer nicht vergönnt war ausländische Lehranstalten zu besuchen, auf brieflichem Wege in Verbindung trat. Im Jahre 1817 schied Šafařik von Jena, kam auf der Rückreise nach Prag, machte da mit Jungmann, den beiden Presl, Hanka u. a. Bekanntschaft und lernte dann in Presburg Palacký persönlich kennen. Ihr vereintes Wirken bezeichnete eine kleine Schrift „Anfangsgründe der böhmischen Dichtkunst, besonders der Prosodie" — Počátky českého básnictwj, obzwlášně prozodie; w Preßpurku 1818 — worin die beiden jungen Gelehrten mit großer Kühnheit gegen Dobrovský's Behauptung, daß im böhmischen Versbau der Accent allein entscheiden könne, auftraten und die Schwächen von Dobrovský's Nachtretern schonungslos aufdeckten. Das Büchlein war in Briefform abgefaßt und machte in den Kreisen der böhmischen Literaten ungewöhnliches Aufsehen. Es war ein Blitz und Donnerschlag der in das Lager der bisher nur über das J und Y untereinander zankenden Nationalen von einer Seite fuhr, von wo sie sich dessen gar nicht versehen hatte. Auch dauerte es volle zwei Jahre, ehe sich einer von ihnen so weit gesammelt hatte um den von den beiden jungen Preßburgern hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Es war Hněv-

kovský, — Zlomky o českém básnictwj; w Praze 1820 — der darin mitunter einen Ton anschlug, als ob es sich um eine persönliche Beleidigung oder aber um ein Attentat gegen die nationale Sache handelte. „Es wäre", meinte er, „traurig wenn das Vaterland so undankbar dächte wie die ungenannten Verfasser jenes Büchleins; dann würde so mancher statt des dornenvollen Weges dem Zug der Behaglichkeit folgen und das unglückliche Vaterland in schmachvoller Vergessenheit und Finsternis sich selbst überlassen!" Im selben Jahre erschien Jungmann's „Slovesnost", ein Handbuch der böhmischen Belletristik mit Beispielen von allen Gattungen gebundener und ungebundener Rede, ein Werk das einer im Aufkeimen begriffenen Literatur besonders zu Statten kam. Der Verfasser gab sich darin, bei aller Gegenständlichkeit der Darstellung, als entschiedenen Verfechter der Prosodie nach dem Zeitmaß kund*), und in der That hat diese letztere in der Theorie so vollständig das Feld behauptet, daß sich lange Zeit darauf niemand getraute diesen Punkt in Frage zu ziehen. In der Praxis aber hat das Dobrovský'sche Gesetz des Tonfalles nie aufgehört zu herrschen und ist heute die Anwendung des Zeitmaßes fast auf das Gebiet der classischen Literatur beschränkt, während alle andern Dichtungen der Fahne Dobrovský's, Puchmajer's und Hněvkovský's folgen.

Mittlerweile hatten sich die äußeren Verhältnisse keineswegs so günstig gestaltet, als die Eiferer für die nationale Sache und Sprache nach verschiedenen Kundgebungen der letzten Zeit erwarten durften. Ein Hofdecret von 1821 nahm alles zurück was jenes von 1816 gegeben hatte, und es geschah nun für die böhmische Sprache an den Gymnasien weniger als selbst vor jenem Jahre. Als Jungmann einem Schwachkopf von Schüler, der mit der

*) Nach J. Jireček Č. Č. M. 1878 str. 237 hätte auch Jungmann einen Antheil an dem Zustandekommen des Presburger Schriftchens gehabt.

Übersetzung einer lateinischen Stelle ins Deutsche nicht zu Rande kommen konnte, zurief: „So versuchen Sie es mit dem Böhmischen!“ und ihm, da auch dies nichts half, die zweite Classe gab, wurde er vor den Director geladen und mußte den Vorwurf hören, daß er über die Beschäftigung mit der böhmischen Literatur sein Lehramt vernachlässige, worauf er erwiederte: „Was die Verwaltung meines Lehramtes betrifft, so habe ich dafür mehr als eine amtliche Belobung aufzuweisen. Wie ich meine übrige Zeit zu verwenden habe, darüber kenne ich keine Vorschrift, würde auch von niemandem eine solche annehmen“ *). Auch mit der gewünschten und erhofften Museal-Thätigkeit für Pflege der böhmischen Sprache und Literatur wollte es nicht recht vorwärts gehen, so eifrig sich die Nationalen um die Sache annahmen. Wenzel Pešina, damals Pfarrer zu Lautschiz (Blučina) in Mähren, arbeitete den Plan eines Vereines zur Unterstützung böhmischer Schriftsteller aus, der mit dem National-Museum verbunden sein und eine wissenschaftliche Zeitschrift herausgeben sollte**). Einen Vorschlag ähnlicher Art machte Purkyně in Breslau, einen dritten J. Presl; sie alle hatten die Hebung des vaterländischen Schriftthums auf die Höhe der Wissenschaft zum Ziele. Aber in der ersten General-Versammlung des neugegründeten Museums am 26. Februar 1822 verstand sich Graf Kaspar Sternberg als Präsident zu nichts weiterem, als daß, „soweit die Museal-Mittel reichen würden, moralische und Erbauungs-Bücher in einfachem und kräftigem Böhmisch für das Volk, vorzüglich auf dem Lande“, herausgegeben werden sollten. Man zweifelte also in diesen Kreisen an dem Berufe, gewiß auch an der Befähigung des böhmischen Schriftthums für höhere wissenschaftliche Ziele; man war über den

*) Schulz Jungmann S. 99 f.

**) Näheres bei Tieftrunk Dějiny Matice české S. 14 f.

Standpunkt, den Abbé Dobrovský von allem Anfang eingenommen hatte, indem er nur ein im Absterben begriffenes Idiom vor sich zu sehen glaubte, kaum um eine Stufe hinaus.

Ähnlichen Zweifeln wie sie Dobrovský, Kaspar Sternberg u. a. seit Jahren zum Ausdruck brachten, ja der Besorgnis ob von dem Stamme des hl. Wenzel das Schicksal der Elbe-Slaven abzuwehren sein werde, begegnete man damals in den Kundgebungen selbst der wärmsten böhmischen Patrioten.*) Aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten bei ihrem Volke auszuharren und, mit allem was in ihren Kräften lag, mindestens zu versuchen ob sich der vernichtende Schlag nicht abwenden lasse. Reine uneigennützige Liebe zu ihrem Lande, zu ihrem Volke, zu ihrer Sprache kennzeichnet die Thätigkeit der Literaten jener Periode, die keinen entgeltlichen Gewinn, keine weltlichen Ehren und Auszeichnungen für die Förderung einer Sache zu erwarten hatten, welche von allen höher Stehenden, von allen deutsch Gebildeten, wenn nicht völlig übersehen, mit geringschätzigem Achselzucken oder aber mit Argwohn und Mistrauen beobachtet wurde. „Diese Gesinnung, diese Ausdauer erhebt sie hoch in der Achtung ihrer späteren Nachkommen, die nur die süßen Früchte jener bittern sorgen- und mühevollen Arbeit genießen, wenn gleich die Schriften jener Männer an sich nicht überall jenen absoluten Werth haben, der ihnen vom ästhetischen oder wissenschaftlichen Standpunkte die Anerkennung der Nachwelt zu sichern vermöchte" **). Selbst gewisse Überschwänglich-

*) So schrieb der ältere Jungmann an den jüngeren Hanka, als sich dieser 1813 nach Wien begab: „Mögen Sie nur ebenso wie bisher still und geräuschlos, wo und wie es nur möglich ist, daran arbeiten daß unsere Nationalität nicht untergehe; der Dank und der Segen der kommenden Geschechter werden Ihnen nicht ausbleiben;" Hanka's Biographie von Dr. Legis-Glückselig in Klar's Libussa 1852 S. 272.

**) Jos. Jireček Č. Č. M. 1878 str. 230 sq.

keiten, von denen sie nicht frei waren, entsprangen eben nur jener reinen selbstlosen Begeisterung für die Sache der sie ihr Leben und Streben geweiht. Dahin gehörte die Beilegung gewisser urslavischer Vornamen, sei es von gewissen geschichtlichen Persönlichkeiten, sei es nach eigener Erfindung. So schob Anton Puchmajer zwischen seinen Tauf- und seinen Familien-Namen jenen des Tataren-Besiegers Jaroslav ein, der Königgrätzer Buchdrucker Jan Pospišil verfiel auf den achten der böhmischen Herzoge Hostivít, Johann und Karl Presl nannten sich Svatopluk und Bořivoj, Joseph Rautenkranz und Joseph Ziegler, beide vom geistlichen Stande, trugen kein Bedenken sich der eine Miloslav, der andere Liboslav heißen zu lassen, Namen die gewiß in keinem katholischen Heiligen-Kalender zu finden waren. Übrigens thaten dies nicht alle. Die beiden Nejedlý blieben bei ihren in der Taufe empfangenen Namen Jan und Vojtěch, Jungmann bei seinem einfachen Joseph, und ebensowenig haben Kollár, Šafařík und Palacký es für nöthig erachtet die Namen, die sie von Geburt aus hatten, durch Zugaben aus eigener Machtvollkommenheit zu bereichern.

Šafařík hatte in der Zwischenzeit einen Ruf an das serbische Gymnasium in Neusatz erhalten, während Palacký mit den Söhnen einer ungarischen Edelfrau, seinen Zöglingen, nach Wien zog und sich nach Abschluß seines Erzieheramtes entschloß, für zwei Jahre nach Prag zu gehen um daselbst Studien über die husitische Bewegung zu machen. Am 11. April 1823 traf er in der böhmischen Hauptstadt ein, von Jungmann, Presl, Hanka und vorzüglich von Dobrovský, der ihm trotz ihrer literarischen Gegnerschaft über Zeitmaß oder Tonfall schon von Wien aus persönlich gewogen war, freundlich empfangen. Sie alle drangen in ihn daß er in Prag seinen bleibenden Wohnsitz aufschlage, wozu aber die Ersparnisse seiner mehrjährigen Erzieherlaufbahn nicht hinreichten,

wenn es nicht gelang ihm eine einigermaßen gesicherte Lebensstellung zu verschaffen. Diese fand sich nun für den Anfang, als ihn Abbé Dobrovský bei dem Grafen Franz Sternberg einführte, der als Senior des Hauses ihm den Titel eines gräflichen Archivars mit dem Jahresbezuge von 200 fl. verlieh — ein Titel, der den jungen aus Ungarn gekommenen Mann zugleich über alle Auseinandersetzungen mit der Polizei hinaushob; denn „Fremde ohne Charakter" ließen sich sonst ausweisen. Aber noch ein anderer Vortheil erwuchs ihm aus seiner neuen Stellung. Palacký hatte, so jung er war, vor den durchaus in abhängigen, nur zu oft in untergeordneten und ärmlichen Verhältnissen lebenden böhmischen Literaten den Gewinn voraus, daß er schon von Preßburg her als Erzieher in adeligen Häusern, deren großes Vertrauen er genoß, sich in höhern Kreisen zu bewegen gelernt hatte. Auch in Prag hatte er die Neigung der beiden Sternberg, dieser zwei großen Mäcenaten und opferwilligen Patrioten, bald gewonnen, durch die er dann auch mit andern hochstehenden Persönlichkeiten bekannt wurde, in deren Umgang er sich mit einer gewissen Sicherheit und Offenheit bewegte. Seine Stellung als Archivar eines so hochberühmten Hauses war ein Ehrenposten ohne eigentliche Beschäftigung, er konnte dabei den Studien, wegen deren er nach Prag gekommen war, mit voller Freiheit obliegen; ja er fand dafür bei seinen gräflichen Gönnern die lebhafteste Theilnahme und Aufmunterung. Es öffneten sich ihm die Schätze der Landtafel, des Gubernial-Archives, sowie jenes der Stadt Prag; die Grafen Eugen Černin und Karl Clam-Martinic, Fürst Rudolph Kinský und andere Cavaliere beehrten ihn mit ihrem Vertrauen in archivalischen Angelegenheiten. Fürst Joseph Schwarzenberg gönnte ihm den Zutritt zu dem überaus reichen Archive von Wittingau, das bisher keinem Forscher geöffnet worden war und dessen Räume

„Aufruf an alle Freunde der nationalen Literatur", sich mit Beiträgen für einen gemeinschaftlichen Fonds zu betheiligen, der den Namen „Matice česká" führen und zur „Herausgabe guter böhmischer Bücher, sei es gemeinnütziger sei es wissenschaftlicher oder schöngeistiger", dienen sollte; am 14. März erfolgte die Gutheißung sowohl des Aufrufes als der Statuten seitens des Museal-Ausschusses, die sodann auch vom Obristburggrafen Karl Chotek genehmigt wurden; am 1. Januar 1831 endlich fand die Veröffentlichung statt, welcher Tag somit als der eigentliche Beginn der böhmischen Matice anzusehen ist.*)

Unterfertigt waren: Joseph Jungmann, Jan Svatopluk Presl, Franz Palacký und Fürst Rudolph Rinský. Dieser, am 30. März 1802 geboren, einer der angesehensten und reichsten Familien des Landes entsprossen, damals Rath beim böhmischen Gubernium, von der glühendsten Liebe für sein Vaterland und Volk, für sein königliches Prag, für alle vaterländischen gemeinnützigen Interessen erfüllt, war vom Museal-Ausschusse, zu dessen Mitgliedern er von allem Anfang gehörte, der neuen Anstalt als Commissär oder Curator beigegeben worden, „um zu überwachen, daß der Verein mit den einlaufenden Beiträgen ordentlich verfahre und dieselben ihrem Zwecke gemäß verwende". Ein solcher Name war zugleich ein Schild gegen das Mistrauen der Wiener Regierung, mit welchem man böhmischerseits immer zu rechnen hatte und welchem zu verfallen der Museal-Ausschuß selbst, wenn er nicht alle Vorsicht anwandte, befürchten mußte. Um alles zu thun was dem neuen Vereine Freunde und Theilnehmer zuführen konnte,

*) Böhmischer Wortlaut dieses Aufrufes bei Tieftrunk Dějiny Matice české (v Praze 1882) Anhang S. 264—266. Das Werk ist eine auf Veranstaltung und Kosten des böhmischen Museums verfaßte, aus den verläßlichsten Quellen, namentlich den Museal-Acten zusammengestellte Denkschrift zu Ehren des fünfzigjährigen Bestandes und Wirkens der Matice.

verfaßte Palacký im December des Gründungsjahres noch einen in deutscher Sprache abgefaßten, für den größtentheils deutschen Adel und die höhere Geistlichkeit berechneten Aufruf, in welchem folgende Stelle vorkam: „Die böhmische Sprache ist noch immer das unterscheidende Eigenthum der Nation. Und sollte es auch in den Rathschlüssen der Vorsehung liegen, diese Sprache und somit auch die Nation aus der Reihe der Völker verschwinden zu lassen — was nach den seit fünfzig Jahren zur Germanisirung des Landes getroffenen Anstalten nicht unmöglich ist — so wird doch diejenige Höhe, welche unsere National-Literatur jemals erstieg, für alle Zukunft stets den nächsten Maßstab zur Würdigung des Volkes selbst und seiner Culturstufe bilden." Es war dies, wie man sieht, derselbe Gedanke welchem Palacký in jener Nacht gegen Dobrovský und die Grafen Sternberg Ausdruck gegeben, gleichsam als sei er selbst nicht der festen Überzeugung, daß es möglich sein werde das böhmische Schriftthum und damit die böhmische Volksthümlichkeit zu neuer Kraft und Blüthe zu erwecken, und daß es sich daher im schlimmsten Falle nur darum handeln könne der dahinschwindenden ein letztes ehrendes Gedächtnis in den Annalen der Menschheit zu sichern! Doch war es derselbe Palacký der im Museal-Ausschusse den Antrag stellte, 10. April 1832, eine Denkschrift über die Einführung und größere Pflege der böhmischen Sprache in den Schulen abzufassen und dem Obristburggrafen zu übergeben, was auch geschah.

Die Anfänge der böhmischen Matice waren sehr bescheiden. Der Gründungsbeitrag war auf 50 fl. festgesetzt, was aber auch in fünf Jahren zu 10 fl. abgestattet werden konnte. Das Gründungsjahr 1831 zählte 35 Theilnehmer, 1832 kamen 155 neue dazu, 1833 nur 48, 1834 wieder 121; der Fonds wuchs im Laufe dieser ersten vier Jahre von 2363 fl. 10 kr. bis auf 11.795 fl.

19½ kr. An der Spitze der Gründer stand Fürst Rudolph Kinský mit 1000 fl.; an diesen schloßen sich Graf Kaspar Sternberg mit jährlichen 100 fl., Graf Hanuš Kolovrat mit 100 fl. und dem Versprechen weitere Beiträge zu leisten, der Prager Fürst-Erzbischof Graf Alois Kolovrat-Krakovský mit 100 fl. Unter den weiteren „Gründern" treffen wir vom Adel des Landes: die Grafen Franz Anton Thun, Leo Thun — damals zwanzigjährig, noch in den Studien oder denselben eben entwachsen — Adolf Pötting 1831; Johann Rudolph und Eugen Černín, Karl Clam-Martinic und die Fürsten Johann Lobkovic auf Konopišt, Joseph Schwarzenberg, Karl Egon Fürstenberg 1832. Sehr zahlreich war die Geistlichkeit des Landes vertreten, an welcher die nationale Sache überhaupt seit jeher eine vorzügliche Stütze hatte: Jungmann's Freund Dechant Anton Marek von Libuň, Pfarrer Pešina von Lautschiz in Mähren, Wenzel Krolmus Localist in Křesejn, Dechant Theol. Dr. Joseph Liboslav Ziegler in Chrudim ꝛc. 1831; Franz Sušil, der Prager Weihbischof Tippmann (ein Urdeutscher aus dem Städtchen Gottesgab im Erzgebirge), der Piarist Dominik Kinský ꝛc. 1832. Wir finden unter den Beitragenden der ersten beiden Jahre einen evangelischen Prediger aus Ungarn, den berühmten Sänger der „Slávy dcera", und einen polnischen Edelmann Adam Rościszewski von Rościszewo, der für die Gegenseitigkeit seiner Nation mit der böhmischen eiferte und seit Jahren mit Hanka in Briefwechsel stand; dann drei Prager Bürger Joseph Schwarz 1831, Joseph Duda und den Apotheker Friedrich Ebenberger 1832. Was aber als eine charakteristische Erscheinung hervorgehoben zu werden verdient, das war die lebhafte Betheiligung von Studierenden, also von jungen mit Glücksgütern nicht gesegneten Leuten, von denen sich viele durch Stundengeben in vermöglicheren Häusern

weiterhalfen und sich mit Mühe ihre 10 fl. absparten, um durch Erlegung der ersten Jahresrate an dem Werke nationaler Verjüngung mitwirken zu können. Mitunter versuchten sie es mit vereinten Kräften: so die Hörer des dritten Jahrganges der Rechte in Prag, die Hörer des ersten, dritten und vierten Jahrganges der Medicin in Prag, die böhmischen Rechtshörer an der Wiener Universität. Viel größer aber war die Zahl der Einzelnen; so unter den ersten Sechzehn des Gründungsjahres der „Poet" (Hörer der ersten Humanitätsclasse oder Quinta) am akademischen Gymnasium Karl Adámek; unter den weiteren Neunzehn ein „ungenannter armer Sohn des böhmischen Vaterlandes", der Hörer der Medicin Karl Amerling, die Gymnasiasten Wenzel Štulc und Joseph Bojislav Pichl, alle drei später Schriftsteller und eifrige Pfleger und Förderer des nationalen Fortschrittes. Im Jahre 1832 — ich nenne nur solche die nachmals von sich reden gemacht — der Mediciner Podlipský, die Juristen Anton Strobach und Karl Tomíček, der Theologe Joseph Schmidinger; 1834: „František Rieger, studující akademického gymnasia."

Die der Matice zugewendeten Beiträge wurden von dem Vereine von allem Anfang als Opfer angesehen, welche patriotisch gesinnte Männer auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Als demselben 1831 das Schreiben eines Mitgliedes zukam, das sich die Matice als eine Art Actien-Gesellschaft vorstellte bei der kein Mitglied zu Schaden kommen dürfe, sondern jedes an Büchern so viel herausbekommen müße als es an Geld eingelegt habe, lehnte der Ausschuß in einer sehr entschiedenen Weise diese Zumuthung ab: „Der Nutzen unseres Vereines kann nicht dem Einzelnen zufließen, sondern nur dem Ganzen, dem Volke, dessen Sprache und Literatur. Und wo Liebe zum Vaterlande, Bereitwilligkeit und Eifer um das Wohl der Nation thätig sind, da kann weder

von Rechten noch von Verbindlichkeiten im Interesse des Einzelnen die Rede sein.“ *) Ebenso war von Anbeginn als Grundsatz ausgesprochen, daß die Beiträge der Gründer als Stammvermögen sicher angelegt und nur die laufenden Zinsen, und was sonst dem Vereine vorübergehend zufließe, für die literarischen Zwecke der Matice verwendet werden sollten. Da nun diese letzteren im Gründungsjahre nicht mehr als 34 fl. 40 kr. betrugen, so ließ sich fürs erste nichts thun als Vorbereitungen für die Arbeit des folgenden Jahres treffen. Das geschah denn auch, indem die böhmische Museums-Zeitschrift — die deutsche ging trotz der warmen Befürwortung Goethe's und der wirklichen Gediegenheit ihrer Aufsätze nach wenig Jahren ihres Bestandes wegen Mangels an Abnehmern ein — fortan von der Matice besorgt werden sollte. Der Titel: „Časopis českého Museum“ blieb der frühere, nur die Lettern wurden geändert; an die Stelle der Schwabacher Schrift trat die Antiqua. An diese Übung hielt man sich von da an auch in der übrigen Literatur, wie überhaupt in allen Stücken das Vorgehen der Matice nachgerade zum Beispiele und Muster für das erwachende Schriftthum wurde. Mit deutschen Lettern wurden fast nur mehr Gebet- und Erbauungsbücher, dann für das große Publicum berechnete Schriften gedruckt; heute hat selbst bei diesen die Antiqua vorwiegend Raum gewonnen, so daß es fast nur Drucksachen der untersten Stufe sind, die Gassen- und Jahrmarkt-Literatur möchte ich sie nennen, die mit altmodischen deutschen Lettern gedruckt werden.

So trat denn mit dem 1. Januar 1832 die böhmische Museums-Zeitschrift mit ihrem sechsten Jahrgange als erste der Drucksachen ins Leben, welche die Matice ihren Gründern, und zwar unentgeltlich, hinausgab. Die Auflage war von 500 Exemplaren.

*) Näheres hierüber bei Tieftrunk, S. 30 bis 32.

Außer der Museums-Zeitschrift, die fortan als Nr. 1 aller Matice-Schriften galt, erschienen im Jahre 1832 als Nr. 2 eine Gelegenheitsschrift und als Nr. 3 eine von Palacký abgefaßte und der Matice uneigennützig zur Verfügung gestellte „Übersicht der obersten Hof- und Landes-Beamten des Königreiches Böhmen von den ältesten Zeiten bis auf die Jetztzeit". Die Gelegenheitsschrift war eine Sammlung von fünfzehn verschiedenen Gedichten zur Verherrlichung des 1. März 1832, als des vierzigsten Gedächtnistages des Regierungsantrittes Kaiser Franz' I.; es war eine typographisch kunstvoll ausgestattete Druckschrift, wie man solche bis dahin nicht blos in der böhmischen Literatur, sondern überhaupt im Kaiserstaate nicht gekannt hatte; sie wurde nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren aufgelegt und an die Glieder des allerhöchsten Kaiserhauses und einige der höchstgestellten Personen vertheilt. Die Kosten bestritt ausschließend Fürst Kinský, der auch den Anstoß dazu gegeben hatte.

Die unverkennbare Absicht des edlen Fürsten war, das neue Institut, dessen Schirm und Schutz ihm anvertraut war, im Lichte loyaler Unterthanstreue erglänzen zu lassen und demselben dadurch nach oben eine günstigere Meinung zu verschaffen, was aber trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte. Denn nur wenige Wochen nach dieser loyalen Kundgebung erfolgte aus der Präsidial-Kanzlei des Obristburggrafen, der zur Zeit nicht in Prag war, das Verbot den Titel „Matice" zu gebrauchen und sich überhaupt als selbständiger Verein zu geriren. Auch Palacký war zur Zeit nicht in Prag, er befand sich archivalischer Studien halber theils in Wien theils in Mähren. Seine Freunde waren über jenen Präsidial-Erlaß wie vom Donner gerührt. Als Palacký gegen Ende Mai nach Prag zurückkam, empfing ihn Jungmann wie ein Verzweifelnder: „Helft, theurer Franz, wir gehen zu

Grunde, wir gehen zu Grunde! — Pomožte Františku, hyneme, hyneme!“ Palacký verfügte sich am 11. Juni zum Grafen Chotek, der auch seinen Präsidial-Secretär Karl Ambrozy der Unterredung beizog. Es that dem Obristburggrafen gewiß leid was geschehen war, denn er wollte den heimischen Instituten wohl; allein etwas zurücknehmen was eine kaiserliche Behörde, und nun gar die oberste Landesstelle, einmal gesprochen und verfügt hatte, das ging nach den damaligen Begriffen von Regierungshoheit und Unfehlbarkeit der Behörden offenbar nicht an, und so mußte denn anstatt „böhmische Matice“ fortan gesagt und geschrieben werden: „Fonds (pokladnice) des böhmischen Museums zur Herausgabe böhmischer Bücher“.

In dieser kritischen Zeit kam den Prager Nationalen ein neuer Mitarbeiter zu, und zwar einer ersten Ranges. Šafařík mochte nicht länger in Neusatz, wo er zuletzt als Gymnasial-Director fungirte, weilen; einestheils waren es seine Gesundheitsverhältnisse, die sich mit dem dortigen Fieberklima nicht vertrugen, während von der andern Seite die nationalen Zustände in Ungarn, das bis dahin, mit dem neutralen Boden der lateinischen als Geschäfts- und Gesetzes-, vielfach auch Umgangssprache unter allen Gebildeten, ein Eldorado der nationalen Gleichberechtigung genannt werden konnte, eine derartige Wendung zum Schlimmeren nahmen, daß einem eifrigen Slavisten dort kein dauerndes Heil erblühen konnte; sein Kampfgenosse Kollár in Pest sollte bald genug davon zu erzählen bekommen. An Šafařík waren zu jener Zeit fast gleichzeitig drei Berufungen ergangen: nach Presburg, nach Kesmark, nach St. Petersburg; letztere pecuniär unter besonders günstigen Bedingungen. Allein Šafařík schwebte ein anderes Ziel vor Augen: die alte Königsstadt an der Moldau hatte auf den Jüngling einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß immer wieder die Sehnsucht

in ihm auftauchte dort für die Hebung seines Volkes und seiner Sprache zu wirken.*) Am 10. October 1832 theilte er diesen Entschluß brieflich Palacký mit; er verlangte eine nur einigermaßen gesicherte Stellung: „Ich werde auch die schwierigste Arbeit nicht scheuen und ablehnen, wenn ich nur für unser Volk werde arbeiten können." Palacký und Jungmann begannen nun für ihren entfernten Freund zu werben; schon am 6. November konnte Ersterer ihm schreiben: ein Jahreseinkommen von 350 fl. sei ihm gesichert, unter der Bedingung daß er künftig nur böhmisch schreibe. „Die Ankunft unseres Šafařík in Prag", schrieb Jungmann voll Erwartung am 8. December an Kollár, „würde ein neuer Krystallisationspunkt für unsere Literatur sein, die fast mehr an Schriftstellern, nämlich an guten, als an Lesern Mangel leidet." Mittlerweile fanden sich noch einige Beisteuernde und am 16. Februar 1833 theilte Palacký seinem Neusatzer Freunde mit: er könne auf 480 fl. zählen. Zugleich war Palacký beim Obristburggrafen und beim Stadthauptmanne thätig, damit Šafařík wegen seines Aufenthaltes in Prag keine Schwierigkeiten gemacht würden. Auf dieses konnte der gelehrte Slavist die Übersiedlung wagen, am 4. Mai langte er mit seiner Familie in Prag an. Die Spender, welche den sogenannten Šafařík-Fonds bilden halfen, hatten insgesammt die Bedingung gestellt, daß ihre Namen vor ihm geheim gehalten würden, und Šafařík hat sie bis an sein Lebensende nicht erfahren. Es waren solche darunter denen es eben nicht leicht ankam sich zu einer jährlich wiederkehrenden Beisteuer zu verpflichten, und es legte dieser ganze Vorgang ohne Frage ein ebenso ehrenhaftes als rührendes Zeugnis von der Begeisterung jener Männer für die Sache ihres Volkes ab.**) Šafařík selbst hat stets Palacký und

*) Joseph Jireček, Paul Šafařík; Oester. Revue 1865. VIII, S. 6, 22 f.

**) An der Spitze stand das Triumvirat Palacký, Jungmann, Presl; als adelige Mäcenaten fanden sich Fürst Kinský, die Grafen Kaspar Stern-

die in zwanglosen Heften ausgegeben werden sollte. Beides, die „umnice" und der „Krok" waren ziemlich unbeholfen, vieles darin wohl auch ungeschickt, geradezu vergriffen, begreiflicherweise weil es eben erst Anfänge in dieser Richtung waren; dem Abbé aber galt dies als ein Beweis für seine Behauptung: „Man soll von solchen Dingen nicht böhmisch schreiben!" Jungmann's „Slowesnost", welche die Bestimmung eines Leitfadens und einer Mustersammlung für böhmische Dichter und Prosaisten, also überhaupt für die höhere Literatur hatte, war für Dobrovský „ein Ungeheuer". Er verurtheilte alle Bemühungen solcher Art sammt und sonders: „Der Bohemismus steckt den Leuten im Kopf" *).

So zeigte sich Dobrovský auch als Ausschuß-Mitglied des böhmischen Museums. Er hatte gewiß nichts dagegen einzuwenden daß eine besondere Abtheilung für Pflege der böhmischen Sprache als einer abgeschlossenen, ein für allemal gleich den alten classischen Sprachen feststehenden, gebildet würde. Aber damit war den um Jungmann gruppirten Männern nicht gedient, und es war bezeichnend genug daß die ersten erfolgreichen Schritte in dieser Richtung erst nach dem Tode des Altmeisters gethan wurden. Das Kind beim wahren Namen nennen durfte man auch jetzt nicht; denn es war ja die Polizei da, mit welcher man trachten mußte gut auszukommen. Man mußte darum auf einem Umwege ans Ziel zu kommen suchen, und das geschah indem man versuchte den Museal-Ausschuß dahin zu bringen, daß die Herausgabe einer

*) S. den sehr merkwürdigen Brief Jungmann's an Marek 11. und 13. Februar 1822: „Habe ich mich in diesem Menschen getäuscht? Ich habe mir immer gedacht, er sei kein Böhme, sondern ein slavisirender Deutscher, und das, meine ich, ist das richtige . . . Ich habe all das um seiner großen Verdienste willen über mich ergehen lassen; daß ich aber meine Vernunft gleich dem verstorbenen Puchmajer der seinigen blind unterordne, das bringe ich nicht über mich."

Nationalwerk; seit Jahren und Jahren hatten die Freunde der böhmischen Literatur auf das Erscheinen desselben gezählt; jeder von ihnen suchte es zu fördern, durch Einsendung von Beiträgen, landesüblichen Ausdrücken für Pflanzen, Thiere, Geräthe, Kleidungsstücke; seine eigenen Schüler, wenn sie auf die Ferien gingen, ersuchte Jungmann in dieser Richtung im Kreise ihrer Heimat nachzufragen und zu sammeln. Šafařík stand Jungmann bei der Revision und Ergänzung fortwährend zur Seite, so daß das Zustandekommen dieses großen Unternehmens wie eine gemeinsame Arbeit der Gebildeten des ganzen Volkes war. Aber daneben gab es doch schon wieder ein neues Werk, von welchem das Interesse dieser Kreise kaum minder lebhaft in Anspruch genommen wurde. Šafařík hatte sich schon in Ungarn durch Forschungen „über die Abkunft der Slaven" (Ofen 1828) einen Namen gemacht, dessen Klang weit über die Gränzen seiner damaligen Heimat hinaustönte. K. Halling in Breslau hatte ihn aus Anlaß jener Schrift aufgefordert, alle Berichte der Alten über Sarmaten, Serben, Slaven ꝛc. zu sammeln: „Nicht blos dem slavischen Volksstamme, sondern mehr vielleicht noch dem germanischen würde Šafařík durch ein solches Werk einen unsterblichen Dienst, den unsterblichsten aber der Wissenschaft erweisen!"*) Nachdem Šafařík sich in Prag angesiedelt, hatten ihn die Vertreter der Matice ausdrücklich aufgefordert, sich diese große Aufgabe zum nächsten Ziele zu setzen. Im Laufe des Jahres 1835 war das Werk im Manuscript vollendet und wurde der Censur-Behörde übergeben, was Palacký am 20. Januar 1836 dem Ausschusse mit dem Antrage anzeigte, dasselbe mit Beihilfe der Fondsmittel zum Drucke zu befördern. Nach dem was vorausgegangen war konnte sich der Verein dieser Verpflichtung nicht entziehen, obwohl er schon durch jene rücksichtlich

*) Jireček a. a. O. S. 13.

des Jungmann'schen Wörterbuches in nicht geringe pecuniäre Verlegenheit gerathen war. Mit leihweisen Aushilfen aus dem Stammvermögen der Matice ging es nicht mehr, und so wurde denn auf die Vorstellung des Matice-Vereines am 23. Februar 1836 vom Museal-Ausschusse genehmigt, daß fortan nicht blos die laufenden Interessen des Fonds, sondern die Hälfte der jährlichen Zuflüsse desselben zur Herausgabe von Büchern und nur die andere Hälfte zur Vermehrung des Stammvermögens verwendet werden sollten. Nunmehr konnte an die Drucklegung der Šafařik'schen „Slavischen Alterthümer — Slovanské Starozitnosti" geschritten werden, die gleichfalls lieferungsweise erfolgte, das Heft zu 50 kr., für die Mitglieder der Matice um die Hälfte billiger. Der Erfolg übertraf die Erwartungen; das erste Heft war im Nu vergriffen, schon nach wenig Tagen mußte ein zweiter Abdruck veranstaltet werden.*) Der Druck zog sich durch anderthalb Jahre; im September 1837 war mit dem siebenten Hefte das Ganze vollendet; es war ein Groß-Octav-Band von 1006 enggedruckten Seiten. „Ich bewundere wahrhaftig die Liebe zu seinem Volke", schrieb Chmelenský aus Olmüz am 2. September nach Prag, „daß Šafařik sich entschließen konnte, ein solches Werk uneigennützig in böhmischer Sprache hinauszugeben. Wie gering ist, beim Himmel, die Zahl der Leute unter uns, welche diese geniale Arbeit nur einigermaßen zu würdigen verstünden! Aus allem ist zu ersehen daß Šafařik, man mag es von was immer für einer Seite erfassen, ein großer Mann ist." Doch die Anerkennung von auswärts sollte nicht ausbleiben. Noch während der Hinausgabe seines Werkes erhielt der Verfasser einen neuen

*) Leider ist, wie mir Professor Tieftrunk auf briefliche Anfrage stellt, aus den Matice-Acten nicht zu entnehmen, wie stark die erste Auf- und welche Anzahl von Exemplaren der zweite Abdruck hatte.

vortheilhaften Antrag aus Rußland; Minister Graf Alexis Stroganov bot ihm eine Lehrkanzel an der Moskauer Universität; doch Šafařík, obwohl er in Prag noch immer in höchst bescheidenen Umständen lebte, lehnte dankend ab: „er könne seine Landsleute und die Literatur der er sich gewidmet gegen die glänzendsten Anerbietungen nicht verlassen." Nun wurde der Russe Bodjański für jene Lehrkanzel ausersehen, aber zuvor nach Prag geschickt, um unter Leitung des großen Slavisten seine Studien zu vollenden, 1838. Zwei Jahre später erschienen für den letzteren Zweck Sreznëvski und Preis in Prag. Schon 1838 war die erste russische Übersetzung der „Starožitnosti" in Moskau erschienen, von dem früher genannten Bodjański; 1842 erschien die zweite polnische in Posen, von Bońkowski; 1843/44 die dritte deutsche von Mosig v. Ährenfeld und Wuttke in Leipzig.

In der Zwischenzeit hatte die Hinausgabe des großen Wörterbuches nicht geruht; dasselbe schloß mit der 23. Lieferung im Sommer 1839. Mit Recht sagt Jungmann's neuester Biograph: „Binnen fünf Jahren wurde somit ein Werk zu Stande gebracht, das an Wichtigkeit alles übertraf was seit dem Wiedererwachen der böhmischen Literatur bis zu diesem Augenblicke ans Licht getreten ist; der Grundstein der neuböhmischen Literatur war damit gelegt." *) Auch fiel dessen Erscheinen in die passendste Zeit, wo das böhmische Schriftthum in einem stetigen Aufblühen begriffen war; wo es jährlich den Kreis seiner Thätigkeit erweiterte, auf neue Gebiete verpflanzte; wo die böhmischen Literaten fortwährend mit neuen Begriffen und Kunstausdrücken zu thun hatten und wo daher ein solcher Behelf, wie es der von Jungmann gesammelte und zur Benützung wohlgeordnete Sprachschatz war, in hohem Grade noth that. Nur von einem Einflusse auf die Schulen, wovon

*) Zelený Život Jos. Jungmanna (v Praze 1873) S. 317.

Erscheinen die böhmischen Patrioten gespannt waren: Palacký's Geschichte von Böhmen, deren erster Band 1836 in deutscher Sprache erschien. Als an ihn Graf Schlik die Frage richtete, warum er als ein so großer Förderer der nationalen Sache es nicht böhmisch erscheinen lasse? ward ihm zur Antwort: „Dafür fehle es noch an Publicum"; so hat mir der berühmte Feldherr zu Ende der Vierziger-Jahre selbst erzählt. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Schlik's Erinnerung vielleicht in der Richtung irre ging, daß Palacký richtiger auf den Mangel eines Privat-Verlegers hingewiesen hat; denn daß das böhmische Lese-Publicum damals schon zahlreich genug war, hatte ja zur selben Zeit der rasche Absatz des um so viel gelehrteren und daher nur engeren Kreisen zugänglichen Šafařik'schen Werkes gezeigt. Dagegen ein so groß und vielbändig angelegtes Werk wie das Palacký'sche böhmisch herauszugeben, dürften damals weder Kronberger in Prag, der damalige Commissionär der Matice-Schriften, noch der für minder umfangreiche Sachen so unternehmende Pospíšil in Königgrätz so leicht gewagt haben. Die Matice selbst aber konnte sich auf ein drittes größeres Unternehmen jetzt nicht einlassen; sie litt pecuniär schon an den zweien, die sie der Öffentlichkeit zu übergeben im Zuge war. Beide wurden, wie früher erwähnt, nur mit Unterstützung der Matice herausgegeben, d. h. die Matice übernahm für ihre Mitglieder die Hälfte des Ladenpreises, die andere Hälfte mußten diese selbst zahlen, und die Folge davon war ein auffallendes Zurückgehen der Beitritte. Während sich nach dem Gründungsjahre in der Zeit von 1832 bis Ende 1835 im Ganzen 480 neue Mitglieder, also im Durchschnitte nahezu 100 auf das Jahr, gemeldet hatten, sank die Zahl plötzlich 1836 auf 24, 1837 auf 26, 1838 auf 23, 1839 auf 14, 1840 gar auf 10; dazu noch einzelne Todesfälle, so daß die Gesammtzahl der Mitglieder, die

von Rechten noch von Verbindlichkeiten im Interesse des Einzelnen die Rede sein." *) Ebenso war von Anbeginn als Grundsatz ausgesprochen, daß die Beiträge der Gründer als Stammvermögen sicher angelegt und nur die laufenden Zinsen, und was sonst dem Vereine vorübergehend zuflöße, für die literarischen Zwecke der Matice verwendet werden sollten. Da nun diese letzteren im Gründungsjahre nicht mehr als 34 fl. 40 kr. betrugen, so ließ sich fürs erste nichts thun als Vorbereitungen für die Arbeit des folgenden Jahres treffen. Das geschah denn auch, indem die böhmische Museums-Zeitschrift — die deutsche ging trotz der warmen Befürwortung Goethe's und der wirklichen Gediegenheit ihrer Aufsätze nach wenig Jahren ihres Bestandes wegen Mangels an Abnehmern ein — fortan von der Matice besorgt werden sollte. Der Titel: „Časopis Českého Museum" blieb der frühere, nur die Lettern wurden geändert; an die Stelle der Schwabacher Schrift trat die Antiqua. An diese Übung hielt man sich von da an auch in der übrigen Literatur, wie überhaupt in allen Stücken das Vorgehen der Matice nachgerade zum Beispiele und Muster für das erwachende Schriftthum wurde. Mit deutschen Lettern wurden fast nur mehr Gebet- und Erbauungsbücher, dann für das große Publicum berechnete Schriften gedruckt; heute hat selbst bei diesen die Antiqua vorwiegend Raum gewonnen, so daß es fast nur Drucksachen der untersten Stufe sind, die Gassen- und Jahrmarkt-Literatur möchte ich sie nennen, die mit altmodischen deutschen Lettern gedruckt werden.

So trat denn mit dem 1. Januar 1832 die böhmische Museums-Zeitschrift mit ihrem sechsten Jahrgange als erste der Drucksachen ins Leben, welche die Matice ihren Gründern, und zwar unentgeltlich, hinausgab. Die Auflage war von 500 Exemplaren.

*) Näheres hierüber bei Tieftrunk, S. 30 bis 32.

Außer der Museums-Zeitschrift, die fortan als Nr. 1 aller Matice-Schriften galt, erschienen im Jahre 1832 als Nr. 2 eine Gelegenheitsschrift und als Nr. 3 eine von Palacký abgefaßte und der Matice uneigennützig zur Verfügung gestellte „Übersicht der obersten Hof- und Landes-Beamten des Königreiches Böhmen von den ältesten Zeiten bis auf die Jetztzeit". Die Gelegenheitsschrift war eine Sammlung von fünfzehn verschiedenen Gedichten zur Verherrlichung des 1. März 1832, als des vierzigsten Gedächtnistages des Regierungsantrittes Kaiser Franz' I.; es war eine typographisch kunstvoll ausgestattete Druckschrift, wie man solche bis dahin nicht blos in der böhmischen Literatur, sondern überhaupt im Kaiserstaate nicht gekannt hatte; sie wurde nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren aufgelegt und an die Glieder des allerhöchsten Kaiserhauses und einige der höchstgestellten Personen vertheilt. Die Kosten bestritt ausschließend Fürst Kinský, der auch den Anstoß dazu gegeben hatte.

Die unverkennbare Absicht des edlen Fürsten war, das neue Institut, dessen Schirm und Schutz ihm anvertraut war, im Lichte loyaler Unterthanstreue erglänzen zu lassen und demselben dadurch nach oben eine günstigere Meinung zu verschaffen, was aber trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte. Denn nur wenige Wochen nach dieser loyalen Kundgebung erfolgte aus der Präsidial-Kanzlei des Obristburggrafen, der zur Zeit nicht in Prag war, das Verbot den Titel „Matice" zu gebrauchen und sich überhaupt als selbständiger Verein zu geriren. Auch Palacký war zur Zeit nicht in Prag, er befand sich archivalischer Studien halber theils in Wien theils in Mähren. Seine Freunde waren über jenen Präsidial-Erlaß wie vom Donner gerührt. Als Palacký gegen Ende Mai nach Prag zurückkam, empfing ihn Jungmann wie ein Verzweifelnder: „Helft, theurer Franz, wir gehen zu

Grunde, wir gehen zu Grunde! — Pomožte Františku, hyneme, hyneme!“ Palacký verfügte sich am 11. Juni zum Grafen Chotek, der auch seinen Präsidial-Secretär Karl Ambrozy der Unterredung beizog. Es that dem Obristburggrafen gewiß leid was geschehen war, denn er wollte den heimischen Instituten wohl; allein etwas zurücknehmen was eine kaiserliche Behörde, und nun gar die oberste Landesstelle, einmal gesprochen und verfügt hatte, das ging nach den damaligen Begriffen von Regierungshoheit und Unfehlbarkeit der Behörden offenbar nicht an, und so mußte denn anstatt „böhmische Matice“ fortan gesagt und geschrieben werden: „Fonds (pokladnice) des böhmischen Museums zur Herausgabe böhmischer Bücher“.

In dieser kritischen Zeit kam den Prager Nationalen ein neuer Mitarbeiter zu, und zwar einer ersten Ranges. Šafařik mochte nicht länger in Neusatz, wo er zuletzt als Gymnasial-Director fungirte, weilen; einestheils waren es seine Gesundheitsverhältnisse, die sich mit dem dortigen Fieberklima nicht vertrugen, während von der andern Seite die nationalen Zustände in Ungarn, das bis dahin, mit dem neutralen Boden der lateinischen als Geschäfts- und Gesetzes-, vielfach auch Umgangssprache unter allen Gebildeten, ein Eldorado der nationalen Gleichberechtigung genannt werden konnte, eine derartige Wendung zum Schlimmeren nahmen, daß einem eifrigen Slavisten dort kein dauerndes Heil erblühen konnte; sein Kampfgenosse Kollár in Pest sollte bald genug davon zu erzählen bekommen. An Šafařik waren zu jener Zeit fast gleichzeitig drei Berufungen ergangen: nach Presburg, nach Kesmark, nach St. Petersburg; letztere pecuniär unter besonders günstigen Bedingungen. Allein Šafařik schwebte ein anderes Ziel vor Augen: die alte Königsstadt an der Moldau hatte auf den Jüngling einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß immer wieder die Sehnsucht

in ihm auftauchte dort für die Hebung seines Volkes und seiner Sprache zu wirken.*) Am 10. October 1832 theilte er diesen Entschluß brieflich Palacký mit; er verlangte eine nur einigermaßen gesicherte Stellung: „Ich werde auch die schwierigste Arbeit nicht scheuen und ablehnen, wenn ich nur für unser Volk werde arbeiten können." Palacký und Jungmann begannen nun für ihren entfernten Freund zu werben; schon am 6. November konnte Ersterer ihm schreiben: ein Jahreseinkommen von 350 fl. sei ihm gesichert, unter der Bedingung daß er künftig nur böhmisch schreibe. „Die Ankunft unseres Šafařík in Prag", schrieb Jungmann voll Erwartung am 8. December an Kollár, „würde ein neuer Krystallisationspunkt für unsere Literatur sein, die fast mehr an Schriftstellern, nämlich an guten, als an Lesern Mangel leidet." Mittlerweile fanden sich noch einige Beisteuernde und am 16. Februar 1833 theilte Palacký seinem Neusatzer Freunde mit: er könne auf 480 fl. zählen. Zugleich war Palacký beim Obristburggrafen und beim Stadthauptmanne thätig, damit Šafařík wegen seines Aufenthaltes in Prag keine Schwierigkeiten gemacht würden. Auf dieses konnte der gelehrte Slavist die Übersiedlung wagen, am 4. Mai langte er mit seiner Familie in Prag an. Die Spender, welche den sogenannten Šafařík-Fonds bilden halfen, hatten insgesammt die Bedingung gestellt, daß ihre Namen vor ihm geheim gehalten würden, und Šafařík hat sie bis an sein Lebensende nicht erfahren. Es waren solche darunter denen es eben nicht leicht ankam sich zu einer jährlich wiederkehrenden Beisteuer zu verpflichten, und es legte dieser ganze Vorgang ohne Frage ein ebenso ehrenhaftes als rührendes Zeugnis von der Begeisterung jener Männer für die Sache ihres Volkes ab.**) Šafařík selbst hat stets Palacký und

*) Joseph Jireček, Paul Šafařík; Oester. Revue 1865. VIII, S. 6, 22 f.

**) An der Spitze stand das Triumvirat Palacký, Jungmann, Presl; als adelige Mäcenaten fanden sich Fürst Kinský, die Grafen Kaspar Stern-

Jungmann für die Begründer seines Glückes gehalten; vorzüglich ersteren. „Palacký," schrieb er am 5. October an Kollár, „ist der alleinige Urheber meines hiesigen Seins und Behagens — P. jest i mého bytu a pohodlí zde jediným původcem".

Das Eintreffen Šafařik's in Prag fiel mit dem Abschlusse eines Werkes zusammen, an dessen Inslebentreten auch ihm ein Antheil beschieden sein sollte. Zu Weihnachten 1833 hatte Jungmann sein Wörterbuch der böhmischen Sprache, die mühevolle sorgfältige Arbeit von nahezu dreißig Jahren, in der Handschrift vollendet und es stand nun die Herausgabe im Drucke bevor, ein kostspieliges Unternehmen an dessen Durchführung ohne Beihilfe der Matice kaum zu denken war. Am 20. März 1834 faßte der Vereins-Ausschuß den diesfälligen Beschluß; gegen Ende September erschien die erste Lieferung, gegen Ende December die zweite; für die Lieferung war der Ladenpreis von 2 fl. festgesetzt, die Mitglieder der Matice erhielten sie für 1 fl., den zweiten Gulden nahm der Verein auf sich. Die laufenden Mittel desselben reichten aber für eine solche auf Jahre hinaus anwachsende Ausgabe nicht hin; schon im ersten Jahre gab es einen Ausfall von 145 fl. 3 kr., der aus dem Stamm-Capital der Matice in Form eines Darlehens gedeckt werden mußte. Am 19. Februar 1835 bewilligte der Museal-Ausschuß dem Vereine 2000 fl., die dem Matice-Fonds leihweise zu entnehmen und nach Vollendung des Wörterbuches in vier, längstens fünf Jahren zurückzuzahlen waren; bis dahin sollte mit der Herausgabe anderer Schriften innegehalten werden.

Allein diese letztere Bedingung ließ sich von allem Anfange nicht einhalten. Das Jungmann'sche Wörterbuch war ein

berg und Hanuš Kolovrat ein; Marek und Vinařický leisteten Beiträge; das erste Jahr auch Štěpánek. Von 1833 bis 1840 betrugen die Einnahmen des Šafařik-Fonds 3249 fl., die Ausgaben 3243 fl. Näheres bei Tieftrunk Dějiny S. 48 f.

Nationalwerk; seit Jahren und Jahren hatten die Freunde der böhmischen Literatur auf das Erscheinen desselben gezählt; jeder von ihnen suchte es zu fördern, durch Einsendung von Beiträgen, landesüblichen Ausdrücken für Pflanzen, Thiere, Geräthe, Kleidungsstücke; seine eigenen Schüler, wenn sie auf die Ferien gingen, ersuchte Jungmann in dieser Richtung im Kreise ihrer Heimat nachzufragen und zu sammeln. Šafařík stand Jungmann bei der Revision und Ergänzung fortwährend zur Seite, so daß das Zustandekommen dieses großen Unternehmens wie eine gemeinsame Arbeit der Gebildeten des ganzen Volkes war. Aber daneben gab es doch schon wieder ein neues Werk, von welchem das Interesse dieser Kreise kaum minder lebhaft in Anspruch genommen wurde. Šafařík hatte sich schon in Ungarn durch Forschungen „über die Abkunft der Slaven" (Ofen 1828) einen Namen gemacht, dessen Klang weit über die Gränzen seiner damaligen Heimat hinaustönte. K. Halling in Breslau hatte ihn aus Anlaß jener Schrift aufgefordert, alle Berichte der Alten über Sarmaten, Serben, Slaven ꝛc. zu sammeln: „Nicht blos dem slavischen Volksstamme, sondern mehr vielleicht noch dem germanischen würde Šafařík durch ein solches Werk einen unsterblichen Dienst, den unsterblichsten aber der Wissenschaft erweisen!"*) Nachdem Šafařík sich in Prag angesiedelt, hatten ihn die Vertreter der Matice ausdrücklich aufgefordert, sich diese große Aufgabe zum nächsten Ziele zu setzen. Im Laufe des Jahres 1835 war das Werk im Manuscript vollendet und wurde der Censur-Behörde übergeben, was Palacký am 20. Januar 1836 dem Ausschusse mit dem Antrage anzeigte, dasselbe mit Beihilfe der Fondsmittel zum Drucke zu befördern. Nach dem was vorausgegangen war konnte sich der Verein dieser Verpflichtung nicht entziehen, obwohl er schon durch jene rücksichtlich

*) Jireček a. a. O. S. 13.

des Jungmann'schen Wörterbuches in nicht geringe pecuniäre Verlegenheit gerathen war. Mit leihweisen Aushilfen aus dem Stammvermögen der Matice ging es nicht mehr, und so wurde denn auf die Vorstellung des Matice-Vereines am 23. Februar 1836 vom Museal-Ausschusse genehmigt, daß fortan nicht blos die laufenden Interessen des Fonds, sondern die Hälfte der jährlichen Zuflüsse desselben zur Herausgabe von Büchern und nur die andere Hälfte zur Vermehrung des Stammvermögens verwendet werden sollten. Nunmehr konnte an die Drucklegung der Šafařík'schen „Slavischen Alterthümer — Slovanské Starožitnosti" geschritten werden, die gleichfalls lieferungsweise erfolgte, das Heft zu 50 kr., für die Mitglieder der Matice um die Hälfte billiger. Der Erfolg übertraf die Erwartungen; das erste Heft war im Nu vergriffen, schon nach wenig Tagen mußte ein zweiter Abdruck veranstaltet werden.*) Der Druck zog sich durch anderthalb Jahre; im September 1837 war mit dem siebenten Hefte das Ganze vollendet; es war ein Groß-Octav-Band von 1006 enggedruckten Seiten. „Ich bewundere wahrhaftig die Liebe zu seinem Volke", schrieb Chmelenský aus Olmüz am 2. September nach Prag, „daß Šafařík sich entschließen konnte, ein solches Werk uneigennützig in böhmischer Sprache hinauszugeben. Wie gering ist, beim Himmel, die Zahl der Leute unter uns, welche diese geniale Arbeit nur einigermaßen zu würdigen verstünden! Aus allem ist zu ersehen daß Šafařík, man mag es von was immer für einer Seite erfassen, ein großer Mann ist." Doch die Anerkennung von auswärts sollte nicht ausbleiben. Noch während der Hinausgabe seines Werkes erhielt der Verfasser einen neuen

*) Leider ist, wie mir Professor Tieftrunk auf briefliche Anfrage mittheilt, aus den Matice-Acten nicht zu entnehmen, wie stark die erste Auflage war und welche Anzahl von Exemplaren der zweite Abdruck hatte.

vortheilhaften Antrag aus Rußland; Minister Graf Alexis Stroganov bot ihm eine Lehrkanzel an der Moskauer Universität; doch Šafařik, obwohl er in Prag noch immer in höchst bescheidenen Umständen lebte, lehnte dankend ab: „er könne seine Landsleute und die Literatur der er sich gewidmet gegen die glänzendsten Anerbietungen nicht verlassen." Nun wurde der Russe Bodjański für jene Lehrkanzel ausersehen, aber zuvor nach Prag geschickt, um unter Leitung des großen Slavisten seine Studien zu vollenden, 1838. Zwei Jahre später erschienen für den letzteren Zweck Sreznëvski und Preis in Prag. Schon 1838 war die erste russische Übersetzung der „Starožitnosti" in Moskau erschienen, von dem früher genannten Bodjański; 1842 erschien die zweite polnische in Posen, von Bońkowski; 1843/44 die dritte deutsche von Mosig v. Ährenfeld und Wuttke in Leipzig.

In der Zwischenzeit hatte die Hinausgabe des großen Wörterbuches nicht geruht; dasselbe schloß mit der 23. Lieferung im Sommer 1839. Mit Recht sagt Jungmann's neuester Biograph: „Binnen fünf Jahren wurde somit ein Werk zu Stande gebracht, das an Wichtigkeit alles übertraf was seit dem Wiedererwachen der böhmischen Literatur bis zu diesem Augenblicke ans Licht getreten ist; der Grundstein der neuböhmischen Literatur war damit gelegt." *) Auch fiel dessen Erscheinen in die passendste Zeit, wo das böhmische Schriftthum in einem stetigen Aufblühen begriffen war; wo es jährlich den Kreis seiner Thätigkeit erweiterte, auf neue Gebiete verpflanzte; wo die böhmischen Literaten fortwährend mit neuen Begriffen und Kunstausdrücken zu thun hatten und wo daher ein solcher Behelf, wie es der von Jungmann gesammelte und zur Benützung wohlgeordnete Sprachschatz war, in hohem Grade noth that. Nur von einem Einflusse auf die Schulen, wovon

*) Zelený Život Jos. Jungmanna (v Praze 1873) S. 317.

sich Palacký so viel versprochen hatte, konnte noch immer keine Rede sein. Die Denkschrift von 1832, deren Berücksichtigung Graf Chotek sich gar nicht abgeneigt gezeigt, hatte von anderen Seiten heftige Widersacher gefunden. Namentlich war es Millauer der, seit Jahren kränklich und in dem Ehrgeiz seines Lebens, der Abtenwürde in seinem Stifte, bitter getäuscht, selbst den billigsten Wünschen und Bestrebungen der böhmischen Nationalen, die er früher vielfach unterstützt, in der letzten Zeit leidenschaftlich entgegenarbeitete. So waren denn in der Erledigung der vom Museums-Ausschusse gemachten Vorschläge, 19. October 1835, dieselben in jedem Punkte abschlägig beschieden worden: für die Berücksichtigung der böhmischen Sprache in den unteren Schulen geschehe ohnedies genug, die Bestimmung der höheren Anstalten, Gymnasien, Technicum aber habe nicht blos die „Provinz" sondern auch andere „Provinzen" im Auge u. dgl.*) So sollte die Sprache und Literatur eines Volkes das nach Millionen zählte, in dem Lande, dessen ganze beglaubigte Geschichte ihm angehörte, auch fernerhin ausgeschlossen sein von den Unterrichts- und Bildungsanstalten desselben, die unausweichlichen Dorfschulen allein ausgenommen! So sollte das höhere Schriftthum, für das jetzt jener großartige Behelf geschaffen war, den Dobrowský vor mehr als einem halben Jahrhundert den böhmischen Schriftgelehrten als Ziel hingestellt hatte, auch fernerhin jenen opferwilligen Männern anheimgestellt bleiben, die ohne Aussicht auf äußere Anerkennung, auf eine für ihre Mühen und Bestrebungen gesicherte Lebensstellung aus freien Stücken, aus ungezwungener Liebe zu ihrem Lande und Volke die Pflege desselben auf sich nahmen!

Es war, außer Jungmann's Wörterbuch und Šafařík's „Slavischen Alterthümern", noch ein drittes Werk auf dessen

*) Tieftrunk Dějiny S. 42 f. 70—73 Anm.

Erſcheinen die böhmiſchen Patrioten geſpannt waren: Palacký's Geſchichte von Böhmen, deren erſter Band 1836 in deutſcher Sprache erſchien. Als an ihn Graf Schlik die Frage richtete, warum er als ein ſo großer Förderer der nationalen Sache es nicht böhmiſch erſcheinen laſſe? ward ihm zur Antwort: „Dafür fehle es noch an Publicum"; ſo hat mir der berühmte Feldherr zu Ende der Vierziger-Jahre ſelbſt erzählt. Es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daß Schlik's Erinnerung vielleicht in der Richtung irre ging, daß Palacký richtiger auf den Mangel eines Privat-Verlegers hingewieſen hat; denn daß das böhmiſche Leſe-Publicum damals ſchon zahlreich genug war, hatte ja zur ſelben Zeit der raſche Abſatz des um ſo viel gelehrteren und daher nur engeren Kreiſen zugänglichen Šafařik'ſchen Werkes gezeigt. Dagegen ein ſo groß und vielbändig angelegtes Werk wie das Palacký'ſche böhmiſch herauszugeben, dürften damals weder Kronberger in Prag, der damalige Commiſſionär der Matice-Schriften, noch der für minder umfangreiche Sachen ſo unternehmende Pospíšil in Königgrätz ſo leicht gewagt haben. Die Matice ſelbſt aber konnte ſich auf ein drittes größeres Unternehmen jetzt nicht einlaſſen; ſie litt pecuniär ſchon an den zweien, die ſie der Öffentlichkeit zu übergeben im Zuge war. Beide wurden, wie früher erwähnt, nur mit Unterſtützung der Matice herausgegeben, d. h. die Matice übernahm für ihre Mitglieder die Hälfte des Ladenpreiſes, die andere Hälfte mußten dieſe ſelbſt zahlen, und die Folge davon war ein auffallendes Zurückgehen der Beitritte. Während ſich nach dem Gründungsjahre in der Zeit von 1832 bis Ende 1835 im Ganzen 480 neue Mitglieder, alſo im Durchſchnitte nahezu 100 auf das Jahr, gemeldet hatten, ſank die Zahl plötzlich 1836 auf 24, 1837 auf 26, 1838 auf 23, 1839 auf 14, 1840 gar auf 10; dazu noch einzelne Todesfälle, ſo daß die Geſammtzahl der Mitglieder, die

Ende dieses Zeitraumes nahezu 600 betragen sollte, nur etwas über 500 auswies.

Dazu hatte am 27. Jannar 1836 der Tod einen der wohlwollendsten und freigebigsten Gönner der jungen Anstalt dahingerafft, den Fürsten Rudolph Kinský. Er war von Prag als Regierungs-Präsident nach Linz gekommen, aber in ganz Böhmen hatte man das als eine Vorstufe angesehen, um von da an die Spitze der böhmischen Landesverwaltung als Obristburggraf und Gubernial-Präsident befördert zu werden. Als nun die Trauerpost aus Ober-Österreich kam, da war es eine wahre National-Trauer die sich bis in die untersten Schichten der Bevölkerung Prags kundgab. Es gab damals noch keinen Trauerpomp mit ausgehängten schwarzen Fahnen, mit bei Tage angezündeten Straßenlaternen; aber wahrhafter und allgemeiner ist vielleicht seit Karl IV. Zeiten niemand im Lande betrauert worden, als der fünfunddreißigjährige edle und liebenswürdige Fürst.

5.

Nachdem die beiden großen Werke Jungmann's und Šafařík's glücklich zu Ende geführt waren, konnte man wieder daran denken, dem böhmischen Publicum neue Werke ohne Beisteuer der Betheiligten hinauszugeben, und es war dazu die höchste Zeit; denn, wie Vinařický im späteren Rückblick auf jene Zeit an Jungmann schrieb, „da man auf das ‚Wörterbuch' und die ‚Alterthümer' draufzahlen mußte war die Matice daran zugrundezugehen."

Die Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war aber auch die Zeit, von der man hinsichtlich der Wiederbelebung der böhmischen Sprache und Literatur sagen konnte, daß das Eis gebrochen war; daß das Verständnis und die Begeisterung dafür

mit Macht in die Masse der Bevölkerung zu bringen begann. Wenn Dobrovský diese Tage erlebt hätte würde er von seiner vorgefaßten Meinung der Lebensunfähigkeit des nationalen Strebens in Böhmen haben ablassen müßen, vorausgesetzt daß er dies überhaupt über sich vermocht hätte. Die Worte vlast, vlastenec, vlastenectví waren jetzt nicht mehr der bevorzugte Erbtheil einer kleinen Schriftstellergilde, sie waren das Eigenthum eines nach Millionen zählenden Volksstammes. Das war die Zeit wo die Themata: Böhme sein — Böhmen seine Heimat nennen — sein Vaterland, seine Landsleute lieben u. dgl. in allen Tonarten abgewandelt wurden. Das war die Zeit wo die „besedy" aufkamen, sowohl ständige Vereine Lesehallen Casinos, als zeitweilige „Akademien" und Vergnügungs-Kränzchen mit Declamationen, für welche namentlich der witzige Rubeš immer neuen Stoff lieferte. Die Landeshauptstadt ging natürlich in allen diesen Stücken voran. Hier entstand die große böhmische Bürger-Ressource, hier kamen die „böhmischen Bälle" auf und gingen den erfolgreichen Wettkampf mit den seit langem beliebten „Juristen-", „Mediciner-", „Garnisons-" Bällen ein. Wenn bei diesen letztern die „Ausschüsse" ihren wetteifernden Stolz in die Erfindung einer sinnreichen und geschmackvollen neuen „Tanzordnung" setzten, so wußten jene der böhmischen Bälle auch dieses Moment für ihre nationalen Zwecke zu benützen. Wie nämlich in Italien die Hochzeiten reicherer Paare zum Anlaß genommen werden irgend eine kleinere literarische Arbeit s. g. strenne unter die Leute zu bringen, so kamen in Prag in der ersten Hälfte der Vierziger Jahre die „pomněnky" auf, Büchelchen mit kleinen Gedichten die den Damen beim Eintritt in den Tanzsaal überreicht wurden. Jenes von 1843 führte blos Dichterinen auf, an ihrer Spitze Marie Čacká (geb. Svoboda, verh. Pichl) die sich später, eine Repräsentantin des weiblichen Vlasten-

centhums einen ganz artigen Namen in der Literatur gemacht hat*). Auch im sonstigen geselligen Leben der Hauptstadt, namentlich unter den jüngern Leuten, gewann das nationale Element immer mehr Boden. Ein Verein namens „Repeal" arbeitete trotz Polizei und politischer Behörde einerseits im Rotteck-Welcker'schen Liberalismus, anderseits in Žižka' und Prokop'schen Erinnerungen. Gesellen und junge Handwerker bildeten Verbrüderungen von nationaler Färbung, die ihre Versammlungsorte mit patriotischen Abzeichen und Bildern schmückten, böhmische Lieder sangen und Vorträge hielten; im Winter unter Dach und Fach, im Sommer bei gemeinschaftlichen Ausflügen in die Šarka, nach Kuchelbad, in die Kundraticer Wälder ꝛc.**). Dabei war das Interesse für neue literarische Erscheinungen lebhafter als je. Der Vorwurf eines im Drucke oder auch erst unter der Feder befindlichen Buches, die Hinausgabe eines neuen Heftes der Museums-Zeitschrift, einer neuen Nummer des „Krok", des „Vlastimil" waren Ereignisse in diesen Kreisen; man sprach davon in vorhinein mit Hindeutung dessen was es etwa bringen würde, und nachdem es das Licht der Welt erblickt hatte bildete dessen Inhalt tagelang den Gegenstand lebhafter Erörterungen in häuslichen Kreisen, sowie in gewissen öffentlichen Locales wo die Vlastenci ihre Vereinigungspunkte hatten.

Die Geschichte dieser geistigen Kämpfe, dieses selbstlosen Ringens, dieser uneigennützigen Opferwilligkeit für ein ideales Ziel

*) Český Marie Čacká, Osvěta 1882 S. 473. — Die Wiener „Slavenbälle", die etwas später als die böhmischen in Prag aufkamen, waren glänzender als diese letzteren, hatten aber einen andern Charakter. Der vertriebene Fürst Miloš von Serbien, andere Süd-Slaven, Polen erschienen da in ihren auffallenden National-Costumen, wodurch das Ganze einen mehr theatralischen Anstrich erhielt.

**) Näheres s. mein (anonym erschienenes). „Aus Böhmen nach Italien" (Prag 1862 Tempsky) S. 9—11.

ist in das Einzelne noch nicht geschrieben: sie würde uns Helden aufweisen, nicht mit Schwert und Blutvergießen, aber was Muth und Ausdauer, was Selbstverleugnung betrifft, der größten Bewunderung werth! Eine äußerst würdige Persönlichkeit hat jüngst, als wir über diese Verhältnisse sprachen, gegen mich geäußert: „Ich bin damals nach Prag gekommen, Deutscher von Herkunft und Gesinnung was ich heute ebenso bin; aber was ich damals wahrgenommen, wie böhmische Literaten sich buchstäblich von Brot und Milch erhielten, an allem Abbruch litten, um sich einzig der Sache ihres Volkes widmen zu können, hat mich mit einer Bewunderung, mit einer Achtung erfüllt, deren Nachklang noch heute in mir lebt." Noch schwebt vielen Zeitgenossen die Gestalt Jaroslav Kalina's in der Erinnerung. Der Mensch lebte so zu sagen von nichts. Er hatte in früheren Jahren eine gute Stellung im Hause des reichen Jerusalem; er gab sie auf, nach Versicherung von Personen die ihn gut kannten, aus keinem andern Grunde, als weil er durch das üppige Leben dort verwöhnt zu werden fürchtete. Gleichwohl hatte er einmal seinen großen Tag. Das war als sein Gedicht „Kšaft — das Testament"*), auf dem ordinärsten Papiere gedruckt, in solchem Grade unter dem gemeinen Volke der Hauptstadt wirkte, daß eine Auflage nach der andern gemacht

*) Der Stoff, so weit ich mich erinnere, war folgender: In dem Dorfe Cerekvice liegt ein greiser Mann im Sarge. Da stürzt sein mißrathener Sohn herein, verwünscht den Vater von dem er enterbt worden, und schlägt mit der Faust auf den Sarg. Jetzt erhebt sich der Mann des Todes von seinem Lager, steigt langsam heraus und verflucht den Störer seiner Ruhe, der entsetzt davon eilt. Aber nun ist der Todte, der starr und regungslos auf einer Bank sitzt, nicht wieder in den Sarg zu bringen; alle Bemühungen seiner Umgebung, die Beschwörung des Geistlichen sind machtlos. Da kommt das Enkelkind des Verstorbenen, nimmt ihn bei der Hand und bittet: „Komm, liebes Großväterchen, sei wieder gut!" Und willig folgt er der Stimme der Unschuld.

werden mußte und vor dem Hause in der Dominicaner-Gasse, wo Kalina ein ebenerdiges Zimmer bewohnte und, von einem Kameraden unterstützt, den Kauflustigen die Exemplare zum Fenster hinausreichte, ein in dem ruhigen Prag seit Jahren nicht erlebter Auflauf entstand, so daß zuletzt die Polizei den weitern Vertrieb untersagte; es waren binnen wenig Tagen bei 10.000 Exemplare à 2 oder 3 kr. W. W. unter die Leute gebracht worden. Das Geld warfen die Beiden nur so hinter sich ins Zimmer hinein, und Kalina hat damals mehr Kupfer zusammengebracht als der berühmte Correggio in der erlogenen Geschichte von den Fresken in Parma. Damals war es wohl auch wo Kalina, den eindringlichen Vorstellungen seiner Freunde nachgebend, den ernsten Entschluß faßte sich mit dem vielen Gelde einen neuen Anzug anzuschaffen. Allein das Unglück wollte daß der Weg zu seinem Schneider über den Kleinen Ring führte; dort prangte hinter den Schaufenstern der Calve'schen Buchhandlung seit Jahren eine in zierliches Leder gebundene Miniatur-Ausgabe der englischen Classiker, und dieser Versuchung konnte unser plötzlich reich gewordene Freund nicht widerstehen; er tritt in den Laden, kauft mit seinem Capital von 20—25 fl. die kleine Bibliothek — und Rock und Schneider sah er niemals wieder. Den Winkel im Gebäude des Stöger'schen Theaters, in welchem er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte und wo man ihn eines Morgens ausgehaucht fand, muß man sich von solchen, die es mit eigenen Augen gesehen, beschreiben lassen!

Wie es mit den damaligen Honorar-Verhältnissen stand, davon wußte Prokop Chocholoušek zu erzählen. Dieser, ein sehr begabter Erzähler, schrieb in der ersten Hälfte der vierziger Jahre ausschließlich für Jan Jaroslav Pospíšil, den Sohn Jan Hostivit's der in der Zwischenzeit sein Geschäft von Königgrätz nach Prag übertragen hatte. Vater und Sohn waren für ihren Theil

als Drucker und Verleger allerdings auch nicht auf Rosen gebettet; aber welches war das Verhältnis in welchem Unternehmer und Schriftsteller zu einander standen! Der buchhändlerische Mäcenas — denn als solche ließen sich die beiden Pospišil preisen — verabreichte dem Chocholoušek Morgen-, Mittag- und Abendkost und außerdem 3 fl. wöchentlich für Wohnung ꝛc.; dafür mußte sein nicht Leib-, sondern Geisteigener von Morgen bis in den sinkenden Abend für ihn Robot leisten und, damit gewiß keine Unterbrechung durch zeitweilige Absentirungen vorkomme, beim Erscheinen seine Stiefeln abliefern, die Pospišil unter Verschluß nahm und dem armen Dichter erst nach vollbrachtem Tageswerke wieder auslieferte. Gefällt es jemand über diese Geschichte zu lachen? Komisch ist sie, das ist nicht zu läugnen. Doch kann man auch ernster darüber nachdenken, wie sich unter so kleinlich-armseligen Verhältnissen, in solcher materialen Dürftigkeit und Noth, immer neue Kräfte fanden an dem Werk der nationalen Verjüngung weiter zu arbeiten! Denn das ist wohl nicht zu läugnen, daß es gerade diese kleinen Leute waren deren Wirken sich unmittelbar im Volke fühlbar machte. So groß die Verdienste eines Jungmann, eines Šafařik, eines Palacký waren, volksthümlich konnten ihre Werke nicht in solcher Weise werden wie das „Testament" Kalina's, oder die „Deklamowánky" des Franz Rubeš die man in jedem böhmischen Dorfe kannte, oder der „Paleček" eben dieses Rubeš, des Franz Hayniš „und noch jemands" die, bei Johann Spurný aufgelegt, von 1842 bis 1847 mit jedem Jahre beliebter wurden.

Ein großes Verdienst um diese Populariſirung der Literatur ist von allem Anfang der Geistlichkeit zugefallen, die aus dem Volke stammend, unter dem Volke lebend, vor armen Schluckern à la Chocholoušek die gesicherte materiale Existenz voraus hatte und sich in behäbiger Ruhe, dabei nicht selten mit freigebiger Hand,

der literarischen Bildung ihres Volkes hingeben konnte. In einer von der Cyrillo-Method'schen Buchdruckerei zu Brünn herausgegebenen Schrift: „Von den Verdiensten der Geistlichkeit um die böhmische Sprache und Literatur" zählt P. Jan Ježek nicht weniger als 660 seiner Standesgenossen alter und neuerer Zeit auf, die als nationale Schriftsteller aufgetreten sind und von denen viele zu den volksthümlichsten Namen der neueren böhmischen Literatur gehören. Ihnen allen insgesammt und jedem einzelnen von ihnen, Geistlichen wie Laien, wie wenig auch manche ihrer damaligen Erzeugnisse heute die Sonde strenger Kritik vertragen mögen, gebührt das Verdienst jenen Erfolg herbeigeführt zu haben, welchen gerade die Ersten ihrer Zeit, ein Dobrovský, für unerreichbar gehalten oder wie Palacký als einen möglicherweise vergeblich anzustrebenden bezweifelt haben. „Mit unbegränzter Dankbarkeit", sagt mit Recht ein moderner Schriftsteller, „müssen wir darum zu jenen Männern aufblicken die ‚nicht sehend geglaubt haben', die mit keinen andern Waffen als der unendlichen Liebe zu ihrer Sprache und Heimat sich dem wie es schien unaufhaltsamen Gange der Geschichte in den Weg geworfen und demselben ihr ‚Bis hieher und nicht weiter' entgegen gerufen haben" *).

Die höhern Stände, der fast völlig deutsche oder verdeutschte Mittelstand beobachteten mit äußerst seltenen Ausnahmen den Bestrebungen der Nationalen gegenüber noch immer eine ablehnende Haltung. Da war es zu Anfang der vierziger Jahre eine Schrift des Grafen Leo Thun, damals in Diensten des böhmischen Landes-Guberniums, die nicht blos in weitern Kreisen großes Aufsehen, sondern ganz besonders unter der Aristokratie des Landes nachhaltigen Eindruck machte. Sie war überschrieben: „Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung"

*) Ferd. Schulz im Leben Jungmann's S. 72.

(Prag, 1842, Kronberger und Řiwnač), und hatte zum Hauptziel seine Landsleute „insbesondere unter jenen Ständen, die vorzugsweise berufen sind leitend einzugreifen in das Schicksal ihres Volkes", über die geistige Regsamkeit der heimischen Literatur und die Ergebnisse derselben zu unterrichten und die mancherlei Vorurtheile derjenigen zu zerstreuen „die jedes Buch das in böhmischer Sprache erscheint, in vorhinein für die todte Fehlgeburt eines krankhaft überspannten National-Gefühles" halten*). Aus Anlaß einiger Bemerkungen, welche der Verfasser über die gedrückte Stellung des ungarischen Zweiges der Čecho-Slaven gemacht hatte, entspann sich ein Briefwechsel zwischen ihm und Franz von Pulszky, welcher letztere einerseits den Vorwurf von Unterdrückung nicht gelten lassen wollte, anderseits aber den Slovaken jede nationale Existenz-Berechtigung absprach und mit dürren Worten erklärte daß, „wenn in einem Slaven in Ungarn das Gefühl seiner čechischen Abkunft erwacht, dann für ihn nichts anderes übrig bleibe als mit Palacký und Šafařík dahin auszuwandern, wo seine Bestrebungen anerkannt werden und seine geistige Thätigkeit ein weniger unfrucht-

*) Den damaligen Zustand des Schriftstellerthums schildert Thun als unmittelbarer Beobachter S. 37: „Ein halbes Jahrhundert ist verstrichen seit Dobrovský's Hand von der Vorsehung geleitet die Schlummernde (böhmische Sprache und Literatur) geweckt hat, und noch ist eben nicht viel mehr geschehen als nothwendig ist um den Beweis der wiedererwachten Lebenskraft herzustellen. . . . Klein ist die Anzahl der Männer deren Einsicht und Gelehrsamkeit sie leitet, die ihr Zeit und Kraft gewidmet haben, und Anerkennung ist ihren in der That erstaunlichen Leistungen nur von einem kleinen Kreise Gleichgesinnter geworden. Sie leben in beschränkten Verhältnissen, zum Theil kümmerlich. Manches einem Bedürfnisse des Volkes entsprechende Manuscript kann nicht veröffentlicht werden, weil es an den dazu erforderlichen Geldmitteln fehlt" 2c. Vgl. was um dieselbe Zeit Hanka in einem vertraulichen Briefe „an eine hohe Person" schrieb: „Böhmen hat es bei gänzlichem Mangel an Unterstützung durch undenkbaren Eifer einiger Wenigen so weit gebracht, daß man sich über alles das was geschehen ist wirklich wundern muß" Legis-Glückselig a. a. O. S. 348.

bares Feld findet als in Ungarn; denn daß die Talente der Slaven hier nicht anerkannt, viel weniger aber belohnt werden, ist aus unsern Verhältnissen leicht zu erklären." Übermüthiger, herzloser ließ sich die nationale Gewaltherrschaft, welche die Magyaren seit der Mitte der Dreißiger Jahre über die andern Stämme ihres Landes, ganz vorzüglich über das harmlos gutmüthige Völklein der Slovaken zu üben begannen, kaum charakterisiren als in diesem Ausspruche Pulszky's. Die Schrift Thun's, worin er in würdiger Weise die Behauptungen seines magyarischen Gegners widerlegte, erschien 1843 unter dem Titel: „Die Stellung der Slovaken in Ungarn" (Prag Calve 1843). Ein anderer Graf Thun, Joseph Mathias von der Klösterler Linie, hat sich durch eine kleinere Schrift: „Der Slavismus in Böhmen" (Prag Calve 1845), in viel höherem Grade aber durch seine höchst gelungene Übersetzung der „Gedichte aus Böhmens Vorzeit" (Prag Calve 1845), deren Werth und Schönheiten er dadurch dem deutschen Publicum, und namentlich den höheren Gesellschaftskreisen näher brachte, ein bleibendes Verdienst erworben.

Die erste Hälfte der Vierziger Jahre war auch die Zeit, wo die Bemühungen der Prager Nationalen beim böhmischen Museum reichlichere Früchte zu tragen begannen. Šafařik, der mittlerweile einen neuen Ruf in das Ausland, diesmal seitens der preußischen Regierung für eine Kanzel der slavischen Sprache und Literatur in Berlin erhalten hatte, lehnte wie früher ab, „er werde sich von seinen Stammverwandten nicht mehr trennen", und brachte statt seiner Čelakovský in Vorschlag, der auch bald darauf den Lehrstuhl, aber nicht in Berlin, sondern in Breslau bestieg. Der Verein für böhmische Sprache und Literatur begann 1841, obwohl das Polizei-Verbot von 1832 keineswegs zurückgenommen war, sich wieder öffentlich „Matice" zu

nennen; in der Umgangssprache war dieser Ausdruck stets gang und gäbe geblieben Am 15. December desselben Jahres verfaßte Šafařík einen Aufruf an die Freunde der böhmischen Literatur sich an der gemeinnützigen Anstalt werkthätig zu betheiligen, ein Aufruf der im Verein mit der allseitig gehobenen Stimmung im Lande von der besten Wirkung war. Von Jahr zu Jahr fand jetzt ein Zuwachs statt, weitaus erheblicher als der merkbare Rückgang von 1836 bis 1840. Es galt als patriotische Pflicht jedes gebildeteren Böhmen, als Ehrensache, sich an der Matice zu betheiligen. Einzelne Enthusiasten machten sich das Werben für die Matice zum besonderen Geschäfte. Der eifrigste und wirksamste war jener P. Joseph Schmidinger, der sich schon als Seminarist unter die ersten Begründer der Matice gereiht hatte, und der nach Vollendung seiner theologischen Studien jede freie Zeit, jedes erübrigte Geld zu Wanderungen, meist zu Fuß, durch alle böhmischen Lande benützte, um Theilnahme für die nationale Sache zu erwecken. Im Jahre 1842 erfolgten 144 neue Beitritte, 1843 207 — Schmidinger allein führte in diesem Jahre der Matice 48 Mitglieder zu — 1844 262, 1845 445, 1846 354, 1847 450.

Entsprechend diesem überraschenden Zuwachse an Geldmitteln hob sich die literarische Thätigkeit der Matice, und zwar nach vier verschiedenen Richtungen. Es wurde nämlich beschlossen, folgende Suiten zu begründen: Eine „altböhmische Bibliothek" zur Herausgabe oder Wiederherausgabe von Werken der älteren böhmischen Literatur; eine „neuböhmische Bibliothek", Original-Werke der neueren Literatur; eine „Classiker-Bibliothek" d. h. gelungene Übersetzungen von Meisterwerken der alten und modernen Cultur-Völker; eine „Haus-Bibliothek".

Den Anfang der „Staročeská bibliotheka" machte man mit Všehrd's „Neun Büchern von den böhmischen Rechten". Den

Text hatte Wenzel Hanka zu besorgen, der aber einzelne Stellen so gründlich misverstand daß ihm Palacký zur Nachhilfe beigegeben werden mußte. Das Buch, für welches Johann Norbert Ritter v. Neuberg als Curator der Matice auf eigene Kosten ein Titelbild beistellte — es zeigte nach einer alten Darstellung eine Sitzung des böhmischen Landrechtes (zemský súd) — war Joseph Jungmann, damals Rector der Prager Universität, „als Zeichen der Dankbarkeit für die Herausgabe des böhmischen Wörtebuches" gewidmet.

Als erster Band der „Novočeská bibliotheka" erschienen desselben Jungmann „Gesammelte Schriften in Vers und Prosa". Seine „Slovesnost", Handbuch der schönen Wissenschaften, seit 1820 längst vergriffen, nunmehr völlig umgearbeitet und mit Musterstücken aus den zahlreich seither erschienenen Schriften bereichert, erschien 1845 in zweiter Auflage, welcher schon das Jahr darauf eine dritte in 1500 Exemplaren nachfolgte. Als eine bedeutungsvolle Erscheinung, die für die weitere Entwicklung der böhmischen Literatur von unberechenbarem Einflusse wurde, muß der „Výbor z literatury české — Auswahl aus der älteren böhmischen Literatur", eine historische Chrestomathie, erwähnt werden. Jungmann, Palacký, Šafařík besorgten die Redaction, Karl Jaromir Erben, anfangs mit Beihilfe des Priesters Franz Bezděka, die genaue Abschrift der ausgewählten Stücke. Šafařík schickte als Einleitung „Anfangsgründe der altböhmischen Sprachlehre" voraus, eine mustergiltige Arbeit, die zugleich offenbarte wie weit die Forschung auf diesem Gebiete seit Dobrovský's Zeiten gediehen war.

Bei den Übersetzungen classischer Werke machte abermals Jungmann den Anfang. Der Text seines „Ztracený Raj" („Das verlorene Paradies") bedurfte gegen die Ausgabe von 1811 nur

weniger Verbesserungen; so meisterhaft hatte er schon vor mehr als dreißig Jahren seine Muttersprache gehandhabt! Ferner erschienen eine Übersetzung von „Romeo und Julie" von Franz Doucha, und Abraham Norov's „Pilgerfahrt ins gelobte Land", aus dem Russischen übersetzt von Philipp Klimeš.

Als „Bibliotheka domáci" endlich wurde auf Šafařík's Vorschlag eine „Kleine Encyklopädie der Wissenschaften" herausgegeben; es erschienen in dieser Weise 1842 bis 1847 eine „Allgemeine Weltgeschichte" und eine Geschichte Böhmens (mit drei Kärtchen) von Tomek, je ein Bändchen; eine Naturgeschichte von Dr. Wenzel Staněk; eine Erfahrungs-Seelenlehre von Ferdinand Hyna u. s. w. Man hatte bei diesem letztern Unternehmen, wie kaum gesagt zu werden braucht, keine Bereicherung der Wissenschaft im Auge, sondern eine Popularisirung derselben. Der wissenschaftliche Werth der hieher gehörigen Bücher war oft minimal; „aber man darf nicht vergessen", bemerkt Tieftrunk mit Recht, „daß sie in einer Zeit entstanden wo jede Schrift, mochte sie was immer für einen Wissenszweig betreffen, schon darum Bedeutung hatte weil sie böhmisch abgefaßt war, indem sie eben dadurch Zeugnis ablegte daß man auf diesem Gebiete wissenschaftlich böhmisch schreiben könne. Daraus läßt sich die Nachsicht erklären, welche Matadore der Wissenschaft, wie Jungmann Palacký Presl Šafařík, gegen mehr als eine dieser der Matice überreichten Schriften walten ließen."

Bei Werken solcher Art, besonders wo es den Versuch galt einen bisher noch ungepflegten Wissenszweig dem böhmischen Sprachschatze zu gewinnen, waren es dann ganz vorzüglich der Styl und die Ausdrucksweise, worauf die Matice ihr Augenmerk richtete und die sie gleich einer Academia della Crusca mit Sorgfalt überwachte. Denn die Reinheit der Sprache, die Gewandtheit des

Ausdruckes und der Construction, wie sie den Classikern der früheren Zeit, einem Duba, einem Štitný, einem Všehrd eigen gewesen, war längst außer Übung gekommen; die neuböhmischen Schriftsteller, die es mit den fortgeschrittenen Disciplinen und Wissenszweigen ihrer Tage zu thun hatten, mußten vielfach von vorn anfangen, sich eine neue Sprache schaffen, und daß es dabei ziemlich bunt herging war begreiflich. Es war dadurch ein förmlicher Wirrwarr in der Literatur entstanden, über den besonnenere Männer noch zu Anfang der dreißiger Jahre ernste Klage geführt hatten: der Eine schreibe so, Jener anders; was der Erste aufbaue, reiße der Zweite ein; die Literatur werde dadurch den Fremden zum Gespötte, der Nation selbst zum Ärgernis, die sich unmuthig von ihren eigenen Schriftstellern abwende. „Heutzutage schreibt ein Schriftsteller, nachdem er kaum obenhin die Grammatik durchflogen, wie aufs Geradewohl hin, während der andere sich eine Grammatik nach eigenem Ermessen schafft. Sie verunstalten mit allerhand Anhängseln die gewohnten, einen bestimmten Sinn habenden Worte, oder unterlegen ihnen, indem sie sich an das Deutsche halten, eine ganz andere Bedeutung, oder endlich bilden ganz neue, die sich mit dem Geiste der böhmischen Sprache gar nicht vertragen." So hatte der Pfarrer Simon Vrána von Mirovic in einem am 12. März 1831 an den Ausschuß der neugegründeten Matice gerichteten Schreiben geklagt, indem er die Erwartung daran knüpfte daß nunmehr solchem Unfug ein Ziel werde gesetzt sein, daß die Schriften der Matice Muster einer reinen Sprache „nach Art des Bibeltextes" liefern würden. Danach strebte in der That die Matice; es war dies eine Hauptaufgabe der Redacteure der Museums-Zeitschrift; bei größeren Werken, wie Smetana's Physik, Staněk's Naturgeschichte, wurden eigene Prüfungs-Commissionen aufgestellt oder diese Aufgabe einem einzelnen bewährten

Schriftsteller anvertraut. Allein außerhalb des Kreises der Matice, wo mit jedem Jahre neue Kämpfer auftraten und sich auf eigene Faust herumtummelten, währte das Übel fort. Selbst nach Vollendung des Jungmann'schen Wörterbuches, wo man berechtigt war die Anforderungen in dieser Beziehung höher zu stellen, ertönten Klagen über die Unart oder das Ungeschick einzelner Schriftsteller, die sich darin gefielen neue Worte zu schaffen und dabei ebenso sehr gegen den guten Geschmack als gegen die Regeln der Wortbildung verstießen. Um diesen Übelständen abzuhelfen schrieb die Matice 1845 einen Preis von hundert Ducaten mit einem Accessit von fünfzig Ducaten für einen „Schleifstein der böhmischen Sprache" („Brus jazyka českého") aus. Doch die Aufgabe war eine schwierige; die Gelehrten vom ersten Range waren von ihren eigenen Arbeiten in Anspruch genommen, und von denen zweiten und dritten Ranges getraute sich keiner an die Lösung derselben.

In den Äußerlichkeiten der Schrift strebte die Matice zeitgemäße Fortbildungen an, die sich rascher Aufnahme erfreuten. Wie früher erwähnt hatte sie von allem Anfange die lateinische Schrift an die Stelle der Schwabacher gesetzt. Der Streit zwischen den Jotisten und Ypsiloniſten war längst zu Gunsten der ersteren ausgefochten. In den vierziger Jahren kamen andere Schreibweisen dazu, die sich der wirklichen Aussprache der betreffenden Schriftzeichen anschlossen: für den langen J-Laut, bisher mit j bezeichnet, ein accentuirtes í, für den Jot-Laut, bisher mit g bezeichnet, das richtige j, so daß das g auf gewisse im Böhmischen eingebürgerte Fremdworte z. B. groš, generál, garda, guma, beschränkt bleiben sollte,; für den Doppellaut ou, bisher mit au geschrieben, das lautrichtige ou. In Schriften die nicht von der Matice herauskamen waren diese Neuerungen schon vielfach in Übung; einzelne Schriftsteller, wie Franta Šumavský und

besonders Hanka, gingen darin noch viel weiter. Die Matice selbst gab zuerst 1842 die Tomek'sche Weltgeschichte mit der neuen Anwendung des i und j heraus und mußte sich 1849, da Čelakovský seine gesammelten Dichtungen nur unter dieser Bedingung dem Vereine überließ, auch zu dem ou statt des au bequemen. Palacký war gegen diese letztere sowie jede noch weiter gehende Neuerung in der Schreibweise, und zwar, wie er am 17. September 1846 in einem eigenen Vortrage nachzuweisen suchte, auf Grund des geschichtlichen Aufbaues der böhmischen Sprache. Er drang aber nicht durch, ja es kam mit der Zeit noch das v statt des w hinzu, was heutzutage gleichfalls in allgemeiner Übung ist.

Daß das Museum und die Matice in der vormärzlichen Zeit mancherlei Schwierigkeiten mit der Censur hatten, braucht kaum gesagt zu werden. Der Anstände würden noch viel mehr gewesen sein wenn die deutschen Censoren nicht des Böhmischen unkundig gewesen wären und darum die Censur böhmischer Schriften böhmischen Gelehrten hätte überlassen werden müßen, die begreiflicherweise nachsichtiger waren und mitunter, allenfalls nach vorher getroffener Abrede mit dem betreffenden Schriftsteller, ganz unbedeutende Stellen strichen, ut aliquid fecisse videantur. Manche Schriften aber mußten den Wiener Behörden vorgelegt werden und da gab es dann oft ganz eigenthümliche Striche*). Indessen lief die Sache

*) Mitunter halfen sich die Schriftsteller in recht verwunderlicher Weise gegen die Willkürlichkeiten der Censur. Jos. Alex. Dunder schrieb eine Geographie Böhmens, wobei die Staatsverfassung berührt und bemerkt wurde daß der Landtag vom Könige einberufen werde. Diese letztere Stelle fand man in Wien für gut zu streichen. Was that nun der Verfasser? Auf S. 137 des im J. 1823 erschienenen Buches lesen wir folgende Anmerkung: „Daß der König den Landtag einberufe hat man in * im Manuscripte gestrichen, woraus sich dann die Frage ergibt, ob etwa die Stände selbst die Macht haben den Landtag einzuberufen."

auch in Prag nicht immer ganz glatt ab. Eine allerdings etwas starke Stelle gegen den russischen Kaiser, welche das Prager Gubernial-Präsidium in der böhmischen „Prager Zeitung" unbedacht hatte durchschlüpfen lassen, kostete Čelakovský seine Stellung in Prag, wo er eine Lehrkanzel angestrebt hatte. In Všehrd's „Neun Büchern" mußten mehrere Stellen unterdrückt werden, trotz der begründeten Gegenvorstellungen Palacký's und des Hinweises, daß ja dieselben Stellen bereits in der Museums-Zeitschrift die Censur passirt hatten und daselbst abgedruckt worden waren, 1840. Die beanständeten Stellen waren solche wo sich Všehrd, damals im Streit mit mehreren Mitgliedern des höheren Adels, in scharfer Weise über das Verhältnis der Grundholden zu den Patrimonial-Herren aussprach; Äußerungen, welche die Censur bei den noch bestehenden Unterthansverhältnissen als bedenklich auszumerzen befahl. Vier Jahre später mußte des großen Comenius „Didaktik" ganz zurückgelegt werden, weil das wachende Auge des Gesetzes sich unmöglich vor der Schrift eines — „böhmischen Exulanten" schließen konnte! Tomiček's „Urgeschichte der Menschheit" fand 1847 bei der geistlichen Behörde Anstände; es war nämlich dem Prager Consistorium gesteckt worden, das Buch verstoße in einigen seiner Behauptungen gegen die Bibel und die christlichen Anschauungen. Jungmann nahm sich um den Verfasser wärmstens an; die Ausgabe des bereits gedruckten Buches mußte gleichwohl eingestellt werden, bis die dagegen erhobenen Anstände behoben sein würden.*)

Bei dieser Strenge der Censur war es umsomehr zu wundern, daß 1846 die Hinausgabe einer Schrift (Museumsschriften Nr. 22) gestattet wurde, die nach den damaligen vom erstarkenden Magya-

*) Tieftrunk S. 100 f. Erst 1850 wurde die Hinausgabe des Buches wieder gestattet.

rismus ausgehenden Verdächtigungen und Hetzereien ganz eigentlich in die Kategorie „panslaviſtiſcher" Agitationen gereiht werden konnte; ich meine die „Stimmen für die Nothwendigkeit einer einheitlichen Schriftſprache für die Böhmen Mährer und Slovaken". Die Schrift wurde in 5000 Exemplaren gedruckt und ſollte namentlich unter den ungariſchen Slovaken Verbreitung finden, bei denen vereinzelte Beſtrebungen, einen der dortigen Dialekte zur Schriftſprache zu erheben, immer wieder auftauchten; unter den „Stimmen", die ein ſolches Streben für gemeinſchädlich, den Aufſchwung der čecho-ſlaviſchen Literatur behindernd erklärten, waren die der hervorragendſten Slovaken ſelbſt, Kollár und Šafařík an der Spitze.

Schließen wir dieſen Überblick vormärzlicher Zuſtände mit dem Hinweiſe, daß gegen Ende dieſes Zeitraumes das böhmiſche Volk einen ſeiner beſten Söhne, die böhmiſche Literatur einen ihrer verdienſtvollſten Pfleger, die böhmiſche Matice einen ihrer Begründer und ausdauerndſten Förderer verlor: Joſeph Jungmann † 16. November 1847, mehr als vierundſiebzigjährig.

6.

Bis zum Jahre 1848 ſtand es mit der böhmiſchen Journaliſtik ſehr kümmerlich. Als einziges politiſches Blatt figurirte die amtliche „Prager Zeitung", eine Zeit lang von Karl Havlíček (Havel Borovský) redigirt, der witzig und keck oft genug der Cenſur einen Streich ſpielte, indem er unter „Irland" oder wohl gar unter „China" Artikel brachte die auf Öſterreich gemünzt waren, was die Polizei nicht merkte, vielleicht nicht merken wollte, was aber alle „Blaſtenci" ſehr gut verſtanden. Für die Belletriſtik beſtanden die „Květy" („Blüthen"), lange Zeit redigirt von Cajetan Tyl, wogegen Hybl's „Rozmanitosti = Verſchiedenes", desſelben

„Jindy a nyní = Einſt und jetzt", Pospíšil Vaters „Čechoslav", Spurný's „Vlastimil" nach kurzem Beſtehen wieder eingiengen. In Presburg hielt Palkovič ſeine „Tatranka" ſeit 1832 über dem Waſſer; dieſe theils wiſſenſchaftliche theils belletriſtiſche Zeitſchrift erſchien aber nicht in regelmäßigen Zwiſchenräumen. Karl Kuzmány's „Hronka" in Neuſohl (Báňská Bystřice) erlebte nur drei Jahrgänge. In Mähren erging es Mathias Sychra mit ſeinem „Kratochvilnik" und „Povídatel," Franz Diebl mit ſeiner „mähriſch ſchleſiſchen Zeitſchrift für das Volk" wohl noch beſcheidener. Neben ihnen wirkten theils in Olmüz theils in Brünn Matthäus Franz Klácel Auguſtiner von Alt-Brünn, Aloys Šembera, Dominik Kinský, Johann Ohéral; ſie hatten aber eben darum, weil ihr Land ſtatt einer Hauptſtadt zwei hatte, ein viel ſchwierigeres und undankbareres Wirken als ihre Prager Geſinnungsgenoſſen.

In dieſen Zuſtänden brachte die gewährte Preßfreiheit einen Aufſchwung vorderhand in der Richtung hervor, daß die Journaliſtik üppige Blüthen trieb. Auf politiſchem Gebiete begründete Havlíček mit dem 5. April ſeine „Národní Noviny", ein Tageblatt in großem Formate, das vom Beginn ſeines Erſcheinens zum tonangebenden Organe der nationalen Partei wurde. Ein lebhafter Geiſt, dem leider die Unterlage einer gründlichern Bildung fehlte, muthig und ſchlagfertig, obwohl nicht ſehr wähleriſch in ſeinen Argumenten, dabei von einer ungemeinen Gewandtheit und Geſchicklichkeit in der Behandlung der Sprache iſt er als der Begründer des böhmiſchen publiciſtiſchen Styles anzuſehen. Vom 2. Juli trat die böhmiſche „Prager Zeitung", obwohl noch immer Regierungsblatt, in eine neue Ära; Redacteur Leopold von Hasner, ſpäter Karl Jaromir Erben, Mit-Redacteur Joſeph Jireček, ein aufgeweckter Kopf und von vielſeitigem Wiſſen,

rührig und zugleich umsichtig, damals noch in den Studien. K. W. Medau in Leitmeritz gab eine deutsche und eine böhmische „Constitutionelle Zeitung" nebeneinander heraus. Ein Blatt von gemäßigter Richtung, „Pokrok" („Fortschritt"), von dem Historiker V. V. Tomek redigirt (6. Juni), brachte es nur auf sechs Nummern. Ungleich größeren Absatz hatte, aber einen nicht besonders günstigen Einfluß übte, gleich seinem deutschen Seitenstücke, das böhmische „Prager Abendblatt"; Redacteur Johann Knedlhans-Liblinský. Außerdem erschien eine „Gemeinde-Zeitung" von Emanuel Arnold, der „Elbe-Slave" („Polabský Slovan") in Königgrätz, der „Prager Bote" von Tyl, ein böhmisch-slavisches patriotisches Tageblatt („Vlastenský Dennik") von Kramerius; in Mähren ein „Wochenblatt = Týdennik" von Ohéral, eine „Olmützer Zeitung" von Helcelet und Hanuš und eine „Mährische Zeitung" von Klácel und Šembera. Mit Beginn des Jahres 1849 traten die ersten illustrirten politisch-humoristischen Blätter ins Leben, und zwar „Šotek" von Havlíček und „Brejle" von Friedrich Moser. Dagegen fristeten in der aufgeregten Zeit die nichtpolitischen Blätter ein kümmerliches Dasein. Die alten „Blüthen" verwelkten, 21. Juli; an ihrer statt brachte der September „Blüthen und Früchte", die nach kaum vier Wochen wieder verschwanden; am 1. October wurden sie von einem Morgenblatte — „Ranní List" — abgelöst, das aber neben der Belletristik zugleich Politik trieb. *)

Neben der politischen Literatur trat alles übrige schon darum in den Hintergrund, weil die Männer selbst welche diese andern

*) Eine vollständige Übersicht der 1848/49 in Böhmen Mähren und der Slovakei erschienenen čecho-slavischen Journale brachte die Museums-Zeitschrift 1849 II S. 128—137; Verfasser Joseph Jireček, der sich aber nicht nannte.

Zweige pflegten, aber auch das Publicum insgesammt, vorwiegend von der Politik in Anspruch genommen war. Erst die verschiedenen Prager Petitionen, der Protest der Prager Schriftsteller gegen das provisorische Preßgesetz am 29. März, dann die Bildung des National-Ausschusses, die Gründung der Slovanská Lípa, die Frankfurter Frage und die Einsprache Palacký's dagegen, die Einberufung des Slaven-Congresses, die Wahlen für die Prager und Brünner Landtage, zuletzt die Wahlen für den Wiener constituirenden Reichstag ließen eine anhaltende wissenschaftliche Thätigkeit gewiß nicht zu. Palacký, nach seiner ganzen Anlage für den Kampf und das Wirken im öffentlichen Leben geschaffen, wurde aus einer politischen Action in die andere gerufen, so daß er an die Weiterführung seines großen Geschichtswerkes kaum denken konnte. Selbst Šafařík der stillere Gelehrte, Hanka der fast nichts kannte als die Räume des böhmischen Museums in denen er wirkte und weilte, konnten den verschiedenen an sie ergehenden Rufen nicht ganz entgehen; nur die Wahl in den Reichstag, die sie von Prag fortgezogen hätte, nahmen die beiden nicht an. Wie sehr die böhmische Schriftstellerwelt in dem Jahre der politischen Stürme ihrem eigentlichen Berufe entzogen wurde, zeigte sich auch darin, daß ihrem Kreise wohl die Hälfte aller Vertreter angehörte welche die slavische Bevölkerung Böhmens in den Reichstag sandte: außer Palacký und Karl Havlíček der Historiker Wenzel Vladivoj Tomek, der Alterthums- und Kunstgelehrte Erasmus Vocel, der Dichter Karl Vinařický, der Novellist und Romanschreiber Cajetan Tyl, der Linguist und Poet Johann Koubek, der Belletrist und Literarhistoriker Wenzel Bolemir Nebeský, die Naturforscher Jan Presl und Wenzel Stanĕk. Wenn man dazu nimmt daß auch Med. Dr. Joseph Hamernik, Jur. Dr. Karl Tomíček, Franz Ladislaus Rieger, Johann Pravoslav Trojan, Dr. Franz

Brauner, Aloys Jelen, Dr. Anton Strobach u. a. m., die nichts oder nur wenig geschrieben, ihre Berufung in den Reichstag mindestens eben so viel ihrer Notorietät als Vlastenci wie ihren sonstigen Lebensstellungen verdankten, so konnte dieser Umstand zugleich als Maßstab gelten, welches Ansehen, welch großen Einfluß bereits das nationale Element im böhmischen Volke gewonnen hatte.

Unter diesen Verhältnissen mußte auch das erste und, seit dem Eingehen von Presl's „Krok", einzige wissenschaftliche Organ der böhmischen Literatur leiden. Die Herausgabe der Museums-Zeitschrift sowie die der andern Publicationen der Matice war gerade in der letzten Zeit schwunghafter betrieben und war darum von dem Museal-Ausschusse am 15. December 1847 genehmigt worden, daß in Hinkunft von den der Matice zufließenden Beiträgen nur ein Drittel zum Stammvermögen geschlagen, alles übrige, also zwei Drittel des Zuwachses und alle laufenden Zinsen, für literarische Zwecke verwendet werden sollten. Die Museums-Zeitschrift war mit Eintritt des Jahres 1847 in eine Monatsschrift umgewandelt und dadurch an Umfang derart vermehrt worden, daß der Jahrgang zwei starke Bände füllte. In dieser Art fuhr man im Jahre 1848 fort und kam schlecht und recht mit dem ersten Bande, also sechs Heften, zustande. Allein in einer Zeit von so großer politischer Aufregung war es nicht zu wundern, daß nicht blos die Herausgabe einer ernst und ruhig gehaltenen, überwiegend wissenschaftlichen Zeitschrift arge Verzögerungen erlitt, sondern auch allerhand Vorschläge auftauchten etwas anderes an deren Stelle zu setzen. Die Einen meinten, daß es nun nicht länger aufgeschoben werden könne mit dem längst geplanten und wiederholt angeregten Real-Lexikon Ernst zu machen und für diesen einen Zweck alle anderen Unternehmungen ruhen zu lassen. Sabina

verlangte, es solle alles Matice-Geld, also nicht blos die Zinsen und die neuen Beiträge, auf die Herausgabe von Büchern, auf die Unterstützung der Literatur verwendet werden, ein Vorschlag welchen der Curator Ritter von Neuberg und Paul Šafařík mit aller Entschiedenheit zurückwiesen. Die Folge dieser und anderer Kämpfe war aber doch die, daß es mit den Heften der Museums-Zeitschrift mehr und mehr stockte, bis am 2. December der Beschluß gefaßt wurde den Jahrgang 1848 mit dem neunten, also eigentlich dem September-Hefte zu schließen und in Hinkunft den „Musejnik" wieder nur vierteljährig erscheinen zu lassen.

Nebst der politischen Thätigkeit, welche die Geister in Spannung erhielt, oder vielmehr mit derselben und durch sie, trat jetzt eine Angelegenheit in den Vordergrund, die seit dem Wiedererwachen des nationalen Geistes oft, aber jedesmal vergeblich angeregt worden war: die Einführung der böhmischen Sprache in Amt und Schule. Nicht blos wurde diese Frage jetzt in der Literatur vielseitig erörtert, darunter von Šafařík selbst, es wurden auch in praktischer Richtung Anstalten zu deren baldiger Lösung getroffen. An der Universität kündigte Hanka Vorträge über alt-slavische und russische, polnische und böhmische Sprache an. Für die untern und Mittel-Schulen nahm man vorläufig eine Revision der seitherigen Literatur vor: ob und welche der vorhandenen Schriften mindestens für die erste Zeit als Schul- und Lesebücher benützt werden könnten. Sodann ging man an eine Verbesserung der Amts- und Geschäftssprache. Nach dem Erscheinen des Grundentlastungs-Patentes vom 7. September 1848 hatte der königl. böhm. Gubernial-Translator Tomsa eine Übersetzung geliefert, der vom Studiosus Jireček die gröbsten Verstöße nachgewiesen wurden, so daß sich die oberste Landesstelle veranlaßt sah, sich mit dem Museal-Ausschusse ins Einvernehmen zu setzen und Mittel zur

Abhilfe zu treffen. Das Ergebnis war die Niedersetzung einer besonderen Commission, welche die vorhandenen und künftig erscheinenden Gesetze ins Böhmische zu übertragen, eine Sammlung böhmischer Ausdrücke für den Amtsstyl anzulegen, Formularien für den Gebrauch der Behörden abzufassen hätte. Am 25. November trat die Commission zur ersten Berathung zusammen: Mitglieder waren die beiden Gubernial-Translatoren Tomsa und Erben, vom Matice-Ausschusse Dr. Frič und Hanka, Joseph Jireček und einige Andere. Als erste größere Arbeit schritt man an eine Übersetzung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches von 1811, an der sich Erben, Johann Neubauer, Dr. Grünwald und Joseph Jireček betheiligten.

Eine That von großer Bedeutung für die böhmische Literatur hatte das Jahr 1848 gleichwohl aufzuweisen: den ersten Theil des Palacký'schen Geschichtswerkes in böhmischer Sprache. Es war sicher ein Wahrzeichen des großen Fortschrittes, den das böhmische Schriftthum und Bücherwesen in dem letzten Jahrdutzend gemacht hatte, daß jetzt der Matice-Verein und ein Privat-Verleger, der unternehmende Friedrich Tempsky — trotz seines slavischen Namens Deutscher von Erziehung und Gesinnung — miteinander in Streit geriethen, wer den Verlag übernehmen sollte; zuletzt fand ein Übereinkommen statt, nach welchem Tempsky eine Anzahl von Exemplaren zu einem bestimmten Preise an die Matice überlassen sollte, welche letztere dieselben ihren Mitgliedern gegen eine kleine Aufzahlung überlassen werde.*) Die ferneren, mit der hussitischen Bewegung beginnenden Bände gab Palacký immer zuerst in böhmischer Sprache heraus; „denn er könne es", hieß es in der Vorrede zu Band III Abtheilung I, „mit der nunmehr anerkannten Gleichberechtigung der Nationalitäten nicht vereinigen, noch länger einem

*) Tieftrunk Dějiny S. 105.

anderen Volksstamme den Vorrang einzuräumen. Auch scheint es mir, daß ich nach der Verunglimpfung, mit welcher mich, wie allgemein bekannt, im Jahre 1848 die deutschen Schriftsteller fast ausnahmslos behandelten, sozusagen das Recht verloren habe mich in einem Kreise zu bewegen der für mich, ich will nicht sagen Liebe, aber nicht einmal Gerechtigkeit kennt." Der deutsche Text erschien von da an stets als Übersetzung aus dem Böhmischen, die unter Palacký's Einfluß und Aufsicht erst Joseph Wenzig, dann die Gattin des Professors Anton Gindely besorgten, eine Deutsch-Russin von Geburt, die sich das Böhmische binnen kurzer Zeit gründlich angeeignet hatte.

Palacký zeigte sich um diese Zeit seltener im Ausschusse der Matice, welchem er von dessen ersten Anfängen zugehört hatte, woran wohl gehäufte Beschäftigung, die ihm sein nunmehr zweisprachig erscheinendes Geschichtswerk aufbürdete, Schuld sein mochte. Er erschien meist nur wenn es sich um die Inangriffnahme der böhmischen Real-Encyklopädie handelte, auf die er nun von neuem drängte. Auch wurden nunmehr ernste Schritte nach diesem Ziele gethan; am 7. Februar 1852 legte er dem Matice-Ausschusse 700 Artikel A—Al vor, die als erstes Heft demnächst erscheinen sollten. Wohl waren die Gründe, die Palacký für die Erfüllung seines Lieblingswunsches ins Treffen führte, bedeutsam genug. Bei dem Erschlaffen des politischen Lebens und der Verkümmerung der Journalistik, einer Folge der Überspannung im Jahre 1848, sollte den geistigen Kräften der Nation ein neuer Spielraum eröffnet, es sollten der Einseitigkeit und dem „Schlendrian" des seitherigen Vlastencenthums höhere Ziele vorgesteckt, der Blick über die Gränzen der engen Heimat hinaus erweitert werden. Allein auch die Einwendungen, die von der anderen Seite erhoben wurden, waren von Gewicht; sie liefen im allgemeinen auf die gleiche Spitze wie

früher hinaus: daß nämlich die Zeit für ein so weitaussehendes Unternehmen noch nicht da sei. Das sagte Tomek; das sagten Theologie-Professor Johann Fabian und Rath Storch die einzelne Artikel gut fanden, doch lasse der Styl noch manches zu wünschen übrig; das sagte Purkyně der sogar von „Schülerarbeiten" sprach. Dazu kam eine andere Erwägung. Wenn die Matice ein solches Werk ins Leben rief, mußte sie nicht blos ihre Geldmittel auf Jahre hinaus nach allen anderen Richtungen sparen, sondern auch die literarischen Kräfte ausschließend für den einen Zweck in Anspruch nehmen. So wurde denn das schon so oft angeregte Unternehmen nochmals aufgeschoben, worüber sich Palacký, den auch die mittlerweile geänderten politischen Verhältnisse arg erbitterten, in solchem Grade ungehalten und widerhaarig zeigte — beantragte er doch im Museums-Ausschusse, derselbe solle die Matice zur Herausgabe der Real-Encyklopädie zwangsweise verhalten! — daß bei der Neuwahl in der General-Versammlung vom 29. Juli 1852 nur wenige sich getrauten ihm ihre Stimmen zu geben.

Die Betheiligung des Publicums an der Matice war noch fortwährend im Steigen; es erfolgten im Jahre 1848 343 neue Beitritte, 1849 241, 1850 370, 1851 490, die höchste in einem Jahre erreichte Ziffer, 1852 327; die Gesammtzahl der Mitglieder überstieg 4000, die Höhe des Stammvermögens erreichte nahezu 60.000 fl. Am 1. Februar des letztgenannten Jahres starb P. Schmidinger, der unermüdliche Werber für nationale Zwecke; er hatte der Matice bei 400 Mitglieder zugeführt und hinterließ ihr ein Vermächtnis von 1000 fl. Den wachsenden pecuniären Zuflüssen entsprach eine erhöhte literarische Thätigkeit, die in den Jahren 1850 und 1851 nicht weniger als 35.000 fl. in Anspruch nahm, was allerdings weit über die für diesen Zweck verfügbaren Mittel ging. Was dafür geschaffen wurde, war allerdings des Preises

werth: einige Kartenwerke, darunter eine vorzüglich gelungene Karte der Umgebung Prags, die allein 2235 fl. koſtete; Amerling's Welt in Bildern, ein Komenſký'ſcher Orbis pictus in neuer zeitgemäßer Geſtalt; Čelakovſký's „Slaviſcher Sprichwörterſchatz", das Ergebnis umfaſſender Forſchungen und jahrelangen Fleißes. Erwägt man dazu, daß die Schriften, welche die Matice ihren Mitgliedern unentgeltlich hinausgab, nunmehr in einer Zahl von 3500 bis 4000 Exemplaren aufgelegt werden mußten, ſo wird man die unverhältnismäßige Steigerung ihrer Auslagen begreiflich finden. Inhaltlich reichte die alleinige Muſeums-Zeitſchrift für das geiſtige Bedürfnis der Nation nicht mehr aus, ſo daß auf den Vorſchlag Purkyně's und Zap's neben ihr zwei Zeitſchriften für beſondere wiſſenſchaftliche Ziele begründet wurden: eine für die Naturwiſſenſchaft unter Leitung von Purkyně und Krejčí unter dem Titel „Živa", die andere archäologiſch-geſchichtlichen Inhaltes, „Památky archaeologické a místopisné", um die ſich Vocel eifrigſt annahm. Sie kamen, jene 1852, dieſe 1854, mit Unterſtützung der Matice heraus, die von dem Pränumerations-Preiſe von je 3 fl. die Hälfte übernahm, während die andere von den Abnehmern getragen werden mußte.

Im Gebiete der Sprachwiſſenſchaft ließ die Matice auf den Vorſchlag Šafařík's glagolitiſche Schriftzeichen gießen, die es bis zu jener Zeit in keiner Buchdruckerei von Europa gab; 1853 erſchienen ſeine „Památky hlaholského písemnictví — Denkmäler des glagolitiſchen Schriftthums".

7.

In der Zwischenzeit hatte sich das Verhältnis sowohl des Museums als der Matice zur Regierung und deren Organen gar sehr geändert; nicht blos daß es gegen die ungebundene Freiheit von 1848 den grellsten Gegensatz bildete, es wurde mitunter ärger als es vor diesem Jahre gewesen war. Gleichsam ahnend was da kommen sollte, wurde am 13. Januar 1852 vom Museums-Ausschusse eine eigene Commission niedergesetzt, welche das Verhältnis des Museums zur Matice festsetzen und für die letztere einen Statuten-Entwurf ausarbeiten sollte, mit welch letzterer Aufgabe Tomek betraut wurde. Keine Frage, daß es ein Fehler zu nennen war daß man daran nicht längst gedacht hatte; jedenfalls zeugte dieser Schritt für den guten Willen etwas nachzuholen was früher versäumt worden. Allein das genügte jetzt den Behörden nicht mehr. Am 3. April richtete das Prager Militair-Commando an den Ausschuß der Matice eine Zuschrift: derselbe habe jede bevorstehende Versammlung der Prager Stadthauptmannschaft anzuzeigen, welche befugt sein werde einen ihrer Beamten als Commissär der Sitzung beiwohnen zu lassen. Am 5. Juni darauf erging ein Erlaß der Stadthauptmannschaft an den Ausschuß: derselbe habe sich über die Herkunft und den Stand des Vereinsvermögens, sowie über das Gebahren mit den Vereinsmitteln auszuweisen.

Die Aufforderung war nicht blos im Hinblick auf diese neue polizeiliche Aufsicht und Einmischung befremdend, sie kam auch darum höchst ungelegen, weil es damals mit der vermögentlichen Seite der Matice thatsächlich sehr ungünstig stand. Die in den letzten vierziger und ersten fünfziger Jahren weit über das Maß der laufenden Einnahmen angespannte Thätigkeit hatte einen starken Riß in dasjenige gemacht, was von statutenwegen

als Stammvermögen vorhanden sein sollte, aber nicht vorhanden war. Der Unterschied betrug mehr als 10.000 fl.; Ende 1851 waren 62.912 fl. als Matice-Fonds berechnet, aber es fanden sich nicht volle 52.000 fl. vor. Nun war allerdings dieses Deficit in der loyalsten Weise zu erklären: die Matice hatte eben literarisch und theilweise artistisch, wie bei den Kartenwerken, mehr geleistet und an ihre Mitglieder geliefert, als sie bei sorgsamer Beachtung der Statuten hätte leisten und liefern sollen. Allein bei der großen Misgunst, dem maßlosen Mistrauen, die damals bei den einheimischen Behörden gegen alles Böhmische vorwalteten, war allerlei Verdächtigungen Thür und Thor geöffnet. In Wien fanden das Museum und die Matice nur in dem Ministerium für Cultus und Unterricht Wohlwollen und billige Nachsicht; der Minister Graf Leo Thun und der Unterstaatssecretär Helfert, dann Joseph Jireček, damals auf den ersten Stufen seiner amtlichen Laufbahn, kannten die Verhältnisse und wünschten denselben Rechnung zu tragen. Allein gerade diese Central-Stelle hatte in der Museums-Angelegenheit nicht die entscheidende Stimme, während das Ministerium des Innern und das Polizei-Ministerium sich einzig von den Eindrücken beherrschen ließen, die ihnen dort vom böhmischen Landes-Präsidium, hier von der Prager Stadthauptmannschaft zukamen, von welcher Seite die Matice u. a. als ein Verein böhmischer Literaten geschildert wurde, denen es eigentlich nur darauf ankomme, einander gute Honorare zukommen zu lassen.

Nun, das war wohl der letzte Vorwurf den man den Wiedererweckern der böhmischen Literatur machen konnte! Sie hatten im Gegentheil die längste Zeit theils volle Uneigennützigkeit theils die bescheidenste Genügsamkeit bewiesen, die umsomehr anzuerkennen war als nicht wenige von ihnen von ihrer Feder lebten. Als es sich um die erste Begründung der Matice, als deren Hauptziel damals

die Herstellung einer Real-Encyklopädie gesteckt war, handelte, hatten sich, wie früher erzählt wurde, Palacký Jungmann und Presl erboten auf jede Entlohnung ihrer diesfälligen Mühewaltung zu verzichten. Nach Übernahme der Museums-Zeitschrift seitens der Matice wurden in der ersten Zeit gar keine Honorare gezahlt; erst 1833 wurde damit begonnen: 4 fl. für den Bogen Originaltext, 2 fl. für Übersetzungen; die sprachliche Revision und Correctur besorgte Čelakovský gegen 1 fl., nach Umständen 2 fl. für den Bogen. Šafařík's großes Meisterwerk wurde mit 10 fl. für den enggedruckten Bogen honorirt Im Jahre 1836 wurden die Honorare der Museums-Zeitschrift verdoppelt, 8 oder 4 fl. für den Bogen. 1837 wurden dem Redacteur von jedem Hefte vier Exemplare zur Verfügung gestellt, um sie an einzelne Mitarbeiter statt eines Honorares abzugeben; seine eigene Entlohnung betrug 30 fl. für das Heft. Für anderweitige Publicationen der Matice waren die Honorare noch geringer: Tomek erhielt für seinen Abriß der Weltgeschichte, 263 Seiten und in 2000 Exemplaren gedruckt, nur 75 fl. und 25 Frei-Exemplare, Staněk für seine Naturgeschichte 250 fl. und zwölf Frei-Exemplare. Erst um die Mitte der vierziger Jahre, wo die Zuflüße der Matice so sehr im Steigen waren, fanden weitere Erhöhungen der Honorare für die Museums-Zeitschrift statt, nämlich 10 fl., dann 12 fl., endlich 1848 20 fl. für den Bogen Original-Arbeit, 6 fl., 1848 8 fl. für Übersetzungen; der Redacteur erhielt einen Jahresgehalt von 200 fl. und, als von 1847 je zwei Bände zu sechs Monatsheften hinausgegeben wurden, von 360 fl. Ob die Honorare für Einzelnwerke glänzend zu nennen waren, läßt sich danach beurtheilen daß Presl 1846 für seine ausführliche Pflanzenkunde, drei starke Bände, 600 fl. erhielt; der Ausschuß sprach dabei seine Überzeugung aus, „daß der Verfasser diesen, nicht den Verdiensten seines Werkes sondern den Verhält-

niſſen des Vereines, welchem durch die Herausgabe ſo bedeutende Koſten erwachſen ſeien, angemeſſenen Ehrenſold mehr als ein Zeichen des Dankes hinnehmen werde".

Im Jahre 1854, aus Anlaß des freudigen Ereigniſſes der Vermälung unſeres Kaiſers, gab die Matice ein Sammelwerk unter dem Titel „Perly české" heraus, deſſen typographiſche Ausſtattung und noch mehr deſſen Inhalt den großen Fortſchritt bekundeten, welchen die böhmiſche Sprache und Literatur im Vergleiche zu den „Stimmen der Patrioten", die 1832 aus einem andern loyalen Anlaſſe erſchienen waren, gemacht hatte; viele der darin enthaltenen Aufſätze gehören noch heute im wahrſten Sinne zu den „Perlen" der neueren böhmiſchen Literatur. Das alles half aber der Matice nichts in den Augen der Prager und Wiener Behörden. Es charakteriſirt den kleinlich nergelnden und chicaneuſen Geiſt der damaligen Bureaukratie, daß im Auguſt 1854 der Statuten-Entwurf mit dem Befehle an den Muſeums-Ausſchuß herabgelangte, Änderungen daran vorzunehmen: anſtatt „National-Muſeum" ſollte es heißen: „Muſeum des Königreiches Böhmen"; die Matice durfte ſich nicht „Comité für Pflege der böhmiſchen Sprache und Literatur" nennen, ſondern ſollte eine „Section" des Muſeums bilden. Im November desſelben Jahres erſchien zum erſtenmal, im Sinne des Militair-Befehles vom April 1852, und von da an regelmäßig ein Polizei-Commiſſär in der Verſammlung des Ausſchuſſes und unterſchrieb deſſen Protokolle, die jetzt um ſo kürzer ausfielen je einſylbiger und trockener die Verhandlungen unter dem wachenden Auge des Geſetzes waren. Am 5. December erging ein neuer Befehl: die „Section" ſollte ſich ausſchließend mit wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten befaſſen, die Gebarung mit dem Vermögen dem Muſeal-Ausſchuſſe zufallen. Die Matice mußte in Folge deſſen um die geringſte Auslage, und mochte ſelbe die unverfänglichſte

Sache betreffen, bei dem Museum ansuchen, was begreiflicherweise unliebsame Verschleppungen nach sich zog.

Peinlicher und zugleich nachtheiliger waren die Censur-Verhältnisse; denn wahrhaftig, es gab wieder eine Censur und ärger als je. Als 1854 Joseph Ehrenberger in der Museums-Zeitschrift einen sehr ruhig und gegenständlich gehaltenen Aufsatz veröffentlichte, worin er die „Bedrängnisse der böhmischen Schutzstädte" nach der Weißenberger Schlacht, dafern sie den neuen Gewalthabern gegenüber nur einigermaßen ihre frühere Selbständigkeit zu wahren suchten, schilderte, wurde der Redacteur Nebeský vor die Stadthauptmannschaft geladen und ihm der polizeiliche Unwille über das gewählte Thema zu erkennen gegeben. Nach einem solchen Vorgange mußte sich die „Section" in ihrem eigenen Interesse die größte Behutsamkeit in der Auswahl der von ihr herauszugebenden Schriften auferlegen. Als im Jahre 1856 Krejčí seine „Geologie" vorlegte und das Jahr darauf mit dem zweiten Theile der böhmischen Chrestomathie (Výbor) begonnen werden sollte, begnügte sich der Matice-Ausschuß keineswegs mit einer wissenschaftlichen Beurtheilung, die bezüglich der „Geologie" seitens der Professoren Kořistka und Šafařík jun. durchaus günstig ausfiel; er vermeinte sich auch nach der politisch-kirchlichen Seite hin sicherstellen zu müßen und holte über die „Geologie" das Gutachten des P. Wenzel Štulc, über den „Výbor" und Komenský's „Informatorium", das zu gleicher Zeit in Verhandlung kam, jenes des Theol.-Professors Johann Fabian ein, Beide fromme und treue Söhne der Kirche, die aber zugleich eifrige und warme Patrioten waren. Štulc äußerte sich dahin, er „habe in der nicht wenig interessanten Schrift Krejčí's nichts gefunden was wider die Religion verstoße". Fabian rieth blos einige Stellen aus der Vorrede zum „Výbor" auszulassen; was dagegen das „Informatorium" betreffe,

so handle es sich hier „um die kritische Herausgabe einer älteren Schrift als Ganzes, es dürfe daher nichts ausgelassen noch geändert werden." Bezüglich der Chrestomathie hielt sich die „Section" an die Rathschlüsse Fabian's, das erste Heft des zweiten Bandes wurde veröffentlicht. Aber die „Geologie" und das „Informatorium" blieben auf bessere Zeiten aufgespart; trotz der allseitig günstig lautenden Urtheile mochte sich der Ausschuß nicht in eine unbekannte neue Gefahr begeben. „Niemand kann es jetzt bei uns wagen", schrieb Šafařik am 25. Januar 1857 an Pogodin, „Husens Schriften herauszugeben, eher Schriften gegen Hus. Lassen wir die Todten ruhen! Hus ne nominetur quidem, aut uratur denuo".

Als eine solche Schrift gegen den böhmischen Reformator wurde Helfert's „Hus und Hieronymus" angesehen, was nur insoweit richtig war als der Verfasser, entgegen der protestantischen Auffassung Palacký's, den römischen Standpunkt zur Geltung brachte, von welchem aus der „Märtyrer" von Constanz allerdings nicht ohne Tadel davongehen konnte. Von dieser Seite faßte es Palacký selbst auf, der sich allerdings über die „katholische Paraphrase" seiner Darstellung nicht sehr erfreut zeigte. Helfert's Buch war 1853 erst deutsch erschienen und kam dann, bedeutend umgearbeitet und ergänzt, 1857 böhmisch heraus; einer der Beurtheiler war Professor Fabian, der dem ihm von altersher persönlich befreundeten Verfasser manchen Wink gab, den dieser, besonders wo es einzelne scharfe Stellen zu mildern galt, dankbar benützte. Gleichwohl wurde das Buch von allen Blastencen angefeindet und verurtheilt, als ein Attentat auf eine der heiligsten Erinnerungen des böhmischen Volkes. Aber kann man nicht ein guter Patriot sein, und doch über manche Dinge eine abweichende Meinung haben?! Ja man scheute sich nicht zu behaupten daß Helfert nicht aus freiem Entschlusse, sondern über höhern Auftrag Hus zum Vorwurfe eines Werkes

gewählt, das die Matice, nur einem polizeilichen Drucke nachgebend, in Verlag genommen habe — abgeschmackte Verdächtigungen, wie sie nur unter dem Einflusse der damaligen allerdings sehr trüben Prager Verhältnisse entstehen und Glauben finden konnten!

An der Vervehmung des Helfert'schen Buches trug wohl auch die Zeit Schuld, in der es erschienen war und die den Verfasser, einen hochgestellten Beamten, begünstigt erscheinen ließ, während andere Persönlichkeiten blos um ihres bei den Behörden misliebigen Namens willen in den Schatten gestellt wurden. Im Jahre 1853 hatte Franz Ladislaus Rieger der Matice eine Schrift volkswirthschaftlichen Inhaltes überreicht, um sie auf diesem Wege herausgeben und verbreiten zu lassen; da die Matice-Schriften in Auflagen bis zu 4000 Exemplaren gedruckt wurden, war dies für einen Schriftsteller der wirken wollte keine gleichgiltige Sache. Der Ausschuß gerieth in arge Verlegenheit. Einestheils war es der Name des Verfassers, der schon in der vormärzlichen Zeit der Prager Polizei zu schaffen gemacht, im Reichstage eine so hervortretende Rolle gespielt und danach eine Zeit lang in Paris zugebracht hatte. Überdies waren in den Titel seiner Schrift die „Freiheit" und das Proletariat eingeflochten: „Gewerbe und Handel in deren Einfluß auf das Wohlergehen und die Freiheit des Volkes, besonders der arbeitenden Classe", was die Sache noch schwieriger machte. In dieser Klemme gab der Ausschuß die Schrift dem Fach-Professor Dr. Eberhard Jonák zur Begutachtung, der den Gegenstand mit solcher Gründlichkeit betrieb, daß Jahre und Jahre darüber vergingen, bis zuletzt Rieger, nachdem er die Sache wiederholt fruchtlos betrieben hatte, sein Manuscript zurückverlangte und dadurch dem Matice-Ausschusse eine große Sorge vom Herzen nahm, 1858.*)

*) Tieftrunk, S. 173 f. Rieger gab dann seine Schrift in Privat-Verlag des Anton Augusta in Leitomysl wo sie 1860 erschien: Průmysl

Wenn es unter solchen Umständen mit dem Museum und mit der Matice abwärts ging, durfte man sich darob wahrhaftig nicht wundern. Die Beitritte von Mitgliedern, die 1853 noch 131 betrugen, erhoben sich in den folgenden Jahren nur noch einmal über 100 — 1857 104 — und sanken 1860 auf 31. Auch von der Geschäftsleitung suchte sich Einer nach dem Anderen loszumachen: 1854 legte Ritter von Neuberg, der langjährige Präsident des Museums und Curator der Matice, seine beiden Stellen nieder; aus dem Ausschusse traten 1853 Dr. Čejka, 1855 Professor Petřina „wegen Geschäftsüberbürdung", 1860 Šafařík wegen Kränklichkeit. Die im Ausschusse blieben oder eine Neuwahl annahmen, thaten es wahrhaftig mit Selbstverleugnung als patriotisches Opfer, besonders jene die in Staatsdiensten standen und sich dabei bewusst sein mußten, ihre Dienste einer Anstalt zu weihen, welche die Regierung am liebsten aus der Reihe der Lebenden gestrichen haben würde. Die nach den behördlichen Anordnungen umgestalteten Statuten waren seit Jahren wieder vorgelegt worden, und noch immer ließ die Bestätigung derselben auf sich warten. Im Jahre 1857 fand keine General-Versammlung des Museums statt. Am 9. December 1858 wollte der Ausschuß eine solche auf den 24. März des nächsten Jahres ausschreiben; ihre Abhaltung wurde aber von polizeiwegen untersagt, „weil die Statuten noch nicht bestätigt seien". Der Ausschuß wollte den Weg der Berufung an die höhere Behörde betreten; als sich aber Tomek als Geschäftsleiter darum beim Stadthauptmanne Baron Päumann meldete, wurde ihm von diesem bedeutet, der Befehl sei von Wien aus gekommen; mit der Berufung war es also nichts. Tomek wandte sich brieflich an den Grafen Thun, er möchte „die vaterländischen

a postup výroby jeho v působení svém ku blahobytu a svobodě lidu zvláště pracujícího.

Anstalten vor weiterem Verderben schützen"; denn schon sei im Lande die Meinung verbreitet, es wäre auf den Untergang derselben abgesehen; sowohl der Museal-Ausschuß als der Matice-Verein befänden sich in fortwährender Ungewißheit über ihr Schicksal, „sie hätten das Gefühl als ob der Boden unter ihnen weiche".

Und doch gaben sie ihren Eifer, ihre Thätigkeit, für den geistigen Fortschritt ihres Volkes zu wirken, nicht auf. Die Museums-Zeitschrift, die „Živa", die „Alterthümlichen und ortsgeschichtlichen Denkmale" setzten ihr Erscheinen fort; manch' andere Schrift wurde nebstbei herausgegeben, und vorzüglich waren es jetzt die Shakespeare-Übersetzungen, ein Gebiet auf welchem keine Polizei und keine Censur eine Einsprache erheben konnte, die in erfreulicher Weise ihren Fortgang nahmen. Im Jahre 1854 war „Richard III." von Fr. Doucha erschienen, 1855 „Hamlet" von J. J. Kolár, 1857 „Lear" von Ladislaus Čelakovský d. Jüng., „Die lustigen Weiber" von Jac. Malý, „Cymbeline" von Čejka ꝛc. Hoffnungsmuthig wies letzterer inmitten dieser trüben Zeit auf die Erfolge eines Unternehmens hin, an welchem er selbst einen so großen Antheil hatte; denn von Čejka allein rühren nicht weniger als neun höchst gelungene Shakespeare-Übersetzungen her. „Diese Thatsache", schrieb er 1857, „kann unser Herz wahrhaft erfreuen, als ein sprechender Beweis dafür, daß wir glücklich herangewachsen sind, daß sich unser Geist gereift hat, daß wir unserer Sprache eine überraschende Gewandtheit errungen und daß wir darum nicht zu besorgen haben, als ob dieselbe irgendwie ein Hindernis abgeben könnte, wenn wir uns zum Fluge auf jene Höhen aufraffen wollten, auf denen sich andere Völker bereits festgesetzt haben" . . .

Es ist ein hartes Wort, aber es muß gesprochen werden: daß die Periode der fünfziger Jahre den nationalen Bestrebungen

gegenüber ein Regierungs-System entfaltet hat, welchem sich weder aus der absolutistischen Zeit vorher, noch selbst aus der spätern, wo der Versuch gemacht werden sollte „die Slaven an die Wand zu drücken", ähnliches an die Seite setzen läßt. Ist nicht damals, wo die allmächtige und allwissende k. k. Gendarmerie den Professor auf dem Lehrstuhle, den Priester auf der Kanzel, den Richter in seinem Amte controlirte, das unschuldige „Kde domov můj" als ein politisches Lied angesehen und verfolgt worden?! Hat nicht damals, wo, mit einem modernen Schriftsteller zu reden, die Sedlnický'sche Censur von dem gedruckten Wort auf das gesprochene ausgedehnt wurde, das vor einem Hüter des Gesetzes gemachte Bekenntnis „Já jsem Čech" genügt, der Sicherheitsbehörde angezeigt und als ein staatsgefährliches Individuum unter Aufsicht gestellt zu werden?!*) Wurde nicht damals, gleich zu Anfang dieser Periode, als es sich um die Repatriirung des gefeierten Čelakovský handelte, eine vertrauliche die Expatriirung desselben betreffende Abmahnung dem leitenden Unterstaatssecretär des Unterrichts-Ministeriums zugeschickt, der sie, ohne sie zu Protokoll zu geben, in seine Lade schob, wo sie heute noch zu finden sein muß?! Ist nicht damals, als das Unterrichts-Ministerium dem Professor Joseph Wenzig eine neue Verwendung zudachte, vom Prager Statthalterei-Präsidium die Auskunft ertheilt worden: derselbe sei allerdings ein verdienter Schulmann, auch in jeder andern Hinsicht gegen denselben nichts einzuwenden, aber — „er habe in der vormärzlichen Zeit böhmische Gedichte gemacht"?! Ist nicht damals August Schleicher, der sich, ein Deutscher von Herkunft, als Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Karl-Ferdinands-Universität das Böhmische in einem solchen Grade eigen zu machen wußte, daß er treffliche Übersetzungen, gediegene Auf-

*) Vlček O národní osvětě 61 f.

sätze darin lieferte, von der Prager Polizei in der unwürdigsten Weise chicanirt worden, bis der verdiente Gelehrte, welchem das gesammte Unterrichts-Ministerium wohlwollte, mit beiden Händen die Gelegenheit ergriff die ihn aus Böhmen fort an die Universität Jena führte?! Haben es sich damals die böhmischen Nationalen nehmen lassen, daß die Angriffe, die einer nach dem andern gegen die Königinhofer Handschrift in Scene gesetzt wurden, von der Wiener Regierung, wenn nicht geradezu provocirt, jedenfalls favorisirt und patronisirt würden?! Das letztere zeigte sich in einem Vorgange von so eigenthümlicher Art daß ich mich nicht enthalten kann denselben eingehender zu schildern.

In dem von David Kuh herausgegebenen Blatte „Tagesbote aus Böhmen" erschien 1858 ein Feuilleton: „Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten", worin Hanka offen beschuldigt wurde die Königinhofer Handschrift fabricirt und für ein alterthümliches Denkmal ausgegeben zu haben. Hanka brachte seine Klage wegen Ehrenbeleidigung vor das Prager Landes- als Strafgericht, von welchem David Kuh verurtheilt wurde; Kuh legte Berufung ein und wurde auch beim böhm. Ober-Landesgericht sachfällig, 27. August und 15. October 1859. Nach der klaren Bestimmung der Straf-Proceß-Ordnung von 1853 (§. 427 Alinea 1 in Zusammenhang mit §. 301) stand „gegen diejenigen Entscheidungen des O.-L.-G., wodurch das erstrichterliche Erkenntnis bestätigt wurde, niemandem eine Berufung zu". Es blieb nichts übrig als den Gnadenweg einzuschlagen; allein Kuh legte gleichwohl Berufung ein, wofür er in Wien persönlich seine Schritte machte. Sei es nun, daß man doch Bedenken trug in einer so auffallenden Angelegenheit Gnade für Recht ergehen zu lassen, oder im Gegentheil daß man es für zu gering erachtete einen so — muthvollen Verunglimpfer blos im Wege der Gnade davonkommen

zu lassen, genug man erfand ein anderes. Die Angelegenheit, über deren ordnungsmäßige Entscheidung der berufene Rath beim Obersten Gerichtshof nicht einen Augenblick im Zweifel war, wurde fürs erste beiseitegelegt und seitens des Justiz-Ministeriums ein zur selben Zeit anhängiger Betrugsfall, der nach Ansicht des Obersten Gerichtshofes von den unteren Instanzen vergriffen worden, zum Anlaß genommen ein Gesetz zu beantragen, zufolge dessen die oberste richterliche Instanz befugt sein solle „in allen aus was immer für einem Anlasse zu ihrer Kenntnis gelangenden Strafsachen, in welchen sie wahrnimmt daß einem Beschuldigten oder Verurtheilten durch ein offenbar gesetzwidriges Verfahren oder Erkenntnis Unrecht zugefügt wurde, von amtswegen, und auch dann wenn dagegen eine Berufung gesetzlich nicht zulässig ist, die entsprechende Verfügung zu treffen"*). Nun erst wurde die Schrift Kuh's hervorgeholt, aber nicht als Gnadengesuch, sondern als außerordentliche Berufung behandelt und einem Referenten von erprobter Willfährigkeit und Geschicklichkeit zugewiesen, der die Novelle vom 28. Februar 1860 rückwirkend auf einen Fall anwendete, der nach der bis dahin geltenden Gesetzgebung bereits in aller Form Rechtens entschieden war. Und welches war die Motivirung? Es handle sich hier um einen „gelehrten Disput", es fehle der animus injuriandi; zudem könne die Zumuthung, daß jemand ein Schriftstück abgefaßt habe über dessen hohen literarischen Werth alle Welt einig sei, nicht als Verletzung an der Ehre gelten. So geschehen am 12. April 1860**).

*) Der Wortlaut dieser a. h. E. wurde mit Justiz-Ministerial-Erlaß vom 2. März 1860 Z. 3267 den Obergerichten eröffnet und in der Ger.-Ztg. 1860 Nr. 46 Gesetz-Chronik Nr. 34 abgedruckt.

**) In den Entscheidungsgründen hieß es u. a. wörtlich: „Eine Kritik ist durch kein Gesetz verboten, sie kann auch nicht wohl allgemein verboten werden, denn sie führt meist zur äußeren Erörterung der Wahrheit und dient auch oft selbst dazu, um indirect den Beweis darüber zu verstärken und zu ergänzen daß das Bestrittene wirkliche Wahrheit sei. Soll nun die Kritik

Die Entscheidung, deren seltsamer Gang in näherstehenden Kreisen vielfach und lebhaft besprochen wurde und darum kein Geheimnis bleiben konnte*), machte in den nationalen Kreisen von Böhmen und Mähren ein ungemein peinliches Aufsehen. Dem alten Manne in Prag aber ging die Sache an's Herz, die erlittene Kränkung zehrte an seiner Gesundheit, die sich von dieser Zeit nicht wieder herstellen ließ. Er starb, nicht ganz ein Jahr nach dem Tage an welchem der oberste Gerichtshof ihm die Genugthuung

ihren Zweck erreichen, so muß ihr auch freistehen alle obwaltenden Bedenken und Zweifel darzustellen." Bohemia 1860 Nr. 110 vom 9. Mai S. 1007. Daß ich, obwohl es sich um eine Affaire vor mehr als zwanzig Jahren handelt und von den Betheiligten kaum einer mehr am Leben ist, hier ausnahmsweise keine Namen nenne, wird man mir wohl nachsehen. Es ist übrigens anzufügen, daß der Oberste Gerichtshof über jene Verfügung, die er mit seiner Randglosse zu dem im Texte erwähnten Betrugsfall gar nicht beabsichtigt hatte, in hohem Grade bestürzt war, zwei Persönlichkeiten ausgenommen die den Satz vertheidigten, man könne einem Verurtheilten nicht genug Wege der Abwehr offen halten. Es wurde eine Reihe von Sitzungen gehalten wie die a. h. E. auszulegen oder anzuwenden sei, weil man voraussah daß jeder Angeklagter und Vertheidiger, die in den zwei unteren Instanzen sachfällig geworden, eine „offenbare Gesetzwidrigkeit" vorschützen werde. Der Oberste Gerichtshof erbat sich darum, daß der Inhalt der a. h. E. nur als Weisung für ihn selbst behalten, nicht zur öffentlichen Kenntnis gebracht und dadurch in weitesten Kreisen zu einer Aufforderung werde in der muthwilligsten Weise den geregelten Geschäftsgang aufzuhalten. Eine förmliche Kundmachung wie bei anderen Justiz-Gesezen erfolgte nun zwar nicht, allein anderseits blieb die Wissenschaft davon, wie vor. S. Anm. *) bemerkt wurde, nicht auf den Obersten Gerichtshof beschränkt, und so ging dessen Voraussicht buchstäblich in Erfüllung. Der Oberste Gerichtshof wurde mit einer wahren Fluth von außerordentlichen Berufungen in einer Weise überlastet, daß deren Erledigung nicht selten ganze Sitzungen ausfüllte und die systemisirten Kräfte zur Bewältigung dieser neuen Arbeit kaum mehr ausreichten. Und dies alles wegen des einen Falles Dawid Kuh! Durch die a. h. E. vom 23. Juli 1871 R. G. Bl. Nr. 32 wurde die vom 28. Februar 1860 einigermaßen beschränkt, aber erst durch die Straf-Proceß-Ordnung vom 23. Mai 1873 R. G. Bl. Nr. 119, nach welcher der Oberste Gerichtshof nur mehr als Cassations-Hof zu fungiren hat, jenem bedenklichen Unwesen ein Ende gemacht.

*) Vgl. Jireček Rukověť I str. 408. Der gelehrte Verfasser zeigt sich nur in dieser und jener Einzelnheit minder genau unterrichtet.

versagt, die er in Anspruch genommen und auf die er gehofft hatte, am 12. Januar 1861, nicht volle fünf Monate vor seinem siebenzigsten Geburtstage. Sein Leichenbegängnis, zu welchem von weit und breit Trauergäste herbeikamen, wurde am 15. Januar auf das feierlichste in Prag begangen. Auch sonst im Lande Böhmen, ja über dessen Gränzen hinaus in den Hauptstädten und vielen kleinern Orten der andern Slavenstämme, ehrte man mit theilnahmsvoller Trauer das Andenken des Entdeckers und Erretters eines der werthvollsten Denkmale altslavischen Schriftthums.

8.

Mit dem Jahre 1861 hatte die Leidensgeschichte der Matice ein Ende. Leo Thun war es, der bei dem Staats-Minister Grafen Agenor Gołuchowski sein Wort einlegte, und am 29. März 1862 erfolgte die so lang hinausgeschobene Bestätigung der Statuten, die der Hauptsache nach bis heute in Kraft sind. Dabei blieb aber noch immer der Militair-Befehl vom April 1852 aufrecht; erst 1867, nach dem Kriege mit Preußen, nahm das Erscheinen eines Polizeicommissärs bei den Sitzungen des Matice-Ausschusses ein Ende.

Zu ihrer frühern Blüthe, zu der maßgebenden und beherrschenden Stellung die sie dereinst in der böhmischen Literatur eingenommen, gelangte die Matice gleichwohl nicht wieder, und dies aus einem für das Allgemeine sehr erfreulichen Grunde. Die Matice hatte mit dem Eintritte der neuen constitutionellen Ära die Freiheit ihrer Bewegung zurückgewonnen; aber diese Freiheit der Bewegung hatte die böhmische Literatur überhaupt gewonnen, und die Früchte davon reiften von Jahr zu Jahr in wachsender Fülle und Üppigkeit. Die Beitritte zur Matice

nahmen in den sechziger Jahren ab, weil immer neue andere Vereine entstanden, welche in der Cultivirung einzelner Gebiete ihre Ziele suchten und ihre besonderen Fachgenossen um sich sammelten. Literarische Unternehmungen aller Art kamen auf und fanden ihr Publicum, die Journalistik gewann eine Verbreitung und eröffnete den verschiedenen Kräften und Talenten einen Kampfplatz, womit selbst die Rührigkeit im Jahre 1848 sich weitaus nicht messen konnte. Je mehr sich die geistigen Bedürfnisse der Nation steigerten und erweiterten und damit die literarische Schöpfungskraft zunahm, desto weniger wurde es der Matice möglich den ganzen Strom schriftstellerischen Schaffens in ihrem Bette zu fassen und zu halten. Ja sie mußte Urtheile vernehmen, daß sich ihre ganze Institution überlebt habe, daß sie den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr zu genügen vermöge. Dem war nun allerdings nicht so. Wenn auch die böhmische Matice nicht mehr der Mittelpunkt literarischen Strebens und Schaffens ist wie einstmals, so ist sie doch immer das erste, das älteste und angesehenste, aber auch das thätigste und einflußreichste Institut solcher Art, mit welchem sich irgend eine der jüngeren Schöpfungen schon darum nicht vergleichen läßt, weil keine der letzteren ein so umfassendes Gebiet beherrscht. Auch blieb ihr die Thätigkeit, der Eifer der hervorragendsten Patrioten ungetheilt zugewandt. Als im Jahre 1861 der Aufruf erging, durch außerordentliche Beiträge das Stammvermögen der Matice auf 100.000 fl. zu erhöhen, von welchem Zeitpunkte dann alle neuen Zuflüsse, sowohl Interessen als Beitrittsbeträge, für laufende literarische Zwecke verwendet werden sollten, da erboten sich noch im selben Jahre acht Cavaliere zu einem Beitrage von je 1000 fl., Andere steuerten 400, 500, 600 fl. bei, darunter der Museal-Scriptor Joseph Alexander Dunder, ein Mann der nur bei der

größten Sparsamkeit und der allergenügsamsten Lebensweise im Stande war ein für seine Verhältnisse so großes Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Im Jahre 1862 gewann die Matice an dem Erbgrafen Johann Harrach einen Curator, der mit dem Glanze eines erlauchten Namens die wärmste Liebe zu seiner Heimat, zu deren Sitte und Sprache verbindet. Ein großes Verdienst um die Verbesserung des Geschäftsganges der Matice, um eine zweckmäßigere und wirksamere Gebarung mit den Vereinsmitteln erwarb sich Joseph Jireček, als er im Januar 1867 beim Ausschusse Vorschläge einbrachte, die alsbald genehmigt wurden und sich in jeder Hinsicht praktisch erwiesen. Zur selben Zeit war der Matice-Fonds auf etwas mehr als 98.000 fl. angewachsen, und nun war es das Vermächtnis des unermüdlichen Mitgliedwerbers P. Schmidinger, das, jetzt erst zur Auszahlung gelangt und durch die jahrelangen Verzinsungen auf nahezu 2000 fl. angewachsen, den Abschluß der angestrebten 100.000 fl. bildete*).

Näher auf diese Verhältnisse einzugehen, die seitherige Entwicklung, den heutigen Stand der böhmischen Literatur darzustellen, liegt außerhalb der Gränzen dieses Aufsatzes; es würde dies den Vorwurf einer eigenen Darstellung bilden**). Nur einige übersichtliche Andeutungen seien vergönnt.

Einer der begabtesten und fruchtbarsten neueren Belletristen Václav Vlček hat in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre ein Büchlein veröffentlicht, das rasch nacheinander mehrere Auflagen erlebte***). Es ist als ob ihm dabei der Ausspruch Palacký's

*) Tieftrunk Dějiny S. 180, 195—203.

**) Wer sich darüber zu belehren wünscht, dem sei empfohlen Zelený Historie literatury české; v Praze Grégr a Dattel 1880, 2. vydání str. 126—195.

***) O národní osvětě hledíc obzvláště k literatuře české; Matice lidu č. 4; druhé vydání 1868.

im geringsten mäkeln zu wollen, läßt sich gleichwohl sagen, daß die böhmische schöne Literatur heute eine Blüthenfülle aufzuweisen hat, nicht blos an Reichthum, sondern auch an innerem Gehalt und poetischem Werth ungleich üppiger und strotzender als zu jener Zeit. Nennen wir Vitězslav Hálek, den Choragus der neuern böhmischen Dichterschule, geb. 1835 † 1874, Jan Neruda, Adolf Heyduk, Jaroslav Vrchlický (recte Emil Frida), Aloys Jirásek, Svatopluk Čech, Wenzel Vlček, Ferdinand Schulz; von Frauen Eliška Krásnohorská (recte Henriette Pech), und vor allem Karolina Světlá. Die letztere hat sich besonders den Jeschken südlich von Reichenberg und dessen Bewohner, einen urwüchsigen, im Guten wie im Schlimmen eigenartigen Menschenschlag für ihre Romane erwählt; die Krásnohorská bewegt sich mit Vorliebe im Gebiete des Böhmerwaldes, Jirásek in der Gegend von Leitomyšl und Náchod, Franz Dvorský pflegt die historische Novelle aus der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts; wie denn überhaupt der localisirte und der geschichtliche Roman, wesentlich unterstützt durch die große Rührigkeit die sich gleichzeitig auf dem Gebiete der Orts- und Gau-Geschichte entfaltet, sich einer vorzüglichen Pflege zu erfreuen hat. Fräulein Krásnohorska und Frau Marie Červinka geb. Rieger liefern gelungene Texte für die Oper, für deren musikalischen Theil Bendl, Dvořák, Smetana, Fibich u. a. wirken, während Emanuel Bozděch („Baron Götz"; „Aus den Tagen des Cotillon"; „der Weltgebieter im Schlafrock"), Vlček („Elisabeth die Přemyslidin"), Vrchlický („Drahomira"), Francis Jeřábek („der Diener seines Herrn", „der Sohn des Menschen") u. a. m. im Gebiete des gesprochenen Drama sehr glückliche Griffe gemacht haben. Die junge böhmische Bühne hat zwar, gleich der Unterhaltungs-Lectüre, gar sehr unter dem Einreißen des frivolen Geistes der modernen französischen Schule

zu leiden; es herrscht aber eine nicht minder starke Gegenströmung, die mit anerkennenswerther Festigkeit das Verlangen nach der süßen verbotenen Frucht abwehrt.*) Doch, wie gesagt, es würde zu weit führen auf solche Dinge einzugehen. Als sprechender Beweis für die lebhafte Theilnahme des Publicums mag nur noch zweierlei hervorgehoben werden: Erstens daß sich die literarische Production keineswegs auf die Hauptstädte beschränkt, sondern Städte zweiten und dritten Ranges genannt werden können, wo kleinere schriftstellerische Kreise thätig sind; so erscheint in Pardubic eine geschichtliche Zeitschrift unter Redaction des evangelischen Pfarrers J. Dobiáš (eigentlich ein Organ für die Pflege der Geschichte des Protestantismus in Böhmen); so besorgt der politische Verein in Velvarn die Herausgabe von Karl Tůma's „Geschichtliche Charaktere"; so erscheint in Groß-Meseritsch in Mähren der 3. Jahrgang einer dreigetheilten Zeitschrift: „Národ a škola — Literární listy — Vesna" für Schule und Erziehung, Literatur, Unterhaltung und Belehrung. Zweitens daß zur Zeit nebeneinander eine Reihe von Unternehmungen besteht, welche die Herausgabe älterer und neuerer Erzeugnisse der schönen Literatur besorgen: die J. L. Kober'sche „Národní Biblioteka" (Red. Fr. Zákrejs), deren Heftezahl in einer Reihe von etwa fünfzehn Jahren bereits sich dem sechsten Hundert nähert; die Ústřední knihovna (Red. u: Verlag wie vorherg.); die „Matice lidu" Dr. Eduard Grégr's, 16. Jahrgang zu 6 Bändchen; die „Lacina knihovna národní" (Red. Ot. Mokrý, Verlag Otto); die „Knihovna pro český lid" (Red. V. L. Čech, Verlag Al. R. Lauermann); der „Divadelní ochotník", bereits über 200 Bändchen; die „Libuša" des Franz Šimáček. Von der regen Theilnahme der böhmischen Kreise für höhere Literatur-Interessen zeugt ferner der

*) Frant. Zákrejs Divadelní rozhledy; Osvěta 1882 str. 67.

Bestand zweier Revuen „Osvěta“ und „Květy“, des illustrirten Wochenblattes „Světozor“, der gleichfalls illustrirten „Humoristické listy“ J. K. Vilímek's (24. Jahrgang); des belletristisch-literarischen „Lumír“ in Prag, des „Obzor“ in Brünn, deren jedes über einen verhältnismäßig zahlreichen Leserkreis (5—10.000 Abnehmer) verfügt.

Dabei muß ganz besonders hervorgehoben werden, daß, im Gegensatze zu den Polen und Magyaren wo es seit jeher in erster Linie der Adel war von welchem die nationale Literatur gehalten und gefördert wurde, was vor dem dreißigjährigen Kriege auch in Böhmen der Fall gewesen, heute fast ausschließlich die große Masse der bürgerlichen und ländlichen Bevölkerung es ist, also, wenn man will, die kleinen Leute es sind, wo das nationale Leben nicht blos wurzelt, sondern mit ungemeiner Thätigkeit treibt und täglich neue Früchte zu Tage fördert. Das ist nun in einer Hinsicht unläugbar ein großer Vortheil, weil dadurch die breitmöglichste und unverwüstlichste Grundlage gesichert ist, was den „Vater“ Palacký gegen die Neige seines Lebens wiederholt äußern machte: „jetzt scheide er willig; denn er habe die beruhigende Überzeugung, sein Volk werde nicht mehr zugrunde gehen.“ Allein von der andern Seite ist es doch ein sehr bedauerlicher Umstand, daß die Blüthe des Landes, und als solche wird ein hochgebildeter Adel wie der böhmische immer anzusehen sein, die große Bewegung die im Volke vor sich geht, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, ohne selbsteigene Antheilnahme ihren Weg nehmen läßt. Ausnahmen, höchst rühmens- und dankenswerthe Ausnahmen hat es immer gegeben. Von jenem Dreigestirn, welchem die Böhmen die Schöpfung und reiche Ausstattung ihres Landes-Museums, dieses wahren Kern- und Mittelpunktes in welchem die Wiederbelebung ihres geistigen Schaffens ihren ersten festen Rückhalt gefunden, zu

verdanken haben, von jenen „unvergeßlichen Triumvirn" den Grafen Franz Kolovrat, Franz und Kaspar Sternberg angefangen, hat es bis auf den heutigen Tag nie an Männern aus den Kreisen der höchsten Aristokratie gefehlt, die eins mit ihrem Volke, mitfühlend und mitkämpfend mit demselben, in dessen Mitte und an dessen Spitze standen und stehen. Aber das sind doch nur die wenigeren.

Wo es unter den Polen und Magyaren nicht einen Mann aus dem Adel des Landes gibt, der sich von der nationalen Entwicklung ausschlöße — wenn er auch nicht immer mitwirkend sich an derselben betheiligt —, möchte ich es in Böhmen und Mähren nicht auf eine statistische Prüfung ankommen lassen: 1. wie viele Glieder unserer aristokratischen Latifundinarien sich unter den Abonnenten der „Národní bibliotéka", der Otto'schen „Salon-Bibliothek", der großen illustrirten Prachtwerke „Hrady a Zámky" (Verfasser August Sedláček, Künstler Karl Liebscher, Verlag Franz Šimáček) und „Čechy" (von einem Kreise von Schriftstellern und Künstlern, Verlag J. Otto), dann der mit der höchsten Eleganz ausgestatteten „Poesie světova, sbírka básnických spisův jinojazyčných" (Commissions-Handlung D. Grégr und Ferd. Dattel) sich befinden; und 2. welches Percent der böhmischen Aristokratie eine böhmische Zeitung oder Zeitschrift hält und — liest. Aber auch der schöneren Hälfte der böhmischen Hochtorys soll ihr Theil nicht geschenkt sein. Wo wir sonst wahrnehmen, daß die Frauenwelt durch ihre große Begeisterungsfähigkeit einen fühlbaren, nicht selten ausschlaggebenden Antheil an einer nationalen Erhebung nimmt, kann bei den Damen der böhmischen Aristokratie in dieser Hinsicht vielleicht nicht einmal von „seltenen Ausnahmen" gesprochen werden. Daß ein derartiger Zustand selbst in politischer und socialer Beziehung seine nicht unbedenklichen Seiten hat, soll hier nur angedeutet sein . . .

Was die wissenschaftliche Literatur betrifft, so wird jedermann zugeben, daß sich eine solche nicht aus der Erde stampfen läßt, besonders wo es, bis auf die allerjüngste Zeit, für große Wissenszweige keine schulgerechte Pflege derselben gab. Selbständige Schöpfungen auf diesem Gebiete, und hier allerdings solche von erstem Range, hat die verjüngte böhmische Literatur bisher fast nur auf dem historischen und philologischen Gebiete zu verzeichnen. Die hierher gehörigen Werke der Altmeister Šafařik und Palacký sind allbekannt, und beide haben Nachfolger hinterlassen, die mit nennenswerthem Erfolge die eingeschlagene Bahn weiterführen. Unter den lebenden Historikern nimmt der noch aus der Zeit der Blastenci und Wiedererwecker (buditelův) herüberragende V. V. Tomek mit seiner „Geschichte von Prag", einem an gewissenhafter Gründlichkeit und umfassender Vielseitigkeit einzigen Werke, ohne Frage den ersten Rang ein; von Jüngern sind im Fache der Geschichte Anton Gindely, Joseph Emler, Joseph, Dr. Hermenegild und Dr. Joseph Konstantin Jireček, Jaromir Čelakovský, Franz Zoubek, Joseph Kalousek, Karl Tieftrunk, Anton Rezek, Anton Rybička, Jaroslav Goll, Clemens Borový in Böhmen, Vincenz Brandl, Beda Dudik, Vincenz Prašek, Franz Bartoš in Mähren hervorzuheben und wären noch viele andere zu nennen. Im Gebiete der Erdkunde haben sich als selbständige Reiseforscher, neben Emil Holub der im Begriffe steht das große Unternehmen Livingstone's von der Südspitze Afrika's in die Äquatorial-Gegenden von neuem aufzunehmen, und Dr. Anton Stecker, erst dem Begleiter, jetzt dem Nachfolger Dr. Rohlfs', Joseph Wünsch, der zur Stunde kartographisch noch ungekannte Ländereien von Klein-Asien durchzieht, Konstantin Jireček für Bulgarien und Ost-Rumelien, Joseph Štolba für Nord- und Mittel-Amerika, Med. Dr. Paul Durdik,

Militär-Arzt in holländischen Diensten auf Java, Sumatra, Nias, Dr. Ferdinand Stolička und nach dessen frühem Tode († Juni 1876) Med. Dr. Otakar Feistmantel am geologischen Institut in Calcutta (neuestens zum Professor an der böhmischen technischen Hochschule berufen), rühmliche Namen erworben. Mehrere von ihnen, namentlich Holub und Durdik, senden von ihren Wanderungen in fernen Landen Beiträge aller Art für die Sammlungen Vojta Náprstek's, ein mit einer reichen und wohlgeordneten Bibliothek ausgestattetes Institut, das zunächst die Bildung der Frauenwelt zur Aufgabe hat — der s. g. americanische Damen-Club — und darum der Haus-Industrie und dem Hauswesen in den verschiedensten Richtungen eine besondere Pflege zuwendet.

Von der strengen Wissenschaft kann hier wohl nicht die Rede sein. Es genügt die Bemerkung daß in der Philosophie, Pädagogik, Philologie, Mathematik, Rechtskunde, in den Naturwissenschaften anerkennenswerthe, zum Theil bedeutende Erfolge zu verzeichnen sind. Ganz unbebaut von böhmischen Gelehrten ist keines der verschiedenen Gebiete mehr, so daß sich jetzt schon sagen läßt daß die böhmische Literatur auf einer Stufe steht, wo sie einerseits für das Bedürfnis in Haus und Schule, aber auch anderseits für die Gebildeten und höher Strebenden nach jeder Richtung hin auslangt, in manchen bereits eine reiche Auswahl bietet. Ich meine, wie kaum gesagt zu werden braucht, nicht die Pfadsucher, die Erfinder, die Forscher, in welcher Beziehung aber sowohl der Pariser als der Berliner, bekanntlich zwei Kostgänger unseres Herrn von denen keiner an Überfluß von Bescheidenheit leidet, mir zugeben werden daß, man mag was immer für einen Zweig menschlichen Wissens und Könnens nehmen, weder die französische noch die deutsche Literatur für sich allein, ja auch nicht beide zusammen, so überreich sie sind, das Bedürfnis erschöpfen können, weil eben

in allen höher entwickelten Literaturen neues geschaffen wird. Um, was diesen letzten Punkt betrifft, Ausblicke für die Zukunft zu gewinnen, sei auf einige große Verstorbene als bleibende Zeugen hingewiesen, daß der čecho-slavische Genius die Kräfte besitze im Bereiche des s. g. exacten Wissens und Könnens schöpferisch zu wirken. In der neuesten Zeit hat der čecho-slavische Volksstamm der ersten Hochschule des Reiches jene drei Männer zugeführt, welche die mediciniſche Facultät derselben zu so hohem Ruhm und Ansehen gebracht und die wissenschaftliche Heilkunde überhaupt in epochemachender Weise gefördert haben. Rokitanský, Škoda, Hebra — der Deutsche Heschl hat sie am Grabe des Einen von ihnen die „Säulen der Wiener mediciniſchen Wissenschaft" genannt — bekunden nicht blos durch ihre Familiennamen ihren čecho-slavischen Ursprung, sie waren auch im Herzen der böhmischen Lande, in Königgrätz, Pilsen, Brünn geboren; Rokitanský und Škoda haben bis an ihr Lebensende die heimatlichen Laute ihrer Jugendzeit mit treuer Anhänglichkeit gepflegt.*) Wollte man einwenden, sie hätten ausschließend deutsche Bildung genossen, nur in deutscher Sprache gelehrt und geschrieben, so hat es eben zur Zeit ihres geistigen Wachsens keine höheren Schulen ihrer Nationalität gegeben, und müßten, wenn jene Merkmale den Ausschlag gäben, die Deutschen auf viele ihrer größten Geister, auf Kepler der nur lateinisch, auf Leibnitz der vorwiegend lateinisch und französisch, auf Friedrich II. von Preußen der nur französisch geschrieben, Verzicht leisten. Nimmt ferner nicht der čecho-slavische Stamm mit vollem Recht jenen Mann für sich in Anspruch, dessen Erfindung für die Ausnützung der Wasserkraft als Beförderungsmittel der

*) Der Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Ritter von Arneth sagte in der Gedächtnisrede auf ersteren: „Wie wenig fremd Rokitanský die Gefühlsseite selbst auf politischem Gebiete war, zeigte er durch die innige Anhänglichkeit an die Nation, welcher er entstammte."

erste Rang nach jener des Amerikaners Robert Fulton gebührt? Joseph Ressel wurde am 29. Juni 1793 in der rein böhmischen Stadt Chrudim geboren, wohin sein Vater Anton ein oder zwei Jahre früher als Mauteinnehmer und Brandsteuer-Visitator mit seiner Ehegattin Marianna Konvička gekommen war. Anton Ressel war in Deutsch-Böhmen, Heinersdorf, Bezirk Friedland, geboren; da er aber, schon als er nach Chrudim kam, deutsch und böhmisch sprach und eine Frau hatte die der deutschen Sprache von Haus aus nicht mächtig war und nie anders als böhmisch gesprochen hat, so scheint die deutsche Abstammung von Joseph's Voreltern, wenn solche je vorhanden war, ziemlich weit zurückzuliegen. Denn die bloße Ansässigkeit von Anton's Vater Johann Gregor in einer rein deutschen Gegend beweist eben so wenig als der deutschklingende Name der Familie, weil in einem ethnographisch so durchmischten Lande wie Böhmen hunderte von Fällen nachzuweisen sind wo ursprünglich deutsche Namen slavisirt, böhmische germanisirt wurden; man denke in letzterer Hinsicht an den aus Hudlic nächst Beraun abstammenden urböhmischen Bauernsohn „Jungmann"! So hat auch Joseph Ressel den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt in böhmischer Sprache genossen und die deutsche als zweite Landessprache erlernt, mit deren obwohl noch unvollkommener Kenntnis ausgerüstet er als dreizehnjähriger Knabe das Linzer Gymnasium bezog. Seine Muttersprache hat er, obwohl in ferne Länder verschlagen, nie vernachlässigt, schon darum nicht, weil er mit seinen in der Heimat zurückgebliebenen Angehörigen, namentlich seiner Mutter, nur in dieser Sprache verkehren konnte. Den Erfinder des Schraubendampfers dem čecho-slavischen Stamm abzustreiten — wie es thatsächlich von einem Wiener Gelehrten versucht wurde — ließe sich nur jenem Ausrufe eines vormärzlichen deutschen Historikers an die Seite setzen: „Freue dich, deutscher Jüngling, daß

der Märtyrer von Konstanz ein Deutscher war!“ Trotz des schwarzen Flecks, buchstäblich und sinnbildlich, der auf dem Ressel-Denkmal vor dem Wiener Polytechnicum zu schauen ist, entstanden dadurch daß man die seine Herkunft bezeichnenden Worte, die ursprünglich in vergoldeten Lettern daselbst geprangt, nachderhand ausgemeiselt hat — auf wessen Befehl? Einige meinten: des Wiener Gemeinderathes; andere: Eines hohen k. k. Staats-Ministeriums, — ist Joseph Ressel doch und wird für alle Zeiten bleiben: „NATIONE BOHEMUS“.

9.

An einer früheren Stelle wurde jenes Aufsatzes gedacht, in welchem Goethe dem deutschen Publicum die neubegründete Museums-Zeitschrift empfahl. Die deutsche Sprache bestehe „als eine wirklich einheimische in Böhmen“, und habe „im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Übergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engeren Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das ebenso viel Selbstverleugnung als Kraft und Geschick erfordert.“ Und dann wieder: „Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slavischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung

erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich böhmisch. . . . Aus allem diesem dürfte das Ergebnis folgen, daß beiderlei Dichtungszweige, der deutsche wie der böhmische, ihren wahren Grund und Boden dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbständige Gestalt tragen" *).

So der große Altmeister. Wie maßvoll, wie billig und gerecht ist sein Urtheil über die aufstrebende böhmische Literatur! Wie zart und schonend, wie so überaus wohlwollend, nicht zur Abschreckung, vielmehr zur Aufmunterung, hält er der jungen und kleinen das Bild der deutschen „über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache" entgegen! Ist aus dem Ausspruche des überschauenden Geistes auch nur das geringste von Selbstüberhebung, von Anmaßung, von anwiderndem Dünkel herauszufühlen? etwas von vornehm thuendem Herabsehen auf eine „inferiore Race"? auf „struppige Karyatiden-Häupter", wie ein neuerer deutscher Dichter die Slaven ꝛc. zu nennen beliebt hat? Als ob alle anderen Racen nur Handlangerdienste zu verrichten hätten, nur zu den „Kärrnern" gehörten, die „zu thun" haben wenn die Deutschen, „die Könige", bauen! Oder anderseits: Findet sich in jenen Worten Goethe's etwas von Neid und Misgunst? Sieht es irgendwie darnach aus, als ob Goethe darin, daß sich ein anderssprachiges Nachbarvolk zu entwickeln beginnt, einen Eingriff in die Daseinsberechtigung seines eigenen Stammes befürchte und verpöne?

*) Werke 1840, XXXII. S. 397 f., 406 f.

Wie sieht es aber heute in diesem Stücke aus? Und ist es ein Fortschritt im Charakter und in der Bildung zu nennen, wenn es nicht mehr so aussieht? wenn sich alle so eben gestellten Fragen, die man Goethe gegenüber mit einem entschiedenen Nein beantworten muß, heute ein ebenso entschiedenes Ja gefallen lassen müßen? Damals, im Jahre 1827, begann die böhmische Literatur ihre ersten Kräfte zu üben. Wenige Jahre früher hatte Goethe's hochverehrter Freund Graf Kaspar Sternberg gemeint, allenfalls für volksthümliche Schriften belehrenden und sittlichenden Inhaltes werde sich die böhmische Sprache verwenden lassen. Heutzutage ist das böhmische Volk, die böhmische Sprache und Literatur weit über die Stadien jener Anfänge hinaus, heutzutage kann nur ein Unwissender oder ein absichtlich Übelwollender an ihrem Berufe und an ihrer Befähigung zweifeln, den edlen Wettkampf mit den anderen Cultur-Nationen um die höchsten Errungenschaften geistigen Wissens und Könnens einzugehen. Allerdings nicht mit gleichen Kräften! Quantitativ wird sich ein Sieben-Millionen-Volk nie mit einem Siebzig-Millionen-Volk messen können! Aber Wissenschaft und Bildung sind keine Quanta, sondern Qualia.

Aus der früheren Darstellung hat der geneigte Leser ersehen, mit welch großem Übelwollen seitens der Regierungsbehörden die aufstrebende böhmische Literatur in wiederholten Zeiträumen, vor 1848 und dann 1850 bis 1861, zu kämpfen hatte. Dieses Übelwollen ist nun großentheils verschwunden, ist jedenfalls, wo es bei den mittleren und untergeordneten Organen noch vorhanden sein sollte, durch das Ansehen und Beispiel einer erleuchteten Central-Verwaltung daniedergehalten. Aber etwas anderes ist an die Stelle getreten, das in dem gegenwärtigen Momente die größten Hindernisse und Schwierigkeiten bereitet: die Scheelsucht und Liebloſigkeit derjenigen die mit den böhmischen Schriftstellern, nach

Goethe's schöner Auffassung, pari passu gehen sollten! Eine Liebloſigkeit die nicht blos hochfahrend ignorirt was von der andern Seite angestrebt und geschaffen wird, sondern die sich auf dieses Ignoriren etwas zugute thut, die damit Staat zu machen liebt. „Graeca sunt, non leguntur" — verba ipsissima eines noch fungirenden Prager deutschen Professors gegen einen böhmischen Habilitations-Werber! Einem von Haus aus Übelwollenden wird man es nie recht machen, man mag es anstellen wie man will. Gibt ein böhmischer Schriftsteller ein Buch in seiner Muttersprache heraus, so heißt es von der andern Seite: „Ihr habt leicht groß thun mit Eurer Wissenschaft, es kann Euch ja niemand controliren." Wagt sich ein anderer mit einer wissenschaftlichen Schrift in deutscher Sprache heraus, so folgt die höhnische Bemerkung: „Natürlich, böhmisch liest sie Euch ja niemand!" Nun, wenn sie niemand läse, so würde sie niemand kaufen, und wenn sie niemand kaufte, so würde sie niemand drucken. Oder wäre es, um einen Ausspruch Borrosch' aus dem Jahre 1848 hervorzuholen, bloße „Nationalitäts-Liebhaberei" beim Publicum wie in der Buchhändlerwelt, Bücher zu kaufen, blos um sie zu haben, und Bücher aufzulegen, blos um sie zu magaziniren?!

Im Jahre 1827 konnte Goethe von Böhmen und Prag sagen: „Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in deutscher Sprache." Gilt der Ausspruch noch heute? Lassen wir Ziffern sprechen! Vor mir liegt Joseph Erben's „Statistisches Handbüchlein der königlichen Hauptstadt Prag für die Jahre 1879 und 1880. Deutsche Ausgabe." Daraus ersehen wir Seite 128, daß in Prag erschienen sind:

im Jahre	in deutscher Sprache	in böhmischer Sprache
1879	136	190 Bücher
1880	134	338 „

im Jahre	in deutscher Sprache	in böhmischer Sprache
1879	59	86 Broschüren
1880	69	87 „
1879 und 1880 je	38	46 Jahres-Publicationen
1880	32	62 Zeitschriften.

Auf einzelne Fächer vertheilt und den Stand von 1880 berücksichtigt, ist das Ergebnis folgendes:

	in deutscher Sprache	in böhmischer Sprache
rechts- und staatswissenschaftliche	5	15 Bücher
	1	2 Zeitschriften
	4	6 Broschüren
medicinische	3	12 Bücher
	3	1 Zeitschriften
	3	1 Broschüren
naturwissenschaftliche . . .	24	33 Bücher
	11	6 Broschüren
mathematische	9	14 Bücher
	2	3 Broschüren ꝛc.

Dabei ist zu bemerken daß Erben — ich weiß nicht aus welchem Grunde — eine Kategorie literarischen Schaffens völlig außeracht gelassen hat, und zwar eine solche die für die Frage der Berechtigung und Befähigung einer böhmischen Hochschule der Wissenschaft von großer Bedeutung ist. Als im Jahre 1873 die böhmische technische Hochschule errichtet wurde haben einige gemeint, sie werde sich nicht halten können, werde aus Mangel an Zuhörern eingehen müßen. Ein mehrjähriger Bestand hat den Beweis geliefert, daß sie den Vergleich mit der deutschen Schwesteranstalt in keiner Richtung zu scheuen hat. Das gleiche wird mit

der böhmischen Universität der Fall sein*). Der böhmische Student pflegt wenig das Burschenschafts- und Couleur-Wesen; dafür blühen in seinen Kreisen wissenschaftlich-literarische Vereine mit einer Reihe von Fachzeitschriften, die von böhmischen Studenten gegründet wurden und durch monatliche Beiträge von ihrer Seite unterhalten werden, während die wissenschaftliche Arbeit unter Redaction von Facultäts-Professoren und gereiften Fachmännern besorgt wird. Dahin gehören die „Philologischen und pädagogischen Blätter", vierteljährig zu fünf Bogen, geleitet von den Professoren Kvičala und Gebauer, IX. Jahrgang; die „Zeitschrift für Mathematik und Physik", Professor Studnička, gleichfalls Vierteljahresschrift, XI. Jahrgang; „Vesmír", eine naturgeschichtliche Zeitschrift, geleitet von den Professoren Frič und Nekut; der juristische Verein „Všehrd" der so eben auf seine Kosten das Werk der Gebrüder Jireček „Zřízení zemská království Českého XVI. věku" herausgegeben hat. Im verflossenen Jahre wurde ein „philosophischer" Studentenverein gegründet, der gleichfalls eine Zeitschrift begründen will. Dann besteht ein „historischer" Verein, der sich vorläufig auf Zusammenkünfte und Vorträge beschränkt, an welch letzteren sich auch Nicht-Studenten betheiligen. Man wird zugeben, daß Erscheinungen solcher Art ein ebenso strebsames als opfer-

*) Die Schülerzahl an den beiden technischen Hochschulen Prags stellte sich 1878/9 so, daß die deutsche 447 Hörer mit 10362 fl. Schulgeld, dagegen die böhmische 662 Hörer mit 16775 fl. Schulgeld zählte. Dabei ist zu bemerken daß an der böhmischen Hochschule nur 13 Deutsch-Böhmen u. a, dagegen an der deutschen neben 224 Deutsch-Böhmen 210 National-Böhmen studierten, so daß also letztere ihre eigene Hochschule fast ganz füllten und nebstbei ein ansehnliches Contigent zur deutschen Anstalt stellten. — Bezüglich der beiden Universitäten liegen mir zur Stunde keine ziffermäßige Daten vor. Einem approximativen Überschlage zufolge wurden für das laufende Studien-Jahr an den beiden böhmischen Facultäten, der juridisch-politischen und philosophischen, 1000 Schüler inscribirt, an den beiden deutschen sammt den bisher noch sprachlich gemischten, der theologischen und medicinisch-chirurgischen, 1700.

williges und in beider Beziehung höchst erfreuliches Regen und Leben unter der böhmischen Studentenschaft bekunden und einer zu organisirenden böhmischen Hochschule das günstigste Prognostikon stellen lassen.

Man hat die Bedenken gegen eine Einrichtung solcher Art in die Formel zusammengefaßt: eine böhmische Universität werde stets mit dem Mangel einer selbständigen böhmischen Wissenschaft zu kämpfen haben. Ich antworte: Es kommt darauf an, was man unter nationaler Selbständigkeit der Wissenschaft versteht. Soll es Unabhängigkeit derselben von der aller anderen Cultur-Völker bedeuten, so besitzt eine Selbständigkeit solcher Art weder das britische noch das französische Sprachgebiet, weil an dem kosmopolitischen Ausbau der Wissenschaft nicht blos alle europäischen Nationen, sondern selbst die anderen Welttheile, soweit dieselben überhaupt an dem höhern Cultur-Leben theilnehmen, mitarbeiten und kein einzelnes Volk, so groß es sei, sich gegen dasjenige abschließen kann was von anderen Nationen geleistet und zu Tage gefördert wird. Soll aber mit dem obigen Ausspruche gemeint sein, das Publicum des böhmischen Volkes sei zu klein um eine wissenschaftliche Literatur seiner Sprache zu erhalten und — man entschuldige den prosaischen Ausdruck — zu verbauen, so ist jetzt schon durch die Ergebnisse des böhmischen Büchermarktes der Gegenbeweis geliefert. Endlich könnte jene Einwendung auch den Sinn haben, daß ein streng wissenschaftliches Werk das in böhmischer Sprache erscheint eben auf jene kosmopolitische Wirksamkeit, deren früher gedacht wurde, nicht zählen könnte. Das ist richtig, ist aber nicht blos bei der böhmischen Literatur der Fall, sondern überhaupt bei allen, die über ein vergleichsweise geringeres Sprachgebiet verfügen. Auch der schwedische, der norwegische, der dänische, der holländische, der magyarische Gelehrte, der sich

bewußt ist mit den Ergebnissen seiner Forschung die Wissenschaft zu fördern, zu bereichern, wird sich für diesen Zweck an ein Cultur-Volk von größerem Umfange anlehnen, sein Werk demselben, und dadurch weiteren Kreisen des wissenschaftlichen Publicums, zugänglich machen müßen. „Der Schwede Berzelius", um mich selber zu citiren*), „trug von Anbeginn dafür Sorge sein berühmtes Lehrbuch der Chemie auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen; ja er stellte zu den späteren Auflagen seine handschriftlichen Hefte zur Verfügung, weil der Absatz der schwedischen Original-Ausgabe mit den Erfolgen seines Forschereifers nicht gleichen Schritt halten konnte; viele seiner kleineren Abhandlungen ließ er gleichzeitig französisch oder englisch erscheinen, oder er schenkte sie nur in einer dieser Sprachen der gelehrten Welt. Es ist dies eine sehr natürliche und erklärliche Thatsache, und liegt nicht im mindesten etwas Beschämendes darin, daß ein Sprachstamm von drei, von fünf, von sieben Millionen Menschen nicht so viel geistige Waare produciren und consumiren kann, als einer von zwanzig, von vierzig, von fünfzig Millionen." Würde aber um dieses Umstandes willen, so setze ich heute hinzu, das dänische, schwedische, holländische Volk zugeben, ihre Universität zu Kopenhagen, zu Upsala, zu Leyden in eine deutsche oder französische oder englische umwandeln zu lassen? Die Universitäten sind *Schulen*, sie dienen nicht der Wissenschaft *als solcher* — diese Aufgabe fällt den Akademien zu —, sie sind zum *Unterricht* in der Wissenschaft, zur Heranbildung von Jüngern der Wissenschaft da, und daß dieser Unterricht am zweckmäßigsten und fruchtbarsten in der Muttersprache, vorausgesetzt daß diese eine hinreichend ausgebildete ist, ertheilt und empfangen wird, das bedarf wohl keines Beweises.

*) Die sprachliche Gleichberechtigung in der Schule (Prag, Tempsky 1861) S. 58 f.

Zum Schlusse noch einige Worte für jene, die nicht aus nationaler Verbissenheit jeder Regung und Entwicklung eines andersprachigen Volksstammes mit Haß und Hohn entgegentreten, sondern die aus wahrem und aufrichtigem Patriotismus in dem Aufstreben der letzteren eine Verkümmerung der österreichischen Reichs-Idee, Gefahren für die Einheit und innere Stärke des Ganzen erblicken. Gewiß soll und muß in einem polyglotten Staatsgebilde eine Sprache die Rolle gegenseitiger Vermittlung und Verständigung und in Folge dessen eine durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführte hervorragende Stellung einnehmen, und daß dies in unserem Österreich nur die deutsche sein kann ist außer Frage. Dem steht aber die freie Entfaltung der andersprachigen Volksstämme keineswegs hindernd entgegen, sie wird im Gegentheile fördernd darauf zurückwirken. Je weniger befehlsweise für Verbreitung der deutschen Sprache geschieht, desto allgemeiner, desto erwünschter und begehrter wird die Kenntnis und Anwendung derselben werden. Das scheinen Paradoxa zu sein, sind es aber nicht, weil in Gefühlssachen, wie Sprache und Nationalität, in gleicher Weise wie Religion und Kirche, jeder Zwang Widerstand erzeugt und nur freies Gewährenlassen zu einem heilsamen Ziele führt.

Es sei gestattet ein sprechendes Beispiel aus unserem jüngsten Staatsleben anzuführen. Als man unseren Polen in nationaler Hinsicht so große Zugeständnisse machte, da hat wohl mancher gute Patriot gemeint, nun werde Galizien für unsere Monarchie verloren sein, werde ihr zum mindesten mehr und mehr entfremdet werden. Haben sich diese Besorgnisse bewährt? Im Gegentheil, das fruchtbare und ausgedehnte Land ist jetzt mit viel stärkeren, weil innigeren und verläßlicheren Banden an uns geknüpft, als es Befehle und Verordnungen, Polizei und Gendarmen, Bajonnete

und Kanonen vermöchten. Der Galizianer wie der Russisch-Pole und der Posener werden wohl nie das ideale Ziel einer Wiedervereinigung zu einem Ganzen, einer Wiederherstellung ihres einst so mächtigen und ruhmwürdigen Reiches aufgeben. Aber so lang die Verwirklichung dieses Gedankens außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wird der Galizianer mit treuer Neigung zu dem Staatskörper und zu dem Herrscherhause stehen, welchem er ein hochherziges Gewährenlassen seiner nationalen Eigenart verdankt, ein Gewährenlassen dessen sich seine nördlichen Stammesbrüder nicht zu erfreuen haben. Und wenn dereinst jene Möglichkeit einträte . . . ?!

Wie sieht es aber mit der deutschen Sprache in Galizien aus? Besser als früher! „Seit es uns nicht befohlen ist, lernen selbst unsere Damen deutsch", sagte mir jüngst ein galizischer Edelmann und Gutsbesitzer. Ohne Zwang ist in allen mittleren und höheren Schulen von Galizien Wladimirien und Krakau Gelegenheit geboten sich das Deutsche anzueignen, und die Gelegenheit wird eifrig benützt. Wenn unsere Militair-Verwaltung über den Mangel deutsch geschulter Unter-Offiziere in den galizischen Regimentern klagt — eine Folge der Reaction, die in der ersten Zeit auf den Germanisirungs-Zwang folgte —, so wird diesem Übelstande in der nächsten Zeit abgeholfen sein, denn der Pole wie der Russe lernt gern und leicht fremde Sprachen.

Ähnlich verhält es sich mit Böhmen. Nach dem Ende der absolutistischen Germanisirungs-Periode war in den slavischen Gegenden des Landes der Widerwille, der Widerstand gegen das aufgedrungene Deutschthum vielleicht noch heftiger und zäher als in Galizien. Da wollte man vom Deutschlernen nichts wissen, alle Schulen sollten ausschließlich böhmisch sein; da gab es Eltern, die ihre Kinder lieber französisch lernen ließen als deutsch. Das hat sich nun im Laufe der Jahre, seit kein Zwang mehr besteht,

bedeutend anders gestaltet und wird mit jedem Jahre besser. Ohne von der eifrigen Pflege ihrer Muttersprache zu lassen, bringen Eltern und Gemeinden darauf, daß in den Schulen ihren Kindern Gelegenheit geboten werde sich die deutsche Sprache anzueignen. Jetzt schon läßt sich sagen, daß kein slavischer Knabe die Mittelschule verläßt ohne zugleich deutsch zu sprechen; ist auch diese Kenntnis bei Einzelnen mehr oder minder mangelhaft, so geht durch alle gebildeten Kreise das ernste Bestreben, die Veranstaltungen zur Erlernung der zweiten Landessprache immer erfolgreicher, fruchtbringender zu machen. Dabei ist ein zweiter unschätzbarer Vortheil gewonnen. Weil jetzt aus freien Stücken geschieht was vordem von oben herab geboten war, so hat sich das Mistrauen, die Misgunst gegen die höchsten Kreise der Verwaltung mehr und mehr gelegt, hat sich das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Staatsganzen, das jedem Theile das Seine gönnt und läßt, in günstiger Weise gehoben. Und noch einmal sei es gesagt: ist das Band, das in solcher Weise Vertrauen und Neigung weben, nicht ein stärkeres, als Mittel der Gewalt dies zu leisten vermöchten?

* * *

Es dürfte manchem der geneigten Leser aufgefallen sein, daß hier von dem dritten Zweige des čecho-slavischen Volksstammes fast gar nicht mehr die Rede war. Offen gestanden, ich konnte mich lang nicht entschließen die heutigen Verhältnisse der Slovakei zu berühren, weil, wenn ich etwas Gutes sagen wollte, es nicht wahr, und wenn ich das Wahre künden wollte, es nichts Gutes sein würde. Zuletzt überwog die Betrachtung daß ich mich zu dem zweiten Theile dieser Alternative entschließen müsse, einmal um keine Lücke zu lassen, und dann weil es mir eine Pflicht der Gerechtigkeit erschien jene feindselige Action zu kennzeichnen, die es auf nichts geringeres

abgesehen hat als die nationale Vernichtung des genügsamen und gutmüthigen Völkleins der Slovaken.

Es hat sich uns gezeigt wie lebhaft und rührig die Slovaken an der Wiedererweckung der böhmischen Sprache und Literatur theilgenommen. Sie haben der von neuem erstarkenden den berühmten Sänger der „Slávy dcera", sie haben ihr einen Gelehrten vom Range eines Šafařík, sie haben ihr streitbare Männer wie Georg Palkovič, Tablic u. a zugeführt. Hat das ein Ende genommen? Sind sie heute von der sich so reich und voll entfaltenden literarisch-nationalen Bewegung ihres Mutterstammes ausgeschlossen? Sie sind es! Sie sind es von regierungswegen, von polizeiwegen, von criminaljustizwegen! Es könnte, auf was der ehemalige Vice-Gespan des Sohler Comitates und jetzige Abgeordnete Béla Grünwald seit Jahren abzielt, für das Hirngespinnst eines Einzelnen erklärt werden. Wenn wir aber des Ausspruches gedenken den seinerzeit der „große Ungar" gethan, daß sein an Zahl kleines Volk durch allmählige Auffaugung der in seiner Mitte wohnenden andern Stämme größer werden müße, und wenn wir uns an den Ausspruch Franz Pulszkýs aus der ersten Hälfte der Vierziger Jahre erinnern, der den Slovaken jede nationale Existenz-Berechtigung auf ungarischem Boden absprach, dann werden uns die Tendenzen des jüngsten Slovaken-Vertilgers nicht im Lichte eitler Phantasien erscheinen, dann sind dieselben als die letzte Phase und höchste Giftblüthe eines Systems zu betrachten, dessen erste Keime auf nahezu fünfzig Jahre zurückdatiren und dessen Fortführung mit dem Augenblicke wieder aufgenommen wurde, da der Magyarismus durch den Ausgleich von 1867 in den Besitz der Alleinherrschaft im ganzen Gebiete der St. Stephans-Krone gelangte. Denn bald darnach wurde mit der Sistirung der slovakischen „Matica" in Thurócz-Sz.-Marton, eines der serbischen und böhmi-

schen Matica ähnlichen literarischen Institutes, begonnen; denn die Slovaken durften keinen literarischen Einigungspunkt für höhere geistige Interessen haben. Sodann erfolgte die Aufhebung der slovakischen Mittelschulen in Thurócz-Sz.-Marton und in Nagy-Röcze und deren Umwandlung in magyarische Anstalten; denn die Mittelschulen Ober-Ungarns haben, mit Béla Grünwald zu reden, die Bestimmung „an dem einen Ende die slovakischen Jünglinge zu hunderten hineinzustopfen, damit sie nach einer Reihe von Drillungs-Jahren am andern Ende als fertige Magyaren herauskommen." In weiterer Folge stieg man zu den Volksschulen herab, in denen vorerst dahin getrachtet wird den slovakischen Kindern Gebete und Lieder in ungarischer Sprache einzupauken, mit welch letzteren sie z. B. die jährlichen „majales", die Maienlust, begehen, ohne von dem, was die melodiöse Ergießung ihrer Freude und Herzlichkeit sein sollte, auch nur ein Wort zu verstehen. Es gibt aber, wie dies in vereinzelten Fällen schon vor 1848 der Fall gewesen, selbst solche slovakische Gemeinden, wo der Lehrer in ungarischer Sprache lehrt und der Seelsorger in ungarischer Sprache predigt! Die letzte Kraftäußerung dieses allen Gesetzen der Erziehung und Bildung hohnsprechenden Systems war die Relegirung slovakischer Jünglinge von allen Lehranstalten der ungarischen Lande, ja deren Unfähigerklärung je irgend eine Anstellung im öffentlichen Dienste zu erlangen. Man hat sogar in den Buda-Pester Regierungskreisen des Dienstes befunden, sich an die hiesige Regierung mit der Zumuthung zu wenden, daß die Wirkung jenes drakonischen Urtheilspruches auf die „cisleithanischen" Lehranstalten und Ämter ausgedehnt werde! Und das Verbrechen dieser so unbarmherzig verurtheilten jungen Leute? Sie waren „Panslavisten", sie verfolgten „panslavistische" Tendenzen, sie trieben Landes- und Hochverrath! Und worin bekundete sich dieses staatsgefährliche Treiben? Darin

daß sie in geselligen Vereinen nationale Lieder sangen, daß sie den Dialect ihres čecho-slavischen Zweiges zur Schriftsprache des čecho-slavischen Stammes, d. i. der böhmischen zu erheben strebten!

Pulszky hat seiner Zeit gegen den Grafen Leo Thun den tief Verletzten gespielt, daß „die Nachkommen jener hussitischen Čechen, die ihrer Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten, den Rechtsschutz, welchen die Ungarn ihrer Religion in blutigen Schlachten erkämpft hatten, vergessend, sich von ihren bisherigen Beschützern abwandten" ꝛc.*) Nun wäre es von vornherein eine sonderbare Species von „Rechtsschutz", wenn die Ungarn denjenigen, die sie einerseits um ihrer Religion willen vertheidigt haben, von der andern Seite die Verleugnung ihrer Nationalität, also ihres eigentlichen Seins und Wesens, abnöthigen wollten. Aber weiter: wo steht es denn geschrieben daß die Ungarn den Hussiten in blutigen Schlachten zu ihrem Rechte verholfen haben? Die Weltgeschichte weiß, daß die Hussiten diese Arbeit selbst und allein verrichteten. Es sind aber auch keine Hussiten Rechtsschutz suchend nach Ungarn gekommen. Einmal sind die Hussiten überhaupt nicht aus dem Lande gegangen; das thaten, erst in viel späterer Zeit, nothgedrungen die böhmischen Protestanten und die böhmischen Brüder, und diese haben sich überwiegend nach dem protestantischen Deutschland, nach Holland, nach dem stammverwandten Polen, und nur zum allergeringsten Theile nach Ungarn gewendet. Hingegen sind böhmische Hussiten wegen ihrer damals epochemachenden Kampfesweise als Söldner nach Ungarn gerufen worden; haben unter König Vladislav dem Jagellonen und ihrem Führer Jenik von Meckov und Uhersko den siegreichen Zug bis zur Trajans-Pforte nächst Sophia unternommen; haben unter Mathias Corvinus den Hauptstamm der tapfern „schwarzen Legion" gebildet.

*) Thun, Die Stellung der Slovaken S. 4.

Böhmische Krieger waren es in den folgenden Jahrhunderten, die an allen Feldzügen gegen die Türken bis zur sieghaften Befreiung des ungarischen Landes reichlichen Antheil genommen. Wenn also von rettenden blutigen Schlachten die Rede kommt, so war das auf böhmischer Seite der Fall, und wenn von schuldigem Dank der Nachkommen zu sprechen ist, so trifft das den ungarischen Theil. Endlich aber ist es die reine Lächerlichkeit, die Slovaken für Söhne ausgewanderter Husiten, oder überhaupt Böhmen zu erklären, jene Slovaken, die um Jahrhunderte früher im Lande waren als die Ungarn, die unter Svatopluk einen mächtigen Bestandtheil des großmährischen Reiches gebildet haben ꝛc.

Man hat wohl auch darum ungarischerseits dieses nach allen Seiten hinfällige Argument fallen lassen und nach einem andern Vorwand gesucht, die systematische Unterdrückung des nationalen Lebens und Wirkens unter den Slovaken zu rechtfertigen. Es ist dies das Gespenst des Panslavismus, das die Wortführer des Panmagyarismus ihrem eigenen Volke und der mit den Landesverhältnissen nicht näher vertrauten gebildeten Welt bei jeder Gelegenheit als Schreckbild vor Augen halten. Was ist Panslavismus? Ja wer das zu sagen wüßte! Auf der am 18. October 1882 abgehaltenen General-Synode der evangelisch-lutherischen Kirche Ungarns gab der Superintendent Geduly eine Erklärung davon. Dieser zufolge wäre Panslavist jeder der sich im öffentlichen Leben der slovakischen Sprache bedient; der Gebrauch derselben wäre höchstens im Kreise der Familie und im Beichtstuhle zu gestatten. Ein anderer Redner meinte, eine eigentliche Auseinandersetzung, was Panslavismus sei, könne man nicht geben; diese Pest stecke in der Luft, erfülle den Menschen, ohne daß sie sich greifen, klarlegen, näher bezeichnen lasse. Daß es den hoch- und ehrwürdigen Herren mit Kundgebungen solcher Art voller Ernst war bewies der

von einer Seite gestellte Antrag, den „Panslavismus“ in Kirche und Schule für ein „canonisches Verbrechen“ zu declariren ... „Kann man den Unsinn noch weiter treiben?“ fragt mit Recht ein ruhiger Beobachter dem wir diese Mittheilung verdanken. „Was die Ankläger als Panslavismus brandmarken, besteht zum überwiegenden Theile in dem Festhalten des Volkes an seiner Muttersprache. Singt der Bub das Lied: ‚Ich bin Slovak und will es bleiben!‘ so ist das Landesverrath. Will eine Gemeinde in ihrer Kirche und Schule die eigene Volkssprache nicht verleugnen, so ist sie panslavistisch gesinnt. Hält ein Pfarrer oder Lehrer ein slovakisches oder nun erst böhmisches Blatt, schreibt vielleicht sogar Artikel in dasselbe, so ist das der ausgesprochenste Panslavismus! Die Denuncianten dringen bis in die Familienkreise; sie lassen die Jugend bestrafen wenn diese der Entnationalisirung widerstrebt; ja sie vernichten die ganze Zukunft solcher Jünglinge, weil diese es gewagt in Privatkreisen die Pflege des Slovakischen zu unterhalten. Die Fabel vom ‚Rubel auf Reisen‘ fehlt natürlich auch nicht. Die armen Gebirgs-Slovaken! Wie sauer verdienen sie sich durch Hausirhandel ihr geringes Geld, und wie kargen und darben sie in der Fremde um daheim die Familie fortzufristen! Wenn unter ihnen die Rubel so ‚herumreisen‘ würden, dann hätte ja bei der notorischen Genügsamkeit dieses Volkes bald alle Noth ein Ende!“ . .

Wird dem Magyarismus gelingen, was er mit den seiner Tyrannei verfallenen Slovaken im Sinne hat? Vielleicht — wenn er seine Arbeit, ohne darin gestört zu werden, einige Hunderte von Jahren fortführen kann! Wie viel geistige und sittliche Existenzen darüber zerstört werden müßten thut nichts zur Sache. Auf den Erfolg kann er jetzt schon hinweisen, daß der aus den magyarischen Abrichtungsanstalten hervorgehende umge-

schaffene junge Mensch seiner nicht-magyarischen Abkunft und Sprache, seiner nicht-magyarischen Nachbarn und Eltern nicht gern gedenkt, daß er sie vermeidet und verleugnet, wenn nicht ganz und gar im Herzen, jedenfalls vor der Öffentlichkeit. Das gilt nicht blos vom Slovaken, das gilt in manchen Landstrichen vom ungarischen Deutschen. Erst jüngst hat mir ein Deutsch-Ungar aus der Ödenburger Gegend erzählt, daß er eine ihm aus früheren Jahren bekannte schlichte Familie besucht und sich nach dem Sohne des Hauses erkundigt habe. „Ach", gab ihm die Mutter mit Thränen im Auge zurück, „der kommt nicht wieder, er kennt uns nicht mehr, er schämt sich unser! Er ist Magyar geworden und wir andern können nur unser gewohntes Deutsch!" . . .

Doch reden wir von der Sache ruhig und ernst! Was kann man vernünftigerweise unter Panslavismus verstehen? Gewiß nur die Idee und das Streben alle Slavenstämme zu einem großen Staatengebilde zu vereinigen, die östliche Hälfte von Europa zu einer slavischen Universal-Monarchie zu gestalten. Glaubt ein besonnener ungarischer Politiker wirklich, daß ein solcher Gedanke, außer etwa in einzelnen überspannten Köpfen, unter den Slovaken ihres Landes vorwalte? „Das nicht, aber sie wollen böhmisch werden!" Ja und nein! Sprachlich in gewissem Sinne wohl, politisch gewiß nicht! Sprachlich, oder vielmehr literarisch, indem die Einsichtsvolleren ihrer Heimat darnach ringen, ihren vereinzelten Dialect zur gemeinsamen Schriftsprache aller Čecho-Slaven, also zur böhmischen zu erheben. Ist ein solches Ringen etwas unerlaubtes, oder gar sträfliches? Ist es nicht im Gegentheil etwas löbliches, etwas im natürlichen Laufe der Dinge, der fortschreitenden Bildung und Gesittung liegendes und darum unausweichliches, auf die Länge unaufhaltbares? In der That ist dieses Streben in Ungarn durchaus nichts neues, vielmehr von jeher dagewesen.

Seit jeher hat die Mundart der Slovaken als Dialect, das Böhmische als Schrift- und höhere Bildungssprache gegolten, woran selbst die Secessionisten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, Anton von Bernolák, Holy und Genossen, nichts zu ändern vermochten. Kein katholischer Pfarrer würde es gewagt haben in slovakischem Dialect von der Kanzel herab zu reden; für den slovakischen Lutheraner hat es nie eine bernolakische Bibel-Übersetzung, nie eine andere als die böhmische gegeben.

In politischem Sinne würde, was man von gewisser Seite als Panslavismus verschreit, den sehnenden Ausblick nach einer andern Staatsangehörigkeit bedeuten. Gesetzt es wäre eine solche Sehnsucht unter den Slovaken Ungarns vorhanden, müßte diese durch ein Verfahren wie das von den magyarischen Heißspornen in Gang gesetzte nicht genährt und gefördert werden? Würden diese durch ihr Verfahren jenes Übel, das sie ersticken zu wollen erklären, nicht vielmehr vergrößern? Hier liegt die wahre Staatsgefahr für die territoriale Integrität der St. Stephans-Krone, und die Schuld diese Gefahr landesverrätherisch zu nähren trifft nicht die Slovaken oder andere nicht-magyarische Bewohner des Landes, sondern die Vertreter des Panmagyarismus. Wenn Ungarn eine Insel wäre, so ließe sich allenfalls eine allmählige Magyarisirung der Bevölkerung erwarten, obwohl es auf den britischen Inseln nach langen und grausamen Jahrhunderten nicht gelingen wollte, die störrischen Bewohner des grünen Erin in politischer und kirchlicher Hinsicht zu Engländern zu machen. Nun ist aber Ungarn keine Insel, vielmehr ein Gebiet, das auf weite Strecken, namentlich im ganzen Südosten, an jungen lebhaft aufstrebenden nationalen Reichen eine um so bedenklichere Nachbarschaft hat, je mehr durch eine verfehlte innere Politik die Unzufriedenheit der auf ungarischem Boden befindlichen Connationalen

gefördert wird. Von Haus verlangt sich kein Bewohner des Landes, so verschieden ihr Glaube und ihre Zunge sein mag, etwas anderes zu sein als Ungar. Aber leben müßt ihr sie lassen! Gönnet ihnen, wie es Recht und Sitte verlangen, freie nationale Bewegung, beschränkt euch darauf die ungarische Sprache zur gegenseitigen Verkehr- und Vermittlungssprache namentlich auf den höhern Stufen des Amtslebens zu machen, so werden der Deutsche wie der Slovak, der Rumäne wie der Serbe innerhalb eurer Gränzen sich zufrieden und glücklich fühlen, es wird keinem einfallen, seine Blicke Hilfe und Rettung suchend nach auswärts zu wenden!

Ich habe meine Betrachtungen mit einem Rückblick auf die ältere böhmische Literatur begonnen, es sei mir gestattet, sie mit einem Citate aus jenem reichen Literaturschatze zu schließen! In der Sprichwörtersammlung des Herrn Smil von Pardubic, genannt Flaška († 1403), findet sich die Mahnung: „Nehrad' se plotem, ale hrad' se přátely", das heißt: „Schütze Dich nicht durch einen Zaun, sondern schütze Dich durch Freunde", oder, wie es Joseph Wenzig übersetzt hat:

Die beste Schanz'
Der Freunde Kranz.

Die älteſten Denkmale böhmiſchen Schriftthums und der Streit über deren Ächtheit.

1.

In den traurigen Zeiten, die mit dem dreißigjährigen Kriege begannen und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes währten, wie viel iſt da an böhmiſchen Urkunden Schriftſtücken Büchern abſichtlich aufgeſammelt und zerſtört, wie viel anderes aus bloſer Sorgloſigkeit, aus Misachtung oder Unkenntnis verſchleudert zerriſſen und verbraucht, im beſten Falle als altes nichtsnutziges Zeug in irgend einen abgelegenen Winkel geworfen worden! Eine Rumpelkammer ſolcher Art*) bildete unter andern der dunkle Unterraum des nächſt dem Muſik-Chore befindlichen Thurmes der Decanal-Kirche von Königinhof (Králové Dvûr, Aula reginæ), wohin altes Eiſen, verbrauchtes Kirchengeräth, alte Scharteken mit Schriftzügen die niemand leſen konnte u. dgl. gethan wurden. Königinhof, urſprünglich blos „Hof", Dvor, war ſchon im 12. und 13. Jahrhundert einer der Land- und Jagdſitze der böhmiſchen Fürſten, ſeit dem 14. Jahrhundert mit Grätz = Hradec u. a. Leibgeding-Stadt der Königin-Witwe, alſo gleifalls Fürſtenſitz. Franz Šťovíček, Sohn eines Bürgers von Königinhof, den der

*) Böhm. sklep = gewölbter Raum, nicht im heutigen Sinne ausſchließlich = Keller.

Dechant P. Jeske 1803 und 1804 für den Eintritt in die Gymnasial-Classen vorbereitete und nebstbei öfter als Ministranten verwendete, kam dann und wann in Begleitung des alten Kirchendieners Truka in dies Gewölbe und stürte nach Knabenart unter dem Gerümpel herum, nahm ein und das andere Stück in die Hand, darunter eine Anzahl Pergament-Blätter, deren Text der kleine Studiosus anfangs für lateinisch hielt, bei wiederholtem Einsehen aber als böhmisch erkannte. Geachtet hat weder er noch sonst jemand weiter darauf, und so waren die ohnedies schon sehr geschmälerten Überreste eines seiner Zeit gewiß zierlich ausgestatteten Büchleins binnen wenig Jahrzehenten völligem Verderb geweiht, wenn nicht eben damals die Zeit anbrach wo man derlei Dingen neue Aufmerksamkeit zu schenken begann.

Im Jahre 1814 kam Wenzel Hanka, nachdem er ein Jahr in Wien zugebracht, nach Prag zurück, wo er neben der Vollendung seiner juridischen Studien Privat-Unterricht im Böhmischen ertheilte, 1815 mit Unterstützung seiner jungen Zuhörer ein Bändchen böhmischer Gedichte herausgab, das Jahr darauf als amtlicher Translator in slavicis bestellt wurde, wodurch ihm ein spärliches aber doch einigermaßen gesichertes Einkommen zutheil ward, und zugleich seinem verehrten Gönner und Führer Dobrovský bei dessen literarischen Arbeiten zur Hand war. Der gelehrte Abbé bereitete um diese Zeit eine neue Ausgabe seiner „Geschichte der böhmischen Sprache" vor, und da er darin Proben altböhmischer Prosa und Dichtungen zu geben gedachte, so erweckte dies in dem jungen Hanka den Gedanken, oder Dobrovský selbst legte es ihm nahe, die Denkmale altböhmischen Schriftthums, so weit solche noch aufzutreiben waren, in einer eigenen Sammlung herauszugeben. Er hatte es auf zwei bis drei Bändchen abgesehen, für deren erstes sein Freund Joseph Linda, damals noch Student, mit welchem

Hanka eine Zeit lang ein und dasſelbe Zimmer bewohnte, einen Beitrag lieferte: es war ein loſes Pergament-Blatt, das Linda ſchon längere Zeit in ſeinem Beſitze gehabt, auf deſſen Eigenthümlichkeit und Werth die beiden jungen Leute aber jetzt erſt aufmerkſam wurden. Das I. Bändchen der „Starobylá Skládánie" erſchien 1817 bei Gottlieb Haaſe, wobei aber Hanka und deſſen Anhang die Hälfte der Druckkoſten mittragen mußten. Die Ausſtattung, wenn man ja dieſen Ausdruck gebrauchen darf, war eine äußerſt dürftige: kleines Format, möglichſt ſchlechtes Papier, unſchöne Lettern. Hanka widmete es dem Abbé Dobrovský: „meinem Lehrer als Zeichen der Dankbarkeit"; Vorrede von Joſeph Jungmann, Einleitung („Uwedenj") von Hanka, „w Praze 10. Čerwna 1817." Der Fund Linda's unter dem Titel „Wyſſehrad" (5 liſtu na Pergamenč, ktery wydawatel ſám má) S. 200 f.

Faſt gleichzeitig mit dem 1. Bändchen der „Skládánie" erſchien die 1. Lieferung der „Prostonárodnj ſrbſká Muza do Čech přewedená", wodurch Hanka ſeine Landsleute mit den ſerbiſchen Heldenliedern bekannt machen wollte.

2.

Im September 1817 unternahm Hanka einen Ausflug nach Königinhof, wo ihm ein Gaſtfreund wohnte, der Bürger und Stadt-Syndicus (právní) Skleněka, durch den er mit dem Caplan der Decanal-Kirche P. Pancratius Borč bekannt wurde. Man ſaß am Tage der Ankunft Hanka's, Dienſtag den 16., dem Tage der heiligen Ludmilla, beim geſelligen Mahle und beſprach die verſchiedenen Schickſale des Städtchens, die Zerſtörung zur Huſitenzeit, den großen Brand 1450, als P. Borč erwähnte, daß ſich in einem Gewölbe des Kirchthurms noch allerhand altes Eiſen und

Waffen, auch alte Schriften fänden. Das war für Hanka genug, um sich nach geendeter Mahlzeit mit seinen Tischgenossen an Ort und Stelle zu begeben, wo ihm denn in der That bald jene Pergament-Reste auffielen, die der kleine Šťovíček mehr als ein Dutzend Jahre früher wiederholt in Händen gehabt. „Im ersten Augenblicke", so berichtete später Hanka, „schien es mir ein lateinisches Gebetbuch zu sein; aber welche Freude machte mein Herz erbeben, als ich sah daß es böhmisch sei, und wie wuchs meine Freude als ich je länger je mehr Vorzüge und Lieblichkeiten darin auffand!" *) Es wurde weiter herumgesucht, ob sich nicht mehr fände: man stieß auf einen Pergament-Psalter aus dem XV. Jahrhundert, auf Bruchstücke eines Pergament-Codex astronomischen Inhalts, man bekam alte Pfeile in die Hand mit Pergament-Streifen als Gefieder, an denen sich einzelne Buchstaben oder Sylben entziffern ließen und die offenbar zu den so werthvollen Pergament-Resten gehörten. Aber weiteres von diesen letztern ließ sich nicht auftreiben, so eifrig man in dem Gewölbe herumstöberte, so vielfache Nachforschungen man, von dem Stadt-Dechant P. Pusch und dessen Bruder, einem hochbetagten Greis, unterstützt, in Königinhof selbst anstellte. Man mußte also mit dem zufrieden sein was man hatte, und das war allerdings an innerem Werth sehr viel. Hanka las mehreren Personen der Stadt, darunter Šťovíček, damals Amanuensis bei Dr. Thomas Schiffner in Prag, der sich mit Urlaub in seinem Geburtsort befand, mit Begeisterung das erste Stück, so weit er es eben zu entziffern vermochte, vor und erbat sich

*) Vorerinnerung zur Editio princeps, welche Stelle dann in mehrere spätere Ausgaben gleichlautend übergangen ist. . . . Über die Räumlichkeit wo die K. H. gefunden, sowie über die Art und Weise wie mit den daselbst befindlichen alten Schriften und Codices umgegangen wurde s. Pokrok 1873 Nr. 69 v. 11. März Feuilleton: Nová svědectví o posledních osudech R. K. Unterzeichnet: V Litovli (Littau) E. K.

von ihnen die Überlaſſung des koſtbaren Schatzes, was ihm die Königinhofer gewährten. Gleich am 17. ſchrieb er voll Freude an Dobrovſký, erzählte ihm den Hergang des Fundes und ſprach dabei die Vermuthung aus, daß die Pfeile von den Huſiten herrühren und von dieſen durch Zerſchneiden der Pergament-Blätter in ſchmale Streifen ſo eigenthümlich befiedert ſein mochten. Was für eine Freude, meinte er weiter, würden die Grafen Sternberg haben, da an einer Stelle „eine zwar kleine, aber ſehr ruhmvolle Erwähnung von Jaroſlav ohne allen Zuſatz“ (**doſti malá ale welmi ſlawná zmjnka o Jaroſlawu beze wſſeho přjgmĕnj**) geſchähe*).

Vielleicht um dieſelbe Zeit, jedenfalls in dem gleichen Jahre, ereignete ſich weit entfernt, in der ſüdweſtlichen Diagonale von Königinhof, ein nicht minder glücklicher Fund. Im Erdgeſchoſſe des alten Schloſſes Grünberg nächſt Nepomuk, dem berühmten Sieger bei Kulm Hieronymus Grafen Colloredo-Mansfeld gehörig, befand ſich ein nur durch ein einziges kleines und hochangebrachtes Fenſter matt erleuchtetes Gewölbe, worin allerhand zum Wirthſchaftsbetrieb nöthige Gegenſtände, wie Salz Stricke Ketten Wagenſchmiere, aufbewahrt, aber auch alte Papiere und Bücher, die niemand mehr brauchte, in den Winkel geworfen wurden. Die Obhut über das ganze Gebäude hatte der herrſchaftliche Rentmeiſter, damals Joſeph Kovář, der in einer freien Stunde jene Papiere durchſtöberte und darunter zwei Stücke Pergament in Octav fand, die in der Mitte geheftet vier Blätter oder acht Schriftſeiten bildeten.

*) **W Kralowég Dwoře nad Labem dne 17. září 1817** Č. Č. M. 1870 str. 221. — Von den Pfeilen ſ. das ſchöne Gedicht Fouqué's (Reiſe-Erinnerungen, Dresden 1823 II. abgedruckt in Klar's Libuſſa 1852 S. 313 f.), da wo er Hanka ſprechen läßt:

„Ja ihr ſeid mir Liebespfeile,
. . . . . Ihr ſollt mir
fliegen durch das Land“ ꝛc.

Ungeübt im Lesen alter Schriften trug er seinen Schatz zu dem Dechant von Nepomuk P. Fr. Boubel, der sich zwar ebensowenig mit dem Inhalt zurechtfand, aber gleichwohl ahnte daß man es mit einem beachtenswerthen Denkmal zu thun habe. Der Dechant behielt es, mit Kovář' Einwilligung, zeigte es dem Localisten in Prádlo P. Jos. Zeman, zu welchem er großes Vertrauen hatte, und auch anderen Personen, welch letzteren er jedoch die Herkunft des Manuscriptes verschwieg, weil Kovář fürchtete, es möchte ihm die Beseitigung desselben als Untreue im Dienste ausgelegt und übel vermerkt werden*). Was weiter damit zu geschehen habe wußte man vorläufig nicht. Bei den Verkehrsverhältnissen jener Zeit lag Schloß Grünberg so zu sagen außer der Welt; die Verbindung mit Prag erforderte Tagreisen, und daß es dort einen Dobrovský und Hanka gebe die mit dergleichen alten Urkunden umzugehen verständen, ahnten weder der hochgräfliche Rentmeister noch der hochwürdige Dechant.

Mittlerweile war Hanka, von seinem Ausfluge nach Prag zurückgekehrt, bereits eifrig mit der Untersuchung seines Königinhofer Fundes und mit den Vorbereitungen zu dessen Herausgabe beschäftigt. Seine literarischen Gönner und Freunde wußten bald alle um das glückliche Ereignis und bezeugten ihre unverhohlene Freude darüber. „Ich erzähle davon jedem dem ich begegne, sei er Böhme oder Deutscher", schrieb Dominik Kinský am 29. December 1817. „Meine Zuhörer, darunter einige sehr begabte Jünglinge, theilen meine Freude. Boshafte Neider — möge über Euch Žižka kommen! — welche den Reiz des Inhalts und die Kunstfertigkeit der Verse nicht läugnen können, zischeln einander in die

*) Schreiben des Erzpriesters P. Jos. Zeman, Dechants von Nepomuk, vom 17. Februar 1859 an Prof. Tomek; „Zeugnisse über die Auffindung des L. S." S. 14.

Ohren: das alles ſei nur ſo ausgedacht. O über dieſe thörichten unausgegohrenen Hardouine!" Mit ſeinem Freunde Wenzel Aloys Svoboda, Profeſſor der Poeſie und Rhetorik in Königgrätz, ſpäter in Neuhaus, verabredete Hanka eine Überſetzung ins Deutſche, ein Gedanke den jener mit Feuereifer aufgriff. „Wenn Ihr nach den Oſter-Feiertagen mit dem Druck beginnen wollt", ſchrieb er am 20. Januar 1818, „bringe ich Euch noch eine lateiniſche Überſetzung zuſtande." Jungmann, der offenbar dem Navarover das richtige Verſtändnis des Alt-Böhmiſchen nicht zutraute, ſchrieb über die Nachricht an Marek: „Mir unwillkommen!" **) Anderſeits gaben die Nationalen, da man ja doch kaum erſt angefangen hatte nach böhmiſchen Schriftdenkmalen herumzuſuchen, die Hoffnung nicht auf daß ſich noch irgendwo die ganze Schrift fände. „Das wäre ein unſchätzbarer Glücksfall", meinte Svoboda.

Am 1. Februar 1818 ſchrieb Hanka die Vorrede zu dem II. Joſ. Jungmann gewidmeten Bändchen ſeiner „Skládánie", wo zum erſtenmal vor der Öffentlichkeit Erwähnung von dem Königinhofer Funde geſchah. Nachdem er nämlich der Bereicherung aus der Hohenfurter Bibliothek, die ihm „Sr. Hochw. Herr Profeſſor Millauer" durch das dort aufgefundene Pernſteiner M. S. zugeführt, Erwähnung gethan, fügte er bei: „Gewiß iſt es hier nicht am unrechten Platze bekannt zu machen, daß ich im letzten Herbſte in Königinhof an der Elbe eine überaus werthvolle Handſchrift von höchſtem Alter ſo glücklich war dem Staube und den Motten zu entreißen, die ich ſobald als möglich zierlich herauszugeben gedenke." Auch Dobrovský, der bald darnach die zweite Ausgabe

**) Mně nevděk! 29. December 1817 Č. Č. M. 1882 str. 178—180. Er läßt ſich auch ſonſt in dem Briefe über die K. H. aus: was wohl Šafařík dazu ſagen würde? Alles „ohne Reim, obwohl im Geiſte Oſſians"! Er bringt dann, um dem Freunde einen Begriff von der Schönheit der Gedichte zu geben, als Beiſpiel eine längere und eine kürzere Stelle aus dem Záboj.

seiner Geschichte der böhm. Sprache und Literatur zum Abschluß brachte, erwähnte des Fundes einer „Sammlung lyrisch-epischer National-Gesänge, die alles übertreffen was man bisher von alten Gedichten aufgefunden." Eine dritte „Nachricht", zugleich Anzeige des bevorstehenden Erscheinens der K. H. im Druck, brachte Svoboda in den Wiener „Erneuerten vaterländischen Blättern."

Die Herausgabe der K. H. erfolgte aber erst mit der Jahreszahl 1819, gleich den „Skládánie" bei Gottlieb Haase, und gleich diesen gewiß nicht ohne Beisteuer des Hanka'schen Anhangs, da es auf der letzten Seite heißt: „Nákladem Wydawatelowým"; das Format etwas größer und die Antiqua-Lettern etwas gefälliger, aber das Papier gleich schlecht. Die Auflage dürfte einige hundert Exemplare nicht überschritten haben: denn der Kreis derer die sich für derlei Dinge interessirten war noch immer sehr klein, daher der Absatz nur langsam von statten ging. In jenem kleinen Kreise war dafür die Freude, das Triumphgeschrei um so größer, und zwar gab es dabei keinen Unterschied der Nationalität: der Leitmeritzer Meinert sprach und schrieb darüber mit gleicher Wärme, mit gleich begeisterungsvoller Anerkennung, wie der Hořiněveser Hanka und der Navarover Svoboda; der Professor der Ästhetik an der Prager Universität Jos. Heinrich Mathias Dambeck im deutschen „Hesperus" mit der gleichen fast überschwänglichen Lobpreisung, wie Joseph Linda in den „Pražské Nowiny" und Joseph Jungmann in Ziegler's „Dobroslav".

Auch die Anerkennung aus der Fremde blieb nicht aus. Zur Zeit der Herausgabe der K. H. hielt sich Graf Nikolaj Petrovič Rumjancov auf der Durchreise in Prag auf, kaufte einige Exemplare und übergab sie in St. Petersburg der russ. kaiserlichen Akademie, welche im VIII. Bande ihrer „Izviestije" den Urtext

abdruckte und mit einer russischen Übersetzung nebst gehaltvollen Erläuterungen aus der Feder des Admirals Alexander Semenovič Šiškov begleitete. Überdies ließ sie eine silberne Denkmünze zu Ehren des glücklichen Finders der K. H. prägen, welche diesem mit Zuschrift des ständigen Secretärs der Akademie Peter Sokolov ddto. St. Petersburg 28. October 1820 zugesandt wurde*).

Im Jahre 1823 veranstaltete Hanka zu Ehren des Hauses der Sternberge, deren Ahn in der K. H. eine so ruhmvolle Verherrlichung fand, eine Prachtausgabe des „Jaroslav".

Starobylá Skládánie. Památka XIII. a XIV. **wěku z neywzácněgssich rukopisów wydaná od Wáclawa Hanky. W Praze 1818 u Bohumila Háze; 12, djl druhý.** Im Vorwort S. IX—XVIII grammatikalische Bemerkungen und als „Beispiel der Orthographie aus der K. H." ein Stück aus dem **„Oldřich a Boleslav"**.

Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatur von Jos. Dobrowsky ꝛc. Ganz umgearbeitete Ausgabe; Prag 1818 Gottlieb Haase; kl. 8°, S. 109—111: „Klage eines Verliebten an den Ufern der Moldau" (das Lied „Wyssehrad"). Dann unter „Einige Zusätze" S. 385—390 kurze Nachricht über den Fund der K. H., über den Inhalt der größern Stücke mit einigen Mustern des Textes (unter Berufung auf das im II. Heft der **„Skládánie"** von Hanka gebrachte größere Beispiel): „Wen sollten diese kleinen Proben nach dem vortrefflichen Ganzen, das sich durch Leichtigkeit des Vortrags, Reinheit und Correctheit der Sprache, durch Kraft und Anmuth auszeichnet, nicht lüstern machen?"

Nachricht von einem aufgefundenen Überreste altböhmischer Poesie; Neuhaus in Böhmen von W. A. Swoboda, k. k. Professor der Rhetorik und Poetik. Erneuerte vaterländische Blätter f. d. österr. Kaiserstaat. Chronik der österr. Literatur 1818 Nr. 13 vom 14. und Nr. 14 von 18. Februar S. 52, 56. Zum Schluße der Besprechung kündigt Svoboda das von seinem „Freund" Hanka vorbereitete Erscheinen jener Fragmente im Druck an und zwar in alt-slavischer, in „moderner böhmischer" und in deutscher Sprache.

Die K. H. Eine Sammlung lyrisch-epischer Nationalgesänge. A. d. Altböhm. metrisch übersetzt von Wenzel

*) **Dobroslav** 1822 II str. 28—30.

Swoboda von Nawarow. Herausgeg. von Wenzel Hanka; Prag 1819 Haase; 12, 62 S. Als Vorerinnerung ein wörtlicher Auszug aus dem Urtheile Dobrovský's in dessen „Geschichte" (s. vor.) mit der Schlußbemerkung, ohne Zweifel Svoboda's: „Wie weit die Übersetzung und selbst die Erneuerung dem Original nachstehe, sieht jeder Kenner der altböhmischen Sprache ein."

Rukopis Královdworský. Sebránj lyricko-epických Národnjch Zpěwů wěrně w půwodnjm starém gazyku, též w obnoweném pro snadněgšj wyrozumělnj etc. Starobylých Skládanj Djl zwláštnj. Wydán od W. Hanky. W Prazo u Boh. Haze a Joz. Krause 1819; kl. 8. 2 Bl. Vorerinnerung, S. 2—119 gegenüberstehend Original-Text und neuböhmische Umsetzung; zuletzt Wortlaut der zwei Pergamentstreifen und Erläuterung der schwierigeren Ausdrücke. Editio princeps. Die Vorerinnerung (Připomenutj) Hanka's beginnt mit den Worten: „Wie die Griechen die Argonauten-Führer, die Heroen vor Troja, die sieben Helden auf dem Kampfplatze vor Theben, ihren Homer, ihren Aischylos und Orpheus gefunden haben, so sangen unsere Lumire und Zabojs die ruhmwürdigen Thaten der Helden aus altersgrauer Zeit, die Kriege der Fürsten, die blutigen Kämpfe der Heroen, die Freuden und Leiden der Liebe, und andere ähnliche Abenteuer (a giná podobná dobrodružstwj)."

Entdeckte altböhmische Gedichte von J. H. Dambeck Professor der Ästhetik; Hesperus 1818 Nr. 71 S. 564—566. Erste Besprechung der Editio princeps. D. äußert das größtmögliche Entzücken über den gemachten Fund: „Bei Gedichten die sich so sehr durch innern Gehalt auszeichnen wie die vorliegenden, ist nur die kurze Zahl derselben das eine was man bedauern muß." Er bespricht dann kurz die größeren Stücke, meint vom „Jaroslav", es sei so „als ob wir den Dichtervater Homer oder den Bardenfürsten Ossian vernähmen", es ergreife „die Seele wie ein Nachhall von Assah's oder David's Harfe" ꝛc. — Den Aufsatz Dambeck's brachten dann die Ern. vaterl. Bl. in der „Chronik d. öster. Literatur" 1819 Nr. 9 S. 34 f. Nr. 10 S. 38 f. mit der Überschrift: „Altböhmische Literatur" und der Anmerkung „Durch Herrn Bücher-Censor Kopitar der Redaction mitgetheilt", so daß alle welche die Herkunft des Artikels nicht kannten, selbst noch bis in die neuere Zeit, z. B. Nebeský Č. Č. M. 1852 III. S. 143 f. meinten, Kopitar sei es selbst der so spreche.

Jos. Linda Starowěký rukopis český. C. k. priv. Pražské Nowiny 11. April 1818 (dem wesentlichen Inhalt nach abgedruckt im Světozor 1879 S. 367 f.). Eine ziemlich verspätete Anzeige

des Fundes, die mit der Bemerkung schließt: „Der Finder Herr Hanka gedenkt dieses Überbleibsel mit beigefügter russischer und deutscher Übersetzung im Druck herauszugeben; mittlerweile zeigt er das alterthümliche Stück sehr gern allen Freunden des Vaterlandes die es zu sehen begierig sind." Am 2. Mai desselben Jahres brachte Linda in derselben Zeitung den Inhalt des Záboj, indem er dieses epische Gedicht auf den Samo bezog.

Über die K. H. Eine Sammlung ꝛc. durch Joseph Georg Meinert; Hormayr's Archiv f. Geschichte ꝛc. 1819 Nr. 1 S. 1—4, Nr. 2 S. 7 f. Dann abgedruckt „Hyllos" 1819 Nr. 15—17. vom 10. 17. 24. April S. 116 f. 122—124, 131—133, und auszugsweise k. k. privil. Prager Ztg. 1819 vom 1. und 3. Juni Nr. 84 f. M. webt seiner Besprechung einzelne Stellen aus der Svoboda'schen Übersetzung ein. Interessant ist was M. als Deutscher, geb. 1775 zu Leitmeritz, über das Hervorbrechen des slavischen National-Gefühls an einzelnen Stellen sagt: „Denn daß sie mitunter das Andenken des durch Karl des Großen Eroberungssucht angefachten Deutschenhasses verewigen, muß nicht eben die Auswahl dieser Lieder bestimmt haben und gibt ihnen übrigens nur um so mehr geschichtliche Wahrheit, ohne Gottlob! in die Gegenwart störend einzugreifen. Friede daher mit der Asche des wenn auch einseitigen wenigstens nicht geschmacklosen Sammlers, dessen Werk ein besseres Loos verdiente, als es leider! in der einzigen bisher bekannten Handschrift erfuhr" . . . M. nennt die Heldengesänge, unter denen er den „Záboj" als das „vortrefflichste dieser Lieder" erklärt, „eine in ihrer Art einzige Erscheinung, weil sie mit aller wie angebornen Herrlichkeit dichterischer Darstellung und mit der reinsten Glut der Vaterlandsliebe den Vorzug verbinden, sich auf höchst wichtige Landesbegebenheiten und Heldenthaten zu gründen . . . Sie sind in dieser Hinsicht eine Fundgrube alter Meinungen Sitten und Gebräuche, und gewissermaßen Beurkundung des Wesens, Schlüssel der ganzen Geschichte der Čechen." Er schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Genug für diesmal, um schnell auf die Schätze der K. H. und auf ähnliche aufmerksam zu machen, die etwa noch im unverdienten Staube böhmischer und mährischer Archive begraben liegen und worunter, wer weiß es? sich vielleicht noch eine vollständige Abschrift der angezeigten Sammlung befindet".

Dobroslaw 1822 III 2 S. 27—39: **Rukopis Kralodworský** etc. Erste Besprechung des Fundes und der Ausgabe in böhmischer Sprache von Joseph Jungmann. „Es war der Genius des Vaterlandes, der die Hand des glücklichen Finders eines so theuren nationalen Schatzes geleitet hat; denn es ist in Wahrheit ein natio-

naler Schatz (**národnj poklad**) von unschätzbarem Werthe, der, wenn nichts anderes für unsere Zeiten erhalten geblieben wäre, für sich allein dem böhmischen Volke den verdienten Ruhm ehemaliger hoher Bildung bezeugen und für alle Zeiten sichern würde." Die einzelnen Stücke seien von so dichterischem Wesen und Gehalte, daß dagegen „vieles von der Versmacherei unseres ‚goldenen Zeitalters' und der spätern Jahrhunderte trockene Prosa sind."

Jaroslaw witiez nad Tatary. Wydan od W. Hanky etc. W Praze u B. Haase 1823; Prachtausgabe in 4. dem gräflichen Hause der Sternberge gewidmet.

3.

Vom 15. April 1818 datirte der Aufruf des Obristburggrafen Franz Anton Liebsteinský Grafen von Kolovrat zur Gründung eines böhmischen National-Museums, der im ganzen Lande zündete. Hanka, der bald darnach zum Ordner der wissenschaftlichen Sammlungen der neuen Anstalt bestellt wurde, widmete derselben nicht blos die K. H., sondern auch die beiden böhmischen Pergamente die er nebstbei in Königinhof gefunden hatte, und den „Wyšehrad".

Auch in dem abgelegenen Nepomuk wußte man jetzt, was man mit dem Funde des Grünberger Rentmeisters zu machen habe. Der rechte Weg war nun allerdings der daß Kovář seinem gräflichen Herrn Anzeige erstattete, ihm die beiden Pergament-Blätter übergab und ihn auf die Einladung des Chefs der politischen Landesverwaltung aufmerksam machte. Allein Kovář hielt den Grafen Colloredo für einen „eingefleischten deutschen Michel", der das böhmische Schriftstück „lieber verbrannt oder verfault sehen" würde als es im Museum aufbewahren zu lassen, und da Dechant Boubel offenbar derselben Ansicht war, so wurde beschlossen die erste Gelegenheit zu benützen wo der Rentmeister in Geschäften seiner Herrschaft nach Prag reisen mußte, um dort seinen Fund an den

rechten Mann zu bringen. Das geschah im November 1818. In Prag konnte Kovář, der nun das Schriftstück ganz eigentlich seinem Herrn entführt hatte, noch weniger offen auftreten als früher in seinem Amtsorte, und so wählte er den Weg der Anonymität und des Geheimnisses. Er setzte ein Schreiben an den Obristburggrafen als Schöpfer des böhmischen Museums auf, in welchem er unter anderem die oben mit Anführungszeichen versehenen Ausdrücke zur Motivirung seiner Handlungsweise gebrauchte und die Widmung als „von einem ungenannten wahren Patrioten" herrührend charakterisirte. „Ihren Inhalt," hieß es weiter, „konnte ich nicht, obwohl ich weder Zeit noch Mühe sparte, zusammenbringen und bin sehr neugierig darauf. Ich hoffe der böhmische Professor oder ein anderer böhmischer Gelehrte wird es nicht schwierig finden. Schade daß sich die Schwärze, wie ich den Staub mit feuchtem Schwamm abwischte, nachher in's Grüne verwandelte." Zum Schluß folgte die Bemerkung: „Mit Blei geschrieben, damit man meine Hand nicht erkenne". Von dieser Zuschrift begleitet und mit der Adresse des Obristburggrafen versehen, warf Kovář seinen Grünberger Fund in den Briefkasten der Post-Direction auf der Kleinseite Prag*). Entweder noch im Jahre 1818, wahrscheinlicher 1819, jedenfalls erst nach Überführung des handschriftlichen Fundes nach Prag, fand sich der Maler und Fürst Rudolph Colloredo'sche Gemälde-Inspector Franz Horčička in Nepomuk ein. Er hatte für eine benachbarte Landkirche ein Altar-Bild herzustellen, was ihn mehrere Wochen in Anspruch nahm; in seinen freien Stunden pflog er häufigen Umgang mit Dechant Boubel, lernte auch den Localisten Zeman kennen und erfuhr von

*) Voller Wortlaut s. Šafařik und Palacký Denkmäler S. 167 f. Den beglaubigten Nachweis des Thatbestandes lieferte erst 1859 Tomek-Malý Zeugnisse ꝛc. S. 20—22.

ihnen, allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit so lang keine Änderung in den Verhältnissen eingetreten sein würde, den Hergang mit der Auffindung und Einsendung der alten Pergament-Blätter.

Graf Kolovrat übergab die in so seltsamer Weise an ihn gelangte Sendung dem Grafen Kaspar Sternberg, der seinerseits damit seinen Radnicer Pfarrer Puchmajer betraute. Puchmajer galt damals nach Dobrovský mit Recht als der vorzüglichste und vielseitigste Slavist Böhmens, und da der Abbé außer Landes war konnte die Wahl für die Entzifferung der alten Pergament-Blätter auf keinen Würdigeren fallen. Auch fand Puchmajer nach und nach einzelne Worte heraus, versuchte bei andern seine Conjecturen, und schrieb den Text, so gut und schlecht er ihn nach harten Mühen zusammengefunden, Wort für Wort auf. Allein das Ganze gab nicht überall den rechten Sinn, am allerwenigsten einen Zusammenhang, so daß es Puchmajern schien, er habe zwei nicht unmittelbar aufeinander folgende Blätter vor sich. Nachdem er darüber ausführlich an Dobrovský berichtet und ein Facsimile der Handschrift beigelegt hatte, 20. December 1818, gab er das Original wieder in die Hände seines gräflichen Gutsherrn, der es mit sich nach Prag nahm.

Dobrovský hatte, noch ehe er das Original gesehen, sein Verdict über dasselbe gesprochen. Er hatte seit langem die geschichtliche Persönlichkeit des Čech als Anführers der Čechen bei der Ankunft in Böhmen geläugnet, und als er nun vernahm daß im Text von „Volksschaaren des Čech" die Rede war, fuhr er sogleich in die Höhe: „Das hat mir jemand zur Schur gemacht." Er unterwarf das Facsimile einer eingehenden Prüfung, verbesserte scharfsinnig eine und die andere Lesart Puchmajer's, blieb aber gleichwohl bei seiner vorgefaßten Meinung, gab sich mindestens

den Anſchein als ob er dabei bleibe, das Ganze ſei eine plumpe Fälſchung, ein „elendes Machwerk", ein „Geſchmiere" das „der lichtſcheue Einſender" auf ſeinem Gewiſſen habe.

Es kann ſich nun hier überall auf die philologiſche Seite der Frage nicht eingelaſſen werden, wir haben es einzig mit dem äußerlichen Verlaufe des Ächtheitsſtreites zu thun. Doch möge die doppelte Bemerkung eingeſchaltet werden, daß es einerſeits durchaus nicht correct war, „s pleky s Čechovými" für „die Volksſchaaren des Čech" zu nehmen, daß vielmehr dieſer Ausdruck mit „Sippen der Čechen" zu überſetzten war*), und daß es anderſeits denn doch ein eigenthümlicher Vorgang war, die Handſchrift einer Dichtung aus dem Grunde für unächt zu erklären, weil darin Dinge vorkommen deren geſchichtliche Richtigkeit allenfalls in Zweifel gezogen werden kann.

Allerdings war der Pſeudo-Čech nicht das einzige Merkmal das der gelehrte Abbé als Beweis der Unächtheit des Schriftſtückes ins Treffen führte. „Ich habe fünfzig Gründe für einen", ſagte er zu Joſeph Jungmann, welchem in ſeiner Gegenwart Graf Sternberg das Original zeigte. Als ihn Jungmann bat dieſe Gründe anzugeben, wies Dobrovſký erſtens darauf hin daß der Text keinen vernünftigen Zuſammenhang habe, und zweitens daß derſelbe ſpäter geſchrieben als das Pergament beſchnitten worden ſei, indem nicht ein Buchſtabe bei der Beſchneidung gelitten habe. Jungmann konnte vom Flecke weg nichts entgegnen, obwohl

*) Den Beweis für dieſe Bedeutung hat J. Jireček im Č. Č. M. 1864 S. 146 f. aus der älteſten Bibelüberſetzung erbracht. Daß pluk im Altböhm. nicht einen „Kriegshaufen", ſondern die „Sippe" bedeute, erhellt über allen Zweifel aus Dalimil's Chronik (Cap. 56, V. 58), wo es vom Fürſten Svatopluk heißt: „zatrati veſker Vrſóv pluk", was der dem Chroniſten faſt gleichzeitige deutſche Überſetzer mit „Herzog Swatopluk vertilgt ſie alſo, der Wrſouicenſir geſchlecht" verdeutſcht; ſiehe Fontes rer. Boh. III p. 117.

ihm der erste Anblick der Handschrift den unbesiegbaren Eindruck ihrer Ächtheit machte. Einige Zeit nachher brachte ihm Hanka das Facsimile Puchmajer's mit dessen Entzifferung des Textes. Jungmann und Hanka saßen nun durch drei Tage mehrere Stunden darüber, bis ihnen erst hier, dann dort und wieder da, ein Licht aufging. Das Ergebnis war daß Puchmajer nicht etwa an ein oder zwei, sondern an nahezu sechzig Stellen nicht richtig gelesen und sich überdies in der Aufeinanderfolge der Blätter vergriffen, das erste für das zweite, das zweite für das erste genommen hatte, wobei natürlich der Zusammenhang des Textes verloren ging, während sich jetzt zeigte daß wohl der Anfang und das Ende fehle, aus der Mitte des Vorhandenen aber nichts. Nun war für Jungmann kein Zweifel mehr, und da sich überdies fand daß am Rande allerdings ein und der andere Buchstabe durch das Beschneiden gelitten hatte, so meinte er nicht ohne Grund, daß er die andern achtundvierzig Beweise Dobrovský's gar nicht zu wissen brauche*).

Der alternde, überdies durch körperliche Leiden gereizte und übellaunige Abbé wurde nun aber noch halsstarriger und ließ sich mitunter zu recht garstigen Kundgebungen hinreißen. Sein eigener pietätsvoller Schüler Hanka blieb eben so wenig von seinem Mismuthe verschont als der gereifte würdige Jungmann; er war im Zweifel welchem von ihnen er die Rolle des „dichtenden Spaßvogels" zuschreiben solle. „Daß die Verfasser dieses alten Bruchstückes", meinte er gegen Puchmajer 29. Januar 1819, „es besser abschreiben lesen und verstehen als Sie oder ich, ist sehr begreiflich"; und am 9. Februar gegen den Pfarrer Vincenz Zahradnik in Křesic: der mysteriöse Fund sei außer allem Zweifel unterschoben

*) Č. Č. M. 1832 str. 244. Über die Misgriffe Puchmajer's s. Šafařík und Palacký Denkmäler S. 168.

(suppositicius) „einer der Herren oder beide mit Linda als Schreiber“ hätten es verfertigt. Jungmann ſeinerſeits blieb bei ſeiner Überzeugung, von einer Fälſchung ſei keine Rede. „Der Narr (blázen)! Ich gebe ihm oder jedermann 100 fl., der mir das beweiſen kann“, ſchrieb er an ſeinen Freund Marek am 13. Februar; „ſchon dieſe alterthümlichen Schriftzeichen die keiner von uns bisher geſehen hat bezeugen, daß das keine neue Arbeit iſt, vom Pergament, von der Farbe ꝛc. gar nicht zu reden.“ Hanka, von Haus aus eine mehr paſſive Natur und überdies voll Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen ſeinen greiſen Lehrer, trat vor der Welt nicht auf. Dagegen nahmen ſich W. A. Svoboda und Anton Jungmann, Joſeph's Bruder, mit Wärme um das verläſterte Denkmal an. Letzterer ſandte eine Abſchrift davon an den polniſchen Gelehrten Valentin Skorochod Majewski, der es ſammt A. Jungmann's Zuſchrift in der „Prawda Ruska“ des J. B. Rakowiecki (I. Band Warſchau 1820) abdruckte, von wo es im Jahre darauf nebſt einer ruſſiſchen Überſetzung des Admirals Šiškov in das 10. Heft der Petersburger „Izviestije“ überging. Dobrovský gerieth hierüber in neuen Unwillen. „Wer hat“, ſchrieb er im Juni 1821 an Hanka, „den Polen dieſe Sache, für die wir uns ſchämen ſollten, verrathen? Ich ſehe das ſehr ungern. Rühmen wir uns mit dem was wir ächtes haben, und laſſen wir erdichtete Sachen denen die nichts altes beſitzen.“

Der gelehrte Abbé war aber in ſeinem wahren Innern von der Richtigkeit ſeiner Anſicht durchaus nicht ſo überzeugt, als man nach ſeinen ſo vielfachen, immer abſprechenden, oft ſehr heftigen Kundgebungen hierüber ſchließen ſollte. Es ließ ihm keine Ruhe, und obwohl er ſich erbot zu jedem einzelnen Wort, zu jeder Redeform den Nachweis zu liefern woher ſie entlehnt ſeien, wollte er doch daß eine chemiſche Unterſuchung angeſtellt werde. Er und

der Hohenfurter Max. Millauer ermunterten ihren Genossen im Museal-Ausschusse Jos. Joh. Steinmann, Professor der Chemie am technischen Institute, diese Untersuchung vorzunehmen. Steinmann hielt das Object für unächt und meinte die grüne Farbe werde nicht drei Jahre anhalten; um aber Gewißheit zu erlangen müßte es, meinte er, einer eindringlicheren Probe unterzogen werden und dies lasse sich nicht ausführen ohne möglicherweise einen großen Theil der Handschrift zu opfern. Aber das wollte Dobrovský denn doch nicht auf sich nehmen. „Dann lassen wir die Sache wie sie ist; am Ende könnte es doch ächt sein!“ *) So wenig vermochte Dobrovský's Hartnäckigkeit über seine angeborne Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe; ja es will scheinen als ob gerade diese letztern Eigenschaften, dazu seine Begeisterung für die Sache seiner Nation, ihn angetrieben hätten sich auf den Widerspruch zu legen und dadurch Beweise für das Gegentheil herauszufordern, deren unanfechtbaren Erfolg niemand lieber gesehen haben würde als er selbst. Vor der Welt aber blieb er bei seinem Widerspruch, und sein Ansehen war so groß daß der Ausschuß des Museums, trotz Hanka's, Svoboda's, der beiden Jungmann lebhafter Befürwortung, es nicht wagte die verrufenen Pergament-Blätter seinen Sammlungen anders einzuverleiben, als mit der ausdrücklichen Anmerkung: „das Schriftstück sei als falsch befunden worden“. Der Glaube, daß man es beim „Libušin Soud“ (so hieß man das Fragment kurzweg) mit einer Fälschung zu thun habe, war außer dem kleinen Kreise von dessen Vertheidigern in Böhmen fast allgemein, und noch mehr war dies außerhalb der Gränzen des Landes der Fall wo der Ausspruch Dobrovský's als das letzte Wort galt das in der Sache den Ausschlag gegeben habe.

*) Jos. Jungmann an Marek, um das Jahr 1824 s. Zelený Život J. J. str. 241, und Č. Č. M. 1832 str. 240.

Den wahren Hergang der Auffindung des L. S. erfuhren übrigens damals ſchon einige Perſonen in Prag, aber theils mit der ausdrücklichen Verpflichtung das Geheimnis zu wahren, weil der Colloredo'ſche Rentmeiſter noch immer den Zorn ſeines Herrn zu fürchten meinte, theils in ſo allgemeinen Ausdrücken, eben um dieſes Geheimniſſes willen, daß die Erzählung nicht minder myſteriös oder, wie ſich Dobrovský ausdrückte, „lichtſcheu" ausſah als die Einſendung des M. S. ſelbſt. So hatte 1821 oder 1822 der Mahler Horčička davon dem beim böhmiſchen Muſeum bedienſteten Joſeph Dunder etwas erzählt, wobei er auch des Localiſten von Prádlo gedachte. Eine ähnliche Mittheilung machte etwas ſpäter, wo der Ächtheitsſtreit über den L. S. in Prag am lebhafteſten war, derſelbe Horčička dem Palacký; da er aber, von dieſem um nähere Angaben erſucht, nichts weiter ſagen wollte „und nur gleichſam herriſch verlangte daß man es ihm aufs Wort glaube", ſo gab der gewiſſenhafte Hiſtoriker nichts weiter darauf*).

Soud Libušin; Krok 1823 III. str. 48—61. Vorrede von Anton Jungmann, darin die Stelle: „Mag widerſprechen wer will, es iſt das älteſte Bruchſtück böhmiſcher Cultur ſoweit wir ſie kennen"; darauf der Text, und zwar gegenüberſtehend „Starý rukopis" und „Nowočeský smysl", dazu Anmerkungen 1—40 von J. J. (Joſeph Jungmann).

Im „Kranz" 1823 (?) ſoll eine deutſche Überſetzung des L. S. von Linda erſchienen ſein, nach welcher ich vergebens geſucht habe.

Literariſcher Betrug; Prag 28. März 1824; unterzeichnet: J. D. (Joſeph Dobrovský) Mitglied des Ausſchuſſes des böhmiſchen Muſeums; Hormayr's Archiv 1824 Nr. 46 vom 16. April S. 260. Der „Betrug" iſt ihm „handgreiflich" und „der lichtſcheue Einſender" ein Argument mehr: „Von nun an wird es niemand mehr für etwas anderes halten können, als für einen offenen Betrug eines Schurken der ſeine leichtgläubigen Landsleute zum beſten haben wollte."

Libuſſa als Geſetzgeberin — Libuſſa hält Gericht; Prag 10. Mai 1824 von W. A. S (Wenzel Alois Svoboda) wirkendes Mitglied des böhmiſch-vaterländiſchen Muſeums; Hormayr's Archiv

*) Tomek-Malý Zeugniſſe ꝛc. S. 10, 27.

Nr. 64 vom 28. Mai S. 349—351. Übersetzung beider Stücke ins Deutsche, Anmerkungen, dann eingehende Würdigung, wobei ihm der eigenartige alterthümliche Hauch, der aus den beiden Gedichten wehe, der stärkste Beweis für deren Ursprünglichkeit ist. Zugleich tritt er gegen D.'s geringschätzige Abfertigung mit einer Entschiedenheit auf, die unter den damaligen Verhältnissen dem „Patriarchen der Slavistik" gegenüber als sittlicher Muth bezeichnet werden konnte. Wenn es wirklich, meint S., „das Werk eines glücklichen Genius" in unserer Mitte sein sollte, so war derselbe nicht in solcher Weise zu behandeln; denn wir könnten uns „glücklich schätzen einen zweiten Chatterton in unserer Mitte zu haben, und würden ihn bitten recht viel so gelungenes wie dieses gleich dem unglücklichen Briten zu schaffen. Wir würden nicht Walpole nachahmen der ihn, als die leicht erkennbare Verfälschung erwiesen war, bei einer Privat-Audienz, ohne auf das ächt poetische Talent Rücksicht zu nehmen, mit harten Worten anließ" ꝛc. . . . Hormayr seinerseits ergriff die Partei Dobrovský's und konnte nicht an sich halten den Aufsatz S.'s mit einigen abfälligen Redactions-Anmerkungen zu begleiten.

Vorläufige Antwort auf des Herrn W. S. Ausfälle im Archiv ꝛc. Prag 8. Juni 1824 von J. Dobrovský; Archiv Nr. 79 vom 2. Juli S. 435 f.

Die Besprechung von J. B. Rakowiecki's „Prawda ruska" in den Wr. Jahrb. 1824 XXVII S. 88—119 bot Dobrovský erwünschte Gelegenheit seine Ansicht über den L. S. eingehender als er es bisher gethan zu entwickeln, wobei er S. 99—115 vorzüglich gegen Anton Jungmann's Sendung an Majewski und gegen die Ausführungen Svoboda's polemisirte.

4.

Die Auffindungen bisher unbekannter alt-böhmischer Sprachdenkmale wiederholten sich mehr und mehr, was an und für sich bei dem erst seit kurzem angeregten Interesse dafür niemand wundernehmen konnte. Keine derselben ist an innerem Werth den Funden von Königinhof und Grünberg gleichgekommen, aber mehr als eine derselben hat, nachdem durch Dobrovský's Hartnäckigkeit bezüglich des L. S. die Zweifelsucht einmal angeregt war, Anlaß zu

Ächtheits-Processen gegeben. Auch war es niemand anderer als der „Patriarch der Slavistik" selbst der stets neuen Argwohn rege machte: „Die Königinhofer Handschrift habe ich mir noch gefallen lassen, nun soll man mir aber mit nichts mehr kommen!"

Im Jahre 1819 entdeckte der Kreuzherr P. Johann Zimmermann, Scriptor an der Prager Universitäts-Bibliothek, an einem in Pergament gebundenen Codex altböhmische Schriften, löste die Hülle auf nassem Wege ab und legte die einzelnen Streifen zum Trocknen in das offene Fenster, als sich ein Luftzug erhob, der bis auf eines alle übrigen davon führte; alles Nachsuchen und Nachforschen in der Nachbarschaft, wohin der Wind die losen Blätter verweht haben konnte, blieb ohne Erfolg. So wurde der Vorgang allgemein in Prag erzählt. Der angeblich gerettete Streifen, den Zimmermann im April 1819 dem Grafen Kolovrat für das böhmische Museum einsandte, enthielt auf der einen Seite den Text des „Hirsch" aus der K. H., auf der andern ein böhmisches Liebeslied König Wenzel's, von welchem bisher nur ein deutscher Text aus der Sammlung des Schweizers Manasse bekannt war. Dobrovský verwies die Handschrift in das XIII. Jahrhundert und merkte dies eigenhändig auf dem Umschlage an. Allein in Deutschland schöpfte man von allem Anfang Argwohn. Professor Moriz Haupt in den Berichten der Leipziger Ges. der Wiss. I S. 257—265 suchte zu beweisen, daß der deutsche Text ächt, der böhmische eine Übersetzung neuesten Ursprungs sei. Von böhmischer Seite trugen Einige Bedenken, ob wohl König Wenzel der Přemyslide, sei es I. oder II., je böhmisch gedichtet habe und ob, wenn dies der Fall gewesen wäre, solch höfischer Gesang je ins Volk hätte dringen können, wogegen Andere gerade umgekehrt den böhmischen Text, wegen dessen frischerer Kraft und Knappheit gegen die „verwässerte Breite" des deutschen, für den ursprünglichen hielten, den

vielleicht ein Deutscher am Hofe König Wenzel's übersetzt oder vielmehr umgedichtet habe*). Das Fragment einer eingehenderen Prüfung vom paläographischen Standpunkte zu unterziehen fand sich vorderhand niemand veranlaßt, was sehr zu bedauern ist, weil der angeregte Zweifel jenen, die an den wiederaufgefundenen Schätzen böhmischen Schriftthums von vornherein Ärgernis nahmen, die willkommene Handhabe bot nun auch die K. H. anzuzweifeln, an deren Ächtheit bisher niemand gerüttelt hatte. Denn, sagten sie, wenn das Minnelied Wenzel's unächt, dann ist es auch der auf der andern Seite geschriebene „Jelen", und wenn dieser eine Fälschung, dann kann die ganze K. H. eine solche sein. Der Schluß war zwar ein durchaus voreiliger, weil das erste Glied, vorausgesetzt daß es sich erweisen ließ, sehr wohl ohne das zweite, und das zweite, unter der gleichen Voraussetzung, ohne das dritte bestehen konnte. Noch hinkender war freilich die von Andern in umgekehrter Folge versuchte Schlußfolgerung: die K. H. ist ächt, folglich ist auch der „Jelen" ächt, folglich ist auch die „milostná píseň" ächt**).

Im März 1828 erhandelte Hanka bei einem Prager Antiquar ein in beschriebenes Pergament gebundenes Buch (Disciplina et Doctrina Gymnasii Gorlicensis 1595); die Hülle war das Bruchstück eines lateinischen Johannis-Evangeliums mit uralt böhmischer Interlinear-Version. Als Abbé Dobrovský die neu entdeckte Handschrift zum erstenmal sah, rief er aus: „Ach das ist etwas anderes!"

*) Die letztere Meinung vertraten der Navarover Svoboda K. H. 1829 S. 187 f. der meinte „irgend ein Sänger der an den Hof des gastfreien lebenslustigen Königs Wenzel I. kam, vielleicht Ludwig von Medliz, habe es ihm zu Ehren in deutsche Reime übertragen", und die Erläuterer im „Výbor" I S. 57 f.; die erstere Nebeský Č. Č. M. 1852 III S. 146 [72], 1853 S. 129 [63], 138 [73]).

**) Vgl. Feifalik, König Wenzel als deutscher Liederdichter S. 362.

und ſchrieb an Hormayr in Wien: „Jetzt haben wir etwas was noch älter iſt als die Münchener Fragmente“. Als er aber bei näherem Einblick die Übereinſtimmung gewahr wurde, welche die Sprachformen mit jenen im L. S. zeigten, ſprang er plötzlich um; denn war das Evangelium ächt, ſo war es ja weiter mit ſeiner Behauptung der Unächtheit des L. S. nichts, und er erklärte nun friſchweg: gegen den lateiniſchen Text habe er nichts einzuwenden, die Interlinear-Verſion aber ſei von Hanka hineingeſchrieben. Zu Hanka ſelbſt aber ſagte er: „Schweigen Sie, dann werde auch ich ſchweigen!“ Hanka verſchloß ſeinen Fund und wollte ihn lange Zeit niemand ſehen laſſen. Dobrovský aber ſchwieg nicht, ſondern warnte John Bowring der ſich eben damals mit einer Überſetzung der K. H. ins Engliſche abgab, und ſchrieb an Kopitar: „wenn nach ſeinem Tode jemand das Evangelium-Fragment herausgeben wollte, möchte er, Kopitar, ſich gegen die Ächtheit desſelben einſetzen“.

Das war nicht lang vor ſeinem Tode, da er doch eben in den letzten Jahren mehr als einen Beweis gegeben, daß er nicht mehr felſenfeſt bei gewiſſen Anſichten verharrte die er Jahre hindurch vertheidigt hatte. So war von ihm einmal gegen Joſeph Jungmann die Äußerung gefallen: „Es wäre doch nicht unmöglich daß ein Anführer der Böhmen Čech geheißen habe.“ Lange Zeit konnte man ihn durch nichts mehr in die Höhe bringen als wenn man von der ſlaviſchen Liturgie in Böhmen ſprach, und in ſeinen letzten Lebensjahren gehörte dieſe ſelbe Liturgie zu ſeinen lebhafteſten und liebſten Einbildungen, wovon er gegen viele z. B. gegen Hanka oft mit großer Wärme und Beredſamkeit zu ſprechen wußte und deren einſtige Wiederbelebung ihn ernſtlich beſchäftigte. Jungmann hatte darum wohl nicht Unrecht wenn er ſagte: „Ich halte mich überzeugt daß Abbé Dobrovský, wäre er länger am Leben geblieben,

seine Meinung rücksichtlich der neuerer Zeit bei uns aufgefundenen Handschriften geändert haben würde" *).

Im Jahre von Dobrovský's Tode erschien die zweite Ausgabe der K. H. Es hatte also nicht weniger als zehn volle Jahre bedurft ehe die erste, deren Auflage gewiß keine sehr große, vergriffen war. Die jetzige war gleich der früheren durch Hanka und Svoboda besorgt; sie war aber gegen jene viel anständiger ausgestattet und inhaltlich reicher bedacht. Auch hatte sie einen „Anhang" mit dem L. S., dem Liebeslied unter dem Vyšehrad und dem Minnelied König Wenzel I. Palacký besprach diese Ausgabe ausführlich in den Wiener „Jahrbüchern für die Literatur" und lieferte damit die erste eingehende Abhandlung über die K. H. in deutscher Sprache. Bezüglich des L. S. erklärte er dem Streite über dessen Ächtheit „von jeher fremd" geblieben und auch jetzt „eigentlich nicht im Stande" zu sein „eine hinlänglich begründete und entschiedene Ansicht zu fassen"; gleichwohl führte er Gründe an warum er das Fragment für ächt halte, jedenfalls die von Dobrovský dagegen vorgebrachten Einwendungen nicht gelten lassen könne. „Die Heftigkeit, womit jener so ausgezeichnete würdige und besonnene Mann das Fragment bekämpfte, ist mir bis zur Stunde noch unerklärbar". Dann streifte er die Frage ob denn die Fälschung eines so werthvollen Schriftstückes in den Jahren 1817 und 1818 auch nur im Bereich der Möglichkeit sei: „Wer ist jener Mann unter unsern Zeitgenossen, der fähig gewesen wäre das Gedicht in so alterthümlicher Weise zu dichten und niederzuschreiben? Es bedürfte dazu eines Aufwandes von Talenten Kenntnissen und Fertigkeiten, die sich fast nie in einer Person vereinigt finden. Der Mann müßte wahrlich ein hochbegabter

*) Jungmann C. Č. M. 1832 str. 239—243; daselbst auch der lateinische Wortlaut des Dobrovský'schen Briefes an Bowring.

Dichter, dabei ein fertiger Diplomatiker und endlich ein noch viel gründlicherer Kenner der alten Sprache geweſen ſein als Dobrovſký, deſſen philologiſche Kritik darüber ſelbſt nicht ſtichhält. Es wäre übrigens im Intereſſe der böhmiſchen Literatur ſehr zu wünſchen daß Dobrovſký's Meinung ſich bewährte und daß dieſer ‚große Unbekannte' ſeine Landsleute mit noch mehreren Producten ſeines gewiß ausgezeichneten Geiſtes beſchenken möchte".

Palacký's gründliche und beredte Vertheidigung machte dem Streite über die Ächtheit des L. S. und des Ev. Joh. kein Ende. Denn Dobrovſký hatte Nachfolger hinterlaſſen, nicht ſeines reichen und gründlichen Wiſſens in dieſen Dingen, aber ſeiner Zweifelſucht an die ſie ſich, ohne ſeine Gründe und jene der Vertheidiger gegeneinander zu halten und unparteiiſch zu prüfen, als unfehlbare Wahrſprüche hielten. Kopitar wahrte gläubig das Vermächtnis das ihm Dobrovſký bezüglich des Ev. Joh. hinterlaſſen hatte; gegen die eingehenden Ausführungen Palacký's über die Ächtheit desſelben ließ er ſich an einer einfachen Redactions-Anmerkung genug ſein: Dobrovſký habe das Ev. Joh. „wo möglich noch entſchiedener als Betrug" erklärt als den L. S. „und man wagte ſich bei ſeinen Lebzeiten damit nicht ins Publicum". Die erſtere Behauptung war einfach nicht wahr, und die zweite darum ohne Belang, weil Dobrovſký zu früh nach ſeinem letzten Dictum aus der Welt gegangen war um der andern Seite Zeit zu laſſen mit ihrem Ächtheitsbeweiſe hervorzutreten; denn es iſt doch offenbar viel kürzer und leichter einfach zu läugnen, als gegen ſolchen Einſpruch das Gegentheil zu erhärten. All dies mußte Kopitar wiſſen; aber er war, wie es ſcheint, den Böhmen von Haus aus nicht beſonders grün — „Ihr Böhmen", liebte er zu ſagen, „habt keine Sitten-, ſondern blos eine Huſiten-Geſchichte" —, und es miſchte ſich wohl auch etwas Misgunſt hinein, den Ruhm

seiner Slovenen durch jenen des alt-böhmischen Schriftthums etwas in Schatten gestellt zu sehen. Es war übrigens mit dem Manne schwer zu streiten, weil er gegen seine literarischen Widersacher Waffen ins Treffen führte deren Anwendung nicht jedermanns Sache ist. Gebrauchte doch ein eigener Landsmann von ihm das Wort:

Si vinco, si vincor,
semper stercore tingor*).

Den Krieg gegen den L. S. erneuerte Georg Palkovič in seiner „Tatranka", Presburg 1832. Da er die Handschrift nicht gesehen, so urtheilte er, wie ihm Joseph Jungmann mit Recht vorwarf, „wie ein Blinder von den Farben". Palkovič wiederholte großentheils die Vorbringungen Dobrovský's, überging die Svoboda'sche Abwehr oder that dieselbe leichthin ab, und drosch „im Ganzen nur leeres Stroh". Die „schwachen und unerheblichen" etymologischen Beweisgründe, die Palkovič aus Eigenem dazugethan, wurden von Jungmann unschwer widerlegt.

Jetzt erst wandte Palacký, seit Jahren fast ausschließend mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, für deren Zweck ihm die Ächtheit des L. S. nicht gleichgiltig sein konnte, der Ächtheitsfrage von neuem seine Aufmerksamkeit zu. Er ließ sich das Original, das er seit 1826 nicht gesehen, kurz vor Weihnachten 1834 neuerdings vorweisen; nach wenig Minuten der Autopsie blieb ihm kein Zweifel an der Ächtheit des Fragments, und eben so entschieden überzeugt war er von jener des Johannis-Evangeliums.

*) Aus einer gleichzeitigen Quelle. — Dagegen wird mir von verlässlichster Seite soeben mitgetheilt, nicht der Laibacher Bibliothekar Mathias Tschopp sei es gewesen der sich gegen Kopitar, sondern umgekehrt dieser der sich gegen Tschopp in jener Weise ausgelassen habe. „So grob zu sein", versichert mein Gewährsmann, „brachte niemand anderer zustande als Kopitar". Auch habe der Text gelautet: Quoties cum stercore certo, aut vinco aut vincor, semper maculor".

Probe einer verbesserten Übersetzung des K. H. von Professor W. A. Swoboda; Monatschrift des Mus. 1828 April S. 304—312: „Čestmír und Wlaslaw". In der Anmerkung zu S. 304 bemerkt S. daß er seine erste Verdeutschung einer „beinahe vollständigen Umarbeitung" unterzogen habe, vorzüglich aus dem Grunde weil sich ihm, nachdem er das Original genauer untersucht, die Überzeugung aufdrängte daß die einzelnen Verse hie und da anders abgetheilt werden müßen. Gegen diesen Übersetzungs-Versuch erhob Dr. Legis-Glückselig in der Lit. Beilage des „Komet" Einsprache, worauf der Angegriffene in derselben Zeitschrift Juni 1830 erwiderte: Gegen die Recension meiner Übersetzung ꝛc. von W. A. Swoboda.

K. R. Zbjrka staročeskych zpiewo-prawnych basnj, s niekolika ginymi staročeskymi zpiewy. Nalezen a wydan od W. Hanky etc. K. H. etc. verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Wenceslaus Aloys Swoboda. Mit einem Facsimile. Prag J. G. Calve 1829; 8°. S. V: Widmung an Grafen Kaspar Sternberg; VII—XXII Vorrede des Übersetzers; XXIII—XXVIII böhmisches Vorwort Hanka's; S. 1—36: historisch-kritischer Vorbericht Svoboda's; 37—67 dasselbe böhmisch; 70—179 gegenüberstehend böhmischer Text „in einer an das Alterthum zwar erinnernden, aber leicht verständlichen Orthographie" und deutsche Übersetzung. Im „Anhang" S. 194—211 folgen „Sniem", „Libušin Soud", das Minnelied unter dem Vyšehrad, das Minnelied König Wenzel I. im böhmischen Text mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung. Zum Schlusse S. 213—244 Anmerkungen und Worterklärungen. In der Vorrede sagt Svoboda S. VI f. so schön als wahr: „Mein Freund W. Hanka mag es als wohlverdienten Lohn seiner warmen Liebe zu der Sprache seines Volkes, seiner edlen Begeisterung für alle Denkmäler geistiger Thätigkeit unserer Altvordern ansehen, daß gerade ihn das Glück erkor, das beste was unsere sinnigen Ahnen gedichtet, und was davon nicht unterging im allverschlingenden Strudel der Zeiten, fast durch Zufall aufzufinden." Dann S. XI f.: „Wenn der Deutsche mit freudigem Gefühle auf seine Heldenbücher, auf sein Nibelungenlied, auf seine Minnelieder blickt; der Erse auf seinen Ossian, der Spanier auf seine alten Romanzen von dem großen Ruyz Diaz el Cid Campeador; der Russe seines Igor und der alten Gesänge von Wolodimer sich rühmen mag; wenn der Serbe in ältern und neuern Gesängen darthut daß der Thaten kräftigen Vollbringern auch die Männer des Liedes zur Seite stehen; wenn sich aus diesen und schon Homer's Gesängen bewährt, daß die herrliche Blume der Dichtkunst am besten gedeiht im freien Raume der Natur, nicht im engenden Beet des Kunst-

gärtners; wenn sich alle diese Völker der herrlichen Gedichte freuen, erschaffen von einer Zeit die der Dünkel einer engherzigen Aufklärung als roh und bildungslos verwehmt: so braucht der Böhme nicht mehr die Augen zu senken, er kann sie mit freudigem Stolze erheben; denn er darf dem besten aller Zeiten seine K. H. an die Seite stellen."

Zlomek ewangelij św. Jana (Nejstarssj památka řeči a literatury české). Od W. Hanky. Č. Č. M. 1829 II str. 33—44: Einleitung; Abdruck mit gegenüberstehender neu-böhmischer Orthographie und erläuternden Anmerkungen.

In einem größeren Aufsatze über den Ursprung des böhmischen Adels, Monatsschrift d. Gesellschaft d. böhm. Mus. 1829 I S. 43 f. stellte Palacký die geschichtliche Persönlichkeit des Beneš Hermanov auf urkundlichen Grundlagen her.

K. K. Zbjrka etc. — K. H. Sammlung &c. Besprochen von Franz Palacký. Jahrb. der Literatur 1829 XVIII S. 138—169. Die oben im Text wortlich angeführte Stelle findet sich S. 166 und zu dieser die gleichfalls bereits erwähnte Redactions-Anmerkung worin es heißt, durch alles was P. anführe sei „der sel. Dobrovský . . . von Seite der Schrift nur bestatigt, von Seite der Sprache aber noch bei weitem nicht widerlegt." Die Anmerkung schließt mit dem Ausruf: „Wehe der Sache selbst die durch Betrug, sei es auch frommer Betrug, gefördert werden soll". . . Die wichtigsten Stellen seines Aufsatzes von 1829, soweit er nicht einige dort geäußerte Ansichten nachmals fallen gelassen, hat Palacký in seine Gedenkblätter Prag 1874 Tempsky S. 67—77 aufgenommen.

Tatranka Sbjr rokrácugjcý rozličného obsahu pro včelné. přeržčené a nerždčné; pracj a nákladem Girjho Palkowiče; w Prešpurku 1832 rjmem Belnayho dědičů. Im 1. Heft findet sich die Besprechung des I. S. die ich leider in Verlust nicht habe einsehen können.

Posudek. Tatranka etc. Sepsal Jos. Jungmann Č. Č. M. 1832 str. 235—248. Bezüglich des „lichtscheuen Einenders" des Dobrovský heißt es: „Gestohlenes Gold ist gleichwohl Gold. Wer den Diebstahl begangen hat bedauert es ohne Zweifel bereits, aber gutmachen kann er es nicht, wenn er sich nicht um Ehre und Brod oder mindestens um das Vertrauen seines Herrn bringen will. Wenn er sich doch nur in seinem letzten Willen melden wollte! Der Eigenthümer und das Vaterland werden ihm nach seinem Ableben gewiß verzeihen, und wir werden erfahren in welcher Bibliothek uns dieser theuere und so unwürdigerweise verunglimpfte Schatz erhalten wurde."

Poznamenánj k recenzy ſwazku I-ho Tatranky etc. Tatranka III **1834 ſtr. 106—111.** Replik des Palkovič gegen Jungmann welchem er vorwirft daß derſelbe ſeine Duplik gegen ihn P. gerichtet habe, da es doch weſentlich die Gründe Dobrovſký's ſeien von denen in der Tatranka I Gebrauch gemacht worden.

Časopisové čeští r. 1834. Č. Č. M. str. 462—467, wo Palacký die „Tatranka" vom ſelben Jahre beſpricht. Über das Bruchſtück des Ev. Joh. heißt es S. 463 f.: „Nachdem ich bei 1000 Urkunden und alte Handſchriften nicht blos in faſt allen Archiven und Bibliotheken Böhmens, ſondern auch in denen Wiens, Münchens und andere durchgeſehen und dabei zu hundertmal Gelegenheit hatte mich mit der ernſtlichſten Prüfung verdächtiger Urkunden abzugeben, müßte ich wahrlich von zu ſtumpfem Sinn und ſtumpfem Blick ſein wenn ich mich auf dieſem Gebiete noch für einen Nichtkenner ausgeben wollte. . . . Und ich ſage es darum kurz und mit einem Wort: Ich begreife wahrlich nicht wie man dieſe Reſte, ich ſage nicht mit einem Beweiſe, ſondern auch nur mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit in Zweifel ziehen kann." In geradezu vernichtender Weiſe weiſt er dem Palkovič die gröbſten Misgriffe in etymologicis nach: „Es iſt wahrhaftig ein charakteriſtiſches Zeichen der Periode in der ſich unſere Literatur jetzt befindet, daß ein ſonſt gelehrter Mann, ein Profeſſor der böhmiſchen Sprache und Literatur, nach dreißigjährigem Profeſſoriren und nach den unſterblichen Verdienſten eines Dobrovſký um die Aufdeckung des ganzen Organismus der ſlaviſchen Sprache, noch ſo eine Behauptung aufſtellen kann."

Čechoslav 1831 V S. 36 (11?), wo erwähnt wird daß der Künſtler Mrniak damit umgehe Stoffe aus der K. H. bildlich darzuſtelleu.

De l' épopée des Bohèmes par Edgar Quinet. Revue d. D. M. 1831 III 4 p. 359 su.; dann Almanach de Carlsbad 1834 p. 173—223 avec des notes de Mr. François Palacký de Prague. Quinet, der als ächter Franzoſe, gleich der George Sand in ihrer „Gräfin Rudolſtadt", in Böhmen das Land der Märchen und Wunder, der Hexenmeiſter und Zauberer, der Wahrſager und Sterndeuter, mit einem Wort der Zigeuner ſah und in der Geographie ſtark wie nur Lamartine der die Donau durch Böhmen fließen läßt, ſpendet übrigens den altböhmiſchen Heldengeſängen alles Lob, überſetzt, obwohl nur in Proſa, S. 184 f. den „Hirſch", S. 193—203 den „Záboj", bringt von den andern größere Auszüge. . . . Dem Almanach de Carlsbad und deſſen Herausgeber Med. Dr. Chevalier de Carro gebührte überhaupt zu jener Zeit das Verdienſt die in die böhmiſchen Bäder reiſenden Fremden mit dem Lande und deſſen Bewohnern, ganz vorzüglich aber mit der

böhmischen Literatur bekannt gemacht zu haben. Durch eine Reihe von Jahrgängen 1831 p. 191—222, 1835 p. 212—233, 1836 p. 153—175, 1841 p. 199—246 zieht sich ein Aufsatz: „Sur l'état présent de la literature bohème par Charles Winařicky (traduit de l'allemand)“ worin wiederholt der K. H. und des L. S. gedacht wird.

5.

So hatte der über die Ächtheit des L. S. neu angefachte Streit die heilsame Wirkung, daß die Frage jetzt von berufener Seite und in gründlicher Weise in Angriff genommen wurde. Denn Palacký hatte das Ergebnis seiner Untersuchung durch Augenschein nicht sobald seinem Freunde Šafařík mitgetheilt, als sie beide den Entschluß faßten, die für die Ehre des böhmischen Namens wichtige Angelegenheit einer allseitigen Würdigung vom paläographischen philologischen und historischen Standpunkte zu unterziehen und in einer gemeinsamen Abhandlung dem deutschen Publicum vorzulegen.

Das Vorhaben war noch im Jahre 1834 gefaßt und blieb in den böhmischen literarischen Kreisen kein Geheimnis. Allein an die Ausführung konnten sie nicht schreiten, weil sie wichtige Arbeiten im Zuge hatten, Šafařík seine „Starožitnosti“, Palacký den I. Band seiner „Geschichte Böhmens“, der mit der Jahreszahl 1836 vor die Öffentlichkeit trat. Palacký wußte was er that als er den L. S. unter die Hauptquellen der ältesten Zeit reihte, und durfte es ruhig über sich ergehen lassen daß ein „Cosmas Luden“ sich „mit Recht erstaunt“ erklärte, wie sich ein Geschichtschreiber auf dieses von Dobrovský „hinlänglich widerlegte Machwerk“ berufen könne. „Wie muß der noch lebende Falsarius über solchen ‚Ernst der Forschung‘ in seine Faust lachen?“ höhnte der falsche „Cosmas“ und der falsche „Luden“, in der Person des

richtigen Kopitar vereinigt, weiter. „Wie wenn es ihm einfiele ſeine Falſchmünzerei ſelbſt zu denunciren? Im Intereſſe der Wahrheit muß man wünſchen daß über die Entdeckungen in der böhmiſchen Literatur, von den K. H. an bis zu dem Joh. Evang., baldigſt ein genaues Verhör vorgenommen werde“ *). Wußte alſo Kopitar nicht daß gerade für den L. S., den er auf des verſtorbenen Altmeiſters Wink hin mit einem Schimpf in den Winkel ſtoßen zu dürfen vermeinte, ein Verhör von zwei Männern angeſtellt wurde, die Dobrovský nach jeder Richtung um ſo viel überragten, um wie viel die Wiſſenſchaft ſelbſt, deren Mittel und Behelfe ſeither fortgeſchritten waren? Wußte er, mit dem „Patriarchen der Slaviſtik“ ſo ſehr befreundet, nicht daß Dobrovský ſelbſt ſeinen Ausſpruch keineswegs für untrüglich gehalten hatte, und daß die mehreren Andern, darunter Männer wie Svoboda von Navarov, die beiden Jungmann, deren Charakter Wiſſen und Urtheilsfähigkeit doch auch etwas galt, an der Ächtheit des L. S. nie gezweifelt, wiederholt vor der Öffentlichkeit ihre Gründe dafür vorgebracht hatten? In ähnlicher Weiſe, immer ohne für ſeine Meinung auch nur den geringſten der Gründe vorzubringen, benützte Kopitar die Herausgabe ſeines „Hesychius“, um in einer Anmerkung die Ächtheit aller in Böhmen ſeit 1817 aufgefundenen alten Schriftdenkmale in Zweifel zu ziehen, was ihm böhmiſcherſeits in ironiſcher Weiſe mit der gleichfalls ohne alle Gründe hingeſtellten Behauptung vergolten wurde, Kopitar habe ſeinen „Epiglossistes russus“, über den er eine ſo gelehrte Abhandlung geſchrieben, ſelbſt vorher fabricirt.

Erſt 1839 hatten ſich die beiden Prager Gelehrten ſo viel Luft gemacht um die letzte Hand an das von ihnen längſt geplante und von allen Literatur-Freunden ſehnlichſt erwartete Werk zu

*) Gersdorf Repertorium 1837 XIV f. S. 182.

legen, das sie schon im Jahre darauf der Öffentlichkeit übergaben. „Dem Volke dem wir angehören zu wahren was ihm gebührt", so sprachen sie in der „Einleitung" S. 6, „und was hochzuhalten es, so gut wie jedes andere das seinige, nicht nur berechtigt sondern auch verpflichtet ist, so lange dem Vater der Völker gefallen wird es bestehen zu lassen, und dies in einer dem Interesse der Wissenschaft und Humanität, die über den Völkern stehen, dienlichen Weise zu thun, war unser einziger Zweck, Rücksichten auf Menschengunst und Menschenfurcht konnten und durften uns dabei nicht leiten". An ihre eigene Untersuchung, die sie über Pergament Tinte Schrift eingereihte Zeichen, über die Vocabeln, die Orthographie, die grammatischen Formen, über das Alter, den archäologischen und historischen Hintergrund in erschöpfender Weise pflogen, reihten sie jene eines Fachmannes im Gebiete der Naturkunde, des vielerfahrenen August Joseph Corda, der sein Endurtheil in die Worte faßte, daß er das ihm vorgelegte Denkmal, den L. S., „vom naturhistorischen Standpunkte und aus dem Zustande der Schrift als höchst alt" erklären müße. Šafařik und Palacký selbst urtheilten über die äußeren Merkmale des L. S.: „Bei keiner Handschrift und in keiner Urkunde, die wir in den Archiven und Bibliotheken der österreichischen Monarchie sowie in Deutschland und Italien überhaupt bis jetzt zu sehen bekamen, ja vielleicht nicht im ganzen Gebiete der Paläographie, gibt es für das Ensemble dieser Erscheinung ein adäquates vollkommen entsprechendes Beispiel, obwohl die einzelnen Momente allerdings insgesammt auch anderswo nachzuweisen sind." Einen Stein des Anstoßes — was aber selbstverständlich mit der Ächtheitsfrage nichts zu schaffen hatte — bildete auch ihnen, wie gleich anfangs dem gelehrten Abbé und später Joseph Jungmann, die Art der Einsendung der Handschrift, worüber noch immer das tiefste Dunkel schwebte. Dechant Boubel

war ſeit ſechs Jahren todt; der Rentmeiſter Kovář war zwar am Leben und außer ihm gab es andere Perſonen die, von jenen beiden ins Vertrauen gezogen, um den Vorfall von 1817—1818 wußten und jetzt, wo Graf Hieronymus lang zu ſeinen Vätern verſammelt war, kein Geheimnis mehr daraus zu machen brauchten. Aber in ihrer entfernten Abgeſchiedenheit hatten ſie keine Idee welche Stürme die literariſchen Kreiſe der Landeshauptſtadt bewegten, und daher keinen Anlaß mit ihren Enthüllungen hervorzutreten*). Daß man darüber in Prag hin und her rieth war begreiflich genug, und ſo ziemlich allgemein einigte man ſich auf Norbert Vaněk, der zur Zeit der Einſendung des L. S. in Privat-Dienſten des Grafen Prokop Hartmann-Klarbach geſtanden und nicht ohne Grund, wie es ſchien, hatte meinen können ſein Gebieter werde ſich zu einer Widmung in nationaler Richtung nicht entſchließen können. Da ſich überdies Perſonen fanden welche in der, wenn auch abſichtlich verſtellten, Schrift des myſteriöſen Zettels die Züge der Hand Vaněk's zu wittern glaubten, ſo ſprachen Šafařík und Palacký ihr Bedauern aus daß Vaněk, der „zumal in ſeinen jüngern Jahren einer jener Sprudelköpfe" geweſen ſei „denen oft, wie man ſagt, das Herz mit dem Verſtande davon rennt", nicht mehr am Leben ſei († 29. December 1835), um der angedeuteten Fährte weiter nachgehen zu können*). Von dem

*) Tomek-Malý S. 28.

*) Man wollte beobachtet haben daß Vaněk, wenn jemand die Ächtheit des L. S. in ſeiner Gegenwart anzweifelte, eine große Gereiztheit bekundete, und desgleichen verſicherten Š. und P. ſie hätten den Ausdruck „deutſcher Michel in ganz Böhmen nicht zu hören bekommen als aus ſeinem Munde", S. 176. Der Č., welcher erſt nach Vaněk's Tode „den anonymen Brief zum erſtenmal zu ſehen bekam", war entweder Čelakovský oder Dr. Čejka. . . . Auf Vaněk zielte unverkennbar auch Jungmann in ſeiner Polemik gegen Palkovič, oben S. 386, zu einer Zeit wo der muthmaßliche Einſender noch am Leben war; daher die Apoſtrophe: es möge derſelbe wenigſtens in ſeinem letzten Willen nicht verabſäumen, was bei Lebzeiten zu thun ihn die Umſtände verhinderten; Vaněk

Leitmeritzer Stiftungsbrief, den Dobrovský „für ein ächtes Original des XI. Jahrhunderts" gehalten, wiesen sie nach daß derselbe erst in das XIII. gehöre, „was übrigens jeder Kenner, der Dobner's Facsimile ansieht, von selbst zugeben wird". Da der gelehrte Abbé mit dem Vyšehrader Stiftungsbrief und andern Urkunden, „deren Originale er öfter in Händen gehabt, ohne an deren Ächtheit im geringsten zu zweifeln", ähnliche Misgriffe gemacht, so waren Šafařík und Palacký in ihrem Recht wenn sie ihrem Vorgänger „in Sachen der Paläographie keine giltige Autorität einräumen" zu können erklärten.

Die Wirkung der Šafařík-Palacký'schen Abhandlung war bei allen sachverständigen und leidenschaftslosen Beurtheilern eine durchschlagende. Noch im selben Jahre ihrer Publication richtete Jacob Grimm an ersteren ein anerkennendes Schreiben, worin es hieß: „Als mir das Facsimile von Libussa in die Augen fiel waren alle Zweifel gehoben, so etwas muß ächt, kann nicht gefälscht sein"*). Einige Jahre später äußerte Andreas Schmeller in München: „Was die L. S. Fragmente betrifft so bin ich so lange geneigt an ihre Ächtheit zu glauben, als nicht in ihrer Sprache selbst irgend etwas nachgewiesen ist das nur einer spätern Zeit angehören kann". Auch steigerte sich jetzt, wo die Theilnahme an der erstarkenden böhmischen Literatur mit jedem Jahre an Macht und Ausdehnung gewann, im Lande selbst das Interesse an den Denkmalen einer für Kunst und Poesie so empfänglichen Vorzeit. Wenn es zehn langer Jahre bedurft hatte ehe man die erste

war nämlich vom Grafen Hartmann in kaiserliche Dienste an der Prager Universitäts-Bibliothek übergetreten.

*) Genauer Abdruck bei J. und H. Jireček Ächtheit der K. H. S. 208. Šafařík hütete den Brief wie einen kostbaren Schatz und legte denselben kurze Zeit vor seinem Ableben in die getreuen Hände V. V. Tomek's zur Übergabe an das böhmische Museum, in dessen Archiv derselbe seither aufbewahrt wird.

dürftige Ausgabe der K. H. durch eine würdigere, auch den L. S. ꝛc. umfassende zweite ersetzen konnte, so dauerte es keine sechs Jahre als Hanka zu einer dritten schritt, ließ 1836 Lucian Siemieński eine vorzüglich gelungene polnische Übersetzung aller dieser Dichtungen erscheinen, veranstaltete Prof. Kastorskij 1838 eine Umschreibung des Textes in kyrillischer Schrift, brachte Hanka 1843 eine vierte Ausgabe mit vollständiger polnischer deutscher und englischer Übersetzung und Proben in süd-russischer illyrischer slovenischer und ober-lausitzer Sprache. Im Jahre 1845 erschienen im I. Bande der vom Museum herausgegebenen „Auswahl (Výbor) der böhmischen Literatur" eine neue kritische Ausgabe der K. H. und des L. S. mit den bahnbrechenden „Anfangsgründen altböhmischer Sprachlehre" von Šafařik als Einleitung, und eine neue deutsche Übersetzung von Joseph Mathias Grafen von Thun, welche der eben genannte Gelehrte mit einer gehaltvollen Einleitung begleitete.

Am 16. September 1847 wurde in Königinhof die dreißigjährige Gedächtnissfeier der Auffindung der K. H. begangen und des glücklichen Entdeckers dankbar und ehrenvoll gedacht. Ein kleines Büchlein, von einem Bürger der Stadt Jan Č. Brdička herausgegeben, enthielt in Form einer Novelle eine kurze Beschreibung der Feierlichkeit nebst einigen Gedichten, darunter eines vom früh verstorbenen Sohne des Jugend- und Gastfreundes Hanka's Sklenčka.

An der Ächtheit der K. H. zu zweifeln gefiel zwar so Manchem; namentlich fanden die Orakel-Sprüche Kopitar's bei einzelnen deutschen Gelehrten um so willkommenere Aufnahme, je mehr ihnen eigenes Urtheil in der Sache abging. Da aber Kopitar, der doch berufen war mitzureden, sich auf einfaches Läugnen oder Anzweifeln verlegt, höchstens sich hinter Dobrovský gesteckt hatte, als ob es nicht an ihm selbst wäre seine Meinung mit Gründen

zu belegen, so verdiente er gar sehr die Abfertigung Šafařík's, der sich mit einem solchen „Machtspruch der Unkritik" nicht weiter abgeben mochte, „weil wir in der Eile des kurzen Lebens viel wichtigere Pflichten zu erfüllen haben, als gegen die Grillen einer pyrrhonischen Kritik ein Denkmal ängstlich in Schutz zu nehmen, welches nach unserer lebendigen Überzeugung, das Gepräge seiner Abkunft für jeden Urtheilsfähigen und Unbefangenen deutlich an der Stirn tragend, unseres ängstlichen Schutzes durchaus nicht bedarf. Wir überlassen die K. H. getrost ihrem Schicksale: möge sie ihre Sache vor der unparteiischen Mit- und Nachwelt selbst führen und beweisen, ob sie eine Schöpfung der Wahrheit wofür wir sie halten, oder eine Ausgeburt der Lüge sei wofür sie einige ausgeben"*).

Einer solchen Autorität und einer solchen Abfertigung gegenüber wagte man es von feindseliger Seite im Lande doch nicht geradezu mit einer unbewiesenen Behauptung des Gegentheils hervorzutreten; man beschränkte sich auf Achselzucken, Sticheleien, malitiöse Andeutungen, wie davon Dr. Legis-Glückselig 1852 eine Probe lieferte. Er hatte es übernommen für des verdienstvollen Klar „Libussa" Hanka's Biographie zu schreiben, und ohne Zweifel hatte ihm dieser selbst das reichste Material dazu geliefert. Bei einer

*) Schluß von der Einleitung zu Thun's G. a. B. V. S. 38—40. Šafařík erinnert bei dieser Gelegenheit an die sonderbaren Käuze die es mitunter in der Gilde der Pseudo-Paläographen gegeben, wie den geistreichen und gelehrten Jean Hardouin S. J. der mit Ausnahme von Virgil's Georgica, Horaz' Satyren und Episteln, Cicero und Plinius M. alle andern vermeintlichen Werke der römischen Classiker für unterschoben erklärte, und den Professor Michael Kačanovskij in Moskau der die gesammte russische Literatur aus der Vor-Mongolen-Periode für Machwerke der Mönche und Priester der spätern Zeit erklärte. . . . Der Behauptung Hardouin's gegenüber hat ein Witzling den Stoßseufzer losgelassen, warum es ihm nicht beschieden gewesen, Zeitgenosse des „Frater" Livius, der „Patres" Plautus und Terentius, des ehrw. Priors „Tacitus" ꝛc. zu sein!

ſolchen Gelegenheit ließ ſich am allerwenigſten herausſagen was die Gegner der nationalen Bewegung ſeit Jahren wie ein Alp drückte; aber was ſich an kleinen Bosheiten und halb verhüllten Verdächtigungen anbringen ließ, das hat der Biograph Hanka's gewiß nicht unterlaſſen. Wo er die in ſo mildem Geiſte gehaltene Stelle aus Meinert über das böhmiſche National-Gefühl anführt, macht er eine Anmerkung dazu: „Triumphe über die Deutſchen wie dieſer: I by Němcem úpěti ꝛc. klingen öfters an". Von Šafařík's und Palacký's gediegener Abhandlung heißt es, ſie hätten die Ächtheit der älteſten Denkmäler „wohl dargethan, aber nicht erwieſen". Er hält ſich über die „Idololatrie" auf, die einige Hyper-Patrioten mit Jungmann trieben, meint „der kritiſche und materielle Werth des Jungmann'ſchen Slovník" ſei „in der öffentlichen Meinung noch immer nicht ſichergeſtellt" ꝛc. ꝛc.*). Der vertrauensſelige Hanka kam erſt, nachdem er die Sache gedruckt vor ſich ſah, hinter den Streich den ihm ſein Biograph geſpielt hatte, und es entſtand Feindſchaft zwiſchen beiden Männern, bis ſich nach Jahren ein leidliches Verhältnis wieder herſtellte.

R. K. a giné wýtečněgšj národnj zpěwoprawné básně etc. s připogenjm ukázek polského a krainského přeloženj. W Praze 1835 (gedruckt in der fürſt-erzbiſch. Druckerei). Das Format, das Hanka bei allen folgenden Ausgaben dann beibehielt, iſt das der K. H. ſelbſt.

Królodworski rękopis. Zbiór staroczeskich bohatyrskich i lirycznych zpiewów nalezionych i wydanych przez Wacława Hankę etc. a z czeskiego na polskie przez Lucyana Siemiéńskiego przełożonych. Kraków D. B. Friedlein 1836 12°. Beſprochen Květy 1836 příl. 19 S. 76 vom 15., příl. 20 S. 79 vom 29. September von J. H. nach den Rozmaitości Lwowské. — Aus der Hanka'ſchen Polyglotte 1852 wurde dieſe Überſetzung nachmals beſonders herausgegeben: Edycya Wacława Hanki.

*) Libuſſa 1852 S. 310 f. 324 f. 339.

Altböhmischer Text mit kyrillischen Schriften, veranstaltet vom russischen Professor Kastorskij während seines Aufenthaltes in Böhmen, gedruckt bei Spurný in Prag 1838, 8°. „Ohne besondern wissenschaftlichen Werth, aber bibliographische Seltenheit", wie Nebeský Č. Č. M. 1853 S. 346 f. urtheilt, der ein Exemplar bei Hanka eingesehen.

O K. R. s obzvláštním ohledem na jinoslovanské překlady jeho. Od Jana Pr. Koubka. Č. Č. M. 1838 str. 363—415. Der Verfasser zählt alle bis dahin erschienenen anderslavischen Übersetzungen auf, und zwar der ganzen K. H. 1 russische, 1 polnische, 1 klein-russische; des L. S. 4 polnische, 3 klein-russische. Eine besonders eingehende Besprechung widmet er der polnischen Übersetzung des Siemieński und der klein-russischen des Wahylewič.

W. A. Maciejowski in seinen „Pamiętniki o dziejach piśmienictwa" etc. St. Petersburg und Leipzig 1839 erwähnt die K. H. wiederholt, z. B. II S. 41, 43, 47—50, 56—58 ꝛc. und sagt u. a.: „Weder die Griechen noch ihre Nachfolger die Römer, weder die Italiener die auf jene und auf diese folgten, noch der durch Macpherson in künstlerisches Gewand gekleidete Ossian können sich so vorzüglicher dichterischer Schönheiten dieser Art rühmen."

Starožitné pjsně K. R. s přeloženjm německým prof. W. A. Swobody w hudbu uwedl etc. Wáclaw Jan Tomášek. Op. 82. Die Compositionen, dem Grafen Leo Thun gewidmet, betreffen nur die lyrischen Stücke der K. H. Das Jahr wann sie erschienen, ist, wie bei Musikstücken gewöhnlich, nicht angegeben.

In Kopitar's Hesychii epiglossistes russus 1839 findet sich S. 58 ein Abschnitt 16: „De veterum codicum bohemicorum insperatis inventionibus, non sine causa suspectis", worin der Verfasser mit Berufung auf Dobrovský, der den L. S., das Ev. Joh., die milostná píseň als unächt verworfen habe, beifügt: „Cantilenae Reginohradecenses (sic!), simillimae, judice Grimmio, Serborum cantilenis prius editis, quarumque eas non injuria credas recentis Bohemici poetae imitationes". Daß sich K. als Slavist für die angebliche Ähnlichkeit der Heldenlieder der K. H. mit jenen der Serben auf das Zeugnis des Germanisten Grimm beruft, nimmt sich etwas komisch aus — wenn es nicht etwas anderes ist.

Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache: Libuša's Gericht, Evangelium Johannis, der Leitmeritzer Stiftungsbrief, Glossen der Mater Verborum, kritisch beleuchtet von P. J. Šafařík etc. und Franz Palacký etc. Mit Facsimile's. Prag 1840 Kronberger und Řivnáč: 4°. S. 23 „Bekanntwerden

und Schickſale der Fragmente". S. 24 „Würdigung der Einwürfe"; hier auch S. 177—179 das Gutachten Corda's. Über die ſchwer begreifliche Leichtfertigkeit Dobrovský's in der Adreſſirung ſeiner Verdächtigungen heißt es S. 192 f.: „Daß er den 1817 noch ſehr jungen, durch einige poetiſche Arbeiten von mittelmäßigem Werth bekannten, übrigens durch keine gründliche philologiſche Bildung ausgezeichneten J. Linda, daß er ferner den kaum noch zwanzig Jahre alten, der Dichtkunſt und ſlaviſchen Sprachkunde zugewandten Hrn. V. Hanka, ſeinen eigenen dankbaren Schüler, für fähig hielt die Rolle eines ‚dichtenden Spaßvogels' zu ſpielen, iſt leichter zu begreifen und vielleicht auch zu entſchuldigen; daß er aber in dieſen unſeligen Streit auch Joſeph Jungmann hineinmiſchte und dieſem, einem bereits damals bejahrten Mann, lediglich deshalb weil er das verkannte Fragment in Schutz nahm, einen ſo ungleichen und unnatürlichen Bund zu einem Schurkenſtreich zumuthete, das mag Gott D. verzeihen!"

In ſeine Vorleſungen über ſlaviſche Literatur, namentlich in die zwölfte am 5. Februar 1841, flocht Adam Mickiewicz, um „eine Vorſtellung von der hiſtoriſchen Poeſie der Čechen" zu geben, eine kurze Analyſe des „Jaroſlav" ein, wogegen „die lyriſchen Dichtungen der K. H. keine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen" ſollen. Ins Deutſche überſetzt von Guſtav Siegfried, Leipzig Brockhaus und Avenarius 1849 I S. 116 f.

K. K. etc. s připojeniem polského (Lucyan Siemiéński) južno-ruského, illyrského, krainského, horno-lužického, německého i anglického (Dr. John Bowring) přeloženie. Vydání 4. V Praze 1843 V. Hanka; 12°, Facſimile, XII und 316 S. Die ſ. g. kleine Polyglotte.

Die K. H. von Jaroſlav Kalina. „Oſt und Weſt" 1844 Nr. 53 v. 2. bis Nr. 61 vom 30. Juli S. 219 f. 223 f. 227, 231, 235 f. 239, 244, 247, 251. Ein moderner Dichter urtheilt mit Wärme und Begeiſterung über alterthümliche Dichterwerke. Kurze Analyſe der einzelnen Stücke mit metriſcher Überſetzung einiger Stellen. Mythologiſche und archäologiſche Bemerkungen. Auch K. erklärt den „Záboj" für das „köſtlichſte Gedicht der ganzen Sammlung".

Wýbor z literatury české. Díl I. od nejstaršich časův až do počátku XV. století. W Praze Kronberger a Řiwnáč 1845; gr. 8°. Die G. und K. H. ſind S. 2—58 nicht als Ganzes ſondern die einzelnen Stücke daraus aufgenommen, und zwar nach der von den Herausgebern begründeten Zeitfolge ihres Entſtehens: L. S. Ende IX., Ev. Joh. X., Záboj a Slavoj IX., Čestmír a Vlaslav 1. Hälfte IX., Jelen Heidenzeit, Jaromír a Oldřich

XI., Píseň na Vyšehrad 1. Hälfte XIII., Zbyhoň XIII., Beneš Hermanóv XIII., Ludiše a Lubor 2. Hälfte XIII., Jaroslav letztes Viertel XIII.; zuletzt die lyrischen Gedichte.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit verdeutscht von Jos. Mathias Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Šafařík und Anmerkungen von Franz Palacký. Prag 1845 Friedrich Tempsky; gr. 8°. Der pietätvolle Übersetzer preist sein Geschick daß ihm „das Glück wurde diese Heiligthümer im Urterte zu lesen und verstehen zu können. Für deutsche Leser, welche universelle Bildung über nationale Einseitigkeit erhebt, habe ich übersetzt; ihnen ein in Form und Ausdruck möglichst treues Abbild vorzulegen war mein Zweck". Šafařík's Einleitung behandelt S. 13—19 die äußere Form der Handschrift, das Material, die Schrift, die Eintheilung; S. 19—30 folgt eine Zergliederung und Charakteristik der einzelnen Stücke; S. 30—34 Bemerkungen über den Rhythmus und den Versbau.

Eine schöne illyrische Übersetzung der Lieder der K. H. von Stanko Vraz im Č. Č. M. 1845 S. 586 f. Eine lausitzer Übersetzung des „Beneš Hermanov", „Ludiša und Lubor", „Rose" und „Sträußchen" von Jakob Buk ebend. 1847 II S. 225.

Věneček uvit třicetileté památce nalezení R. K. Složen dne 16. září 1847 v Kralové dvoře od Jana Č. Brdičky; Mignon-Format, 32 S. Hat man aus diesem Anlasse eine Gedenktafel an der Stelle in dem alten Kirchengewölbe, wo der denkwürdige Fund gemacht wurde, angebracht? Hanka lebte ja noch, der den Platz bezeichnen konnte wo die Pfeile gelegen hatten!

R. K. i jiné výbornějšie básnie etc. — K. H. etc. übersetzt von W. Swoboda dem Nawarower. Wyd. 9. Wáceslawa Hanky. V Praze 1847. — Original-Text und Umschreibung ins Neu-Böhmische mit Anwendung einiger neuen Schriftzeichen, seit jeher ein Steckenpferd Hanka's.

Příběch o dobytí Prahy 1004. Od W. W. Tomka; Č. Č. M. 1849 II str. 21—44. Prüfung des geschichtlichen Untergrundes des „Oldřich und Jaromir" der K. H. im Vergleich mit Cosmas, Dalimil, Thietmar von Magdeburg.

Historical view of the languages and literature of the Slavic Nations etc. By Talvi etc. New-York George P. Putnam 1850; 8°. Die Verfasserin, geb. Theresia Amalia Ludovica von Jacobs, vereh. Robinson, setzt die epischen Gesänge der K. H., bei aller Anerkennung ihres in jeder Richtung hohen Werthes, in einem Punkte unter jene der Serben: „They have not that plastic and *objective* character which makes Homer and the Servian popular epics so remarkable, and from which

it appears that the poet, during the time of his inspiration, is rather *above* his subject; but like the Russian tale of Igor's Expedition, the epic beauties are merged in the lyric effusions of the poet's own feelings, who thus never attempts to conceal that his whole soul is engaged in his subject."

Monumenti poetici del medio evo fuori d'Italia. Versioni di Felice Francesconi. I. Praga 1851; 12°. Enthält nach einem Vorwort: „Il traduttore a' suoi compatriotti" die Überſetzung der K. und G. H., des Liebesliedes unter dem Vyšehrad und jenes König Wenzel I.

R. K. ꝛc. Blos der Original-Text in moderniſirter Umſchreibung. 10. Ausg. Prag W. Hanka 1851.— Daſſelbe mit der Svoboda'ſchen Überſetzung.

Polyglotta K. R. Text v pôvodním i obnoveném pravopisu etc. S. g. große Polyglotte. Vollſtändige Überſetzungen in's Ruſſiſche (Berg), Serbiſche (Slavko Zlatojević), Illyriſche (Ignatie Bèrlič), Polniſche (Siemieńſki), Ober-lauſitzer (J. E. Smoler), Italieniſche (Francesconi), Engliſche (Wratiſlaw), Deutſche (Svoboda); Proben ins Kleinruſſiſche (J. Halka, M. R. Saškievič, A. Mohyla, J. Srezněvſki); Sloveniſche (Kaſtelic), Franzöſiſche (F. G. Eichhoff), Bulgariſche (Dimitrj Petkovič). V Praze nakl. vydavatelovým 1852. Über einige bibliographiſche Seltenheiten der großen Polyglotte ſ. Nebeſký Č. Č. M. 1853 S. 348. Proben von Überſetzungen ins Schwediſche hat Dr. Karl Collan 1862 S. 275—283, dann ins Finniſche Dr. Auguſt Engelbrecht Ahlquiſt 1862 S. 312 f., endlich ins Altgriechiſche J. Saska ebenda 1863 S. 217 f. gebracht. Eine ruſſiſche Überſetzung hatte nach Hanka's Verſicherung der berühmte Puškin im Sinne gehabt; aber zwiſchen Vorſatz und Ausführung hatte 1837 27. Januar a. St. die tödtliche Kugel des Barons Anthès eingeſchlagen. Zu bemerken wäre noch, daß von allen ſlaviſchen Überſetzungen die in der ober-lauſitzer Sprache als jene gilt, die ſich am meiſten dem altböhmiſchen Urterte anſchließt.

Manuscript of the Queen's Court. A Collection etc. Translated by A. H. Wratislaw, fellow and tutor of Christ's College Cambridge. Published by Venceslav Hanka. Prague 1852; 12°. Der engliſche Überſetzer, der ſich der Herkunft von dem altböhmiſchen Stamme der Bratiſlave rühmt und deren Wappen ſeinem gleich anzuführenden Werke vorgeſetzt hat, war ſchon 1849 mit einer „Lyra Czecho-slovanská" (London John W. Parker) aufgetreten, worin ſich von alt-böhmiſchen Gedichten Beneš Hermanov und Jaroſlav, der Kukuk, die Verlaſſene und die Lerche fanden. Den

größeren Theil der „Lyra“ bilden Überſetzungen aus neuböhmiſchen Dichtern (Jablonſký, Hanka, Picek ꝛc.); woran ſich S. 95—120 „Original poems“ des Verfaſſers ſchließen.

Kralodvorský Rukopis. Od Václava Nebeského. Č. Č. M. 1852. 1853. Das ausführlichſte was bisher, die Polemik zwiſchen Feifalik und Gebrüder Jireček abgerechnet, über die K. H. abgefaßt wurde. Von der Erwägung ausgehend, daß es bisher noch immer an einem erſchöpfenden Geſammtwerke über die K. H. fehle*), ſetzte Nebeſký ſein Bemühen darein, „das bisher hierhin und dorthin verſplitterte literariſche Material zu ſammeln und zuſammenzuſtellen, um daraus die noch beſtehenden großen Lücken erſichtlich zu machen und einigermaßen eine Grundlage zu ſchaffen, noch mehr aber den Anſtoß zu geben zu tieferem und allſeitigem Weiterforſchen.“ 1852 III S. 142—148 Auffindung der K. H. und erſte Nachrichten; 148—154 Beſchreibung der K. H.; 155—171 Muthmaßlicher Urheber; König Wenzel I.? Zavíš von Roſenberg?; 171—174 Schrift und Schreibweiſe der K. H.; IV S. 129—132 Editio princeps; 133—145 Vergleich mit den Heldengeſängen anderer Völker, der alten Hellenen, der deutſchen Minneſänger, der Serben; 146—168 erſte Beurtheiler: Tambeck, Kopitar, Meinert, Dr. Rud. Köpke (Mon. Germ. hist. XI) etc. 1853 I S. 116—166 Aufnahme der K. H. bei andern Völkern, Überſetzer und Beurtheiler derſelben, insbeſondere Admiral Alexander Semenovič Šiškov, Nikolaus Berg, Konſt. Akſakov, Waclav A. Maciejowſki, A. Mickiewicz, Lucian Siemiéński, Wratiſlaw, Bowring, Edg. Quinet, Goethe, Baron de la Motte Fouqué ꝛc. ꝛc. II S. 335—388 Schickſale der K. H. im eigenem Lande, zugleich eingehende Würdigung der größeren Gedichte, mit beſonderem Hinblick auf deren geſchichtlichen Untergrund.

K. K. ꝛc. 11. Auflage Hanka's; Prag G. Haaſe Söhne 1853.

Überſetzung ins Illyriſche (Kraljodvorski rukopis) von Johann Trnski. Agram Ljudevit Gaj 1854; 8°. Ebenda 2. Auflage.

Aestetický význam básní K. R. Záboj a Jaroslav. Od Jana Erasm. Vocela. Č. Č. M. 1854 str. 440—467.

Ungariſche Überſetzung (A Királyudvari kézirat) von Anſelm Riedl. Prag G. Haaſe Söhne 1856.

„Sąd Libuszy“, dann „Czestmir i Władław“ in wortgetreuer polniſcher Überſetzung von Prof. Heinrich Suchecki und der poetiſchen Übertragung des Siemiéński in den Wypisy polskie, Lemberg 1857 Galiz. Studienfond; I S. 74—102.

*) „Tak ani ještě nemáme velkého kritického vydání se všemi přípravami a propravami vědeckými, o jiných potřebách pomlčíce“; 1852 III. str. 137.

6.

Der offene Krieg gegen die K. H. begann erſt gegen Ende der fünfziger Jahre. „Damals bürgerte ſich bei gewiſſen Perſonen in den Regierungskreiſen die Meinung ein, daß man der nationalen Bewegung in Böhmen und Mähren eine empfindliche Wunde verſetzen würde, wenn es gelänge die Unächtheit gewiſſer hiſtoriſcher Denkmale zu erweiſen. Es fanden ſich auch Männer die, ſei es mit Abſicht ſei es ohne ſolche, jenen Strebniſſen zu Dienſten waren, Strebniſſen die von dem eigenthümlichen gegen die hiſtoriſchen Traditionen in den öſterreichiſchen Ländern gerichteten Kritiscism der Wiener Schule unterſtützt und hier von geringeren dort von erheblicheren Erfolgen begleitet waren". Ich führe dieſe Worte meines gelehrten Freundes (Jos. Jireček Rukověť I S. 40 f.) an, weil ſie genau das ausdrücken was man damals, wie ich ſchon zu bemerken Anlaß genommen, in den nationalen Kreiſen Böhmens, von Šafařík und Palacký anzufangen, allgemein und feſt glaubte. Und durchaus ſtimme ich dem bei, was er unmittelbar hinzufügt: daß man jetzt „mit unbeſchreiblicher Genugthuung" auf die Früchte jener Kämpfe blicken könne; denn „die Ächtheit der K. H. hat die Probe beſtanden, die Angriffe aber haben nicht wenig zu einer gründlicheren Beleuchtung der Handſchrift ſowohl als Ganzes wie der einzelnen Theile beigetragen".

Den Kampf eröffnete der jugendliche Julius Feifalik (geb. zu Znaim 16. Februar 1833) mit einer in den Sitz. Ber. der kaiſ. Akad. d. Wiſſ. XXV 1857 S. 326—378 abgedruckten Abhandlung: „Über König Wenzel von Böhmen als deutſchen Liederdichter und über die Unächtheit der Píseň milostná krále Václava I.", welche Veranlaſſung war daß der Ausſchuß des

böhm. Muſeums eine aus Karl Jaromir Erben, Václav Vladivoj Tomek und Erasmus Vocel zuſammengeſetzte Commiſſion beſtellte, 13. Januar 1857, welche ihrerſeits Šafařik und den Profeſſor der Chemie Rochleder beizog und am 17. Februar darauf ihren Bericht erſtattete, des Inhalts: es könne kein Zweifel obwalten daß man es hier mit einem viel ſpätern Machwerk, mit einer auf Täuſchung angelegten Nachbildung älterer Schriftzeichen zu thun habe. Mit dem angeblichen „Minnelied“ wurde auch der auf der andern Seite des Pergament-Blattes befindliche „Hirich“, deſſen Schrift man bei deſſen Auffindung für noch alter als jene der K. H. gehalten hatte, als unächt erkannt und erklart*). Bei ſeiner Beſtreitung der Ächtheit des nur einige Zeilen umfaſſenden, einem ächten deutſchen Vorbilde nachgeformten Minneliedes, der er einen ſo glänzenden Sieg verdankte, hat aber Feifalik ein übriges gethan, indem er wiederholte Andeutungen machte als ob die Ächtheit der K. H. ſelbſt etwas problematiſches, erſt zu beweiſendes ſei. Einen der in dieſer Hinſicht von ihm gebrauchten Ausdrücke: „ihre Ächtheit verneinegend“, las er in einem Vortrag: „Der Dichter Jarke von Nürnberg“ einfließen, den er zu Prag am 25. Juni 1857 in der Sitzung der böhm-

* V. Nedobity Zpravy o palaeografickém významu rukopisu Písně milostné krále Václava. C. C. M. 1858 str. 198 f. Für den Fälscher halten einige den Bibliothek-Secretär P. Hammermann. Dagegen Dr. Gebauer böhm. Gedichte S. 29, andere Daten und Briefe Hammerm. Dejiny I. vyd. str. 172 poznám. Im Februar ist gewiß, durch einen für den Schuldigen zu halten der seine Absicht durch einen dem P. Hammermann, welcher sagte, wie alle Welt es sage, daß Linhart mit erfunden hätte, in die Hände gespielt hatte. „Gestern hatte mich Feifalik“ schreibt er mir am 17. September 1882, „wegen eines der Verdächtigung schuldigen C. C. M. 1858 II. str. 198 ff. zu verfassenden Gesetzes, daß Hanka, der Schöpfer solcher Alterthümer, nicht im Stande war etwas wie die K. H. zu verfassen“. Hanka, und wer ihn sonst haben gekannt, haben den „Jarke“ offenbar genommen, um durch diesen seinen unbestrittenen eigenen Dichtung ungefähr gleiche Stück auch die Aechtheit des Minneliedes zweifelhaft zu machen.

rischen Section des mähr. schles. Vereins für Landeskunde ꝛc. hielt (abgedruckt im Notizen-Blatt dieser Section Nr. 11), worauf ihn Jos. Jireček im Světozor, einem liter. Beiblatte zu den Wiener Slovenské Noviny, Nr. 148 aufforderte einen so anmaßenden Ausspruch denn doch mit Gründen zu belegen. Feifalik schwieg für den Augenblick; doch mit um so größerem Eifer begann er von da an die Behelfe zusammenzutragen, mit welchen ausgerüstet er sich seinerzeit jener Herausforderung zu stellen gedachte.

Mittlerweile erfolgte jener plumpe, völlig unwissenschaftliche Ausfall gegen Hanka im „Tagesboten aus Böhmen", deren eigenthümlicher Verlauf und Abschluß vor den richterlichen Schranken bereits oben (S. 324—326) besprochen wurde. Beigefügt aber muß hier werden daß das Aufsehen, welches dieser muthwillige Ausfall nicht nur unter den Schriftgelehrten, sondern, weil es vielverbreitete Tagesblätter waren in welchen derselbe sowie Palacký's Entgegnung erfolgte, auch weithin außerhalb jener Kreise machte, den Ächtheitsbeweis eines der angegriffenen Denkmale in einer Richtung herstellte, in welcher man bisher nur im Dunkel herumgetappt hatte. „Durch ein glückliches Geschick", um mit V. V. Tomek zu reden, „mußte ein neuer feindlicher Angriff auf den L. S. geschehen, bevor noch die letzten Zeugnisse über dessen Auffindung in Grünberg verschwanden. Der neue Anonymus im Tagesboten, der mit leichten Waffen die ganze älteste böhmische Literatur zu einem Werke des Betruges stempeln wollte, weckte den alten Anonymus, der den berüchtigten Bleistiftzettel vom Jahre 1818 geschrieben hatte, aus dem Grabe der Vergessenheit". Den Anstoß gab ein vom Schloß-Caplan in Žinkau P. Roman Vořišek am 1. Februar 1859 an Professor Tomek als Geschäftsleiter des Museums gerichtetes Schreiben, enthaltend die Mittheilung: „Die Handschrift des L. S. sei im Jahre 1817 in

Nepomuk von dem dortigen Rentmeister Joseph Kovář gefunden worden", zusammengehalten mit einer Äußerung des Dr. Legis-Glückselig, der einige Zeit vorher mit Bezug auf die Artikel des „Tagesboten" zu Hanka gesagt hatte: „Ei was, vom L. S. wußte der selige Horčička, daß er in Grünberg gefunden wurde; auch Caplan Prádlo wußte darum." Tomek ließ das Schreiben des Schloß-Caplans im „Lumír" Nr. 6 abdrucken und ging nunmehr den noch auffindbaren Zeugenschaften und sonstigen Beweismitteln mit einem Spürsinn und einer gewissenhaften Genauigkeit nach, die eben so sehr den Historiker von erprobter Wahrheitsliebe als den alten Juristen, der in jungen Jahren die Civil- und Criminal-Praxis durchgemacht hatte, charakterisirte. Von unmittelbaren Zeugen war nur einer mehr am Leben: Dechant P. Joseph Zeman, damals Local-Caplan in Prádlo — woraus Dr. Glückselig den „Caplan Prádlo" machte —, welcher die Handschrift in Nepomuk selbst im Hause seines Vorgängers Dechants Boubel († 5. Mai 1834) gesehen hatte und von diesem, der ihm großes Vertrauen schenkte, über den Vorgang der Auffindung unterrichtet worden war. Mittelbare Zeugen, und zwar ersten Grades d. h. solche welche die Handschrift vor Überführung derselben nach Prag nicht gesehen, aber den Vorgang entweder vom Dechant Boubel oder vom Rentmeister Kovář selbst gehört hatten, lebten noch: P. Johann Wolf Pfarrer in Vrčen und der bereits genannte P. Roman Vořišek. Ein Hauptzeuge, der Maler Franz Horčička, lebte zwar nicht mehr († 1856), allein es waren schriftliche Aufzeichnungen vorhanden, die P. Wenzel Krolmus über Horčička's Aufforderung und in dessen Beisein in sein, Krolmus', Tagebuch eingetragen hatte. Als mittelbare Zeugen zweiten Grades d. h. solche die um die Sache von Zeugen ersten Grades, und zwar von dem eben genannten Maler Horčička, wußten,

konnten noch P. Krolmus, ehemals Pfarrer in Zvikovec, ſeit Jahren in Prag im Ruheſtand lebend von wo er alljährlich Ausflüge für archäologiſche Zwecke machte, P. Franz Novotný Prieſter bei St. Veit ob dem Prager Schloſſe, Franz Holina Kammerdiener des Kreuzherrn-Generals P. Jacob Beer, zugleich als Kalligraph bekannt, dann Joſeph Urban Prager Bürger und Vorſtand der Weberzunft, perſönlich einvernommen werden. Die Hauptſache aber war jedenfalls eine Augenſcheinnahme und Abhörung von Zeugen an Ort und Stelle, und es wurde darum vom Verwaltungsausſchuſſe des böhmiſchen Muſeums beſchloſſen, 1. März 1859, ſeinen Geſchäftsträger mit dem Original des L. S. nach Nepomuk zu ſenden, dasſelbe durch den einzigen noch lebenden unmittelbaren Zeugen Dechant Zeman einſehen und über den Befund ein notariell beglaubigtes Protokoll aufnehmen zu laſſen, was am 24. und 25. März in aller Form und Ordnung geſchah. Nachträglich wurde dann noch in Prag der Vergleich von amtlichen Schriftſtücken des Kovář mit den obwohl abſichtlich verſtellten Schriftzügen des Bleiſtiftzettels angeſtellt, und am 2. April bei dem Öconomie-Directions-Amte von Grünberg die Ausſage des zweiundſiebenzigjährigen Straßenräumers und Häuslers Martin Havlíček aus Dvorec protokollariſch aufgenommen, eines jener Männer die im Herbſt 1818 Robot-Fuhren nach Prag zu leiſten hatten, bei welcher Gelegenheit der Rentmeiſter Kovář in einer Kutſche mit herrſchaftlichen Pferden ſie bei Smolivec einholte und dann ihnen voraus nach Prag fuhr.

Handſchriftliche Lügen und paläographiſche Wahrheiten; „Tagesbote aus Böhmen“ 1858 October.

Handſchriftliche Lügen und paläographiſche Wahrheiten. Eine Entgegnung von Franz Palacký; „Bohemia“ 1858 Nr. 288 vom 5., 289 vom 6., 292 vom 10. November S. 949 f. 957, 985 f. Gedenkblätter S. 215—231.

S. L. a R. K. od Dr. Herm. Jirečka „Světozor“ (lit. hiſtor. Beilage der Wiener „Slovenské Noviny“) 1858 December Nr. 23 vom 2. u. 24 vom 16. Rechtfertigung des L. S. vom rechtsgeſchichtlichen Standpunkte, zugleich Abweiſung der von Feifalik gegen die K. H. vorgebrachten Verdachtsgründe.

Svědectví o nalezení L. S. Sestavil V. V. Tomek; Č. Č. M. 1859 st. 28—57; Dodatky ke zprávě o rukopise Zelenohorském st. 102—106.

Die Grünberger Handschrift. Zeugnisse über die Auffindung des L. S. Zusammengestellt von W. W. Tomek. A. d. böhm. Mus. Ztsch. von Jakob Malý. Prag 1859 gr. 8°. Im böhmiſchen Original und in der deutſchen Überſetzung wurden hier zum erſtenmal die Ausdrücke „Rukopis Zelenohorský“ „Grünberger Handſchrift“ gebraucht, die ſeither als Seitenſtück zur K. H. in allgemeiner Übung geblieben ſind. Das zu Protokoll aufgenommene Zeugnis des Dechants Zeman S. 12 f.; die Ausſage des Martin Havlíček S. 21. Über den Charakter, die Kenntniſſe und Fähigkeiten des Rentmeiſters Kovář, des Dechants Boubel und deſſen Nachfolgers Zeman S. 22—24. Die Vergleichung der Schriftzüge des Kovář auf Grund von Grünberger Actenſtücken aus den Jahren 1815—1820, die der Guts-Director Wenzel Liebl dem Profeſſor Tomek zur Verfügung ſtellte, S. 36—43. Dieſe abermalige Unterſuchung des L. S. führte übrigens zu einer „intereſſanten neuen Entdeckung, welche an dem Grünberger M. S. im 42. Jahre ſeiner Auffindung gemacht wurde“, nämlich gewiſſer rothen Striche die ſich als Bezeichnung des Anfangs jedes Verſes herausſtellten S. 43—45.

Obrana L. S. ze stanoviska filologického. Sepsal Martin Hattala; Č. Č. M. 1858 str. 600—611; 1859 str. 326—346; 1860 str. 59—81.

Im Jahre 1859 erfolgte der erſte größere wiſſenſchaftliche Angriff auf die K. H. als Ganzes. Man will dem Luſtſpieldichter Kotzebue nachgeſpürt haben daß er viele ſeiner Stücke nur um einer gelungenen Scene willen, die ihm in den Sinn gekommen, verfaßt habe. Ähnlich erging es Max Büdinger mit ſeiner Abhandlung, die ihren Urſprung allein dem, wie ihr Verfaſſer meinte, glücklichen Griffe des Trommel-Anachronismus zu verdanken hatte. Seine Beweisführung war nämlich dieſe: „Trommeln kannte man im früheren Mittelalter bei den europäiſchen Heeren

nicht; in der K. H. werden aber Trommeln erwähnt; folglich iſt die K. H. ein Machwerk der ſpätern Zeit.“ Die Handſchrift ſelbſt hatte Büdinger nicht geſehen, des Böhmiſchen, geſchweige denn des Alt-Böhmiſchen war er nicht mächtig, den berühmten und allbekannten Taboriten-Führer ſchrieb er wiederholt „Čižka“; ſo viel Schicklichkeitsgefühl, ſollte man meinen, müßte doch jeder Mann der Wiſſenſchaft haben, ſich der Beurtheilung eines Schriftſtückes zu enthalten deſſen Sprache er nicht einmal verſteht. Nun kann allerdings der Hiſtoriker in die Lage kommen ein Schriftſtück, auch ohne es in der Urſprache leſen zu können, ohne es geſehen und paläographiſch ſtudirt zu haben, darum für unächt zu erklären weil es eine notoriſche Zeitwidrigkeit enthält. Das wäre z. B. bei der K. H. der Fall, wenn darin Jaroſlav dem Kublajevič aus einem Revolver den Garaus machte. Erſt jüngſt hat ein Spaßvogel den kritikloſen Theil der Wiener Bevölkerung durch eine Geſchichte „Kaiſer Joſeph II. und die Tochter des Bahnwächters“ zu Thränen gerührt. Aber einer ſolchen Notorietät erfreut ſich der Zeitpunkt der Einführung der Trommeln bei den chriſtlichen Kriegsſchaaren keineswegs, und darum bewegte ſich der Hiſtoriker, der dieſen Umſtand heraushob, von Anbeginn in einem circulus vitiosus. Denn iſt die K. H. ächt, ſo war ja, auch wenn Ducange davon nichts wußte, eben durch ſie der Beweis geliefert daß man damals Trommeln als Alarm-Werkzeuge bereits kannte; war ſie unächt, dann blieb es ziemlich gleichgiltig ob darin von Trommeln oder von Piſtolen und Kanonen die Rede war. Nun traf es ſich aber daß Büdinger, nachdem er ſeinen, wie er meinte, ſchlagenden hiſtoriſchen Beweis zuſammengeſtellt, ja bereits unter den Preßbengel gebracht hatte, darauf kam oder durch Andere darauf gebracht wurde, daß der Prager Canonicus Vincenz ſchon zum Kriegszuge Vladiſlav II. 1158 beſchreibt, wie deſſen

Schaaren vor Mailand Trommeln als Alarmzeichen gebrauchten, die wohl den fremdländischen Kriegsvölkern, keineswegs aber den Böhmen neu waren, „signum Bohemorum“. Wenn nun hierauf Büdinger seinen Aufsatz zurückgezogen und sich in einer Sache, in die er sich offenbar voreilig eingelassen, fortan still verhalten hätte, so wäre er nach dem lateinischen Sprüchlein „Plato geblieben“. So aber sandte er seiner Abhandlung einen Zusatz nach, demzufolge die Alarm-Werkzeuge des Vincentius Pragensis keine Trommeln, sondern Pauken oder Glocken, und folglich, was der böhmische Chronist als eine „auszeichnende Sonderheit der Böhmen“ hinstellte, keine Sonderheit der Böhmen gewesen wären. Im weitern Verlaufe der Polemik, in welcher ein Ungenannter, dann Palacký, die Gebrüder Jireček, Hattala, Nebeský, Siegfried Kapper als Vertheidiger der K. H. auftraten, mußten sich die Alarmzeichen der Böhmen bei Büdinger in „ungeheure Trommeln von fünfzehn Ellen im Umfange“ verwandeln lassen, bis er zuletzt bei den „bubny“ des Nestor, also doch Trommeln anlangte*).

Auf die andern von Büdinger ins Treffen geführten, vielfach von Andern entlehnten Verdachtsgründe, auf die Widerlegung derselben durch seine Gegner und auf seine lang anhaltenden

*) Seither ist wohl jeder Zweifel darüber geschwunden, daß die Trommeln in den europäischen Heeren des Mittelalters üblich waren. Abgesehen von Nestor, Martinus Gallus, Vincentius, Radevicus gibt es der Zeugnisse dafür eine so erkleckliche Anzahl, daß Büdinger's Bedenken in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Nur einiges weniger bekannte sei hier angeführt. Leo Diaconus (X. Jahrh.) erzählt vom byzantinischen Kaiser Joannes Zimistes, daß dieser auf seinem Heereszuge vom Balkan an die Donau 971 τὰ τυμπανα παταγεῖν ließ (Ed. Bonn p. 132). Gualtier de Châtillon († um 1201) sagt in seiner Alexandreis: „Oritur confusio vocum et lituum clangor: sed ab illa tympana parte castigata sonant“ (Ed. Müldener, Lipsiae 1863 p. 202), ein Beweis, daß im 12 Jahrhundert Trommeln auch dem französischen Heere nicht fremd waren.

Bemühungen ſein Schifflein über dem Waſſer zu halten, kann hier nicht weiter eingegangen, ſondern muß auf die ziemlich reiche diesfällige Literatur verwieſen werden. Das aber gehört hierher daß, wie der Angriff des T. a. B. zum Anlaß wurde in der eilften Stunde — denn ein paar Jahre Verſäumnis, und es war von den meiſt ſchon ſehr betagten Zeugen kaum einer mehr am Leben! — den beweiskräftigen Nachweis der Herkunft des L. S. zu liefern, der Angriff Büdinger's eine ähnliche Zeugenſchaft hinſichtlich der K. H. zur Folge hatte. Denn jetzt wurde der alternde, in Votic als k. k. Grundbuchsführer amtirende Štovíček auf die Sache aufmerkſam, reiſte nach Prag wo er ſich die K. H. vorweiſen ließ, erkannte dieſelbe als jene Blätter alten Pergaments die er 1803 und 1804 als Knabe mehr als einmal in Händen gehabt, 25. September 1859, ſetzte, nach Votic zurückgekehrt, über ſeinen Befund eine Denkſchrift auf, die er durch zwei erbetene Zeugen beglaubigen und durch den dortigen k. k. Notar Emanuel Pſtroß beſtätigen ließ, 7. October, und ſandte dieſelbe zur Hinterlegung im böhmiſchen National-Muſeum nach Prag. Dadurch war demnach der Beweis hergeſtellt daß die K. H. jedenfalls durch Hanka nicht fabricirt ſein konnte, weil dieſer zu jener Zeit als Knabe noch das Vieh ſeiner Eltern in Hořinëves hütete.

Die K. H. und ihre Schweſtern. Von Max Büdinger. Sybel's Hiſt. Zſt. 1859 I S. 127—152 (am Schluße Zuſatz zu Anm. 3 S. 137 f. betreffend den Vinc. Prag.); Berichtigungen und Nachſätze dazu S. 575 f.

Max Büdinger und die Königinhofer Geschwister. Prag 1859 Fr. Tempsky, 8°. Der Verfaſſer der ſich nicht nannte iſt Schreiber dieſer Zeilen.

Die K. H. und ihr neuester Vertheidiger. Eine Entgegnung von Max Büdinger. Wien C. Gerold's Sohn 1859, gr. 8°.

Die altböhmiſchen Handſchriften und ihre Kritik. Von Franz Palacký. Sybel H. Zſt. 1859 II S. 87—111; Gedenkblätter S. 231—259.

Entgegnung auf den Aufsatz des Herrn Fr. Palacký. Von Max Büdinger. Ebenda S. 112—117.

Büdinger a památky naší starověké poesie. Od Jos. a Herm. Jirečka; Světozor 1859 str. 237—239.

Die Handschriften von G. u. K. Altböhmische Poesien aus dem IX. bis XIII. Jahrhundert. Von Siegfried Kapper. Prag Karl Bellmann 1859; 16°. Deutsche Übersetzung (ohne Urtext). In der „Vorherbemerkung" p. XI—XVI tritt K. als Dichter und als Kenner der serbischen Heldenlieder auf, die B. als Vorbilder der gefälschten K. H. hingestellt hatte. Kapper nennt letzteres eine von B. „offenbar auf guten Glauben hin adoptirte fremde Behauptung" und bezeichnet dessen weitere Behauptung: „das dem serbischen Volksliede ausschließend eigenthümliche zehnsylbige ungereimte Metrum mit der charakteristischen und nie fehlenden Cäsur nach der vierten Sylbe finde sich in der K. H., und zwar in zwei Liedern ununterbrochen wieder", als „einfach unwahr".

R. K. a p. M. Büdinger. Od V. Nebeského. Č. Č. M. 1859 str. 198—235.

Nalezení L. S. Světozor 1859 Nr. 4 vom 15. Februar; Abdruck von Tomek's Artikel in „Lumír" č. 6.

Nová akta ve při o R. K. Podává Václav Nebeský. Č. Č. M. 1859 str. 397—406. Der Verfasser bringt aus dem Briefschatze des Landes-Museums vier Briefe Svoboda's an Hanka vom Decemb. 1817 bis Juli 1818, dann Bruchstücke aus zweien vom Februar 1819, worin zum öftern von der Übersetzung der K. H. durch Svoboda, aber auch von manchen Zweifeln über die Abtheilung der verschiedenen Stücke, die Lesung einzelner Worte u. dgl. die Rede ist. Im zweiten Briefe vom 20. Januar 1818 gibt S. seinem Freunde den Rath „das letzte Stück" in zwei Theile zu zerlegen, weil es ihm scheine daß es zwei Gedichte seien; „vielleicht sei die Handschrift an der Stelle lückenhaft, zeige nicht den Namen oder die Aufschrift des folgenden Stückes, oder es wäre ein Fehler des Abschreibers unterlaufen", (Meinte damit S. den „Zbyhoň" und das darauf folgende Sträußchen?) In diesem Tone schrieben einander Hanka und Svoboda, bemerkt Nebeský zu dieser Stelle; „ist das etwa die Sprache eines Betrügers zu seinem Genossen in solch unsauberem Handwerk? Dann gäbe es wahrhaftig auf der Welt keine Wahrheit und keine Sicherheit mehr" ꝛc. Zuletzt folgt das notariell beglaubigte Zeugnis Franz Šťovíček's, wobei nur zu bedauern ist, daß es Nebeský nicht in deutscher Sprache, in der es ausgestellt worden, abdrucken lassen.

Studie o R. K. od Jos. a Herm. Jirečka; Světozor 1858 Nr. 6 v. 19. März S. 43—45 I. Bedeutung von Königin-

hof als Ort der Auffindung; 7. v. 1. April: II. Hiſtoriſche Lieder und Volksſänger bei den Böhmen; 8. v. 15. April S. 61—63: III. Verwandtſchaft der K. H. mit der Alexandreis; 9 v. 1. Mai S. 69 f. IV. mit anderſlaviſchen Dichtungen u. Unterſchied v. denſelben; 10 v. 15. Mai S. 76—78: V. Aus der Heidenzeit; 12 v. 15. Juni: VI. Čeſtmír; 14 v. 15. Juli S. 106—109: VII. Jaromír und Ulbarich; 15 v. 1. Auguſt S. 114 f.: VIII. Beneš Hermanov; 16 v. 15. Auguſt: IX. Záboj u. Slavoj; 17 v. 2. u. 18 v. 16. September S. 140—142: X. u. XI. Jaroſlav; 19 v. 2. October S. 149 f. XII. Ludiše u. Lubor; 20 v. 16. October S. 154—156: XIII. Vom Zweikampf zwiſchen Heerführern als hiſtoriſchem Momente; 21 v. 2. und 22 v. 15. November: XIV. Eigennamen der K. H. XV. u. XVI. Text-Verbeſſerungen zum Záboj und zum Zbyhoň; XVII. Anfänge des Reimes in den Liedern. 1859 Nr. 8 v. 16. April S. 251—254: XVIII. Vergleich mit kleinruſſiſchen und ſerbiſchen Liedern; XIX. Alterthümliche Sitten und Gebräuche; 9 v. 3. Mai: XX. Geſchichtliches; 21 v. 3. November S. 355—357: XXI. der Name Karl d. Gr. im Záboj. 1860 Nr. 7 v. 3 April: XXII. Sage von der Chans-Tochter; XXIII. Fahnen und Trommeln. XXIV. Das Sträußchen; 8 v. 17. April S. 62 f. XXV. Adalbert Nejedlý als Heldenſänger; 9 v. 1. Mai S. 66—69: XXVI. Ruſſiſche Kroniken; XXVII. Kyjev und Novyhrad; 18 v. 18. September S. 139—141: XXVIII. Jaroſlav von Sternberg; 19 v. 2. October: XXIX. Geſang mit und ohne Inſtrumental-Begleitung; 20 v. 18. October S. 154—156: XXX. Turniere und Waffenſpiele in Böhmen.

O enklitickém ž a ť co důkaze přesnosti R. Z. a K. Sepsal a v k. české spol. nauk dne 6. února čítal M. Hattala: Č. Č. M. 1860 str. 313—320.

Über die angebliche Mongolen-Niederlage bei Olmütz in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1241. Von Eduard Jos. Schwammel; Sitz.-Ber. der kais. Ak. d. W. 1860 XXXIII S. 179—218. Der Verfaſſer ſucht gegen das Gedicht „Jaroſlav" der K. H. zu beweiſen, eine Schlacht bei Olmütz, in welcher 1241 ein Tataren-Fürſt gefallen, habe es nicht gegeben.

7.

Mehr als zwei Jahre fleißiger Arbeit ließ es sich Julius Feifalik kosten ehe er mit dem Ergebnisse seiner Forschungen vor die Öffentlichkeit trat. Er begann in der Einleitung mit großer Bescheidenheit, blieb aber dieser Rolle nicht treu, stellte sich als den beleidigten Theil, klagte über die „aggressive Erbitterung" womit der Streit von der andern Seite geführt werde, und schrieb sich im weitern Verlaufe in einen ziemlich absprechenden, mitunter recht anmaßenden Ton hinein. Immerhin war Feifalik ungleich mehr als Büdinger befähigt und befugt, in der Sache um die es sich handelte eine beachtenswerthe Stimme abzugeben. Zwar hatte, so viel mir bekannt, auch er das Original der K. H. persönlich nicht in Augenschein genommen; die Wiener Gelehrten gebrauchten damals die Ausflucht, die alt-böhmischen Denkmale seien in Prag, wenn von unliebsamer Seite eine Nachfrage gehalten werde, mit sieben Siegeln verschlossen. Hingegen war F., obwohl seine eigentliche Stärke im mittelalterlichen Deutsch und Latein lag, auch der böhmischen Sprache im allgemeinen mächtig, hatte im Altböhmischen, in der slavischen Literatur Mythologie und Alterthumskunde mancherlei Studien gemacht und verstand sich nebstbei auf gewisse Seiten der Paläographie so gut, daß er, als sprechenden Beweis wie leicht es auf diesem Gebiete sei selbst namhaften Gelehrten ein X für ein U vorzumachen, der kais. Hof-Bibliothek ein alt-deutsches Wiegenlied zu unterschieben wußte, das in der That großes Aufsehen und ernste Streitigkeiten erregte, bis man durch eine gleichfalls von ihm in hebräischen Schriftzügen beigefügte Anmerkung der erdichteten Herkunft auf die Spur kam*). Ein anerkennenswerther Vorzug

*) Jireček Rukověť I str. 409.

Feifalik's war es auch, daß er, ein Mann der Wissenschaft, für wissenschaftliche Gegengründe nicht unempfänglich blieb; wenn er sich nicht ausdrücklich für geschlagen erklärte, so beharrte er doch nicht weiter auf seiner als irrig erwiesenen Meinung. So nahm er, obwohl er alles und jedes, was gegen die K. H. vorgebracht werden konnte, an sich heranzog und in seinem Sinne verarbeitete, den um allen Credit gebrachten Trommel-Beweis Büdinger's nicht wieder auf; ließ auch andere von diesem auf fremde Autorität hin aufgestellte Behauptungen fallen; ja ging, eines Bessern belehrt, von Ansichten zurück die er selbst einige Zeit vorher mit einem großen wissenschaftlichen Apparat verfochten hatte*). Diese Wahrheitsliebe trug auch Schuld an der ungewöhnlichen Verzögerung des Druckes seiner Schrift, da F., so oft im „Světozor", wo Jos. und Herm. Jireček ihre einmal begonnenen „Studien über die K. H." fortsetzten und in Einzel-Artikeln veröffentlichten, Argumente vorgebracht wurden die er nicht in Abrede stellen konnte, den bezüglichen Satz seiner Schrift auseinanderwerfen ließ und etwas anderes an die Stelle setzte. So gerechte Zweifel er nach diesen wiederholten Erfahrungen in die Untrüglichkeit seiner gegen die K. H. gefaßten Meinung hätte setzen sollen, so war er denn doch schon zu weit gegangen um vollends zurückzutreten, und so schloß er seine Abhandlung mit einem leibhaftigen stat pro ra-

*) In einer in der Gymn. Ztsch. 1858 S. 406—411 veröffentlichten Abhandlung „Bilbis und Bös" hatte F. beweisen wollen, bös bedeute einen guten Geist, daher bêl-bôs (weißer bös) den Lichtgott. Dagegen wurde von Jos. Jireček im „Světozor" 1858 der Beweis geführt, daß bêsi die bösen Geister seien, daher ein weißer bôs ein eben solches Unding wäre wie nach christlichen Vorstellungen ein weißer Teufel . . . Nach einer ihm „von competenter Seite" gemachten Versicherung war Büdinger in seiner Abhandlung gegen die Einsylbigkeit des Wortes krvi im „Jaroslav" aufgetreten, worauf Jos. Jireček in einem Aufsatze „über einige Eigenheiten der alt-böhmischen Poesie", Světozor 1859 vom 17. Mai, den Beweis des Gegentheils lieferte. Von beiden Argumenten machte F. in seiner Schrift keinen weitern Gebrauch.

tione voluntas. Nicht blos daß er das Zeugnis Štovíček's, das ihm begreiflicherweise sehr ungelegen kam, mit den nichtigsten Gründen in ein falsches Licht zu stellen suchte — als ob es etwas so unerhörtes wäre daß ein siebenzigjähriger Mann sich an ein Schriftstück erinnert, das er als zehnjähriger Knabe wiederholt in Händen gehabt; ein Schriftstück das ihm damals und nachher im Gedächtnis blieb, weil es sich von allem was ihm vordem und seither vor die Augen gekommen ganz gewaltig unterschied; ein Schriftstück übrigens das ihm 1817, als er zur Zeit der Anwesenheit Hanka's mit Urlaub in seinem Heimatsort weilte, neuerdings in die Erinnerung gebracht worden! —, sondern er erging sich in wo möglich noch willkürlicherer Weise gegen die durch Zeugen- und Handschriften-Beweis erhärtete Auffindung des L. S. und sprach er es zuletzt geradezu aus: jeder Unbefangene habe „sich sein Urtheil in der Sache längst festgestellt", während „die Gegner sich nie überzeugen und überführen lassen wollen" und darin dem Ratibor vom Riesengebirge glichen, wenn dieser in seinem Unmuth spreche: „Nechvalno nám v Němcích iskat' pravdu = Nicht löblich ist's für uns bei den Deutschen Recht zu suchen"; für ihn, F. und die Seinen, jedoch hätten die von ihm vorgebrachten Gründe „noch alle ihre nöthigende Kraft, und auf sie gestützt verwerfen wir die K. und nicht minder die G. H."

Jenen, die seit Jahrzehenten auf den literarischen Messias warteten, der sie von dem Alp nothgedrungener Anerkennung der Ächtheit und Schönheit der K. H. erlösen würde, galt natürlich die F.'sche Beweisführung als unumstößlich, und sie hielten sich überzeugt daß man von der andern Seite nur mit Grobheiten antworten, wenn nicht ganz und gar schweigen werde. Das Erscheinen der Jireček'schen Gegenschrift war die sprechende Widerlegung des letztern, der Ton in dem sie gehalten war, der Geist

und die Fülle von Wiſſen die darin zum Ausdruck kamen, der beſte Gegenbeweis für das erſtere. Wie man von der Schrift F.'s ſagen konnte, ſie habe alles zuſammengefaßt was ſich gegen die K. H. vom ſprachlichen geſchichtlichen paläographiſchen literarhiſtoriſchen Standpunkte vorbringen ließ, ſo haben die Gebrüder J. in ihre unter dieſe Hauptgruppen vertheilte Widerlegung nicht blos die Schrift F.'s, ſondern auch die derſelben zunächſt vorhergegangenen Angriffe Büdinger's und Schwammel's einbezogen. Auch der L. S., obwohl F. gleich ſeinen Vorgängern gegen dieſen „außer Phraſen die in einem ſolchen Streite höchſtens den Mangel an Gründen bekunden" nur wenig vorzubringen gewußt, wurde einer Erörterung unterzogen, als deren Ergebnis Herm. Jireček, der gründlichſte Kenner des alt-ſlaviſchen Rechtes, die durchgängige Übereinſtimmung derſelben mit jenem, was im L. S. vom alt-böhmiſchen Rechtsleben erwähnt wird, nachweiſen konnte.

Die Jireček'ſche Schrift erſchien im Januar 1862. Derjenige gegen den ſie in erſter Reihe gemeint war, hatte in der Zwiſchenzeit einige Semeſter an der Berliner Univerſität zugebracht. Vor wenig Jahren ein junger Goethe an Schönheit und Lebensfülle der Geſtalt, war er zum Opfer eines raſch zehrenden Krankheits-Proceſſes geworden, der ihn gleichwohl in ſeiner unermüdlichen geiſtigen Schaffensluſt nicht aufhalten konnte. Es war eine Abhandlung: „Altčechiſche Leiche Lieder und Sprüche", die ihn in der letzten Zeit beſchäftigte und deren Correctur ihn oftmals mit dem Piariſten P. Ignaz Hradil, Auffinder der Blahoſlav'ſchen Grammatik, zuſammenführte. Wie Hradil bei wiederholten Anläſſen beobachtet haben will, fühlte ſich F. durch die von der Gegenſchrift ins Treffen geführten Gründe arg in die Enge getrieben, in Verlegenheit geſetzt. Gegen Andere, die ihn aus freundſchaftlicher Theilnahme oder aus bloſem Vorwitz fragten

was er den Brüdern J. zu erwiedern gedenke, pflegte er zu äußern: er habe ihre Schrift beiseite gelegt, er sei „müde“ und wolle nichts mehr damit zu schaffen haben*). Unverkennbar hatte er den Tod im Leibe und besaß nicht mehr den Willen, vielleicht noch weniger die Kraft, sich weiterer Aufregung auszusetzen; am 30. Juni 1862 starb er, kaum neunundzwanzig Jahre alt. Sein Scheiden war ein großer Verlust für die Wissenschaft überhaupt und für den Ächtheitsstreit, in den er sich eingelassen, insbesondere. Denn entweder ließ er, wie er dies früher in einzelnen Fragen, deren seinerseitige Lösung er in Folge der von der Gegenseite vorgebrachten Gründe als vergriffen erkennen mußte, wiederholt gethan hatte, nun den Streit im Großen und Ganzen fallen, und das war dann ein sehr bedeutsames Wahrzeichen. Oder er ließ sich in jenen Punkten, wo er noch fortwährend im Rechte zu sein glaubte, auf eine neuerliche Besprechung derselben ein, und das war für die wissenschaftliche Weiterführung vieler noch nicht ganz aufgehellter Partien ein noch größerer Gewinn.

Auch von anderer Seite fand die Jireček'sche Schrift keine Widerlegung. In der Sybel'schen Hist. Ztsch. 1863 X S. 172 bis 175 brachte Dr. Wattenbach eine Anzeige derselben, aber diese bestand darin daß er J. „eine streng wissenschaftliche Methode, umfassende Belesenheit, kritischen Scharfsinn“ nachrühmte, und darin wird ihm jedermann gern beifallen; allein wenn er weiter dessen „unbefangene durch keine vorgefaßte Meinungen verdunkelte Wahrheitsliebe“ herausstrich, so war damit des Guten zu viel gethan. Nun folgte, so durfte man erwarten, eine von derselben „unbefangenen Wahrheitsliebe“ geleitete Würdigung der J.'schen Gegen-

* Mein Freund P. E. Obermayer, der für den um dreizehn Jahre jüngern Feifalik und dessen literarische Erfolge lebhaftes Interesse hegte, hat mir zu jener Zeit diesen Zug mitgetheilt.

gründe oder mindestens einiger derselben? Nichts weniger als das! Dieselben wurden ganz einfach nicht gelten gelassen; denn sie machten „den Eindruck als wären sie weniger zur wirklichen Widerlegung als zum Effect für ein nicht nachprüfendes Publicum berechnet". Das ging denn doch über die Gränzen jedes literarischen Anstandes! Aber noch ärger war folgendes: „Es zeigt von dem leidenschaftlichen Hasse seiner Landsleute, daß die Schrift der beiden J., voll der heftigsten Angriffe auf F., gegen ihn ganz speciell gerichtet, nach seinem Tode erscheinen konnte, ohne auch nur in einem Nachworte dieses Umstands zu gedenken". Und Leute solchen Schlages wollen von Leidenschaftlichkeit auf der andern Seite sprechen?! Wattenbach hat es also nicht einmal für seine Pflicht gehalten, sich vorerst von der Richtigkeit der Thatsache zu überzeugen, auf deren Grund er zwei Ehrenmänner einer so unzarten Vorgangsweise, ja einer solchen Gefühlsrohheit zieh! Es folgte sodann das αὐτὸς ἔφα, der L. S. sei „der besser fabricirten K. H." gegenüber „ein Machwerk dem Inhalt nach so unmöglich und paläographisch so stümperhaft daß" — den Satz zu vollenden werde ich mir erlauben — nur ein Jacob Grimm sagen konnte: „So etwas muß ächt, kann nicht gefälscht sein!" Zuletzt gewann W. denn doch so viel Bescheidenheit über sich, um es nicht als Dictat hinzustellen, sondern nur als seine „Ansicht" auszusprechen, daß bezüglich der K. H. „die Initialen zur paläographischen Verdammung hinreichen, da sie den Charakter einer spätern Zeit tragen als derjenigen in welcher die Minuskel des Textes nachgeahmt sind".

Bei solchem Stande der Dinge, da seitens der Bestreiter der Ächtheit der K. H. eine wissenschaftlich prüfende und eingehende Duplik auf die J.'sche Replik nicht erschienen ist, bleiben die gründlichen, Schritt für Schritt mit Beweisen belegten Ausführungen der letzteren aufrecht und war von rein processualischem

Standpunkte der von Kopitar angeregte, von Büdinger und Feifalik weiter ausgeführte Ächtheitsstreit in bejahender Weise zu Gunsten der K. H. erledigt. Ein eigenthümliches Schauspiel aber war es, daß von gegnerischer Seite jeder wider die Ächtheit der altböhmischen Denkmale in Scene gesetzte Angriff sogleich ohne weitere Prüfung als unzweifelhafter Sieg in die Welt hinausposaunt, daß aber jede, wenn auch noch so ruhig und wissenschaftlich gehaltene Abwehr solchen Angriffes gleichfalls ohne alle Prüfung, als einzig von leidenschaftlicher Voreingenommenheit eingegeben, einfach von der Hand gewiesen, ja daß die Abwehr des Angriffs selbst zum Angriff und zwar zu einem heftigsten Charakters gestempelt wurde!

Über die K. H. Von Julius Feifalik. Wien C. Gerold's Sohn 1860; gr. 8°.

Die Ächtheit der K. H. Kritisch nachgewiesen von Joseph und Hermenegild Jireček. Prag 1862 Friedr. Tempsky, gr. 8°. Der Abschnitt VII S. 144—180 „Geschichtliches" von H. J., alles übrige von J. J.

Zpráva o K. R. obrané Jos. a Herm. Jirečka. Od Jana Erazima Wocela; Č. Č. M. 1863 str. 100—115.

K. H. Offenes Sendschreiben zur endgiltigen Lösung der Ächtheitsfrage. Von Dr. Legis Glückselig; Const. öst. Ztg. 1864 Nr. 276 vom 26. bis Nr. 279 vom 30. November. Abgedruckt in Dr. J. J. Hanuš' „Die gefälschten böhmischen Gedichte aus d. Jahren 1816 1849 S. 75—79.

Zur Charakterisirung des Streites, wie derselbe von gewissen Seiten geführt wurde, kann ich denn doch nicht umhin auf die Artikel „Feifalik" bei Wurzbach IV S. 161 f. und XI S. 493 f. hinzuweisen. Der erste Artikel erschien, nachdem der kaum vierundzwanzigjährige Mann eine Abhandlung veröffentlicht hatte. Aber F. war dem „biographischen Lexikon" auch nur Nebensache; von seiner Herkunft, die doch so leicht zu erfahren war, hieß es: „in Mähren um das Jahr 1835". Das ausschlaggebende Moment war daß F. „die Unechtheit der K. H. mit großem Scharfsinn" nachgewiesen und dadurch „diese seit Jahrzehenten von der durch einen literarischen Falscher erregeleiteten Nationalen Eitelkeit viel verhandelte Frage . . .

nunmehr der letzten Entſcheidung" entgegengeführt habe. Alſo wußte der Biograph nicht einmal, daß in der Abhandlung über König Wenzel die K. H. nur nebenher berührt, die Unächtheit eines ganz andern, mit derſelben gar nicht zuſammenhängenden Sprachdenkmals erörtert wurde! Im zweiten Artikel, ſchon nach F.'s Tode, führt Wurzbach als Gegenſchrift einzig die Burgerſtein'ſche Humoreske „Veselé rozjímání o nejnovější Feifalikiádě" (Wien 1861 8°) an, „mit deren Witzen und Spötteleien aber, die öfter die Gränze des guten Geſchmackes überſchreiten, F. nicht widerlegt wird". Es iſt gerade ſo, als ob jemand der Jireček'ſchen Streitſchrift Jar. Krepelka's „Das Lied vom Wenzel" (Wien Markgraf und Müller 1868; 2. Aufl.) entgegenſetzen und die tiefſinnige Bemerkung anfügen wollte, daß durch die Art und Weiſe, wie dort S. 28—34 der Vorgang mit der Auffindung der K. H. erzählt wird, die von der andern Seite behauptete Ächtheit derſelben nicht über den Haufen geworfen ſei!

8.

Mit dem Jahre 1861 hat Václav Hanka die 13. Auflage des von ihm 44 Jahre früher gemachten ſo werthvollen Fundes und damit die große Genugthuung erlebt, daß ſich derſelbe von Jahr zu Jahr ſteigender Anerkennung erfreute. Denn der Ausgaben und Bearbeitungen wurden jetzt immer mehr und immer vielſeitigere. In Folge des über die Unächtheit der Handſchrift neueſtens ſo lebhaft angeregten Streites entſchloß man ſich, dieſelbe in photographiſchem Abbild der Öffentlichkeit zu übergeben. Am 19. Mai 1862 wurde die K. H. von einer eigenen Commiſſion aus ihrem Einbande herausgenommen und in den Tagen des 26. 27. 28. im Hofraume des Muſeal-Gebäudes in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer durch Jan Rokos und deſſen Gattin im Lichtbilde aufgenommen. Die mit paläographiſch-kritiſchen Bemerkungen verſehene Herausgabe beſorgte der erſte Bibliothekar des böhmiſchen Muſeums Ant. Jaroſlav Vrtátko, der in der Einleitung mit Recht ſagte: „Durch dieſe That iſt unſer Palla-

dium dem drohenden Verderb entrissen und, was bisher als kostbares Unicum von der Nation an geweihter Stätte aufbewahrt worden, geht jetzt, durch den Strahl der Sonne belebt und vervielfältigt, in alle slavischen Länder hinaus."

Die Einwirkung der, wenn auch nur bruchstückweise erhaltenen Schöpfung einer alten Dichterschule, oder richtiger gesagt: des dichtenden Genius des alten Böhmenvolkes, auf die Erzeugnisse der neueren Literatur, die Ausbildung der modernen Sprache wurde immer sichtlicher. Ausdrücke Redensarten Satzfügungen, die man vordem selbst von einem Meister wie Jungmann nicht vernommen hatte, fanden in Schrift und Sprache von neuem Eingang, erst als vereinzelte Citate, bis sie sich allmälig einbürgerten, zum Gemeingut nicht blos der Schriftsteller, sondern aller gebildeten Leute wurden. Den Löwenantheil trugen begreiflicherweise die schönen Künste und Wissenschaften davon. Es war unverkennbar daß die neuere böhmische Poesie, Dichter wie Kollár und Čelakovský an der Spitze, ihre Erhebung und Veredlung, „ihre Rückkehr von unfruchtbaren öden Gemeinangern zum lebendigen Born der heimischen volksthümlichen Sangweise vorzüglich dem Bekanntwerden der K. H. und ihrer wunderbar befruchtenden Kraft" verdankten. Was die Einwirkung auf die Kunst betraf wies Šafařík auf die „in antik-reiner Weise gedichteten Compositionen unseres trefflichen Herrn Tomášek zu den Liedern der Handschrift" hin, und haben seither auch die bildenden Künste sich mehr und mehr mit so erhebenden und begeisternden Stoffen vertraut gemacht*). Aber auch von der ernsten Wissenschaft wurden die G. und K. H. ungleich vielseitiger behandelt als bisher. Nach-

*) Šafařík Einleitung zu Thun's Übersetzung S. 12 f. In den Jahren 1878/9 hat Doré den Plan einer illustrirten Ausgabe der G. und K. H. gefaßt; doch haben die darüber gepflogenen Verhandlungen zu keinem Ziele geführt.

dem ſchon früher Vocel mit dem „Jaroſlav“ und „Záboj“ einen Anfang gemacht, unternahm jetzt Dr. F. B. Květ eine Würdigung der K. H. vom äſthetiſchen Standpunkte; prüfte Karl Tieftrunk die Charaktere der größeren Heldenlieder und zog daraus Rückſchlüße auf den ſittlichen und Cultur-Zuſtand im alten Böhmen überhaupt; unterſuchte K. J. Erben die Verwandtſchaft mehrerer lyriſcher Stücke der K. H. mit klein-ruſſiſchen Liedern; veranſtalteten J. Kořinek, Matous Václavek, Franz Vymazal Ausgaben für Unterrichtszwecke u. dgl. m. Anderſeits hat man der Ächtheits-Frage in der Richtung mehr Aufmerkſamkeit zugewendet daß man unterſuchte, ob ſich bei irgend einer der Perſonen denen man gegneriſcherſeits die Fälſchung zutraute, Hanka, Linda, Svoboda, Zimmermann, als Dichter im epiſchen und lyriſchen Fache, als Kenner der älteſten und älteren Geſchichte Böhmens, als Philologen zweier verſchiedener Sprach-Perioden, als Paläographen, Chemiker, Schriftenmaler ꝛc. jenes Wiſſen und jene Fähigkeiten vorausſetzen laſſe, um ein Werk zu liefern über deſſen Werth oder Unwerth nun ſchon ſo viele Jahrzehente hindurch die gelehrteſten Männer aller einſchlägigen Zweige im Streite waren. Der auf Grund der bekannten ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen jener Perſönlichkeiten ſehr eingehend geführte Nachweis fiel durchaus in verneinendem Sinne aus, und es blieb alſo nur die Annahme übrig: entweder daß ſich Hanka und Genoſſen ihr ganzes Leben hindurch vor der Welt mit berechnender Conſequenz unfähig geſtellt und ihre großen Gaben einzig auf das im Dunkel des Geheimniſſes angefertigte Falſum verwendet hätten, oder daß irgend ein Menſch, von dem gar niemand etwas damals wußte und bis zum heutigen Tage weiß, die Rolle eines umgekehrten Heroſtratos übernommen habe, dem es nicht um Zerſtörung, ſondern um Schaffung von Denkmalen der Kunſt, und nicht um Berühmtwerden ſeines

Namens, sondern mit einer nie dagewesenen Selbstverläugnung um völliges Unbekanntsein und Vergessenbleiben desselben zu thun gewesen wäre.

Im Jahre 1867 wurde der fünfzigste Jahrestag der Wiederauffindung der K. H. im Orte dieses Ereignisses mit großer Feierlichkeit begangen, ein von dem Bildhauer Franz Wagner aus Königgrätz, einem Schüler des Joseph Max, angefertigtes Standbild Záboj's aufgerichtet, und zu Ehren Hanka's der Bau eines Schauspielhauses beschlossen, dessen Räume sich sieben Jahre später dem Publicum öffneten.

Auch der glückliche Finder des L. S, geb. zu Radomyšl Bezirk Strakonic 26. April 1779, blieb nicht vergessen; an seinem Geburtshause wurde eine Gedächtnistafel angebracht und deren Enthüllung am 26. und 27. August 1871 von der Bevölkerung des Ortes und der Umgebung gefeiert.

Rukopis Královdvorský a Zelenohorský. Zpěvopravné básně. Slovně i věrně v pôvodniem starém jazyku. Vyd. 12. V. Hanky. V Praze tisk synů B. Haase 1861; mit 1 Facsimile.

R. K. i Z. etc. — K. und G. H. Sammlung etc. Vyd. 13. V. Hanky. Übersetzt von V. Svoboda; Prag Franz Řivnáč 1861. Es sind dies die beiden letzten von Hanka selbst besorgten Ausgaben. In dem Vorworte zur 12. berührt er kurz die in neuster Zeit gegen die K. H. erfolgten Angriffe und beruft sich anmerkungsweise für die Ächtheit derselben auf das notariell beglaubigte Zeugnis Št'oviček's. Am Schlusse des Vorworts führt er in alphabetischer Reihenfolge die Übersetzer der K. H. in fast 20 Sprachen an. — Nach dem Tode Hanka's, gleichwohl unter seinem Namen als Herausgeber, erschienen bei Řivnáč meines Wissens noch zwei mit der 12. gleichlautende Auflagen, die 14. 1864 und die 15. 1865.

R. K. Staročeské zpěvy hrdinské a milostné. Nové K. J. Erbenem dle originálu přehlednuté obrázkové vydání. V Praze K. Bellmann 1861, Fol. Das 1. Heft enthält den „Záboj" mit Ausschluß der letzten Strophe, die Ausstattung vortrefflich, Illustrationen von dem hochbegabten Jos. Manes. Dieses

Heft blieb vereinsamt bis 1876, wo die Prager Umělecká Beseda eine Fortsetzung herausgab: Staročeské zpěvy milostné, enthaltend den Zbyhoň, den Kukuk, die Lerche, die Verlassene, mit Illustrationen von Manes.

Aestetický rozbor R. K. Pro širší kruhy sepsal Dr. F. B. Květ. V Praze Schönfelder et Reinitzer 1861: kl. 8°.

R. K. Vydání fotografické. S úvodem, vysvětlujícím popisem a opraveným čtením od Ant. Jarosl. Vrtátka. V Praze 1862: kl. 8°.

R. K. a Z. R. und G. H. Neuerdings revidirt und mit Erläuterungen versehen von Jos. Kořinek. Neubaus Al. Landkras et Sohn 1864; 8°. Eine zweite Ausgabe Prag Kober 1870. Eine dritte ebenda 1875.

R. K. etc. — Die K. H. Stenographische Ausgabe mit Zeichnungen von Jos. Scheiwel. Herausg. zur fünfzigjährigen Feier der Auffindung der K. H. vom ersten Gabelsberger Stenographen-Verein zu Prag. Nic. Lehmann. lith. gr. 8°.

Das Schriftwesen und Schriftthum der böhmisch-slovenischen Völkerstämme. Zur Jubiläums-Feier der G. u. K. H. Prag Dr. Fr. Skrejšovský 1867. 8°.

Hlavní povahopisy K. R. a důležitost jejich pro kulturny dějepis český. Napsal Karel Tieftrunk (Čteno v k. spol. nauk dne 18. března 1867). Č. Č. M. 1867 str. 155—173. Von dem Gedanken ausgehend daß „die Epiker in den Charakteren nicht blos ihren eigenen Herzensdrang, sondern auch die Anschauungen und Triebfedern ihres Zeitalters" kundthun und daß sie daher „in den Haupt-Charaktern leuchtende Säulen" hinstellen, „an denen sich in gewissem Maße die Gedankenwelt und so zu sagen der ganze sittliche Charakter ihrer Zeit abspiegelt", schreitet der Verfasser zu einer interessanten Analyse der Hauptpersonen im „Záboj", im „Čestmir", im „Jaroslav" und schließt mit dem für das Culturleben ihres Volkes höchst ehrenvollen Ergebnisse: „Keiner unserer Helden äußert wilde Grausamkeit, Rachgier, Blutdurst und andere häßliche Leidenschaften, die man in den National-Gesängen manch anderer Völker antrifft; ihre Gefühle, Ideen, Bestrebungen weisen durchaus ein edles Gepräge auf" . . . Auch Tieftrunk setzt gleich seinen Vorgängern den Gesang „Záboj" an die erste Stelle, sowohl was die Einheit der Erzählung als die scharfe Zeichnung der Charaktere betrifft: die beiden ältern Heldenlieder trügen das Gepräge der Objectivität, während der Sänger

des jüngeren „Jaroslav" seine subjective Auffassung und Empfindung vorwalten lasse.

Poměr zpěvu „Čestmír" v R. K. k dějepisu. Sepsal JUD. Emil Komárek. Č. Č. M. 1868 str. 366—379. Den Verfasser beschäftigt vorzüglich der Widerspruch zwischen Kosmas und der K. H. im Punkte der Örtlichkeit des feindlichen Zusammenstoßes, den jener in die Nähe von Prag, dieser dagegen in eine entfernte Gegend versetzt, und betont die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß wir das Gedicht nicht in dessen ursprünglicher Gestalt besitzen, sondern einen im Laufe der Jahrhunderte stellenweise geänderten Text, oder wohl gar „statt des ursprünglichen Gesanges einen neueren jüngeren" vor uns haben, und diese Ummodelung von einem Dichter ausgegangen sei, der sich in den örtlichen Verhältnissen des ihm fremden Schauplatzes nicht recht auskannte.

Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816 bis 1849. Von Hanuš. Prag Dominicus 1868; 8°. Im 1. Abschnitt wird „das Lied unter dem Vyšehrade", im 2. „das Minnelied König Wenzel's" behandelt; ersteres erklärt Hanuš S. 15 in dessen jetziger Gestalt für „eine gefälschte Copie eines altböhmischen alten Minneliedes", und ebenso behauptet er S. 41 von letzterem, es habe dem Fälscher „ein ächter böhmischer Stamm" vorgelegen. Für den Falsarius beider hält H. den Kreuzherrn-Ordenspriester Johann Wenzel Zimmermann, von welchem S. 34—39 kein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen wird, wie denn überhaupt das Büchlein H.'s reich an allerhand Coulissen-Geschichten und dadurch charakteristisch für die vielfach mesquinen Verhältnisse ist unter denen man sich in den dreißiger und vierziger Jahren bewegte. Der 3. Abschnitt befaßt sich mit einigen gefälschten Gedichten, namentlich dem Maitraum, in dem 5. Bändchen der „Skládánie" mit der Schlußbemerkung S. 61 f.: „Das waren denn also sämmtliche Fälschungen die in der Zeit der Auffindung und Herausgabe der G. und K. H. in die böhmische Literatur hineinfielen. Drei Minnelieder! Bezeichnend genug für den Geist des eigentlichen Fabricators, der, nach allem obigen zu schließen, wohl ein und derselbe Mann gewesen sein konnte welcher, geflohen von allen Patrioten und Literaten, an diesen sich auf eine so unlautere Weise rächte." „Zimmermann's Böswilligkeit", heißt es S. 72, „und Linda's sowie Hanka's Geistesdunkelheit sind somit die vollständigen Schlüßel zu der weit und breit verzweigten erträumten Verbindung von Handschriften-Fälschern im böhmischen Volke." Im Anhang S. 80—84 folgen einige treffende Bemerkungen gegen Šembera's Behauptung Hanka sei

Fabricator der beiden Minnelieder unter dem Vyšehrad und König Wenzel's geweſen.

Die Literatur der K. H. von L. Krummel; Heidelb. Jahrb. 1868 Nr. 37 f. S. 580—601: „Wir haben die Gründe angegeben, welche für und wider die Ächtheit der K. H. geltend gemacht wurden. Wägen wir ſie gewiſſenhaft ab, ſo müßen wir ehrlich geſtehen, die Wagſchale ſinkt unbedingt zu Gunſten der Vertheidiger. Was dagegen vorgebracht worden iſt, hat den Schein der Wahrheit für ſich, aber auch nur den Schein, und er verſchwindet, ſobald man die Sache näher unterſucht."

Příspěvky k dějepisu českému, sebrané ze starých letopisů ruských, od nejstarší doby až do vymření Přemyslovců. Podal K. Jar. Erben; Č. Č. M. 1870. Am Schluſſe ſeiner Abhandlung S. 90—97 weiſt E., was ſchon vor ihm zum Theil Čelakovský aufgefallen war (Slov. nár. písně; v Praze 1827 III str. 228), die nahe Verwandtſchaft mehrerer der lyriſchen Gedichte der K. H. mit Liedern die heute noch vom ruſſiſchen Volke geſungen werden nach, und ſtellt die Alternative: entweder haben die Böhmen den Kern dieſer Lieder nach Rußland gebracht, oder umgekehrt die Ruſſen nach Böhmen. Er ſpricht ſich für das letztere aus, deutet auf die Kämpfe des Vladimir Monomach im „böhmiſchen Walde" 1074, dann auf die faſt alljährlichen Feldzüge böhmiſcher Kriegsvölker auf ruſſiſchem Gebiet unter Vladiſlav II. bis 1151 hin, von wo jene dort vernommene Lieder leicht in ihre Heimat zurückgebracht haben konnten.

Slovo o rasurách v R. K. Od J. Gebaura; Sborník věd. II 1870 str. 113—128.

Hanka a Dobrovský v poměru k sobě a k R. K. a Z. Od A. J. Vrťátka; Č. Č. M. 1871 str. 287—307, 411—435. Der Verfaſſer unterzieht die Fähigkeiten und Kenntniſſe Hanka's auf Grund deſſen verſchiedenartiger Kundgebungen und Leiſtungen einer eingehenden Prüfung, und führt dadurch die Behauptung, die K. H. ſei von Hanka fabricirt worden, ad absurdum. Er theilt ſeine Aufgabe: 1. Hanka als Dichter; 2. Hanka als Kenner des Altböhmiſchen; 3. Hanka als Leſer der K. H. Die ſehr zahlreichen Verſtöße die dem Hanka in dieſer letztern Hinſicht nachgewieſen werden, und an deren einzelnen er bis an ſein Lebensende feſt gehalten hat, ſind mitunter ſehr grober Natur.

Kraledvorskaja rukopis v dvuch transkripcijach teksta. Mit Vorwort, Wörterbuch, grammat. Theil, Anmerkungen und Beilagen von J. Nekrasov; St. Petersburg Druckerei der kaiſ.

Akademie 1872, 8°. Eingehende Anzeige von J. Jireček. Č. Č. M. 1873 S. 92—100.

Die K. H. überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von K. Haller, Oberlehrer am ſtädt. Real-Gymnaſium; 2. vervollſt. Auflage, Riga 1873. Über die erſte Ausgabe fehlen die Daten.

R. K. Nejprvnější illustrované vydání. Kreslil akad. malíř Jos. Scheiwl. Text opravil a úvody opatřil Prof. J. Kořínek. V Praze Kober 1873; 12°. Eine recht gefällige Ausgabe, die aber das von Erben und Mancs 1861 nach einem großartigeren Plane angelegte Unternehmen nicht zu erſetzen vermag.

Báseň o pobití Tatarův a „Million" Marka Pavlova. Podává Jos. Jireček. Č. Č. M. 1877 str. 103—119. Schon in der Schrift „Die Ächtheit" ꝛc. S. 190 hatte Joſ. Jireček und ſpäter 1866 Vocel in ſeinem „Pravěk" aufmerkſam gemacht, daß das Augurium der tatariſchen Zauberer im „Jaroſlav" vollkommen mit dem übereinſtimme, was Marco Polo in ſeinem „Million" erzählt. Eine böhmiſche Überſetzung des „Million" befindet ſich im böhm. Muſeum, deren Abſchrift V. in das Ende des XV. Jahrhunderts verlegt, während die Überſetzung ſelbſt nach Dr. Johann Gebauer (Archiv f. ſlav. Philologie II 1) eine viel ältere und vom Dichter des „Jaroſlav" gekannt war. Nach J. dagegen wurde die Überſetzung ſelbſt um 1400 abgefaßt und kannte und benützte der Überſetzer den „Jaroſlav"; in der neuern Zeit habe zuerſt Jungmann 1825 auf die Handſchrift aufmerkſam gemacht, die vordem nicht einmal dem Abbé Dobrovský bekannt geweſen ſei.

R. K. a Z. Nejdrahocennější jeho zpěvy za rukověť učitelům etc. sestavil Matouš Václavek. V Praze Fr. A. Urbánek 1877 gr. 8°.

O stavu literatury české v letech 1815—1820. Sepsal Jos. Jireček; Č. Č. M. 1878 str. 230—242. Schilderung des allgemeinen Zuſtandes der böhmiſchen Literatur innerhalb der Zeit, in welche die Fälſchung der G. und K. H. verlegt wird.

Jos. Linda. Studie historicko-literarní. Sepsal Jos. Jireček; Osvěta 1879 str. 893—918. Nachweis der gänzlichen Unfähigkeit Linda's als vermutheten Dichters oder Mitdichters des L. S.

Die altböhmischen Gedichte der G. und K. H. Im Urtexte und in deutscher Übersetzung herausg. v. Jos. Jireček. Prag Rivnáč 1879; kl. 8°. Der ſlaviſche Text ſtreng nach den Handſchriften. „Die Interpunction, ſowie auch die Theilung der Verſe in den eines gleichartigen Metrums entbehrenden

Gedichten wurde einer ſachgemäßen Reviſion unterzogen. Ebenſo wurde die bisher zweifelhaft geweſene Leſung einzelner Wörter nach dem Ergebniſſe der neueren kritiſchen Unterſuchung durchgeführt." Bei der Verdeutſchung leitete den Verfaſſer die Abſicht, daß ſich dieſelbe „ohne die poetiſche Form nachbilden zu wollen, einfach und ſchlicht an den durch die bisherigen Forſchungen feſtgeſtellten Sinn der Gedichte anſchließt." Jireček's Überſetzung iſt darum als das treueſte und wahrſte Abbild des altböhmiſchen Urtextes anzuſehen.

R. Z. a K. s úvodem a výkladem ku potřebě školní i soukromé vydal Frant. Vymazal. V Brně K. Winkler 1879; 8°.

Hankovy původní básně od 1813 do 1819. Podává Jos. Jireček; Č. Č. M. 1879 str. 351—364. Der Verfaſſer weiſt Hanka's Denkunfähigkeit (nemyslnost) und deſſen durchaus mangelhafte Kenntnis des Ruſſiſchen, Polniſchen, Serbiſchen, ſowie des Altböhmiſchen nach, Beweiſe ſowohl ſeines gänzlichen Unvermögens etwas dergleichen wie die K. H zu verfaſſen, als ſeiner „leichtfertigen Eitelkeit" immer wieder mit etwas neuem vor der ſlaviſchen Welt paradiren zu wollen.

Noch ſollte ein Angriff auf die G. und K. H. erfolgen, und zwar am ſpäten Abend ſeines Lebens von einem Manne, der durch die lange Zeit ſeines öffentlichen Wirkens ſtets die Unverfälſchtheit derſelben anerkannt, in Schrift und Wort die Schönheiten, die Unübertrefflichkeit ihrer Geſänge mit Begeiſterung gerühmt hatte. Aloys Adalbert Šembera, geboren zu Hohenmaut in Böhmen am 21. März 1807, hatte ſeine Studien in Leitomyšl und Prag gemacht, 1830—1839 beim Brünner Magiſtrate gedient, dann den Lehrſtuhl der böhmiſchen Sprache und Literatur an der ſtänd. Akademie von Olmüz beſtiegen, war 1849 zum Lehrer desſelben Faches an der Wiener Hochſchule ernannt und gleichzeitig im Redactions-Bureau des R. G. Bl. in Verwendung genommen worden. Seine „Geſchichte der böhmiſchen Sprache und Literatur" hat von 1858—1869 drei Auflagen erlebt. Vielleicht war es zuerſt eine Abhandlung des die geſchichtliche Perſönlichkeit der Libuša läugnenden Lemberger Geiſtlichen A. Petruševič in der

ruthenischen Zeitschrift Slowo vom 21. Februar 1876: O Koručúnš Kraku, später selbständig herausgegeben, wozu sich Gerüchte über Absichten der russischen Professoren Lamanskij und Makušev die Ächtheit der alt-böhmischen Schriftdenkmale zu bekämpfen gesellten, was dem selbstgefälligen Manne den ersten Anstoß gab an dem zu rütteln was er durch nahezu vierzig Jahre geglaubt und gelehrt. Mindestens hat er selbst nachmals bekannt daß die Nachricht, von russischer Seite werde ein Angriff auf den L. S. vorbereitet, für ihn ein wichtiger Beweggrund gewesen sei, den vaterländischen Literaten nicht durch einen Ausländer den Rang ablaufen zu lassen. Als er bald darauf erfuhr daß der Custos am böhmischen Museum A. Patera in der „Mater verborum" eine Reihe nachträglich eingeschmuggelter Glossen entdeckt habe, untersuchte er im November 1877 zu Prag diesen Codex und glaubte eine Verwandtschaft jener angeblichen Fälschungen*) mit den Schriftzeichen des L. S. herauszufinden; und da er überdies eine Reihe von Worten wie oten, rodný, ptenec, ladný entdeckte die sonst nirgends als in der G. H. vorkämen und darum offenbar erfunden seien, so blieb ihm kein Zweifel mehr, der L. S. sei falsch und das Ev. Joh. dazu. So erschien 1878 die vierte Auflage seines Handbuches, worin er die beiden Denkmäler als unterschoben erklärte und aus der böhmischen Literatur-Geschichte ein für allemal hinauswies.

Doch Šembera sollte außer den Russen noch einem Nebenbuhler um den Lorbeer neidig werden: dem Professor Anton Vašek in Brünn, der die Ächtheit selbst der K. H. anfocht. Das konnte sich der greise Š. nicht bieten lassen. In einer eigenen

*) Die Angelegenheit ist noch nicht ausgetragen; es hat sich nämlich gezeigt daß einige der von Patera behaupteten Falsa nicht nachweisbar, dagegen andere Stellen, an denen er keinen Anstand gefunden, nachgefälscht seien. Mündliche Mittheilung des Herrn Bibliothekars Vrťátko 27. September 1882.

Brochure: „Wer hat im Jahre 1817 die K. H. geschrieben?“ verwarf er nun auch diese, und dann in einer Reihe von theils gedruckten theils lithographirten „dodatky“ und „opravy“ (Zusätze, Verbesserungen) theils zu seinem Handbuche theils zu seine Brochure fiel er zuletzt noch über den „Mastičkář“, eine vierte alt-böhmische Handschrift, her. Die Frage nach dem Fälscher hat ihm viel Kopfzerbrechens gemacht: erst war es Hanka mit Linda als Gehilfen; dann Hanka allein; später — nachdem von Jos. Jireček die Unfähigkeit Hanka's so etwas wie den „Beneš Hermanov“ zuwege zu bringen schlagend nachgewiesen worden — Hanka für den lyrischen, der Navarover Svoboda für den epischen Theil; zuletzt, in einem Gespräche mit Professor Ferdinand Čenský am 7. August 1881 zu Kaltenleitgeben, doch wieder Hanka allein*).

Womit Š. diese auffallende Änderung seiner während einer so lang dauernden Lehrthätigkeit und Schriftstellerlaufbahn festgehaltenen Überzeugung rechtfertigte, waren zum Theil Behauptungen die er auf persönliche Eigenschaften oder Beziehungen der von ihm in Verdacht genommenen Männer gründete, zum Theil sprachlich-philologische Bedenken auf die wir uns hier nicht einlassen können. Nur einiges auch dem Laien verständliche sei erwähnt. Der Haupttrumpf den Šembera gegen Hanka und Svoboda als Verfertiger der G. und K. H. ausspielte war, daß der eine wie der andere Worte gebrauchten die vor ihnen niemand gekannt habe und mit denen sie in ihren Machwerken geprunkt hätten z. B. „ajta“ das sich 1815 in Svoboda's Ode auf den europäischen Frieden finde, „děva“ das sich Hanka 1813 gebildet, in seinen ersten Gedichten 1815 angewendet, dann 1817 in den „Kranz“, „Kukuk“, „Zbyhoň“ und so auch 1818 in den L. S. verwebt

*) A. V. Šembera. Napsal setník prof. F. Čenský; Osvěta 1882 I str. 491.

habe, „ein unumstößlicher Beweis, daß H. der Verfasser der lyrischen Gedichte der K. H. ist". Dagegen bewiesen ihm Ferd. Menčik: daß Svoboda das Wort „ajta" im Jahre 1815 nicht, sondern erst in der zweiten nach der K. H. verbesserten Ausgabe seiner Ode gebraucht; Ferd. Čenský: daß „děva" schon Jungmann 1806 und 1807 angewendet habe; Jos. Jireček: daß dasselbe Wort in einem in der Stokholmer Bibliothek aufbewahrten bis 1230 reichenden, von Š. bis zu seinem Lebensende nicht angefochtenen Nekrolog des Klosters Podlažic dreimal; V. Šrůtek: daß es in der unzweifelhaft der Mitte des XIV. Jahrhunderts entstammenden Katharina-Legende mehrmals vorkomme u. dgl. m. Einen der Gründe gegen den „Mastičkář", „ein armseliges und stümperhaftes Machwerk Hanka's", holte Šembera aus dem „unböhmischen Vocativ gyrzo statt Jiro" (Georg) her, und mußte sich dann überführen lassen daß im M. S. gar nicht „gyrzo" stehe, sondern „byrzo" = brzo, velociter. Die Kampfesweise des Professors Vašek stand auf noch schlechtern Füßen. Joseph Jireček, W. Brandl, Fr. Vymazal hielten ihm vor daß er nicht nicht einmal alles was über die K. H. im Drucke erschienen gekannt, indem er längst widerlegte Behauptungen aufgewärmt, und daß er es vollends für überflüssig gehalten habe, Handschriften zu lesen und zu vergleichen.

Überhaupt riefen die so vom Zaun gebrochenen Versuche Šembera's und Vašek's die Ächtheit der ältesten böhmischen Sprachdenkmale zu erschüttern, sowohl in Prag als in Brünn eine ganze Reihe von Gegenschriften in rascher Folge hervor. Die sprachlichen und sachlichen Bedenken der beiden Zweifler erfuhren dabei eine mitunter strenge Beleuchtung, die Šembera in seiner erregten Stimmung als Angriffe auf seine Person auffaßte und in einem Tone beantwortete der, milde gesagt, nicht gerecht-

fertigt war. Auf das Gebiet der Perſönlichkeiten wurde von Šembera der Streit auch dadurch geführt, daß er ſich auf Autoritäten berief, wo nur Gründe von Gewicht ſein dürften; daß er die Vertheidiger der G. H. deshalb bloszuſtellen meinte, weil ſie an dem Anſehen Dobrowſký's zu rütteln wagten; daß er Kopitar's „gründliche Kenntnis des Alt-Slaviſchen und der ſerbiſchen Heldengeſänge" in die Wagſchale warf, während der gelehrte Krainer es gerade in dem Ächtheitsſtreite nicht der Mühe werth gefunden jene Kenntniſſe zur Geltung zu bringen, vielmehr, was beſonders die ſerbiſchen National-Lieder betraf, keinen Anſtand genommen hatte ſich hinter Jacob Grimm zu verſchanzen.

Profeſſor Vašek iſt noch während dieſes Streites aus dem Leben geſchieden, 13. December 1880, Šembera iſt ihm am 23. März 1882, zwei Tage nach Vollendung ſeines fünfundſiebenzigſten Lebensjahres nachgefolgt.

In der 1. und 2. Auflage ſeiner Dějiny řeči a literatury československé. Věk starší. Ve Vídni nákl. spisov. 1858, 1859 hat Šembera in die I. Periode bis 906 die „Sněmy" und den L. S., dann von der K. H. „Záboj", „Čestmír", „Jelen" und „Zbyhoň", in die II. 906—1197 das Ev. Joh., in die III. 1197—1409 die weitern Stücke der K. H. geſtellt. In der 3. Auflage 1869 war die Änderung getroffen, daß er alle Stücke der K. H., als in der vorliegenden Recenſion in das XIII. Jahrhundert gehörig (Joſ. Jireček Č. Č. M. 1861 str. 197) in die III. Periode hinübernahm. Er ergeht ſich da überall in der Anpreiſung der Herrlichkeit dieſer Dichtungen, ihrer Urſprünglichkeit, und regiſtrirt alle ſprachlichen und ſchriftlichen für deren Ächtheit ſprechenden Wahrzeichen. Von der 4. Ausgabe (1878) befindet ſich ein auf Andringen eines Bibliotheks-Beamten von Š. ſelbſt geſpendetes höchſt merkwürdiges Exemplar in der Wiener Hof-Bibliothek: zu S. 30—32 (L. S.), dann 49 (Ev. Joh.) und an einigen andern Stellen Ausſtreichungen Änderungen Zuſätze mit der Feder; S. 93—102 (K. H.) mit Bleiſtift von oben nach unten durchſtrichen. In den mit Tinte geſchriebenen Zuſätzen hebt Š. u. a. hervor daß Linda in Klein-Mitrovic bei (?) Grünberg geboren ſei; in Wahrheit liegen

beide Orte nahezu vier Wegstunden auseinander, eine für die damaligen Verkehrsverhältnisse besonders auf dem Lande nicht so gleichgiltige Sache.

Zu den Fälschungen in der böhmischen Literatur. Von A. Šembera. Der „Čech", der einen heftigen Artikel gegen Š. gebracht, hatte dessen Entgegnung nicht aufgenommen, welche nun Š. in der den Angriffen auf die böhmischen Sprachdenkmale von jeher gewogenen Prager Ztg. 1878 Nr. 64 vom 17. März Feuilleton abdrucken ließ, wobei er die in meinem Texte benützten Andeutungen über den Hergang seiner Gesinnungswandlung einflocht.

O nejnovějších námitkách proti pravosti našich starých památek. Sepsal Jos. Jireček. Č. Č. M. 1878 str. 119 do 153. S. auch von demselben Světozor 1878 str. 110, 119, 134. Motto: Boje se chřestu nechod' v les.

L. S., domnělá nejstarší památka řeči české, jest podvržen. Též zlomek Ev. sv. Jana. Čehož důkazy podává V. A. Šembera. Se dvěma světlotisky. Ve Vídni nákl. spisov. 1879; gr. 8°.

Obrana L. S. kterou sepsal V. Brandl; v Brně 1879 K. Winiker; gr. 8°. Eine mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Ruhe verfasste Abwehr der Angriffe Šembera's, welcher letztere darauf mit ganz persönlichen Angriffen und Verdächtigungen antwortete. B. replicirt S. 171—173 mit großer Zurückhaltung. In dem Abschnitte III „Kopitar Palacký Šafařík" werden einige drastische Züge von des erstern ganz unwürdiger Kampfesweise gegeben, die zugleich die besten Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Frage liefern, ob diejenigen wirklich so Unrecht haben, die Kopitar eine gehässige Voreingenommenheit gegen Böhmen und Hussens Landsleute zuschreiben.

Filologický důkaz že R. K. a Z. též Zlomek Ev. Joh. jsou podvržena díla Václava Hanky. Sepsal prof. Anton Vašek. V Brně 1879, 8°.

Úvaha o spisu „Filologický důkaz" a t. d. Sepsal V. Brandl; Čas. Mat. mor. 1879 str. 124—156.

Filologický důkaz že Moravské národní písně jsou podvrženým dílem Frant. Sušila. Od prof. Frant. Bartoše v Brně; Obzor 1879 str. 236. Ein Nachweis ad absurdum.

Spory o pravost R. Z. Podává Fr. Bartoš; Osvěta 1879 str. 545—556. Gegen Šembera; zugleich übersichtliche Darstellung des Ächtheitsstreites.

Fr. Vymazal. Prof. Vašek o našich starých rukopisech; Hlas 1879 č. 48.

Primus Sobotka R. K. a pan A. V. Šembera; Světozor 1880 str. 343—354, 419. Gegen Šembera, insbesondere gegen

deſſen Schlußfolgerungen aus Svoboda's Ode an den europäiſchen Frieden.

Im Světozor 1880 S. 442 J. Jireček's Nachweis der Geläufigkeit des Wortes děva in der böhmiſchen Literatur ſeit dem XIII. Jahrhundert; S. 563 P. Sobotka's Nachweis, daß dasſelbe Wort in der von Šembera ſelbſt herausgegebenen Abhandlung des M. Hus über Orthographie als Beiſpiel der böhmiſchen Vulgär-Sprache angeführt werde. Im Obzor 1880 S. 126—142 Příspěvky k pravosti L. S. Sepsal V. Brandl; 1881 S. 46 von V. Šrůtka. In Mor. Orl. 1880 7. Auguſt Feuilleton von F. Čenský über „děva".

Kdo sepsal R. K. roku 1817? Od Al. V. Šembery. Ve Vídni nákl. spisov. 1880, 8°. In dieſem und dem folgenden Jahre erſchienen dann ein erſter, zweiter, dritter „dodavek ke spisu: K. s. R. K.?" wo Š. ſeine erſte Meinung wiederholt änderte.

Notiz in Moravská Orlice von Ferd. Menčík, 1880 č. 148 1. července. Gegen die Behauptung Šembera's daß W. A. Svoboda den Ausdruck ajta vor der K. H. gebraucht habe.

Staročeský Mastičkář a páně Šemberovy námitky proti jeho přesnosti. Napsal Jos. Gebauer; Listy filologické 1880 VIII str. 90—121, 259—261. Dasſelbe deutſch in V. Jagić Archiv f. ſlaviſche Philologie Berlin 1880 IV S. 549—564.

Ukázka textu grammatiky a glossaria R. K. Sepsal Ignac B. Mašek prof. v Táboře. Vorläufer eines größeren Werkes. Als Probe das Gedicht „Růže" mit neuem Rhythmus und neuer Interpunction. M. weiſt einige lapsus calami nach, woraus hervorgehe daß der Text der K. H. nach einer Vorlage abgeſchrieben worden. Erklärung einiger dunklen Sprachformen.

9.

Es hat ſich hier überall, wie wiederholt bemerkt wurde, einzig um den äußern Verlauf des Ächtheitsſtreites, und da wieder hauptſächlich um das geſchichtliche Moment desſelben, um die Thatſache einer ſtattgefundenen oder nicht ſtattgefundenen Fälſchung gehandelt. Auf das paläographiſche und philologiſche Moment wurde nicht näher eingegangen, einmal darum weil dies Sache der Gelehrten

vom Fach ist; weil es zweitens viel zu weit führen, zu umfangreiche Erörterungen verlangen würde; weil drittens der Streit in dieser Richtung noch nicht abgeschlossen ist, da es hier noch so manchen bisher unaufgehellten Punkt gibt; und weil viertens das letztere Moment mit der Frage über die Ächtheit nur insofern etwas zu schaffen hat als es von der Entscheidung derselben abhängig ist. Ich meine so: Ist die Thatsache der Fälschung erwiesen oder auch nur wahrscheinlich, dann müßten ja Paläographen und Philologen leeres Stroh dreschen, wollten sie sich mit der Ausgleichung erlogener Schwierigkeiten abplagen; steht aber das Gegentheil einer vorauszusetzenden Fälschung fest, dann kann dies durch auftauchende Schwierigkeiten paläographischer oder philologischer Art so wenig erschüttert werden, als vielmehr damit erst die Thätigkeit auf diesen Gebieten ihre Berechtigung gewinnt.

Die Thatsache der Ächtheit der K. H. und des L. S., d. h. das Nichtvorhandensein einer trügerischen Fabricirung derselben in den Jahren wo sie vor die Öffentlichkeit traten, sollte anständigerweise nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Ich sage: anständigerweise; weil die Behauptung des Gegentheils nichts geringeres in sich schließt als eine ganze Reihe von Männern, deren ehrenhaftem Charakter nicht nahezutreten ist, zu Spitzbuben, und eine andere Reihe von Männern, deren lebenslanges Wirken immer neue Beweise ihres Verstandes und ihrer Kenntnisse geliefert hat, zu Dummköpfen oder zu sich einfältig stellenden Mitverschworenen der ersteren, zu Hehlern im Einverständnis mit jenen Stehlern zu stempeln. Man bedenke doch nur um wen alles es sich dabei handelt: nicht allein um Hanka oder Svoboda von Navarov oder Joseph Linda oder alle drei zusammen, sondern mit ihnen um Hanka's Freund Sklenčka, den Caplan Borč und den Grundbuchsführer Škovíček, um Kovář, Dechant Boubel und

den „Caplan Prádlo" als Betrüger, um Šafařík, Palacký, die beiden Jungmann, Nebeský, Koubek ꝛc. — um nur Verſtorbene zu nennen — als Betrogene oder Mithelfer am Betruge!*)

Dann aber ſtelle man ſich vor, wie doch die Betrüger bei der Thatſache der Fälſchung vorgegangen ſein müßten! Was für Mittel und Wege Joſeph Linda eingeſchlagen haben müßte, um den in ſeiner Bildung auf keiner ſehr hohen Stufe ſtehenden gräflich Colloredo'ſchen Rentmeiſter Kovář in ſein Netz zu ziehen

*) Von noch Lebenden ſei es mir anmerkungsweiſe geſtattet mich auf den Einen zu berufen, der nach dem Hingang jener berühmten Vormänner ohne Frage, was Gelehrſamkeit Auffaſſungs- und Combinations-Gabe auf dem Gebiete der Slaviſtik betrifft, als weitaus der erſte unter ſeinen Landsleuten und als der durchaus ebenbürtige Genoſſe des berühmten Wiener Slaviſten Miklošich daſteht. Ich meine Joſeph Jireček, der in dem Vorwort zu ſeinen o. a. „altböhmiſchen Gedichten" S. II ſagt: „Die Natur des Ächtheitsſtreites prüfend findet man daß es in Weſenheit Fragen über das ſlaviſche Cultur-Leben ſind von deren Löſung das Endurtheil abhängt. Die Ergründung und Klärung derſelben bietet immerhin ſachliche Schwierigkeiten, und es wird noch einige Zeit vergehen bis ſich hierin ein allſeits befriedigender Erfolg wird wahrnehmen laſſen. Die maßgebenden Zeugniſſe über ſlaviſche Sprache und Sitte im frühen Mittelalter enthalten manche dunkle Punkte, die nur durch eine umfaſſende vergleichende Forſchung aufgehellt werden können. Dem Streite über die altböhmiſchen Gedichte gebührt unzweifelhaft das Verdienſt, auf dieſem Gebiete eine größere Regſamkeit hervorgerufen, ja manche Löſung bereits bewirkt zu haben". In einem Schreiben an mich, Prag 16. Auguſt 1882, drückt er ſeine Überzeugung von der Ächtheit der G. und K. H. in eben ſo beſtimmter als charakteriſtiſcher Weiſe aus und erlaube ich mir ſeine Worte in urſprünglicher Faſſung herzuſetzen: „R. K. podle plného mého přesvědčení je pravý; rozpor tu může býti jen o to zdali napsán v XIII. anebo ve XIV. století. To je i pro mně otázka otevřena, ale posud spíše věřím že starší. Propracoval jsem svědomitě celou literaturu od 1800 do 1818, a jsem jist že žadný z tehdejších spisovatelů, ani Jungmanna nevynímajíc, nebyl s to aby se i jen vzdálí o něco podobného mohl pokusiti. To je věc naprosto nemožná. Proti tomu není šermu. Vše co jsem psal 1861 str. 192—199, na tom po opětovaném podrobném i zevrubném skoumání i nyní pevně, ba ještě pevněji stojím... L. S. posud pokládám za pravý, ačkoli tu jsou leckteré zadrhle o kterých ještě déle bude pracovat museti." Die hier geſperrt gedruckten Stellen ſind in dem Original-Schreiben unterſtrichen.

und in der Schauspielkunst gehörig zu unterrichten, daß er die Blätter „zufällig" finde; daß er dem Dechant von Nepomuk gegenüber, der ihn doch seit langem kennt, Angst heuchle, weil er im Grunde zum Schelm an seinem Herrn geworden sei; daß er sich dann verlegen stelle was eigentlich mit dem sonderbaren Zeug anzufangen sei; daß er aber die geheime Weisung für sich behalte auf die Gründung des böhmischen Museums zu warten (von welch glücklichem Ereignisse Linda 1817 gewußt haben müßte daß es im April 1818 eintreten werde); oder welche Escamotage vorgegangen sein müßte um den Kovář mit seinem vermeintlich glücklichen Funde zum Tölpel zu machen und ihn dann alle angeführten Phasen im guten Glauben durchmachen zu lassen — das überlasse ich jenem Theile der geneigten Leser zu ersinnen deren Phantasie schwungkräftigere Flügel hat als die meine. Gehen wir zum Königinhofer Funde über! Wenn Hanka der verschmitzte Gauner gewesen wäre sich vorerst in Lesung alter Schriften unbeholfen zu stellen, so daß ihm Dobrovský zu dem 1. Bändchen seiner „Skládánie" vier eng beschriebene Octav-Seiten falscher Lesungen einsenden konnte, worüber Hanka den Geärgerten und Gekränkten spielte weil die Hälfte dieser Unrichtigkeiten Jos. Jungmann auf dem Gewissen habe*); wenn Hanka weiter der Erz-Pfifficone und Taschenspieler gewesen wäre um die von ihm selbst oder von einem Andern oder von mehreren Andern fabricirten Pergament-Blätter am Vormittag seiner Ankunft in Königinhof von niemand gesehen in das Thurmgewölbe unter die Pfeile zu prakticiren; oder sie nach

*) Hanka an Dobrovský 25. August 1817, also vor der Reise zu seinem Freunde Sklenička, Č. Č. M. 1870 str. 219. Die Dobrovský'schen Verbesserungen im 2. Heft der „Skládánie" S. XLI—XLIII. Einige der Misgriffe sind ärgster Art, z. B. **pak** st. **pták**, **Aſwerus** st. **a Sewerus**, **záže** st. **razi** ꝛc. Daß übrigens Hanka die K. H. selbst bis an sein Lebensende an gewissen Stellen falsch gelesen, hat Vrťátko in dem Capitel: „Hanka als Leser der K. H." Č. Č. M. 1871 S. 412 f. nachgewiesen.

Tiſche in ſeinem Rockärmel à la Döbler verborgen zu halten, dann im Dunkel des Gewölbes ſich bückend und ſcheinbar herumſuchend herausfallen zu laſſen und jetzt den Verwundert-Überraſchten zu ſpielen: würde er dann anderſeits ſo unüberlegt geweſen ſein, unmittelbar zuvor in Prag ſeine Proben ſerbiſcher Heldenlieder herauszugeben und dadurch zum Vergleich mit dem „Jaroſlav“ und dem „Záboj“, die ja er oder ſein Freund Svoboda jenen nachgebildet hätten, geradezu herauszufordern und eben dadurch auf die Spur der vor ſich gegangenen Täuſchung zu führen?!

Alſo von der einen Seite klug und findig über die Möglichkeit, von der anderen ein unbedachter Dummkopf von der ärgſten Sorte! Tomek, der erſt 1859 die Bedeutung der rothen Striche im L. S. entdeckt, aber dabei gefunden hat daß der Schreiber oder Abſchreiber ſich darin nicht durchaus conſequent geblieben ſei, fragt mit Recht: „Ob denn auch der Falſarius welcher den L. S. verfaßt haben ſoll, ſich ſolche Verſtöße gegen ſeine Regel hätte zu Schulden kommen laſſen? Aber freilich, das war ein ſchlauer und wieder ein einfältiger Menſch, wie man es eben zu jedem Einwande braucht!“ Feifalik hat bezüglich des L. S., einer Fälſchung die noch viel plumper ſei als jene der K. H., die Behauptung aufgeſtellt: für jedes der Worte darin ließen ſich praecedentia auffinden die der Falſificator habe benützen können — eine Behauptung die fünf und dreißig Jahre vor ihm Dobrovský aufgeſtellt, ohne daß jedoch er oder ſein nachbetender Nachfolger den begründenden Nachweis geliefert hätten —, während Šembera gerade umgekehrt eine Reihe von Worten aufzählte, die ſich in keinem der nach ſeiner Meinung als ächt erwieſenen älteren Schriftſtücke fänden und die daher den Stempel willkürlicher Erfindung an der Stirn trügen. Was die Perſon des angeblichen Fälſchers betrifft,

so erklärt Dr. Legis-Glückselig den Hanka, den er aus meist freundlichen, zeitweise aber auch feindseligen Beziehungen länger und genauer kannte als irgend jemand, für absolut unfähig die K. H. fabricirt zu haben, während Šembera vom ersten Augenblicke, wo er sich in die Reihe der Widersacher der ältesten böhmischen Schriftdenkmale stellte, den stärksten Verdacht gegen Hanka anregte und, wie wir gesehen, damit schloß Hanka einzig und allein mit dieser Schuld zu belasten. Nicht anders steht es mit den Einwürfen die vom historischen Standpunkte erhoben werden. Bald heißt es: „Da habt ihr's, der Betrug liegt am Tage, das hat er aus dem Hájek, noch dazu aus dem deutschen!" Man sollte es nicht glauben, aber selbst dieser colossale Unsinn, daß der Fälscher nicht einmal das böhmische Original des Hájek habe benützen können, sondern eine Übersetzung zu Hilfe nehmen müßen, ist vorgebracht worden! Oder denkt man dabei an eine ganze Falschmünzerbande, an ein Compagnie-Geschäft nach Art der französischen Lustspiel-Fabrikanten, von denen einer aus dem „deutschen Hájek" den Stoff geliefert, der zweite den Stoff in böhmische Verse gebracht, der dritte die alt-böhmischen Ausdrücke und Satzfügungen dazu entweder (nach Feifalik) gefunden oder (nach Šembera) erfunden habe ꝛc.? Dann heißt es aber wieder: „Das und das stimmt nicht mit dem Cosmas, steht im Widerspruch mit ihm: hat sich der Falsarius eine ärgere Blöße geben können?!" Gegen dieses letztere Argument bemerkten Šafařik und Palacký mit Recht: „Ein absichtlicher Fälscher würde sich entweder innerhalb des Kreises der reinen Lyrik gehalten, oder einen historischen Stoff übereinstimmend mit der Geschichte bearbeitet haben um nicht Verdacht zu erregen" *).

Was sagt der unbefangene Leser zu einer Kriegführung von solchem Charakter? Und zwar stoßen diese seltsamen Wider-

*) Denkmäler S. 195.

ſprüche, ja diametralen Gegenſätze nicht blos auf, wenn du die Argumente verſchiedener Schriftſteller gegeneinander hältſt: du findeſt ſie bei einem und demſelben Widerſacher der dann, gleich dem Wanderer in der Fabel, aus einem Munde bald warm bald kalt bläſt. Schon dem Abbé Dobrovský, da wo ſie deſſen Einwendungen gegen den L. S. Punkt für Punkt anführen und prüfen, konnten Šafařík und Palacký die Rüge nicht erſparen: „Welche Bündigkeit übrigens in der folgenden Schlußfolgerung liege: ‚dieſe Angabe im Gedichte ſtimmt mit dem Chroniſten überein, daher iſt ſie aus ihm genommen, folglich neu und unächt', und wieder: ‚dieſe Angabe widerſpricht dem Chroniſten, daher iſt ſie unpaſſend und unwahr, folglich neu und unächt', braucht man aufmerkſamen Leſern nicht auseinander zu ſetzen" *). Ebenſo weiſen Joſeph und Hermenegild Jireček ihrem Widerpart nach, daß er, je nachdem er es brauche, bei dem Fälſcher jetzt ungeheure Findigkeit und dann wieder die plumpſte Unbeholfenheit vorausſetze. Nebenbei bemerkt: iſt das etwa einer jener „heftigen Angriffe" gegen Feifalik von denen das Buch der beiden Brüder voll ſei? Andere Leute als Wattenbach dürften der Anſicht ſein: das ſei weder leidenſchaftlich noch ein Angriff, ſondern die durchaus berechtigte Abwehr eines Angriffes und zwar, wie der aufgedeckte Selbſtwiderſpruch zeigt, eines ganz muthwilligen. Muß man denn nicht, angeſichts der ſo wunderſamen Pfade welche die Bekämpfer der älteſten Denkmale böhmiſchen Schriftthums wandeln, auf den Verdacht kommen, daß dieſer ihr Widerſpruch nicht ſowohl das *Schlußergebnis* ihrer Forſchungen als vielmehr der *Ausgangspunkt* derſelben geweſen ſei? daß ſie ſich den Satz: die K. H. und der L. S. ſind gefälſcht, von vornherein als *Ziel* vorangeſteckt und dahin zu gelangen eine steeple-chase unternommen haben, wo ſie kein

*) Denkmäler S. 181.

Warnungszeichen und keine Einfriedung, aber auch kein Wassergraben und kein fauler Sumpf aufhalten konnte?

Die behauptete Thatsache der Fälschung knüpft natürlich an die Person des Fälschers an. Wer war das? Der einfachste Beweis lag gewiß dann vor wenn dieser sich selbst nannte, und in der That hat man es gegnerischerseits, fest überzeugt ein solcher existire, lange Zeit nicht für so unmöglich gehalten daß „der dichtende Spaßvogel" seines Spieles satt zuletzt hervortreten und sagen werde: da seht ihr mich, ich habe euch insgesammt am Narrenseil herumgeführt! Das ist nun bekanntlich nicht eingetreten; im Gegentheil hat derjenige, auf den zuerst der Verdacht gefallen war und an welchem derselbe am längsten hängen geblieben, als hochbetagter Mann den Spruch der Gerichtsbehörden angerufen seine Verleumder mit geziemender Ahndung zurechtzuweisen. Vom Zeugenbeweis kann in einer Sache dieser Art nicht wohl die Rede sein, da ein Handtierer solchen Schlages sein Werk in der Heimlichkeit schmiedet und zu Mitwissern nur etwaige Mitschuldige macht die dann ihrerseits gleichfalls das Tageslicht meiden. Bleibt also nur der Wahrscheinlichkeitsbeweis oder der Beweis per analogiam, wenn man ein ähnliches oder nahezu ähnliches Werk, erwiesenermaßen gleichzeitigen Ursprungs, zu produciren vermöchte und dann schließen dürfte: wenn dieses gemacht worden ist, kann auch das andere gemacht worden sein. Da haben wir nun die „milostná píseň krále Václava" oder die „Weissagung der Libuša", die heute niemand mehr für ächt halten wird. Aber in welchem Stücke stehen diese mit der G. oder K. H. auf gleicher Stufe? Und doch ist die milostná píseň um vier oder fünf Jahre *später* aufgetaucht, wo also der Fälscher, wäre es derselbe dem wir die K. H. und den L. S. verdanken, an Findigkeit und Geschicklichkeit gewonnen haben, nicht aber in beiderlei Hinsicht

zurückgegangen ſein müßte! Die m. p. iſt allerdings von Vielen Jahrzehente hindurch für ächt gehalten worden, aber nur weil die Handſchrift ernſtlich und von Männern des Faches, wie dies bei der K. H. und dem L. S. geſchehen, Jahrzehente hindurch nicht geprüft worden iſt. Das paläographiſche Analogon reicht alſo nicht aus. Wie ſteht es mit den Dichtungen als ſolchen? Wären die G. und K. H. um zehn Jahre ſpäter gefunden oder wäre Ladislaus Čelakovský um zehn Jahre früher geboren worden und als Schriftſteller aufgetreten, dann hätten wir allenfalls in dieſer Hinſicht unſern Mann. Allenfalls: weil dann noch immer nicht zu unterſchätzen wäre, wie viel Č. aus dem „Jaroſlav“ und der „Kytice“ ſelbſt erſt gelernt hat, wie er denn ſeine trefflichen Lieder bezeichnenderweiſe nur als „ohlas“ = Nachklang, Widerhall hat gelten laſſen wollen. Aber 1817 zählte Č. kaum achtzehn Jahre — geboren Strakonic 7. März 1799 — und von den reiferen Dichtern jener Tage hat, ein oder das andere lyriſche Gedicht Hanka's vielleicht ausgenommen, keiner etwas zutage gefördet was ſich den Liedern der K. H., und nun gar den Heldengeſängen der K. H. und des L. S. auch nur annähernd an die Seite ſetzen ließe. Der Fall einer Fälſchung vor unſerem Jahrhundert iſt ausgeſchloſſen weil damals kein Intereſſe da war dergleichen zur Stelle zu ſchaffen, und weil es geradezu ein Narr geweſen ſein müßte ſich auf eine ſo mühevolle Mache zu verlegen, dieſe in eine Rumpelkammer zu werfen und es dem Zufall zu überlaſſen wer ſie dann fände, wann man ſie und ob man ſie überhaupt fände!

Es ſtellt ſich überhaupt die Frage nicht ſowohl ſo: wer die K. H. und den L. S. um das Jahr 1817 gefälſcht hat, ſondern ob irgend jemand, heiße er wie er wolle, die K. H. und den L. S. um das Jahr 1817 gefälſcht haben kann. Wenn ſich dieſe letztere Frage bejahend beantworten ließe, ſo würde es zwar nicht

ohne das höchſte perſönliche Intereſſe, aber für das Weſen der Sache ziemlich gleichgiltig ſein ob A oder B oder C der Fälſcher geweſen. Wenn ſich aber jene Frage bejahend nicht beantworten läßt, dann gibt es, da doch niemand auf dieſem Gebiete eine generatio aequivoca annehmen wird, kein drittes, als daß die in Rede ſtehenden Denkmale früher, nämlich zu der Zeit in die ſie ihrer Schrift und Sprache nach gehören, aufgezeichnet worden ſind. Bei der Frage nach der Möglichkeit einer Fälſchung handelt es ſich aber nicht um den Dichter, den mit Geſchichte und Alterthumskunde innig vertrauten Schöpfer des Inhaltes allein, es handelt ſich um den Sprachkenner und Philologen, um den Herrichter des Pergaments, um den Chemiker für den Schreibſtoff, um den Schriftenmaler. Gegneriſcherſeits pflegt man dies auf die leichte Achſel zu nehmen: was kann man, ſagen ſie, nicht alles?! Darauf iſt zu erwiedern: man kann ſehr vieles, aber nicht alles; und auch jenes viele hat man nicht zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden gekonnt. Heutzutage hat man es in der Nachbildung von Anticaglien aller Art, Vaſen Waffen Einrichtungsſtücken, zu einer oft den Kenner ſelbſt täuſchenden Fertigkeit gebracht: aber hat man das früher auch ſo getroffen? Es iſt aber noch etwas ganz anderes: ein vorhandenes ächtes Stück bis in die kleinſte Einzelnheit facſimiliren, und ein Stück in älterer Manier ſelbſt ſchaffen, daß ſelbſt die geübteſten Fachleute ſeit langen Jahrzehenten auf deſſen Ächtheit ſchwören. Alle erwieſenen Fälſchungen von Schriftſtücken ſind ſehr bald und in unwiderleglicher Weiſe aufgedeckt worden: Chatterton's Mönch Rowley aus dem XV. Jahrhundert noch zu Lebzeiten des Verfaſſers, der dann durch einen Selbſtmord geendet hat; Sartori's politiſche Schriften Eugen's im ſelben Jahre ihres Erſcheinens 1811, obwohl der Fälſcher, weil die Schels'ſche Widerlegung in einer Fachzeitſchrift begraben

lag, ſein trügeriſches Werk noch Jahre hindurch fortſetzen konnte und Jahrzehente hindurch ſich niemand die Mühe nahm ſeiner Waare auf den Grund zu ſehen; Wagenfeld's Sanchuniathon 1836 war ſchon 1838 durch Grotefend, Smidt, A. Müller, Claſſen ſo gründlich abgethan, daß der angebliche Entdecker nicht ein Wörtchen der Erwiderung wagte. Dabei iſt zu beachten daß weder Chatterton noch Sartori noch Wagenfeld, obwohl wiederholt aufgefordert, Originale zu produciren wußten, die der durch ſie veranſtalteten Herausgabe zugrunde gelegen. Das Bruchſtück, das Macpherſon als angebliche Urſchrift eines Oſſian'ſchen Geſanges vorwies, aber auch nur als Schriftprobe nicht als Original-Urkunde, konnte die Fachgelehrten ebenſowenig auf die Länge täuſchen, als die angeblichen Autographen Shakeſpeare's von Samuel Ireland 1796. Letzterer hat am Ende ſein falſches Spiel ſelbſt eingeſtanden, während Macpherſon ſich den Zumuthungen ſeiner literariſchen Dränger dadurch entzog daß er einen Poſten im transatlantiſchen Canada annahm. All dies war bei der K. H. und dem L. S. von allem Anfang ganz anders, indem die urkundlichen Subſtrate ſeit Jahren bekannt waren ehe die Herausgabe, die Verdeutlichung, die Überſetzung vor ſich ging.

Auch das iſt zu erwägen, daß die Täuſchungs-Verſuche der Chatterton, Macpherſon, Ireland in eine Zeit und in Verhältniſſe fielen, wo die britiſche Literatur nach allen Richtungen aufs höchſte entwickelt war, während ein böhmiſcher Fälſcher ſolcher Art unter Umſtänden aufgewachſen ſein müßte, wo ſeine Mutterſprache, nach nahezu zweihundertjährigem Fortkümmern, ein zweites Kindesalter durchzumachen hatte und die Leute, die ſich dem mühſeligen Wiedererweckungs-Problem widmeten, an den Fingern herzuzählen waren. Daß Hanka — „coeco patriae amore abreptus", um mit Kopitar zu reden — an den vorhandenen Schriftdenkmalen kleine Fälſchungen

vorgenommen hat, einzelnen etwa verblaßten Schriftzügen mit der Feder oder dem Pinsel nachgefahren ist, zu den Initialen der K. H. farbige Schnörkel hinzu componirt hat u. dgl. ist wohl außer Zweifel. Wem anders stand auch die stets bereite Gelegenheit, die ruhige Muße zu Gebote als ihm, der Tag und Nacht die seiner amtlichen Obhut anvertrauten Schätze in unmittelbarer Nähe hatte?! Vielleicht hat er auch den nachweisbaren größeren Fälschungen: des Wenzel'schen Minneliedes, der Prophezeiung der Libuša, den falschen Glossen in der Mater Verborum nicht fern gestanden. Mindestens haben dies, obwohl ihn Hanuš diesfalls mit aller Entschiedenheit in Schutz nimmt, ganz ernsthafte Männer für möglich gehalten; zu Anfang der fünfziger Jahre, als das Gespräch auf den von Hanka jüngst vorgebrachten böhmischen Text der „Prophezeiungen der Libuša" kam, äußerte Šafařík lächelnd gegen mich: „Herr Hanka hat das Glück alles zu finden nach dem er sucht!" Sei dem wie ihm wolle, war es Hanka, wie auch Jos. Jireček meint, oder nach Hanuš der vielverschriene P. Zimmermann, es ist dadurch im Ächtheitsstreite viel geschadet, aber, wie jedes Ding seine zwei Seiten hat, viel genützt worden. Geschadet, weil diese gehäuften Unsauberkeiten bei den Außenstehenden, d. h. bei jenen die sich wegen mangelnder Kenntnis kein eigenes Urtheil in einer Sache bilden konnten der sie von vorn herein gram waren, ein fortwährendes Mistrauen nährten, vor welchem zuletzt keines der seit 1817 aufgefundenen Sprachdenkmale sicher war. Anderseits haben diese heutzutage von keinem Kenner verläugneten Fälschungen den augenscheinlichen Beweis geliefert, wie weit die Fähigkeit und Fertigkeit jener Nachäffer der Wahrheit, mochten sie nun geheißen haben wie sie wollen, mochte es ein einzelner gewesen oder eine societas scelerum bestanden haben, überhaupt ging, eine Gränze jenseits

welcher Dichtungen erſten Ranges wie jene der G. und K. H. weit hinaus liegen.

Es wächſt jeder Dichter, jeder Künſtler, jeder Schöpfer irgend eines Werkes aus ſeiner Zeit heraus, es wächſt das Genie über ſeine Zeit hoch empor, aber ſo ein Gott iſt keiner, daß er aus nichts etwas ſchaffen könnte. Homer, ſei es als Perſon ſei es als Sammelname, war, worin alle Welt einig iſt, die höchſte Blüthe einer Dichterſchule aus deren Mitte er hervorgegangen um ſie als Rieſe ſammt und ſonders zu überragen. Unter den Modernen hat Shakeſpeare ſeine ins einzelne nachweisbaren Vorgänger und Zeitgenoſſen gehabt; ja von vielen Stücken iſt es noch heute unentſchieden ob ſie ihm nicht fälſchlich zugeſchrieben, von einem andern verfaßt worden ſind. Aber wo iſt in der geſammten ſeit 1790 wiedererwachten böhmiſchen Literatur vor 1817, ja noch bis gegen Ende der zwanziger Jahre etwas aufzuſtöbern was jenen Charakter, wenn auch mindern Werthes, trüge wie er ſich in der G. und K. H. ſo entſchieden ausprägt? Joſ. Jireček hat in einem am 25. Mai 1878 in der Verſammlung des böhmiſchen Muſeums gehaltenen Vortrage als den bezeichnenden Zug der geſammten Dichtkunſt des gedachten Zeitraums den Idyllismus nachgewieſen, neben welchem zu Anfang der zwanziger Jahre, wo man in Böhmen mit den Geſängen Fingal's bekannter wurde, der Oſſianismus einherlief. Hněvkovský wußte ſeiner Bewunderung der K. H. keinen ſtärkern Ausdruck zu geben, als daß er Hanka für dieſe Erhaltung von Bruchſtücken „böhmiſcher Oſſiane" den Kranz der Unſterblichkeit zuerkannte. Für die ſerbiſchen Heldenlieder, die ja, wie ſpätere Zweifler meinten, die Vorbilder des „Jaroſlav" und des überwältigenden „Záboj" geweſen, intereſſirte man ſich in der erſten Zeit ſo wenig, daß Hanka auf das 1. Heft ſeiner „Prostonárodnj Srbská Muza do Čech přiwedená" kein zweites folgen ließ. Iſt doch damals

die Anerkennung der K. H. und des L. S. selbst, eben weil sie zu dem waltenden Geist und Charakter der Zeit, zu dem Sinn und Geschmack des damaligen Publicums nicht paßten, auf einen so kleinen Kreis beschränkt geblieben, daß Hanka zehn volle Jahre warten mußte um die erste sehr kümmerliche Ausgabe durch eine zweite bessere zu ersetzen. Im Jahre 1819 gab Mil. Zdir. Polák, geb. 1788 in Zásmuk, ein Lehrgedicht über die Erhabenheit der Natur, „Wzneſſenoſt přirody, lyrická báseň w ſſeſti zpěwjch“ (Prag Jos. Fetterl z Wildenbrunu) heraus, unstreitig eine Dichtung von großem Werth und die ausgezeichnetste Original-Arbeit jener Zeit; aber wenn sie schon stofflich weit ab von jenem Gebiete liegt auf denen sich die G. und K. H. bewegen, so hatte der Dichter noch so sehr mit der Sprache, der Behandlung des Verses zu ringen daß Jungmann vielfach nachhelfen mußte. Derselbe Jungmann war von der Unmöglichkeit, daß etwas wie die G. und K. H. im Jahre 1817 von wem immer geschaffen sei, in solchem Grade überzeugt daß er noch 1832 seinem Presburger Gegner zurief: „Wir können ihn versichern daß wir etwas ähnliches abzufassen und aufzuschreiben eben so wenig im Stande wären als Herr Palkovič der, falls er uns vom Gegentheil überzeugen will, die beiden Fragmente des L. S. ergänzen möge; wir werden dafür sorgen daß es ihm an einer anständigen Entlohnung nicht fehle, et erit nobis magnus Apollo“ *). Was aber von dem Stande

*) Č. Č. M. 1832 S. 245. Vgl. ebenda 1838 S. 403 Anmerkung, wo Koubek den Ausspruch des Polen A. Bielowski anführt: „Ich zweifle nicht einen Augenblick an der Ächtheit Eurer Sněmy; denn soweit ich die Fähigkeiten der böhmischen Dichter auf Grund ihrer bisherigen Leistungen beurtheilen kann, ist es meine tiefste Überzeugung daß kein lebender Dichter vom ersten bis zum letzten im Stande wäre etwas den Sněmy ähnliches zu leisten.“ In der Osvěta 1882 S. 893 begleitet J. Čenský ein Gedicht Hanka's aus dem Januar 1841 an die damals gefeierte Schauspielerin Anna Manetinská, nachmals verehelichte Kolár, mit der Bemerkung: „Sehet her!

der böhmiſchen Dichtkunſt im zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts, das gilt in ähnlicher Weiſe von dem Stande der philologiſchen Wiſſenſchaft, die, ſo großes Dobrovský, ſo verdienſtvolles Puchmajer und Joſ. Jungmann darin geleiſtet, bei weitem nicht ausreichte die Schrift und Sprache der beiden Handſchriften fehlerlos zu verſtehen, geſchweige denn wind- und wetterhältige Schöpfungen ſolcher Art zu liefern.

Die Dichtungen der G. und K. H. unterſcheiden ſich aber nicht blos von allem, was um das Jahr 1817 geleiſtet wurde und geleiſtet werden konnte, „wie die Nacht vom Tage und wie die Erde vom Himmel“; es iſt ihnen auch aus der ältern böhmiſchen Literatur, ſo viel ſich davon bis auf unſere Zeiten erhalten hat, nichts ähnliches an die Seite zu ſtellen. Wie iſt das zu erklären? Sollten jene Geſänge nicht blos als die einzigen dieſer Art erhalten worden, ſondern auch die einzigen ihrer Art geweſen ſein? Letzteres iſt gewiß nicht anzunehmen. Šafařík und nach ihm Nebeský haben die Dichtungen der G. und K. H. aus dem Bereiche der Schul- und Kunſt-Poeſie geſchieden und in jenes der Natur- und Volksdichtung gewieſen, d. h. Erzeugniſſe höher begabter Sänger aus der Mitte des Volkes, welche ihren Stoff nicht aus pergamentenen Urkunden und alten Chroniken, ſondern unmittelbar aus dem Leben holten und denſelben ſchöpferiſch frei in ihrem eigenen Geiſt oder, was gleichbedeutend iſt, im Geiſte ihres Volkes, nach einheimiſchen nicht nach fremden Muſtern geſtalteten. Daß es Dichter ſolcher Art, wie heute noch unter den vom modernen Weſen wenig angegriffenen Süd-Slaven, einſt bei den Nord-Slaven, darunter den Böhmen gegeben, wer wollte das in Abrede ſtellen? Wer möchte es

Dieſes Lied für ſich allein ſoll uns als unumſtößlicher Beweis gelten, daß Hanka nicht im Stande war zehn in gehörigem Zuſammenhang ſtehende Verſe zu ſchmieden, geſchweige der Schöpfer unſerer ſchönſten Heldenlieder zu ſein!“

nicht unerklärlicher finden, wenn das Gegentheil davon behauptet werden wollte? Die weitere Folge, wie wir dies bei dem Volksliede wahrgenommen, wäre dann die, daß der von einem Gottbegnadeten zuerst gefundene Sang im Laufe der Zeit mannigfache Umbildungen durch spätere Volkssänger, sowie nachmals bei öfterem Abschreiben erfahren mußte. In der That lassen sich gerade an den ältesten Gesängen der K. H., dem „Záboj", dem „Čestmír" sowohl Lücken als Verunstaltungen eines ursprünglich unverkennbar anders lautenden Textes nachweisen*). Darum ist die Annahme, mit der zuerst Palacký hervorgetreten, Zaviše von Falkenstein möchte der Dichter der K. H. gewesen sein, mit Grund verworfen worden, weil der berühmte Vitkovice als Höfling durchaus ein Kind seiner Zeit war, die sich in Dichtungen ganz andern Charakters gefiel. Eher könnte man gelten lassen daß ein geistvoller Mann, was er ohne Frage gewesen, oder aber einer vom Schlage des Ritters Dalimil, der mit Kummer das Hereinbrechen des Fremdthums gewahrte das allem ursprünglich Nationalen den Untergang bereiten werde, zum Sammler dieser kostbaren Denkmale altböhmischen Volksgeistes geworden ist. Dieses Eindringen des Fremdthums liefert zugleich die ausreichende Erklärung warum uns nur durch einen Zufall etwas von dem wenigen, was wohl überhaupt in dieser Richtung aufgeschrieben und zusammengetragen worden, erhalten geblieben, während von dem was der Mode entsprach, nach damaligen Begriffen salonfähig war, den gesta Romanorum, der Alexandreis, dem Streit der Seele mit dem Körper u. dgl. Spuren sehr zahlreichen Vorkommens nachzuweisen sind.

Ich kehre zu jener Betrachtung zurück mit welcher ich diese Studie eingeleitet habe. Wenn das Wiedererwachen des national-böhmischen

*) Šafařík, Einleitung zu Thun S. 25—27, 32 f. Nebeský Č. Č. M. 1852 III str. 158—161, 169.

Geiſtes um fünfzig Jahre ſpäter kam, dann war ohne Zweifel auch von den letzten ſo ſchadhaften Reſten altböhmiſcher Dichtkunſt nichts mehr vorhanden: wenn es aber um fünfzig Jahre früher eintrat, um wie unvergleichlich mehr gelangte dann in die Hände einer verſtändnisvollen und dankbaren Nachwelt! Waren es doch gerade dieſe letzten hundert Jahre in denen mit den „alten Scharteken", die ſich irgendwo in einer Rumpelkammer fanden, am ärgſten gewirthſchaftet wurde. Vergleichsweiſe am meiſten von mittelalterlichen Handſchriften haben ſich die kirchlichen Geſangbücher, und mit denſelben ein Schatz der koſtbarſten Miniaturen erhalten; aus einem ſehr einfachen Grunde: weil das Gegenſtände waren, die an allen Orten, wo ſogenannte Literaten-Chöre beſtanden, fortwährend gebraucht wurden. Wo es ſolche Literaten-Chöre nicht gab oder wo dieſelben mit der Zeit eingegangen waren, da fiel der Zerſtörungstrieb über das Cancionale ebenſo her wie über andere alte „nutzloſe" Scripturen. So hat A. Patera bei einem Beſuche, den er am 27. bis 29. September 1866 ſeiner Vaterſtadt Königinhof abſtattete, in Erfahrung gebracht daß ſich in dem Gewölbe, wo 1817 die K. H. aufgefunden worden, auch ein auf Pergament geſchriebener mit Miniaturen und Initialen gezierter lateiniſcher Pſalter befunden; daß der Caplan P. Joſeph Rudl, ein Nachfolger des Borč, dieſen Codex dem Schullehrer Šalovecký zur Verfügung geſtellt; und daß letzterer die Blätter desſelben zur Ausbeſſerung der Orgel und des Blasbalges, wenn ſich irgendwo Riſſe fanden, verwendet habe. Eine noch frühere Erinnerung führte auf den Kirchendiener Joſeph Dlohožka, der ſeinem das Schuſterhandwerk treibenden Sohne Andreas, ſeinem ſpätern Nachfolger in der Meßnerei und Zeitgenoſſen Hanka's, von Zeit zu Zeit aus einem alten im Gewölbe herumliegenden „ſchwer leſerlichen" Buche herausgeriſſene Pergament-Blätter brachte, die dann

der Sohn zu Nutz und Frommen der von ihm anzufertigenden oder zu flickenden Fußbekleidungswerkzeuge verwendete. Waren darunter Blätter des von Hanka nur bruchstückweise gefundenen kleinen Codex? Sehr möglich!

Inhalt.

Übersichtliche Darstellung von Dr. Jaroslav Vlach

Seite

Geographisches Gepräge des Wohngebietes 1
Einwanderung und Ansiedlung des Volksstammes; sein Culturzustand 11
Kirchengeschichte 28
I. Periode: Größter Einfluß der katholischen Kirche auf das Volk 28
II. Periode: Das böhmische Volk im Widerstreite mit der katholischen Kirche (1420—1624) 45
III. Periode: Erneuerte Herrschaft der katholischen Kirche . . 62
Die sociale und staatliche Entwickelung 68
I. Periode: Bis zu den Hussitenkriegen 68
II. Periode: Von den Hussitenkriegen bis zum dreißigjährigen Kriege 91
III. Periode: Seit dem dreißigjährigen Kriege bis auf unsere Zeiten 101
Volkswirthschaftliche Entwickelung 107
Die neue Zeit 128
Gegenwärtiger Stand 141
Stellung inmitten der anderen Volksstämme 153

Drei Studien von Frh. v. Helfert

Volkslied und Tanz 163
Das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und Literatur. Mit besonderem Hinblick auf die neu eingerichtete böhmische Hochschule in Prag 222
Die ältesten Denkmale böhmischen Schrifttums und der Streit über deren Ächtheit 359

Im Verlage von Karl Prochaska, Wien und Teschen, ist in dritter Auflage erschienen:

Das Buch der Bücher.

Aphorismen der Welt-Literatur.

Das hier angekündigte Werk ist eine Arbeit, welche die höchsten Anforderungen an Rastlosigkeit und Geduld zu gleicher Zeit stellte, deren Bewältigung mehr als ein halbes Menschenalter erforderte, und die mit Rücksicht auf das umfassende Stoffgebiet, den erweiterten Gesichtskreis, die Objectivität des Standpunktes und die Strenge der Auswahl keine Vorgänger hat. Sie schöpft zum Theile aus Quellen, die weder allgemein zugänglich, noch gehörig benützt sind. Aehnlichen Sammlungen gegenüber beschränkt sie sich nicht, wie diese, auf die von den Dichtern — und zwar den Dichtern eines Volkes — gebotene Materie: wie sie die Culturleistungen aller großen Nationen in's Auge faßt, so zieht sie Dichter und Redner, Philosophen und Staatsmänner, Historiker und Naturforscher in den Rahmen ihrer Darstellung.

Das lebhafte Interesse jedes Gebildeten ist dem Werke sicher. Dem Literaturfreund ist es mit Hilfe wohlgeordneter Register ein höchst nützliches Repertorium; dem Manne der Oeffentlichkeit in Rede oder Schrift bietet es die reichste Quelle von Schlagwörtern, Citaten, geistigen Belegmitteln; dem Lehrer und Erzieher eine Schatzkammer aller Weisheit, aus der er mit vollen Händen zum Gewinne seiner Schüler schöpfen kann; dem im Weltgewirre ringenden Manne ist es ein leitender, treibender oder beruhigender Führer in allen Fährnissen und Mißstimmungen; der Frau und dem Mädchen eine Bibel für den Familien-Altar, ein Sanctuarium des Herzens.

„Das Buch der Bücher" zerfällt in die zwei selbstständigen, sich aber gegenseitig ergänzenden Theile:

Geist und Welt — Herz und Natur

wovon der erstere sich mehr mit den öffentlichen Dingen, der letztere mehr mit dem Gemüthsleben beschäftigt.

Diese dritte Auflage hat eine neue hochelegante und stylvolle Ausstattung erhalten. Der ebenso solid gearbeitete wie gefällige Liebhaber-Halbfranz-Einband wird je nach Wunsch in heller oder dunkler Farbe geliefert.

Jeder Theil wird einzeln abgegeben und kostet gebunden 5 Gulden oder 10 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Zehnter Band.

Erste Hälfte.

Die Slovenen.

Von

Josef Suman.

Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Die Slovenen.

Von

Josef Šuman.

Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Die Wohnsitze der Sloveren 1
Die Namen der Slovenen 3
Das Alter und die Ursitze der Slovenen 4
Die Einwanderung der Slovenen in die heutigen Wohnsitze . . . 14
Culturzustände der heidnischen Slovenen 27
Die Christianisierung der Slovenen 36
Skizzierte Geschichte der von Slovenen bewohnten Länder 67
Sitten und Gebräuche der Slovenen 79
Die slovenische Sprache und ihre Geschicke 106
Die slovenische Literatur 123
Die Pflege der Künste und Wissenschaften 173

Einleitung.

Die Wohnsitze der Slovenen.

Die Slovenen bilden im slavischen Stamme den nördlichen Zweig des südslavischen Astes. Sie berühren sich im Süden auf der ganzen Strecke vom adriatischen Meere bis zum unteren Mur-Laufe mit den Kroaten, deren Sprache sich von der slovenischen nach Maßgabe der südlichen Entfernung allmählich abzweigt, so zwar daß die Mundart, wie sie im sogenannten Civil-Kroatien, in den Županien Agram, Varasdin, Kreuz gesprochen wird, von dem gegenwärtig größten Kenner der slavischen Sprachen, von Miklosich zu der slovenischen Sprache gerechnet wird.

Im Westen reichen die Slovenen bis an das adriatische Meer, so in Istrien und Triest, oder bilden die Grenze gegen das Königreich Italien, so im Görzischen und im südwestlichen Kärnthen; zwischen der kärnthnisch-görzischen Landesgrenze und Kormin im Görzischen überschreiten sie die Reichsgrenze und bilden in der Präfectur Udine eine mäßige Bucht ins Königreich Italien. Im Osten wohnen die Slovenen über die Grenze von Steiermark hinaus auch in Ungarn, und zwar im Szalader, Eisenburger und theilweise im Veszprimer Comitat. An der Nordgrenze berühren

Im Verlage von Karl Prochaska, Wien und Teschen, ist in dritter Auflage erschienen:

Das Buch der Bücher.

Aphorismen der Welt-Literatur.

Das hier angekündigte Werk ist eine Arbeit, welche die höchsten Anforderungen an Rastlosigkeit und Geduld zu gleicher Zeit stellte, deren Bewältigung mehr als ein halbes Menschenalter erforderte, und die mit Rücksicht auf das umfassende Stoffgebiet, den erweiterten Gesichtskreis, die Objectivität des Standpunktes und die Strenge der Auswahl keine Vorgänger hat. Sie schöpft zum Theile aus Quellen, die weder allgemein zugänglich, noch gehörig benützt sind. Aehnlichen Sammlungen gegenüber beschränkt sie sich nicht, wie diese, auf die von den Dichtern — und zwar den Dichtern eines Volkes — gebotene Materie: wie sie die Culturleistungen aller großen Nationen in's Auge faßt, so zieht sie Dichter und Redner, Philosophen und Staatsmänner, Historiker und Naturforscher in den Rahmen ihrer Darstellung.

Das lebhafte Interesse jedes Gebildeten ist dem Werke sicher. Dem Literaturfreund ist es mit Hilfe wohlgeordneter Register ein höchst nützliches Repertorium; dem Manne der Oeffentlichkeit in Rede oder Schrift bietet es die reichste Quelle von Schlagwörtern, Citaten, geistigen Belegmitteln; dem Lehrer und Erzieher eine Schatzkammer aller Weisheit, aus der er mit vollen Händen zum Gewinne seiner Schüler schöpfen kann; dem im Weltgewirre ringenden Manne ist es ein leitender, treibender oder beruhigender Führer in allen Fährnissen und Mißstimmungen; der Frau und dem Mädchen eine Bibel für den Familien-Altar, ein Sanctuarium des Herzens.

„Das Buch der Bücher" zerfällt in die zwei selbstständigen, sich aber gegenseitig ergänzenden Theile:

Geist und Welt — Herz und Natur

wovon der erstere sich mehr mit den öffentlichen Dingen, der letztere mehr mit dem Gemüthsleben beschäftigt.

Diese dritte Auflage hat eine neue hochelegante und stylvolle Ausstattung erhalten. Der ebenso solid gearbeitete wie gefällige Liebhaber-Halbfranz-Einband wird je nach Wunsch in heller oder dunkler Farbe geliefert.

Jeder Theil wird einzeln abgegeben und kostet gebunden 5 Gulden oder 10 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die

Völker Oesterreich-Ungarns.

Ethnographische und culturhistorische Schilderungen.

Zehnter Band.
Erste Hälfte.

Die Slovenen.

Von

Josef Šuman.

Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Die Slovenen.

Von

Josef Šuman.

Wien und Teschen.
Verlag von Karl Prochaska.
1881.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Die Wohnsitze der Slovenen 1

Die Namen der Slovenen 3

Das Alter und die Ursitze der Slovenen 4

Die Einwanderung der Slovenen in die heutigen Wohnsitze . . . 14

Culturzustände der heidnischen Slovenen 27

Die Christianisierung der Slovenen 36

Skizzierte Geschichte der von Slovenen bewohnten Länder 67

Sitten und Gebräuche der Slovenen 79

Die slovenische Sprache und ihre Geschicke 106

Die slovenische Literatur 123

Die Pflege der Künste und Wissenschaften 173

Einleitung.

Die Wohnsitze der Slovenen.

Die Slovenen bilden im slavischen Stamme den nördlichen Zweig des südslavischen Astes. Sie berühren sich im Süden auf der ganzen Strecke vom adriatischen Meere bis zum unteren Mur-Laufe mit den Kroaten, deren Sprache sich von der slovenischen nach Maßgabe der südlichen Entfernung allmählich abzweigt, so zwar daß die Mundart, wie sie im sogenannten Civil-Kroatien, in den Županien Agram, Varasdin, Kreuz gesprochen wird, von dem gegenwärtig größten Kenner der slavischen Sprachen, von Miklosich zu der slovenischen Sprache gerechnet wird.

Im Westen reichen die Slovenen bis an das adriatische Meer, so in Istrien und Triest, oder bilden die Grenze gegen das Königreich Italien, so im Görzischen und im südwestlichen Kärnthen; zwischen der kärnthnisch-görzischen Landesgrenze und Kormin im Görzischen überschreiten sie die Reichsgrenze und bilden in der Präfectur Udine eine mäßige Bucht ins Königreich Italien. Im Osten wohnen die Slovenen über die Grenze von Steiermark hinaus auch in Ungarn, und zwar im Szalader, Eisenburger und theilweise im Veszprimer Comitat. An der Nordgrenze berühren

sich die Slovenen mit den Deutschen auf der ganzen Strecke von der kärnthnerischen Grenze bei Pontafel bis St. Gotthard in Ungarn. Als ideelle Grenze zwischen den Deutschen und Slovenen außerhalb Ungarns könnte man sich eine Linie von Villach in Kärnthen bis Radkersburg in Steiermark ziehen; diese Linie würde nahezu mit dem geographischen Breitegrade 46·6 zusammenfallen; an den Gebirgskämmen überschreiten die Slovenen diese Linie, in den Ebenen werden sie von den Deutschen zurückgedrängt.

Die Slovenen bewohnen demnach an den südöstlichen Ausläufern der Alpen und am Karst einen zusammenhängenden Ländercomplex von 251 □M^{m}. Sie bewohnen das Herzogthum Krain außer Gotschee in der Zahl von 420.400 Einwohnern, das südliche Kärnthen 96.580 Einwohner, Unter-Steiermark 431.730 Einwohner; dann die Grafschaften Görz und Gradiska, das Gebiet von Triest, das nördliche Drittel von Istrien, zusammen 235.225 Einwohner; ferner einen Streifen im westlichen Ungarn 55.000 Einwohner und den Ostrand des Königreichs Italien 27.000 Einwohner. An der Grenze und in den größeren Städten sind einzelne fremde Ansiedelungen der benachbarten Stämme, in den Grenzstädten selbst ist im Westen die italienische, im Norden die deutsche Bevölkerung vorherrschend. Die slovenische Bevölkerungsziffer beträgt demnach, die kroatischen Slovenen ungerechnet, mindestens 1,300.000 Einwohner.

Dem Religionsbekenntnisse nach sind die Slovenen fast durchwegs Katholiken, nur in Ungarn sind in vier Pfarren ungefähr 15.000 Protestanten.

Die Slovenen sind in der österreichischen Monarchie ein wichtiger Factor, sowohl als Grenznachbarn gegen Italien, als auch als Mittelglied zwischen der deutschen und der übrigen südslavischen

Bevölkerung; mit der ersteren leben sie in mehr als tausendjährigem Verkehre, mit den Südslaven sind sie durch die Sprache und Abstammung in engster Verwandtschaft.

Die Namen der Slovenen.

Im Munde der deutschen Nachbarn werden die Slovenen Wenden, Winden und ihre Sprache die windische genannt. Nebst unsern Wenden heißen die slavischen Reste in der Ober- und Niederlausitz auch Wenden; überhaupt werden vom VI. bis XII. Jahrhundert alle slavischen Stämme bei den Schriftstellern des Westens, namentlich bei den deutschen und italienischen Schriftstellern mit dem Namen Wenden, Winden bezeichnet, bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern findet sich der Name Veneden oder Veneter.

Der Name Slovene ist der einheimische Name unseres Volksstammes und lautet im Slovenischen selbst Slovénec, zur Zeit des Trubar und Dalmatin 1550, 1578 auch noch in der Form Slovén. Mit diesem Namen verwandt ist der Name Slovak, die Bezeichnung des nordungarischen Slaven, und der Ländername Slavonien. In griechischen Quellen reicht der Name Slovén wahrscheinlich bis Ptolomäus (175 nach Christi) zurück, wo er als Stavan für Stlavan mit eingeschaltetem t überliefert ist; in der lateinischen Sprache findet sich der Name zuerst bei Jornandes (552 nach Christi) in der Form Sclav, Sclavin mit eingeschaltetem c. Heutzutage bezeichnet der Name Slovénec die Individualität unseres slovenischen Stammes zum Unterschiede von Slovén oder Slovan, womit der gesammte slavische Volksstamm bezeichnet wird. Der heutige Gesammtname Slovén, Slavan, Slave bezeichnete anfangs nur einen Theil der slavischen Bevölkerung und

zwar gerade unsere heutigen Slovenen und ihre engeren Verwandten in Pannonien, Dacien, Mösien; mit dem Gesammtnamen hießen die Slaven ursprünglich bei den Ausländern Wenden, im Volke selbst aber wahrscheinlich Sorben oder Serben, ein Name, der sowohl im Norden bei den Lausitzer-Wenden, als auch im Süden bei den Slaven des Fürstenthums Serbien u. s. f. erhalten ist und von Prokop (552 nach Christi) in der mangelhaften Form Sporen aus Sropen überliefert zu sein scheint. Wann und wie der Specialname Slověn, Slovan zur slavischen Gesammtbezeichnung geworden, ist nicht ermittelt. Miklosich meint, dem Umstande, daß die Slovenen in Noricum, Pannonien, Mösien und Dacien zuerst christianisiert und so den Culturnationen im Westen und Süden, den Deutschen und Griechen bekannt geworden sind, sei es zuzuschreiben, daß in Folge der weiteren Christianisierung der Slaven mit der slovenischen Schrift und den liturgischen Büchern zugleich auch der Name der Slovenen auf die übrigen slavischen Stämme, und zwar mit einer geringfügigen Modification übertragen worden sei.

Das Alter und die Ursitze der Slovenen.

Die Frage über das Alter und die Ursitze der Slovenen hängt mit der dießbezüglichen Frage rücksichtlich aller Slaven enge zusammen. Es bestehen darüber zwei widerstreitende Ansichten. Einige Geschichtschreiber haben die Slaven für ein neu eingewandertes Volk erklärt, das erst im V. Jahrhundert nach Christi in Gemeinschaft mit den Hunnen, Avaren und andern asiatischen Barbaren in Europa eingedrungen sei und sich vom schwarzen Meere aus zwischen 460—638 über den Westen und Norden Europas ausgebreitet habe. Die andere Ansicht dagegen, die seit

dem Aufblühen der sprachvergleichenden Wissenschaft täglich mehr an Boden und Glaubwürdigkeit gewinnt, geht dahin, daß die Slaven, weil sie der Sprache und der Abstammung nach zur europäischen Gruppe der indoeuropäischen, oder wie sie auch genannt wird, der indogermanischen Völkerfamilie gehören, deshalb auch ihre Stammsitze in Europa gleichzeitig mit ihren europäischen Verwandten eingenommen haben müssen. Und in der That erscheinen die Slaven bei den Schriftstellern, die ihrer um die Zeit der Völkerwanderung ausdrücklich erwähnen, in Europa als ein zahlreiches, ausgedehnte Länderstrecken bewohnendes, ansässiges Volk. Von ihrer Einwanderung in Europa um die Zeit der Hunnen ist nirgends die Rede, im Gegentheile ihre Seßhaftigkeit tritt aus den bezüglichen Nachrichten deutlich hervor.

Die erste urkundlich sichere Nachricht über die Slaven reicht bis ins IV. Jahrhundert nach Christi Geburt und rührt von Jornandes her. Jornandes, ein Gothe an der unteren Donau um 552 nach Christi, sagt nämlich im Anfange seiner Geschichte der Gothen, daß an der Nordseite der Karpathen und von den Quellen der Weichsel an über einen unermeßlichen Raum der volkreiche Stamm der Winiden (Wenden) angesiedelt sei. Obwohl die Namen der Winiden nach Verschiedenheit der Stämme und Sitze verschieden seien, so werden sie doch vorzugsweise Sclavinen und Anten genannt. Jornandes bezeichnet dann im einzelnen die Wohnsitze der Slaven, allerdings mit Rücksicht auf seine Zeit, in der sie sich bereits weiter gegen Süden ausgebreitet hatten. Nach ihm wohnten die Anten am schwarzen Meere da, wo es eine Krümmung macht, zwischen Dniester und Dnieper; die Sclavinen westlich von den Anten und gegen Norden bis an die Weichsel. Eine zweite Nachricht desselben Schriftstellers berührt die Zeit, in der sich die Slaven an den bezeichneten Wohnsitzen bereits vorfinden; es ist

das nämlich die Zeit zwischen 332—350, wo der Gothenkönig Ermanarich mit ihnen Krieg führte. Erwähnenswerth ist hiebei, daß sie Jornandes an dieser Stelle Veneter nennt. Ähnliches berichtet über die Slaven der Zeitgenosse des Jornandes, Prokopius von Caesarea, ein berühmter Staatsmann und Secretär des Belisar. „Die Länder im Norden des schwarzen Meeres," schreibt Prokop, „enthalten die unzähligen Völkerschaften der Anten. Die Slaven und die Anten führten vorher einen Namen, sie hießen nämlich vor Alters Sporen" – ein Name, der wahrscheinlich aus Sropen entstanden und dem heutigen Sorben, Serben, entspricht. — „Der größte Theil der Länder auf der nördlichen Seite des Ister ist in ihrer Gewalt." Wir erfahren also aus Jornandes und Prokop, daß das slavische Volk schon von Alters her und sicherlich um 332—350 nach Christi, somit vor dem Eindringen der Hunnen in Europa (375) im Norden der untern Donau und der Karpathen einen großen Flächenraum bewohnte und mit dem (fremden) Gesammtnamen Winiden respective Veneter oder Veneden (Wenden) und dem (einheimischen) Namen wahrscheinlich Sorben genannt wurde, außerdem aber noch Specialnamen hatte, von denen der eine der Name Slovenen, Slaven war.

Wir haben aber noch weitere und ältere Nachrichten über die Slaven. Wir finden nämlich bei Plinius (79 nach Christi), Tacitus (100 nach Christi), Ptolomäus (175 nach Christi) und auf einer alten Völkerkarte, genannt Peutinger'sche Tafel (161 bis 180 verfaßt, 423 nach Christi revidiert) den Namen der Veneden (auch Veneti geschrieben), ein Volk, welches nach den genannten Schriftstellern und Urkunden am rechten Weichsel-Ufer nördlich von den Karpathen gegen die Ostsee hin wohnte. Auch Kaiser Volusian ließ im Jahre 253 zum Andenken an seine wenn auch erfolglosen Kriege eine Münze prägen, worauf neben den andern Titeln

auch der Titel Finnicus und Vendicus zu lesen ist. Freilich ist auf letzteren Urkunden die Nationalität der Veneden nicht näher bezeichnet, allein nebst dem Namen sind ihre Wohnsitze bestimmt, und die Wohnsitze stimmen mit den von Prokop und Jornandes bezeichneten Wohnsitzen der slavischen Winiden, respective Veneter im wesentlichen überein. Es ist somit schon aus dem Namen und den Wohnsitzen der Schluß auf die Continuität der Wohnsitze und somit auf die Nationalität der Veneden respective Veneter des Plinius und Tacitus berechtigt.

Das Alter der Slaven geht aber noch weiter zurück. Es ist auch von vorne herein wahrscheinlich, daß ein so zahlreiches Volk, wie es heute die Slaven sind und es zur Zeit des Prokop und Jornandes bereits waren, ein Volk, das mit den europäischen Hauptvölkern verwandt ist, auch im Punkte der Einwanderung in Europa die Schicksale derselben getheilt habe; es ist wahrscheinlich, daß die Slaven mit den übrigen europäischen Hauptvölkern den Griechen, Römern und Thrakern, den Kelten, Germanen und Lithauern entweder gleichzeitig oder wenigstens nicht viel später auf dem europäischen Schauplatze erschienen sind. Die Lage ihrer Wohnsitze erklärt es, daß die Slaven so wenig und so spät den Griechen und Römern, den damaligen Trägern der Cultur und Wissenschaft bekannt wurden, und daß wir deshalb aus alter Zeit so spärliche Nachrichten über die Slaven besitzen. Wissen wir doch selbst über die Kelten und Germanen nichts weiteres, als was uns die Römer und Griechen über sie mitgetheilt, seit sie mit ihnen in Krieg oder friedlichen Verkehr geriethen. Schafařik führt es geradezu aus, daß die Slaven seit den urältesten Zeiten im Osten der Kelten und Germanen, im Norden der Thracier, im Westen der Sarmaten und Scythen, ursprünglich bis zur Ostsee hinauf wohnten, daß die Slaven es waren, welche den vom griechischen

Geschichtschreiber Herodot 490—449 vor Christi erwähnten Bernsteinhandel trieben. Der Bernsteinhandel reicht aber bereits in die Zeiten Hesiod's 750—700 vor Christi zurück. Derselbe wurde auf drei verschiedenen Straßen betrieben. Die erste, wie es scheint, älteste Straße ging vom Ostsee-Ufer über den Eridanus wahrscheinlich die heutige Düna, vordem Rudon, durch die Länder hinter den Karpathen nach dem Süden an das schwarze Meer, namentlich zu der griechischen Colonie Olbia: die zweite über die Karpathen durch Pannonien an das adriatische Meer zu den dort ansässigen Venetern: die dritte endlich über Germanien und Gallien nach Massilia und von da weiter nach Phönicien und Carthago.

Die Behauptung, daß slavische Veneter, an der Ostsee ansässig, den Bernsteinhandel betrieben, begründet Schafarik folgendermaßen. Es bestand bei den Griechen eine alte Überlieferung, daß der Bernstein vom Norden aus dem Lande der Veneter komme, wo der Fluß Eridanus sei. In späterer Zeit hatte sich zwar die Überlieferung bei den Griechen so verdunkelt, daß man an die Veneter am adriatischen Meere dachte und den Eridanus mit dem Padus identificierte. Dies war um so leichter möglich, als die Veneter zwischen 340—320 vor Christi durch die Gothen, die aus Scandinavien kamen, von der Ostsee abgedrängt wurden. Indeß der Fundort des Bernsteins Bannoma, welcher Wendenheimat bedeutet, und der Name wendischer Busen, eine alte Bezeichnung der Ostsee, bezeugen genugsam die Thatsache, daß einst an der Ostsee Veneter saßen: an der Küste des adriatischen Meeres war dagegen niemals Bernstein zu finden. Ferners erschienen nach Pomponius Mela und Plinius im Jahre 58 vor Christi an der germanischen Küste seefahrende Inder, die vom indischen Meere nach dem germanischen Meere verschlagen wurden. Diese Inder

waren aber nichts anderes als Winden, Wenden, Reste der an der Ostsee seßhaften slavischen Veneter. Die Schreibung Indi für Vindi ist um so begreiflicher, je bekannter es ist, daß die Aussprache des Consonanten W bei den alten Germanen und Galliern einem bloßen labialen Hauch glich.

Schafařik geht noch um einen Schritt weiter und erklärt nicht bloß die Venedi, Veneti, im Norden der Karpathen, sondern auch die Namensväter von Venetien und Venedig, die Veneter am adriatischen Meere für ursprüngliche Slaven, indem er sich hiebei auf den Namen Veneter und auf Polybius beruft, der die Sprache der Veneter als von der Keltischen verschieden bezeichnet. Die Slaven hatten nach Schafařiks Ansicht ursprünglich auch die Donau-Länder inne gehabt, ihre Sitze reichten in der ältesten Zeit vom adriatischen Meere bis zur Ostsee, von der Oder bis zu den Quellen des Dnieper und Don, und der slavische Stamm war seinem Volksreichthum nach schon damals den stärksten europäischen Stämmen gleich, ja hat sie übertroffen. Im Laufe der Zeit erst wurden einige ursprünglich von Slaven bewohnte Länderstriche von andern Völkern in Besitz genommen, so daß die Slaven dort zum Theile verdrängt, zum Theile unterjocht wurden. Insbesondere sind die Gothen, welche ursprünglich im Gothaland, Skandinavien gewohnt hatten, erst mit der Zeit, wahrscheinlich im IV. Jahrhundert vor Christi an die Ostsee gezogen, wo sie der gelehrte Pytheas vorfindet, den die griechischen Colonisten in Massilia um 320 vor Christi ausgesandt hatten, um Nachrichten über die Bernsteinküsten einzuholen. Für diese Zeit, beiläufig 320 vor — 182 nach Christi, wurden die dortigen Slaven zwischen der Oder und Weichsel zum Theile vertrieben, zum Theile den Gothen dienstbar gemacht. Daraus erklärt sich auch, wie Plinius die Gothen zu den windilischen, d. h. zu den im Lande der Winden ansässigen

Germanen zählt. Ein ähnliches Verwandtniß, wie mit den Windiliern, hat es mit den Vandalen. Im II. Jahrhundert nach Christi nun, als die Gothen von der Ostsee-Küste gegen das schwarze Meer zogen und die Gegenden zwischen Dniester und Dnieper besetzten, rückten die Slaven im Norden wieder an ihre Stelle nach, respective die früher unterjochten lebten wieder auf, während sich im Süden die Gothen längs der ganzen Krümmung des schwarzen Meeres ausbreiteten und sich den benachbarten Völkerschaften und dem byzantinischen Reiche durch ihre Streifzüge furchtbar machten (zwischen 182—376 nach Christi), bis sie durch die Hunnen und die Völkerwanderung verdrängt auch hier den Slaven Platz machten.

Ähnlich wie die Gothen drangen auch die Kelten (Gallier) erst in Folge der Übersiedlung aus ihrer ursprünglichen Heimat aus Gallien und Britannien sowohl nach Süd-Deutschland als auch in die Alpen- und Donau-Länder ein und verdrängten hier, mitten in die Slavensitze vorrückend, die Slaven für eine Zeit aus deren ursprünglicher Heimat oder unterjochten dieselben. Als der Zeitpunkt der keltischen Wanderung der Bojer, Taurisker und Skordisker nach Süd-Deutschland, den Alpen- und Donau-Ländern ist das IV. Jahrhundert vor Christi anzusetzen; denn Herodot, der die Völker an der untern Donau in Thracien und Illyrien recht gut kannte, erwähnt die Kelten dort noch nicht, während sie Alexander den Großen, als er im Jahre 336 einen Feldzug durch Thracien bis an den Ister unternahm, bereits durch Abgeordnete begrüßten. Demgemäß fand die Einwanderung der Kelten in die Länder der Donau, Drave und Save zwischen 350—336 vor Christi statt, also etwas nach der Zeit des Einbruches der Kelten in Italien. Einzelne slavische Überreste hatten sich auch nach der keltischen Occupation an den südlichen Abhängen der Karpathen erhalten,

vor den Angriffen der Feinde durch die unzähligen Berge geschützt. Sie trieben dort Ackerbau und Viehzucht; später, als im Jahre 50 nach Christi die Jazygen die fetten Gegenden an der Theiß zwischen Dacien und Pannonien besetzt hatten, erscheinen sie unter dem Namen Satager, ein Name, der sich noch heute in dem slovakischen Stamme der Sotaker erhalten hat, oder als dienende Sarmaten, die sich häufig gegen die Jazygen empört hatten, um freilich neuerdings wieder den Quaden und dann den Hunnen tributpflichtig zu werden. Daraus, daß sich Reste von Slaven, allerdings zu verschiedenen Zeiten den Kelten, dann den Jazygen, Gothen, Quaden und Hunnen unterthänig und tributpflichtig im ursprünglichen Stammsitze erhalten haben, erklärt sich, schließt Schafařik, die überraschende Erscheinung, daß sich das Slaventhum in den Donauländern im VI. und VII. Jahrhundert auf friedlichem Wege so rasch verbreitet hatte.

Hören wir auch den russischen Chronisten Nestor, der um 1100—1114 schrieb. Nestor erzählt, daß von den vielen Völkern aus dem Stamme Japhets eines das slavische Volk war. Das slavische Volk habe sich an der Donau angesiedelt, dort, wo jetzt das ungrische und bulgarische Land liegt. Von hier aus hätten sich die Slaven über die Erde verbreitet und nach den verschiedenen Wohnsitzen besondere Namen angenommen. Dann seien die Kelten (Wlachen) zu den Slaven an der Donau gekommen, hätten ihnen das Land weggenommen, worauf sich dann die Slaven nach dem Norden zurückgezogen, um sich mit ihren Stammesbrüdern zu vereinigen.

Diese Nachricht von der Verdrängung der Slaven aus den Donau-Ländern durch die Kelten hat Nestor nach der Ansicht Schafařiks aus der slavischen Tradition geschöpft. Daß die Slaven wie später so auch damals ihre Heldenlieder hatten, daß sie darin

das Lob ihrer Helden, das Schicksal ihres Volkes besungen, darüber haben wir ausdrückliche Zeugnisse. Noch heutzutage finden sich in den Fragmenten alter Volkslieder und Volkssagen viele, deren Ursprung in das graue Alterthum zurückreicht. Dem Nestor standen die Volkslieder und Volkssagen in großem Maße zu Gebote, Quellen, aus denen er sowohl viele andere das Gepräge der Volkssage an sich tragende Nachrichten geschöpft hatte, als auch die Kunde von der Ansässigkeit der Slaven an der Donau, ihre Bedrückung durch die Kelten und den Rückzug hinter die schützenden Karpathen.

Die Behauptung Schafariks, daß die Slaven gleichzeitig mit den übrigen europäischen Völkern der indoeuropäischen Völkerfamilie von Alters her Europa bewohnen, wird von der sprachvergleichenden Wissenschaft vollends bestätigt. In neuerer Zeit hat August Fick es versucht, jene sprachlichen Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, die alle indoeuropäischen Sprachen besitzen und dann solche auszusondern, welche einzelne Gruppen auszeichnen. Aus dieser Darstellung ergibt sich ein faßbarer Gegensatz der asiatischen und europäischen Gruppen der indoeuropäischen Sprachen. Unsere Frage steht nun so: Wohin kommen nach dieser Eintheilung die slavischen Sprachen zu stehen? Die Antwort lautet: zur europäischen Gruppe, d. h. nachdem die europäischen Völker der indoeuropäischen Völkerfamilie vom asiatischen Stamme abgetrennt bereits in Europa lebten, waren die Slaven bei den europäischen und nicht bei den asiatischen Stammesgenossen. Und diese Zeit liegt sicherlich schon vor der Zeit Homers. So weit das Resultat der Sprachvergleichung, welches die europäische Gruppe anlangend allgemeine Anerkennung findet. Ob es der sprachvergleichenden Wissenschaft auch gelingen wird, jenen Theil der Behauptung Schafariks, wornach die Slaven vor der durch die Hunnen ein-

geleiteten Völkerwanderung südlich von den Karpathen und am adriatischen Meere gewohnt haben sollen, aus eventuellen Sprachresten nachzuweisen, ein Versuch, den gegenwärtig Davorin Trstenjak anstrengt, darüber wird die Zukunft entscheiden. Wir knüpfen in der nachfolgenden Auseinandersetzung an die Nachrichten des Prokop und Jornandes an.

das Lob ihrer Helden, das Schicksal ihres Volkes besungen, darüber haben wir ausdrückliche Zeugnisse. Noch heutzutage finden sich in den Fragmenten alter Volkslieder und Volkssagen viele, deren Ursprung in das graue Alterthum zurückreicht. Dem Nestor standen die Volkslieder und Volkssagen in großem Maße zu Gebote, Quellen, aus denen er sowohl viele andere das Gepräge der Volkssage an sich tragende Nachrichten geschöpft hatte, als auch die Kunde von der Ansässigkeit der Slaven an der Donau, ihre Bedrückung durch die Kelten und den Rückzug hinter die schützenden Karpathen.

Die Behauptung Schafariks, daß die Slaven gleichzeitig mit den übrigen europäischen Völkern der indoeuropäischen Völkerfamilie von Alters her Europa bewohnen, wird von der sprachvergleichenden Wissenschaft vollends bestätigt. In neuerer Zeit hat August Fick es versucht, jene sprachlichen Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, die alle indoeuropäischen Sprachen besitzen und dann solche auszusondern, welche einzelne Gruppen auszeichnen. Aus dieser Darstellung ergibt sich ein faßbarer Gegensatz der asiatischen und europäischen Gruppen der indoeuropäischen Sprachen. Unsere Frage steht nun so: Wohin kommen nach dieser Eintheilung die slavischen Sprachen zu stehen? Die Antwort lautet: zur europäischen Gruppe, d. h. nachdem die europäischen Völker der indoeuropäischen Völkerfamilie vom asiatischen Stamme abgetrennt bereits in Europa lebten, waren die Slaven bei den europäischen und nicht bei den asiatischen Stammesgenossen. Und diese Zeit liegt sicherlich schon vor der Zeit Homers. So weit das Resultat der Sprachvergleichung, welches die europäische Gruppe anlangend allgemeine Anerkennung findet. Ob es der sprachvergleichenden Wissenschaft auch gelingen wird, jenen Theil der Behauptung Schafariks, wornach die Slaven vor der durch die Hunnen ein-

geleiteten Völkerwanderung südlich von den Karpathen und am adriatischen Meere gewohnt haben sollen, aus eventuellen Sprachresten nachzuweisen, ein Versuch, den gegenwärtig Davorin Trstenjak anstrengt, darüber wird die Zukunft entscheiden. Wir knüpfen in der nachfolgenden Auseinandersetzung an die Nachrichten des Prokop und Jornandes an.

Folge des markomannischen Krieges, 166—181, in der Zeit zwischen dem II. — V. Jahrhundert nach Christi vom Norden nach dem Süden gezogen hatten. Die Gothen hatten zwischen 182—215 an dem schwarzen Meere ein großes Reich gegründet, das 220 in ein ost- und westgothisches getheilt wurde. Das ostgothische Reich war durch die Kriegszüge Ermanarichs 332—350 zu einer bedeutenden Macht gelangt, die durch das Vordringen der Hunnen gebrochen wurde. Den Vandalen wurden die Sitze um 280 vom Kaiser Probus in Pannonien an der Grenze Daciens angewiesen; 406, als die Hunnen vordrangen, zogen sie weiter, mit suevischen Stämmen verstärkt, zuerst durch Alemannien, dann nach Spanien 411, zuletzt nach Afrika 429. Die Longobarden kamen von der untern Elbe über das Rugiland (Mähren), wo sie sich zwischen 487—491 aufhielten, nach Pannonien 548.

Unter den germanischen Völkern machten sonach die Longobarden den Schluß dieser Wanderungen; auf sie folgten die Avaren, die Nachfolger der Hunnen und die Vorgänger der Magyaren, mit den beiden genannten Völkern verwandt. Die Avaren kamen gleich den Hunnen aus Asien, bis 557 trieben sie sich östlich von der Wolga herum, um diese Zeit gingen sie über die Wolga, verheerten zwischen 559—561 das Land der Anten am Dnieper und Don, zwischen 567—568 setzten sie sich in Pannonien fest, wo sie in ihren Lagern, den neun großen Avaren-Ringen, durch 200 Jahre zum Schrecken der benachbarten Völker hausten, bis ihre Macht gebrochen und durch Karl den Großen vernichtet wurde 788—799.

Die Einwanderung der Slovenen in Pannonien und Noricum fällt, wie es scheint, mit der Einwanderung der Avaren, resp. mit dem Abzuge der Longobarden zusammen. In Paul Diaconus († um 799) lesen wir, daß der vom fränkischen Könige neu ein-

Die Völkerwanderung beginnt mit den Hunnen. Die Hunnen, ein wilder ural-altaischer Volksstamm, drangen 376 über die Wolga. Nachdem sie das ostgothische Reich am schwarzen Meere niedergeworfen hatten, zogen sie nach Westen, die Ost-Römer zahlten ihnen Tribut; 443 kam Attila, die Geisel Gottes, zur Regierung; verstärkt mit den Resten der besiegten Völker vom caspischen Meere bis zum Rhein, namentlich der Gothen, Gepiden, Thüringer, zog er 450 zerstörend und verwüstend nach Gallien. Nach einem mörderischen Kampfe in den catalaunischen Gefilden wurde er veranlaßt nach der Theißgegend zurückzukehren, wo er bei Tokai seinen Hof hielt, um das Jahr darauf von neuem nach Italien aufzubrechen; er zerstörte Aquilea, verwüstete Italien, bis er durch Bitten und Geschenke zum Rückzuge bewogen wurde. Nach seinem Tode 454 löste sich bald sein Reich auf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den Hunnen auch die Slaven nach Dacien und Pannonien gezogen sind, daß sie theilweise sich dort angesiedelt und mit den Hunnen in einem gewissen erträglichen Verhältnisse gelebt haben. So wenigstens ist es erklärlich, daß die griechischen Abgeordneten am Hofe des Attila in Ungarn nach dem Berichte des Priscus von einheimischem Volke mit Hirse und Meth, den slavischen Nationalproducten bewirthet wurden, oder daß bei Attilas Begräbniß nach der Mittheilung des Jornandes die slavischen Leichenmahle, strava genannt, stattfanden. Daraus ist es auch erklärlich, daß die Slaven nicht nur von byzantinischen, sondern auch von abendländischen Schriftstellern häufig als Hunnen angeführt und daß der Name der Slaven in der gleichzeitigen Geschichte der Hunnen nicht genannt wird.

Mit der Bewegung der Hunnen hangen die nach Westen gerichteten Bewegungen der germanischen Völkerschaften zusammen, so die der Gothen, der Vandalen, der Longobarden, die sich in

Folge des markomannischen Krieges, 166—181, in der Zeit zwischen dem II. — V. Jahrhundert nach Christi vom Norden nach dem Süden gezogen hatten. Die Gothen hatten zwischen 182—215 an dem schwarzen Meere ein großes Reich gegründet, das 220 in ein ost- und westgothisches getheilt wurde. Das ostgothische Reich war durch die Kriegszüge Ermanarichs 332—350 zu einer bedeutenden Macht gelangt, die durch das Vordringen der Hunnen gebrochen wurde. Den Vandalen wurden die Sitze um 280 vom Kaiser Probus in Pannonien an der Grenze Daciens angewiesen; 406, als die Hunnen vordrangen, zogen sie weiter, mit suevischen Stämmen verstärkt, zuerst durch Alemannien, dann nach Spanien 411, zuletzt nach Afrika 429. Die Longobarden kamen von der untern Elbe über das Rugiland (Mähren), wo sie sich zwischen 487—491 aufhielten, nach Pannonien 548.

Unter den germanischen Völkern machten sonach die Longobarden den Schluß dieser Wanderungen; auf sie folgten die Avaren, die Nachfolger der Hunnen und die Vorgänger der Magyaren, mit den beiden genannten Völkern verwandt. Die Avaren kamen gleich den Hunnen aus Asien, bis 557 trieben sie sich östlich von der Wolga herum, um diese Zeit gingen sie über die Wolga, verheerten zwischen 559—561 das Land der Anten am Dnieper und Don, zwischen 567—568 setzten sie sich in Pannonien fest, wo sie in ihren Lagern, den neun großen Avaren-Ringen, durch 200 Jahre zum Schrecken der benachbarten Völker hausten, bis ihre Macht gebrochen und durch Karl den Großen vernichtet wurde 788—799.

Die Einwanderung der Slovenen in Pannonien und Noricum fällt, wie es scheint, mit der Einwanderung der Avaren, resp. mit dem Abzuge der Longobarden zusammen. In Paul Diaconus († um 799) lesen wir, daß der vom fränkischen Könige neu ein-

gesetzte bairische Herzog Thassilo im Jahre 595 zweimal ins Land der (karantanischen) Slaven einrückte, und daß er das erstemal siegte, das anderemal durch die unvermuthete Ankunft des avarischen Chans eine Niederlage erlitt. Wir finden also im Jahre 595 die Slovenen bereits im Kampfe mit ihren unmittelbaren Nachbarn, den Baiern.

Die Slovenen kamen wahrscheinlich vom schwarzen Meere und der unteren Donau, somit von jenen Sitzen her, die Jornandes und Prokop den damaligen Slaven zuweisen. Diese Sitze hatten die Slaven nach der hunnischen Bewegung und nach Abzug der Gothen eingenommen und dieselben auch bald nach Dacien bis Pannonien d. i. die heutige Walachei, Moldau, Siebenbürgen und das südliche Ungarn vom Pruth bis zur Einmündung der Drave ausgebreitet, denn nach Ankunft der Avaren in Pannonien 567 finden wir die Slaven im Osten, also im Rücken der Avaren als freie und von den Avaren unabhängige Bewohner Daciens, der avarische Chan unternahm erst über Aufforderung des griechischen Kaisers Tiberius Constantinos 581 einen Feldzug dorthin. Die Slaven mußten daselbst eine bedeutende Macht entwickelt haben, indem seit Justinian 527 bis zum Vordringen der uralisch-finnischen Völkerschaft der Bulgaren 678 von häufigen Einfällen der Slaven in das byzantinische Reich berichtet wird.

Heut zu Tage sind diese Slaven, die sogenannten dacischen Slovenen, nachdem der Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen durch die magyarische Einwanderung 898 abgeschnitten worden war, von der walachischen Nation absorbiert worden, obzwar sie noch im XVII. Jahrhunderte, wie die Ausgabe des slovenischen Katechismus zur Zeit der Reformationsbewegung beweiset, ja Reste von ihnen selbst bis zum Anfange unseres Jahrhundertes vorhanden waren. Von der unteren Donau und von Dacien aus

verbreiteten sich diese Slaven, die nächsten Verwandten unserer Slovenen, welche Miklosich wegen ihrer späteren Schicksale die bulgarischen Slovenen nennt, im Laufe des VI. Jahrhundertes allmählich und geräuschlos über die transdanuvischen Länder des oströmischen Reiches: Mösien, Thracien und Macedonien; einzelne Stämme drangen im VII. und zu Anfang des VIII. Jahrhundertes nach Thessalien und Epirus, vorübergehend selbst nach dem Peloponnes vor, daher auch der Name des Peloponneses Morea aus morje slavischen Ursprunges ist. Anfänglich waren sie wahrscheinlich den Byzantinern unterthänig, später standen sie unter eigenen Fürsten, bis sie sich im Laufe der Zeiten völlig von den Byzantinern losrissen.

Im Jahre 678 brach der uralisch-finnische Stamm der Bulgaren in Mösien ein, unterjochte die Slaven und, indem er sie unterjochte und ihnen seinen Namen aufdrückte, nahm er seinerseits von ihnen bis auf geringfügige Residua die Sprache, Sitte und Lebensweise an, zwischen 678—860.

Das ist der Ursprung der neuen slavischen Volksindividualität, der Bulgaren. Sie sind dem Kerne und der Sprache nach Slaven und zwar mit unsern Slovenen am nächsten verwandt, führen aber seit der bezeichneten Invasion bei fremden Schriftstellern den Namen Bulgaren, nach dem Namen ihrer durch sie absorbierten uralisch-finnischen Eroberer, während sie selbst sich wie zuvor Slovenen nennen und die slovenische (bulgarisch-slovenische) Sprache sprechen. Im Jahre 861 wurde der Bulgarenfürst Boris angeblich vom Slavenapostel Methodius getauft, die Bevölkerung hatte zum Theile schon vor der Invasion die Taufe erhalten. Zur Zeit seiner größten Ausdehnung umfaßte das bulgarische Reich die gesammten ehemaligen Slaven im heutigen Rumänien, Siebenbürgen und Ostungarn bis an die Karpathen; im Süden gehörten

außer Mösien zeitweilig Stücke von Thracien, Macedonien und Albanien dazu.. Das östliche und südliche Ungarn kam nach der Vernichtung des avarischen Chanats durch die Franken 798 an die Bulgaren und wurde mit slavischer Bevölkerung neu cultiviert. Nach der Vernichtung der Avaren finden wir in ganz Ungarn Slaven, davon hatten den westlichen Theil die pannonischen Slovenen inne.

Über die Art und Weise, wie die Slovenen in die neuen Wohnsitze gelangt waren, sind die Ansichten der Forscher getheilt. Schafařik läßt sie nebst den Avaren über die Karpathen kommen. Aus dem Umstande nämlich, daß die Slovenen mit den Kroaten und Serben der Sprache nach am nächsten verwandt sind, folgert Schafařik, daß sie deren frühere Heimat getheilt haben. Die frühere Heimat der Kroaten und Serben war aber nach allgemeiner Annahme das Land im heutigen östlichen Galizien und Rothruß-land. Von dort kamen um 634 die Kroaten, denen der byzantinische Kaiser Heraklius Dalmatien zum Wohnsitze überließ; etwas später um 636 ließen sich die Serben südöstlich von den Kroaten an dem Flusse Verbas, an der Bosna und Drina nieder. In gleicher Weise sollen demnach auch die Slovenen in ihre neuen Sitze gekommen sein. Die andere Ansicht geht dahin, daß die Slovenen von der Donau aus sich über Pannonien und Noricum ausgebreitet haben. Das Slovenische ist nach Miklosich die Sprache jener Slaven, welche im VI. Jahrhundert am linken Ufer der untern Donau sitzend bei Prokopios und Jornandes Sclabēnoi (Sclaveni) hießen: von diesen zog ein Theil über die Donau nach dem Süden und erhielt da den Namen Bulgaren; ein anderer Theil wanderte nach dem Westen und drang in die norischen Alpen: die Sprache dieser Slovenen bezeichnet Miklosich als die norisch- jetzt neuslovenische; ein Theil setzte sich in Pannonien fest und verbreitete sich

über die Donau an den Fuß der Karpathen: die Sprache dieser Slovenen heißt er pannonisch- oder altslovenisch; ein Theil endlich behielt seine Sitze: die Sprache dieses Theils wird als dakisch-slovenisch bezeichnet.

Was nun die Ähnlichkeit der serbischen, kroatischen und der heutigen slovenischen Sprache anbelangt, so ist festzuhalten, daß die Slovenen mit den Kroaten und Serben zur östlichen Gruppe der slavischen Völker gehören und somit von Haus aus nahe verwandt sind; ferners werden die Kroaten und Serben von den Slovenen und Bulgaren umgeben und verkehren untereinander durch mehr denn 1200 Jahre; endlich hatte auf die Sprache der Kroaten und Serben die altslovenische Bücherſprache und Liturgie einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Die Abweichungen der neuslovenischen Sprache von der altslovenischen lassen sich größtentheils als jüngere Phasen des Altslovenischen erkennen und deren Zusammenhang mit dem Altslovenischen vermitteln. Auf die Ähnlichkeit einiger Volks- und Ortsnamen im heutigen slovenischen und dem hinterkarpathischen Gebiete ist um so weniger Gewicht zu legen, als sich derartig ähnliche Namen bei allen slavischen Stämmen vorfinden.

Wegen dieser notorischen Verwandtschaft des Neuslovenischen mit dem Altslovenischen und Bulgarischen läßt daher Miklosich unsere Slovenen von der Donau herauf in die heutigen Wohnsitze gelangen. Sie verbreiteten sich dann von der untern Donau und von Dacien aus immer weiter gegen Westen über Pannonien und Noricum bis nach Istrien und dem adriatischen Meere hin. Die weitere Frage, ob die Slovenen vor oder nach der Ankunft der Avaren oder mit ihnen gleichzeitig erschienen seien, beantwortet sich dahin, daß einzelne Ansiedlungen der Slovenen schon vor der Ankunft der Avaren weit über Pannonien hinaus gereicht haben,

weil man sonst nicht begreifen könnte, wie die Slovenen bis zur bairischen Grenze, wo wir sie 595 finden, mitten durch Pannonien, welches um diese Zeit die Avaren inne hatten, gekommen wären.

Deshalb ist es wahrscheinlicher, daß die Slovenen in ihrer meist ruhigen und colonisatorischen Ausbreitung zur Zeit der Ankunft der Avaren in Pannonien, bereits bis dahin und sporadisch noch weiter vorgedrungen waren, und daß sie durch die Avaren zum Theile unterjocht, zum Theile aber weiter nach dem gebirgigen Westen, nach Noricum vorgeschoben worden sind, so daß nunmehr auch in Noricum die slovenische Bevölkerung dichter geworden ist. Freilich wäre die rasche Ausbreitung der Slovenen noch viel verständlicher, wenn die Annahme einer vorerst durch die Kelten, dann durch die Römer niedergehaltenen slavischen Urbevölkerung in diesen Gegenden, die nach dem Aufhören der römischen Herrschaft durch das Ferment der neuen slovenischen Ansiedelung, ähnlich wie in neuester Zeit dieses in Elsaß oder in Bulgarien der Fall ist, zum neuen nationalen Leben erwacht sein müßte — mehr denn eine Hypothese wäre.

Vom VII.—XI. Jahrhunderte erstreckten sich die Sitze der Slovenen gegen Norden, Westen und Osten weiter hinaus als dies gegenwärtig der Fall ist. Damals bildeten die Scheide des Slaventhums und Deutschlands die Gebirge von den Quellen der Drau bis zur Salzach, von da weiterhin dieser Fluß und der Inn bis zur Donau (wohinein auch die in Baiern zerstreut umherliegenden Ortschaften gehörten), im Norden die Donau von Passau bis nach Wien.

Als Erinnerung an die einstige Ausbreitung der Slovenen sind nach Schafarik die slovenischen Ortsnamen, deren es in diesen Gegenden eine überaus große Menge gibt, z. B. die mit Windisch zusammengesetzten: Windischland, windische Mark, Windischbaum-

garten, Windisch- (oder Kroatisch-) Wagram, Windischlandsberg, Windischmatrei (zum Unterschiede von Bairischmatrei), Windischgarsten (zum Unterschiede von Steiergarsten) u. s. w. oder andere offenbar slovenische wie Feistritz, Kulm, Tauplitz, Krakau, Lupitsch, Radmar, Rackau, Bielach, Modriach, Sadnitz, Raknitz, Dober, Metnitz, Preprad, Osterwitz, Gradisch u. s. w. Ähnlich äußert sich Adolf Ficker. „Weit über die jetzigen Grenzen des Slovenenthums nach Norden und Westen bis zum Inn und den Drauquellen erstreckten sich die Niederlassungen der Slovenen. Sie erfüllten den Pinzgau und kamen in das Zill- und Wupperthal, bis tief an die Saale hinab; sie verbreiteten sich von Pongau bis an den Aberseе, sie erschienen an der Steier und Krems, an der Loiben und Dietach, an der Erlav und Traisen. Noch heutzutage erinnern daran nicht bloß Benennungen von Localitäten im rein deutschen Gebiet, welche offenbar slavischen Ursprungs sind, wie Graz, Leoben, Kraubat im Kroatengau, Vorder- und Hinter-Stoder am Fuß des Steinberges, Priel, Osterwitz, Weißpriach bei Hermagor, Glatschach im Lungau, Zlap im Möllthale, Scharnitz, Pusterthal, Watzlach, Zedelach, Mellnitz, Eischnitz, Frasnitz, Staniska an und nächst der Isel u. a., sondern auch die Beifügung des Wortes Windisch in Gegenden, wo man gegenwärtig keine Slaven mehr sieht."

Von besonderen slovenischen Stämmen sind zu nennen: die Duljeben zwischen dem Plattensee und der Mur, die Horwaten als Ansiedler der Murgegend zwischen dem heutigen Knittelfeld und Leoben, die Suzeler an dem Lasnica-Flusse, die Stoderer an der Steier angesiedelt. Die erste Zeit ihres historischen Auftretens mußten die Slovenen unter dem schweren Joche der avarischen Herrschaft seufzen, die sich zu Anfang des VII. Jahrhunderts vom Fichtelgebirge bis zur untern Donau und von den Karpathen bis

zur Save erstreckte und somit den größten Theil der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie umfaßte. Die böhmischen und mährischen Slaven und einen Theil der Slovenen, nämlich die sogenannten Karantanerslaven, befreite Samo vom avarischen Joche, indem er die Slaven nördlich und südlich der Donau — und diese berührten sich damals unmittelbar — zu einem Bunde vereinigte und mittelst desselben ein unabhängiges slavisches Reich begründete, das erste dieser Art, welches die Geschichte kennt. Es lag im Gebiete der westlichen Hälfte der heutigen österreichischen Monarchie, im Norden bis zum Zusammenflusse der Saale und Elbe hinaufreichend, und im Westen wahrscheinlich bis zum obern Main und behauptete sich von 623 bis zum Tode Samos 658 gegen alle Angriffe der Avaren, Franken und Longobarden mit Erfolg.

Die Nachrichten über Samo stammen aus zwei verschiedenen Quellen: aus Fredegar, dessen Chronik in der 2. Hälfte des VII. Jahrhunderts geschrieben, die fränkische Geschichte von 592 bis 641 behandelt, und aus einer Schrift über die Bekehrung der Bewohner Baierns und Karantaniens, welche 871 oder 873 von einem Unbekannten in Salzburg (daher Anonymus von Salzburg genannt) mit der Tendenz verfaßt wurde, das Anrecht des Bisthums Salzburg auf die kirchliche Verwaltung sowohl der Karantanerslaven als auch der pannonischen Slovenen zur Geltung zu bringen.

Fredegars Erzählung ist folgende: „Im Jahre 623 verband sich ein gewisser Samo, ein Franke aus dem Gaue Sennonago, mit mehreren Kaufleuten und zog in Handelsgeschäften zu den Slaven, die man auch Wenden nennt, welche damals anfiengen, sich gegen die Avaren zu empören. Schon von alten Zeiten her wurden die Wenden von den Avaren mit viehischer Grausamkeit behandelt. An allen Zügen der Avaren mußten die Slaven

Antheil nehmen, und während die Avaren sich vor dem Lager aufstellten, mußten sie kämpfen; siegten sie, so rückten ihre Herrn vor, um Beute zu machen; erlagen jedoch die Wenden, so sammelten sie, gestützt auf der Avaren Hilfe, neue Kräfte. Die Avaren brachten alle Winter bei den Slaven zu, die sie unerhört bedrückten. Die Slaven vermochten dieses schreckliche Joch nicht länger zu ertragen und griffen 623 zu den Waffen. Es fügte sich, als das slavische Heer gegen die Avaren zu Felde zog, daß Samo das Heer der Wenden beim Auszuge begleitete, und seine Tapferkeit erprobte sich auf wunderbare Weise. Eine Menge Avaren fiel durch das Schwert der Wenden. Diese wählten nun Samo zu ihrem Könige, der 35 Jahre lang herrschte und in vielen Schlachten die Unabhängigkeit seines Volkes behauptete." So weit berührt Fredegar die Befreiung der Slaven von der Herrschaft der Avaren. Nun folgt die Erzählung über den Kampf mit den Franken und ihren Verbündeten. „Es geschah hierauf 630, daß wegen eines von Wenden an fränkischen Kaufleuten verübten Mordes und Raubes der fränkische König Dagobert den Sicharius an Samo sandte, um Genugthuung und Entschädigung zu verlangen. Samo lehnte es ab, den Abgeordneten zu hören. Sicharius aber nahm seine Zuflucht zur List, legte slavische Kleidung an und gelangte so vor Samo, dem er die Forderung seines Königs vortrug. Samo suchte Ausflüchte, stellte, da auch von fränkischer Seite Beleidigungen vorgefallen waren, Gegenforderungen, so daß Sicharius erzürnt zu drohen anfieng, daß das Volk und das Land der Slaven dem Könige der Franken zinsbar sein müssen, worauf Samo entgegnete: Wohl wollen wir Dagobert ergeben sein, aber nur, wenn er Freundschaft mit uns halten will. Als sich nun Sicharius die Schmähung erlaubte: die Franken als Christen können in keiner Freundschaft mit Heidenhunden stehen, wurde er

aus Samos Nähe entfernt. So kam es zum Kriege zwischen Samo und den Franken. Ein gewaltiges Heer aus ganz Austrasien wurde aufgeboten und zog in drei Abtheilungen gegen Samo und die Wenden. Auf Anregung Dagoberts standen auch die Longobarden gegen die Slaven auf. Diese und die Alemannen unter ihrem Herzoge Chrodobert erfochten einen Sieg über die Slaven und führten eine Menge Gefangener mit sich fort, die Austrasier dagegen erlitten in einer dreitägigen Schlacht bei Wogastisburg eine vollständige Niederlage. Seitdem fielen die Wenden oft in Thüringen und in die benachbarten Gaue ein. Die Folge dieser Niederlage war, daß der Sorbenfürst Dervan, der bisher den Franken gehorcht hatte, unter Samos Herrschaft sich begab."

Die Lage von Vogastisburg, wo die Austrasier von Samo in einer dreitägigen Schlacht besiegt worden waren, ist zwar nicht mit Sicherheit ermittelt. Jedenfalls ist aber Vogastisburg in Böhmen oder in der Nähe von Böhmen zu suchen. Von Böhmen aus ist die Verbindung Samo's mit dem Sorbenfürsten Dervan und die häufigen Einfälle der Slaven in das Land der Thüringer begreiflich. Diese Auffassung bestätigt auch die Richtung von Dagoberts Zügen gegen Samo in den Jahren 631 und 632, die derselbe von Metz aus über den Main und Thüringen unternommen hatte; ferner das Freundschaftsbündniß, das der Thüringerherzog Rudolf mit den Slaven schloß, endlich das Versprechen der Sachsen, gegen Erlaß des schuldigen Tributes die Grenzen des Frankenreiches gegen die Slaven zu schützen.

Die andere erwähnte Quelle, die Schrift eines Ungenannten über die Bekehrung der Bojoarier und Karantaner, nennt den Samo einen Fürsten der Karantaner. Daß Samo zugleich über das heutige Kärnthen geherrscht habe, geht mittelbar auch aus den Worten Fregedars hervor, der wie angeführt wurde, schreibt, daß auf

Anregen des fränkischen Königs Dagobert auch die Longobarden gegen die Slaven aufstanden. Die Longobarden wohnten nämlich damals in Oberitalien, ihr Angriff konnte daher nur den Karantanerslaven gelten. Fredegars Worte sind heutzutage aus diesem Grunde fremdartiger, weil er von den Slaven redend sowohl die Slaven nördlich der Donau als auch die südlich der Donau gemeinschaftlich bald mit Winidi bald mit Sclavini bezeichnet; es waren ihm nämlich die heutigen Slovenen und die böhmischen Slaven eine ungetrennte Einheit, die er durch die gemeinsame Bezeichnung Winidi, Wenden oder Sclavini, Slaven für seine Zeit deutlich genug benannte, während wir heutigen Tages, wo zwischen Böhmen und Krain viel deutsches Volk wohnt, die einheitliche Bezeichnung erst dann begreifen können, wenn wir uns die damaligen nationalen Verhältnisse vergegenwärtigen. Fredegars Bericht, daß gegen Samo die Franken kämpften und in einem dreitägigen Kampfe besiegt wurden, und die weitere Mittheilung, daß auch die Longobarden gegen Samo fochten und daß diese wie die Alemannen über die Slaven siegten, ist also so zu verstehen, daß die Slaven in Böhmen über die Franken siegten, dagegen über die Slaven in Karantanien die Alemannen und Longobarden den Sieg errangen und eine Menge Gefangener mit sich führten. Was aber den Gesammterfolg des Kampfes betrifft, so blieben auch die Karantanerslaven frei und unabhängig, wie dieses aus Paul Diakonus fürs Jahr 670, und aus Anonymus fürs Jahr 748 hervorgeht.

Daß Samo der Nationalität nach ein Slave war und zwar wahrscheinlich von den im Jahre 622 unter fränkische Botmäßigkeit gebrachten Weleten aus der Gegend des heutigen Utrecht herstammte, dafür sprechen gewichtige Gründe, ebenso auch dafür, daß das Reich Samo's einen Völkerbund, eine Gemeinschaft von slavischen

Stämmen gebildet hatte. Nach dem Tode Samo's 658 fiel das große Slavenreich, eine ungewöhnliche Erscheinung in der Geschichte, nach dem natürlichen Laufe der Dinge ebenso schnell als es entstanden war; die slavischen Stammesfürsten, die zur Zeit der Noth und der Fremdherrschaft durch die mächtige Hand eines glücklichen Anführers von außen her vereinigt gewesen waren, machten sich nach seinem Tode unstreitig selbst an die Zerstörung des großen Werkes, zu dessen weiterer Erhaltung und Befestigung ihr Geist nicht hinreichte.

Die Slaven in Nieder-Österreich kamen ohne Zweifel wieder unter die avarische Herrschaft, während Karantanien eine Zeit hindurch unabhängig blieb, dann 748 unter die bairische und fränkische Oberhoheit gelangte. Zu Karantanien gehörte damals außer Kärnthen, das östliche Tirol und der norische Theil Steiermarks; eine Linie vom Wechsel südwärts gezogen über die Raab-Quellen und die windischen Bücheln, Pettau einschließend über den Wotschberg (Boč) und Cilli zur Save und von da zu den Karavanken gibt die ungefähre Grenze Karantaniens gegen Osten und Süden in jener Zeit.

Culturzustände der heidnischen Slovenen.

Die heidnischen Slaven verehrten einen höchsten Gott (bog), den Urheber des Himmels und der Erde, des Lichtes und des Gewitters, diesem waren die andern Götter unterthan. Sein Name war Svarog, was etymologisch svaro-g den sich bewegenden Himmel, den Wolkenhimmel bedeutet. Der oberste Gott in der besonderen Äußerung als Urheber des Donners hieß Perun. Als Söhne des obersten Gottes werden die Sonne und das Feuer angeführt, als dritter Bruder galt der Mond, als Schwester der

Morgenstern. Für den Sonnengott sind uns eine Anzahl von Namen erhalten, die auf eine besondere Verehrung schließen lassen. Neben slünьce nsl. solnce schlechtweg hieß er als Spender des Reichthums Daždibog; rührt ja doch alles Gedeihen und die Fruchtbarkeit in der Natur von den belebenden Sonnenstrahlen her. Ein weiterer Name war Hrŭs, dem wahrscheinlich das heutige Wort Krĕs entspricht, das Sonnenwende und Sonnenwendefest bedeutet. Der Triglav, welcher bei den Polaben als Sonnengott verehrt wurde, scheint auch unseren Slovenen zugesprochen werden zu sollen. Als Theomorphose der reinen heiteren Luft ist Svętovit anzusehen. Als Gott der Herden nennt man Veles. Außerdem sprechen die Quellen von Stribog, dem Gotte der Winde, des Sturmes und Ungewitters, von Radgost, Rujevit, Bĕsomar und anderen männlichen Gottheiten, deren Wesen nicht vollends aufgeklärt ist.

Unter den Göttinnen verehrten die heidnischen Slovenen die Vesna oder Lada, die Repräsentantin der heiteren Jahreszeit, und die Dĕvana, Dĕva (Jungfrau), die Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Unter den bösen Gottheiten (bĕs) steht obenan die Morana die Repräsentantin des Winters und des Todes; auch Stribog ist hieher zu ziehen.

Mythische Wesen niederen Grades waren die Vilen (zu vergleichen mit den griechischen Nymphen), die Herrscherinnen über Flüsse, Wälder und Berge; bei den Slovenen speciell die Roždenice, Rojenice und Soždenice, Sojenice die Geburts- und Schicksalsgöttinnen; ebenso die finsteren Mächte: Jaga-baba, Bĕs und Vĕd, letzterem wurden die Mond- und Sonnenfinsternisse zugeschrieben. Ingleichen bestand bei den Slovenen der Glaube an Truden: Mora, eine besondere Äußerung der Morana, und an Vampyre Volkodlak.

Jede Sippe, sowie der Stamm verehrte noch in den Seelen der abgeschiedenen Häuptlinge besondere Gottheiten, ja jedes Haus hatte seinen besonderen Hausgeist, und gehören hieher die Namen Děd, Šetek, Buožik, Gospodarček u. a.

Die Götterverehrung geschah durch Gebet und Opferung. Das Opfer bestand in der Verbrennung von Feldfrüchten, von Thieren, vorzüglich Rindern und Schafen. Einen eigenen Priesterstand gab es im allgemeinen nicht, ebensowenig eigens gebaute Tempel, es opferte der Häuptling des Stammes oder in der Familie der Familienälteste (starešina), letzterer am Hausherde (ognišče), ersterer für den ganzen Stamm an der Versammlungsstätte in dem befestigten Burgwall (grad, gradišče).

Die heidnischen Feste schlossen sich an den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten an und hingen mit der Vorstellung des Kampfes der Naturkraft des Lichtes mit dem Dunkel, des Frühlings mit dem Winter zusammen. Da war denn das Fest der Wintersonnenwende (koleda), an dieses schloß sich die Feier des Frühlingsanfanges als der Zeit der Befreiung der als Lichtgottheiten gedachten Naturkräfte aus der Gewalt des Winters, des Todes der Natur: die Morana wurde verbrannt, das Wiedererscheinen der Vesna festlich begangen und ihr Opfer gebracht. Nicht minder wichtig war das eigentliche Frühlingsfest (lětnica, heutzutage bedeutet letnice in der Mehrzahl Ostern). Die Reihe der Hauptfeste beschloß die Feier der Sommersonnenwende (krȅs) mit ihrem durchwegs heiteren Grundcharakter, entsprechend der Phase des Naturlebens, dem zu Ehren sie begangen wurde. Innerhalb dieser Hauptfeste gab es noch eine große Anzahl kleinerer Feste.

Schon die heidnischen Slovenen glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, an den Aufenthalt der Seeligen im raj (Paradies) und

der Verworfenen im pekl, dem Schattenreich. Ihre Todten verbrannten sie theils, theils begruben sie dieselben, beide Bestattungsweisen kommen neben einander vor. Auch das Verbrennen der Leichen auf Schiffen war üblich, wobei natürlich das Schiff mitverbrannt wurde. So lange der Todte nicht bestattet war, flatterte die Seele in der Luft und auf den Bäumen herum, ein Glaube, der noch heutigen Tages unter dem Namen movje bezüglich der ungetauft verstorbenen Kinder fortlebt. Zu Ehren der Verstorbenen wurden Kampfspiele (trizna) und Leichenmahle (strava, heutzutage sedmina) veranstaltet und denselben Leichenhügel (mogyla: gomila) errichtet. Selbstverständlich kamen bei verbrannten Leichen nur die Aschenkrüge in die Leichenhügel, außerdem wurden in denselben auch Geräthe, Kleider und eine Wegzehrung in den landesüblichen Gefäßen beigegeben.

* * *

Die Familienverfassung war, was sie noch heute bei einigen slavischen Völkern zum Theile ist, eine patriarchalische, bestand also darin, daß die Einwohner eines Ortes eine durch die Bande der gleichen Abstammung, der Blutsverwandtschaft geknüpfte Sippe občina asl. obьština, rod bildeten, in Rücksicht auf diese Abstammung einen gemeinsamen Namen trugen, sowie ein gemeinschaftliches Hab und Gut besaßen und unter einem durch Wahl hiezu bestimmten Ältesten standen, dem die Leitung aller gemeinsamen Angelegenheiten anvertraut war. Dieser sorgte für das materielle Wohl der Sippe, überwachte die Heiligthümer, opferte den Göttern, hielt die Ordnung im Haushalte durch zweckmäßige Vertheilung der Arbeit unter die Mitglieder der Sippe und schlichtete die Streitigkeiten. Das natürliche Familienoberhaupt war ursprünglich der Vater selbst und nach seinem Tode der durch die Wahl hiezu bestimmte Fähigste, ebenso bei weiterer

Verzweigung der Sippe derjenige, den das allgemeine Vertrauen dazu erwählte. Den gemeinsamen Namen erhielten die Mitglieder der Sippe von dem Ahnherrn beziehungsweise Ältesten, nach welchem gewöhnlich auch der von der Sippe bewohnte Ort genannt wurde. So heißen die Nachkommen Radovans und der von ihnen bewohnte Ort Radovanići, jene des Bodislav Bodislavci, jene Bojans Bojani u. s. w. Erweiterte sich die Sippe derart, daß ein Zusammenleben unmöglich wurde, so schied ein Theil aus dem Verbande und siedelte sich wo möglich in nächster Nähe des Ursitzes an, bei weiterer Vermehrung in entlegeneren Landstrichen. Diese Zweigansiedelungen bildeten neue Sippen und erhielten neue Namen, ohne jedoch den Contact mit der Muttersippe aufzugeben. Den Zweigansiedelungen wurden die Namen in der Regel nach den Sitten, der Tracht oder Beschäftigung der Sippe, seltener nach der Beschaffenheit des Ortes beigelegt.

Aus mehreren solchen Sippen bildete sich der Stamm pleme und stand an der Spitze desselben wieder ein Ältester, das Stammesoberhaupt, das neben dem Rechte der Anführung im Kriege alle jene Rechte und Pflichten in sich vereinigte, die in der Sippe den Geschlechtsältesten zukamen. Während also die Angelegenheiten der Sippe durch den aus ihr gewählten Ältesten geleitet wurden, lag die Erledigung der den ganzen Stamm betreffenden Fragen in erster Linie in der Hand eines von den Senatoren der einzelnen Sippen hiezu Erwählten, — des Stammeshauptes, in der Regel eines von dem Stammesahn in unmittelbarer Folge Abstammenden. Auch den Stamm charakterisierte ein besonderer Name, der hinwiederum hauptsächlich der Beschaffenheit des heimatlichen Bodens den Bergen, Flüssen u. dgl. entnommen ward, vgl. Rěčane = Flußbewohner, Bužane = Bugbewohner Poljanin = Ebenenbewohner, Jezerane, Drěvljane, Moravane

u. s. w. In compacteren Ganzen haben sich die Stämme, wie es scheint, nur zur Zeit der Noth und später erst nach dem Muster anderer Staaten organisiert. Die bezeichneten Einrichtungen waren darnach angethan, die persönlichen Rechte des Individuums und die individuelle Freiheit nicht verkümmern zu lassen; durch das Recht der Wahl des Ältesten und die gemeinsame Habe war das Princip der Gleichberechtigung aller Glieder virtuell ausgesprochen. So sind auch die Nachrichten von Gewährsmännern aus historischer Zeit zu verstehen, welche dahin lauten, daß die Slaven die Herrschaft eines Mannes über sich nicht anerkennen, sondern vielmehr der Demokratie huldigen. Daß auch die Frauen an den Rechten der Familie theilnahmen, ist daraus zu entnehmen, daß sie selbst zu Staroſten ernannt wurden. Daß den Lichtseiten dieser Verfassung Schattenseiten entgegenstanden, ist selbstverständlich, die größte Schattenseite war wohl die, daß der Mangel einer größeren staatlichen Organisation den einzelnen Stämmen in der Nähe von wohl organisierten kriegerischen Völkerschaften zuerst den politischen und dann den nationalen Tod brachte.

* * *

Außer der Vieh- und Bienenzucht haben die Slovenen frühzeitig Ackerbau getrieben. Aus den gemeinslavischen Namen für Ackergeräthe, Getreidearten, Baumgattungen von Fruchtbäumen, ebenso aus den gemeinslavischen Namen fürs Haus und die Einrichtungsstücke im Hause und andere ähnliche Dinge ist zu entnehmen, daß die Slaven schon vor ihrer Trennung, somit an ihrem Ursitze das Feld bebauten, Häuser und Eigenthum besaßen. Sie kannten den Pflug plug sammt dessen Bestandtheilen lemeš Pflugschar, die Getreidearten rúž Korn, pšenica Weizen, ječmen Gerste, oves Hafer, proso Hirse. Von den übrigen Feldfrüchten répa Rübe, grahú Erbse, lęšta Linse, bob Bohne, mak Mohn und

andere. Ebenso verarbeiteten sie das Getreide auf der Handmühle žrĭnŭv und der Wassermühle malin zu Mehl maka und weiter zu Brod hlěb. Auch andere bei der Landwirthschaft gebräuchliche Geräthe waren ihnen nicht unbekannt, so kosa die Sense, srĭp Sichel, motika Haue, lopata Schaufel, voz Wagen. Gemeinsam ist ferner die Benennung des Hauses dom, des Vorhauses věža, des Kellers pivĭnica, die Bezeichnungen für die Wand stěna, Fenster okno, Dach střeha, Schwelle prag, Ofen pešti; auch für die Befestigungen grad, okop Schanzgräben. War aber auch der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Slovenen, so betrieben einzelne Sippen noch vor der Abtrennung vom Gesammtstamme allerlei primitive Gewerbe, wie die Sprache dies hinreichend bezeugt. Allgemein verbreitet war die Kenntniß des Flechtens plesti und Webens tükati (platĭno Leinwand), der Anfertigung von allerlei Kleidungsstücken (sukno Tuchkleid, plaštĭ Mantel, rąb riza Kleid, črěvij Stiefel), des Zimmerns tesati bei Anwendung von eisernen Instrumenten, wie des Meißels dlěto, der Zange klěšta, der Axt sekyra u. a.

Der Handel war ein Tauschhandel, die erste Bezeichnung für Geld ist skot, welches Wort aber zunächst das Vieh als das werthvollste Object des Tausches und dann erst das Geld bezeichnete, der Ausdruck pěnęg pěnęz ist dem deutschen Pfennig entlehnt. Daß die Slaven frühzeitig Handel getrieben und ihre ältesten Städte Handelsstädte gewesen seien, läßt sich aus der Geschichte nachweisen. Selbstverständlich gingen sie auch dem rauhen Kriegerhandwerke nicht aus dem Wege, wo sie dazu gezwungen waren, um ihr Hab und Gut, Weib und Kind, und die Freiheit Aller zu wahren und zu schützen; hiefür erinnern wir vor allem andern an die Worte mĭčĭ Schwert, ląk Bogen, vojvoda Herzog.

Im übrigen waren aber die alten Slaven dem Frieden und der friedlichen Beschäftigung besonders ergeben, was schon ihre allseits gerühmte Neigung zum Ackerbaue beweiset. Daß mit dem Ackerbau das Rechtsbewußtsein und edlere Gesittung zusammenhange, wird allgemein anerkannt. Es ist dies auch ganz natürlich, mit der Aussaat beginnt die feste Ansiedelung, der Sämann wartet auf die reifende Frucht, es beginnt aber auch die Erkenntniß des Eigenthums, der Sämann legt den Samen in den eigenen Boden, will selbst ernten, und wie er es thut, so will er es auch dem Nachbarn gewähren. Mit Recht gilt daher der Ackerbau als eine Culturstufe und diese muß den Slovenen frühzeitig zugesprochen werden. Darauf weisen auch einige hieher gehörige gemeinslavische Worte, worunter die Worte pravo pravda Recht, zakon Gesetz, sąd Gericht obenan stehen. Einen hervorragenden Zug der Slaven bildet von Alters her die ungewöhnliche Gastfreundschaft, die sie nicht bloß gegen Connationale, sondern auch gegen friedliche Fremde übten.

Die Slovenen hatten vor ihrer Christianisierung keine Buchstabenschrift. Der Mönch Hraber (10. – 11. Jahrhundert) erwähnt ausdrücklich, daß die heidnischen Slovenen mit Strichen zählten und mit Einschnitten wahrsagten. Sie hatten also wie alle arischen Völker eine Bilderschrift, was auch das Wort pisati beweiset, welches nebst den verwandten Worten pisan pïstr bunt ursprünglich nicht schreiben, sondern einschneiden, schmücken, sticken, bilden bedeutete. Wir haben daher über das ursprüngliche geistige Leben der Slovenen keine andern Nachrichten, als die uns die Sprache selbst sowohl in ihrem Wortschatze als auch in den alten Märchen und Sagen, ferner in den alten Sprichwörtern, Sprüchen und Räthseln, endlich in den alten Volksliedern bietet. Von den Liedern, Sprüchen, Räthseln, Märchen und Sagen gehen nämlich viele, was aus

ihrem Inhalte erkenntlich ist, in das heidnische Alterthum zurück. Alle diese Reste zeugen von der hohen poetischen Anlage und dem geweckten geistigen Leben der Slovenen, wie dieses noch heutigen Tages bei den einfachen und unverfälschten Slovenen der Fall ist. Ebenso hat die Sprache selbst gerade in jener ältesten Zeit ihre Kraftperiode, welche auf ein intensiv geistiges Leben und Schaffen, auf eine scharfe Beobachtung der Natur und des Lebens und ein gemüthsvolles poetisches Erfassen aller Erscheinungen in der Natur und im Leben schließen läßt.

Die Christianisierung der Slovenen.

Das Licht des Christenthums kam zu den Slovenen auf zwei Wegen und von zwei Seiten, auf der einen Seite über Aquilea von den italienischen Geistlichen, auf der andern Seite über Salzburg von deutschen Priestern. Die Anfänge der Verbreitung und der Annahme der christlichen Lehre liegen auch hier wie anderweit im Dunkel. Schon vom heiligen Kolumban berichtet sein Biograph, der Abt Jonas, daß derselbe um 610—612, nach seiner Vertreibung aus Burgund durch den König Theodorich, beschlossen habe, zu den norischen Slaven zu gehen, um ihnen die christliche Lehre zu bringen; überzeugt aber, daß die gelegene Zeit zu deren Bekehrung noch nicht gekommen sei, habe er von seinem Vorhaben abgestanden. Um 630 kam der heilige Amandus, Bischof von Utrecht, unter der Herrschaft des Samo über die Donau in das südöstliche Noricum, um den Slovenen das Evangelium zu verkünden. Diese waren damals unter dem Drucke der Avaren in großer Erbitterung; Amandus fand unter ihnen Gönner und Verehrer, aber auch Verfolger. Die sehnlich erwartete Palme des Märtyrerthums ward ihm jedoch nicht zu Theil. Amandus kehrte über den Rhein in seine Heimat zurück.

Obwohl nun der Lebensbeschreiber dieses Heiligen ausdrücklich versichert, es habe derselbe einige Slaven zum christlichen

Glauben bekehrt, so ist es dennoch gewiß, daß diese Anfänge der neuen Lehre sehr bald wieder verschwanden. Die Geistlichen ließen sich dadurch nicht abschrecken und wandten fort und fort ihre Aufmerksamkeit der Bekehrung der Slaven zu. Um die Mitte des VII. Jahrhunderts (649—652) nahm Emmeran, der aus Frankreich über Baiern in das Land der Slaven zog, schon am Rhein den der slavischen Sprache kundigen Priester Vitalis als Dolmetsch mit, was sich nur so erklären läßt, daß entweder slavische Ansiedlungen von der Ostsee und der Donau hin und wieder bis zum Rheine reichten, oder daß fromme Priester, um den Slaven das Evangelium zu verkünden, die Sprache dieses Volkes fleißig erlernten. Nach diesen vorläufigen Versuchen nahm sich der Bischof Rupert von Worms der Bekehrung der Slovenen noch viel eifriger an. Er stammte vom fränkischen Königsstamme ab und legte, nachdem er den bairischen Herzog Theod bekehrt hatte, im norischen Juvavia, dem heutigen Salzburg, am Eingange Karantaniens, nicht ohne Widerstreben der benachbarten Slaven, ein Bisthum und viele Klöster an. Er unternahm Reisen in die Alpenländer, d. h. nach Kärnthen, taufte die Slaven auf den Wunsch ihres Fürsten und lehrte nach der Reise über die Alpen die Winden weiter nach Osten und Süden, stiftete Klöster und Kirchen und ließ Geistliche und Mönche in genügender Zahl im Lande zurück. Sein Nachfolger Vitalis suchte es ihm in Eifer für die Bekehrung der Slaven gleich zu thun. Die freiheitsliebenden Slaven legten diesen Bemühungen politische Gründe unter und suchten sich daher der Geistlichen soviel als möglich zu erwehren.

In das VIII. Jahrhundert (um 750) setzen neuere Geschichtschreiber die Ermordung der Einsiedler Marinus und Anianus durch die Slaven, obwohl der in den Legenden gebrauchte Ausdruck Vandali gleichermaßen auf die Avaren, wie auf die Slaven

bezogen werden kann. Nachdem die Winden dem Joche deutschen Herrschaft unterworfen worden waren (748), trugen bairischen Herzöge und die Bischöfe Sorge für die völlige B rung ihrer Unterthanen. Thassilo II. (748—788) und Virg erwarben sich hierdurch zumal einen Namen. Der Bischof gilius, der im Jahre 745 den Salzburger Stuhl bestieg, 40 Jahre hindurch (er starb 785) der Leiter aller Bekehru maßregeln, welche diesseits und jenseits der Alpen für die Sl unternommen wurden. Dies hat ihm auch bei der dankb Nachkommenschaft den Namen des Apostels der Kärnthner erwo Zwar besuchte er selbst, trotz Chotimirs Einladung, die Ka taner nicht, war aber um so besorgter für die Zusendung eif Missionäre, welche Priester und Kirchen weihten. Maria-Sa Kärnthen, Tiburnia (Lurnfeld), Undrima u. a. gelten mit fü ältesten christlichen Kirchen in den Slavenländern. Das gen Volk widersetzte sich auch damals noch jeder aus der Fr kommenden Neuerung; dreimal entbrannte die Empörung un Chotimir im Jahre 769 starb, wurden sogar alle Priester ver so daß einige Jahre hindurch, bis der Fürst Vladuh wieder f Unterstützung aus Baiern empfing, kein fremder Priester in Ka tanien zu finden war. Thassilo II. von Baiern hat in se Streben, das fränkische Joch abzuwerfen, sein Augenmerk vo lich auf Karantanien, als die Hauptstütze seiner neuen M gerichtet: dazu schien ihm die Ausbreitung und Befestigung Christenthums eines der vorzüglichsten Mittel. Auf seinen B und unter seinem Schutze wurden an den Thoren Karanta neue Klöster errichtet, z. B. die Scharnitzer Abtei in Tirol Jahre 764 (769). Von ihm erhielt (770) Aribo, Bischof Freisingen, die Stadt Innichen nebst der daranliegenden G bis nach Windisch-Matrei und Windisch- oder Velber-Ta

unter dem ausdrücklichen Bedingnisse, für die Bekehrung der Winden Sorge zu tragen. Das Freisinger Bisthum erhielt aus Lurnfeld an der Drau und Lisar bedeutende Zehnten. In gleicher Weise mehrten sich die Klöster in den nördlichen Gegenden des Windenlandes z. B. durch die Kremsmünster Abtei (777). Nach Thassilo's Falle und der vollständigen Unterwerfung der Slaven durch die mächtigen Franken (788) stand der Verbreitung des Christenthums unter den Winden durch die westlichen Geistlichen kein Hinderniß mehr entgegen. Arno, der Nachfolger des Virgilius, vollendete das von andern begonnene Werk. Schon im Jahre 798 erhielt er vom Kaiser und Papst eine Vollmacht zur Bekehrung der pannonisch-norischen Winden, durchzog alle Länder derselben und setzte einen gewissen Theodorich zum Bischof im Lande südlich der Drau ein (um 803), obgleich der Patriarch von Aquilea, zu dessen Sprengel dies Land gehörte, Widerspruch dagegen erhob. Einer der windischen Fürsten, Ingo, voll christlichen Geistes, unterstützte ihn hiebei ganz besonders. Arno versah das Land mit einer beträchtlichen Zahl von Priestern und Mönchen. Sein Nachfolger Adalrammus setzte den Otto (nach 823) zum slavischen Bischof ein. Unter dem Erzbischofe Liupram (836—858) wurde die Kirche Karantaniens durch den Bischof Oswald verwaltet. Während dieses ganzen Zeitraumes erwähnt die Geschichte nichts von einer Theilnahme der Geistlichkeit von Aquilea an der Bekehrung der Slovenen, man müßte denn die Nachricht, daß der fromme Martinus sich aus Friaul nach Kroatien gewandt habe (um 837—867), hieher ziehen. Den Streit zwischen dem Patriarchen von Aquilea und dem Erzbischofe von Salzburg entschied Kaiser Karl (810) insoweit, daß er die Drau für die Scheide beider Sprengel festsetzte. So standen die Slovenen forthin unter Aquilea und Salzburg und bedienten sich beim

Gottesdienste der lateinischen Sprache nach der Weise der römischen Kirche.

Aus der Zeit dieser Bekehrung ist uns ein werthvoller Rest der damaligen karantanisch-slovenischen (norisch-slovenischen) Sprache erhalten. Es sind dies die sogenannten Freisinger Denkmäler. Diese Denkmäler enthalten zwei Beichtgebete und eine Homilie über die Sünde und die Heiligmachung und sind in der lateinischen Buchstabenschrift geschrieben, wobei die specifisch slovenischen Laute sehr mangelhaft wiedergegeben sind. Die Beichtgebete sind in einer ziemlich richtigen Sprache verfaßt und rühren wahrscheinlich von einem gebornen Slovenen her, dagegen die Homilie verwechselt häufig die Laute p und b, was einen deutschen Schreiber verräth, der die slovenische Sprache zum Zwecke der Bekehrung gelernt haben mochte. Die Freisinger Denkmäler stammen sicherlich aus dem X. wo nicht aus dem IX. Jahrhundert. Die Handschrift wurde im Freisinger Kloster des heiligen Korbinian aufgefunden und befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek zu München.

Eine neue Wendung in der Bekehrung der Slovenen tritt mit dem Erscheinen der thessalonischen Brüder Constantin und Method ein. Constantin und Method wurden zunächst vom Fürsten Rastislav ins großmährische Reich berufen, welches von 855—907 blühte. Um dasselbe auch im Innern zu ordnen und zu befestigen, namentlich aber um die Unzukömmlichkeiten und die Ungleichartigkeit, welche das gleichzeitige Wirken von fränkischen, italienischen und griechischen Glaubensboten zur Folge hatte, zu beseitigen, bat Rastislav 863 den damaligen byzantinischen Kaiser Michael III., er möge ihm solche Glaubensboten senden, die im Stande wären, dem Volke in seiner Sprache den Glauben zu verkünden, die Gebote Gottes zu lehren und den Weg zur Wahrheit zu weisen. Der Kaiser erfüllte den Wunsch Rastislav's und schickte

ihm die Brüder Constantin und Method, zwei hochgebildete edle Griechen aus Thessalonich, diese seine Wahl durch die merkwürdigen Worte begründend: „Ihr seid ja aus Thessalonich und die Bewohner von Thessalonich sprechen die slovenische Sprache rein.“ Constantin und Method waren nach der Überlieferung zu Thessalonich, einer halbslavischen Stadt Macedoniens von griechischen Eltern vornehmen Standes geboren. Constantin, später mit dem Klosternamen Cyrill genannt, erhielt wegen seiner ungewöhnlichen Talente und ausgezeichneten Gelehrsamkeit den Beinamen Philosoph, womit man damals gelehrte Männer auszuzeichnen pflegte. Beide Brüder hatten sich in der volkreichen Handelsstadt die Kenntniß mehrerer Sprachen erworben; sie hatten ohne Zweifel schon damals im elterlichen Hause die slavische Sprache erlernt, welche zu jener Zeit nicht bloß in Macedonien, sondern fast durch ganz Griechenland zugleich mit der griechischen gesprochen wurde. Im reifern Alter ward Constantin von seinen Eltern nach dem damals gleichfalls halb slavischen Constantinopel geschickt, wo er die Priesterweihe empfing, während sein Bruder schon früher in einen Mönchsorden getreten war. Von Constantinopel begab sich Constantin zuerst zu den Kosaren am Pontus und der Mäotis in der Absicht, dort den Samen des Christenthums zu streuen. Bald kehrte er von da mit den Überresten des heiligen Clemens, eines römischen Bischofs, der im taurischen Chersones den Märtyrertod erlitten, und dessen Gebeine man bei der Stadt Cherson gefunden hatte, nach Constantinopel zurück. Dort wandte er nebst seinem Bruder Method seine Aufmerksamkeit dem slavischen Volke zu, welches ausgedehnte Landstriche in Griechenland und Bulgarien inne hatte, und obwohl zum größten Theile getauft, doch noch häufig zum alten Götzendienste zurückkehrte, da ihm Belehrung in der Muttersprache fehlte und es in Bulgarien unter heidnischen Fürsten lebte. Er erwog,

daß außer den Griechen die Armenier, Iberer, Syrier, Kopten und andere Völker, die gleichfalls ihre Gotteshäuser in Constantinopel hatten, sich in Sachen der Religion ihrer Muttersprache mit Erfolg bedienten und gedachte auch die Slaven dieser Wohlthat theilhaft zu machen. In dieser Absicht setzte er neue slavische Schriftzeichen zusammen und machte sich ohne Verzug an die Übersetzung der Evangelien und Episteln, der Psalmen und anderer zum Gottesdienste vorzüglich nöthiger Schriften. Dies Geschenk wurde von den griechischen und bulgarischen Slaven mit Entzücken angenommen; ja sogar die uralischen, damals bereits slavisierten Bulgaren, wurden durch die Macht des göttlichen Wortes erweicht und Method taufte den bulgarischen Fürsten Boris im Jahre 861 persönlich. Nach der Überlieferung war es der Anblick eines von Method angefertigten Gemäldes, das jüngste Gericht vorstellend, das den heidnischen König im Innersten der Seele in solchem Grade erschütterte, daß er durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden verlangte. Solchergestalt begann die slavische Liturgie im Jahre 855—862, zuerst in den griechischen, sodann in den bulgarischen Slavenländern, die an der Donau bei Pest, unterhalb des Matragebirges bei Erlau und weiterhin am Toryssa-Flusse unmittelbar an das groß-mährische Reich grenzten, Eingang zu finden. Auf diese Weise erklärt sich die Bekanntschaft Rastislav's mit dem Wirken slavischer Glaubens-Apostel. Bei ihrer Ankunft in Großmähren begannen nun Cyrill und Method mit ihren Gehilfen in einheimischer Sprache zu predigen, in einheimischer Sprache die gottesdienstlichen Handlungen auszuüben und die ganze Liturgie slavisch zu gestalten. Über den freudigen Eindruck, den dieses beim Volke hervorbrachte, berichtet die Legende schlicht und erhaben: „Und voll Wonne waren die Slaven, daß sie die Wunder Gottes in eigener Sprache hörten."

Indeß bald stießen diese Glaubensboten auf gewaltigen Widerstand. Die fränkisch-bairischen noch im Lande befindlichen Priester sahen ein, daß sie bei ihrem fernerem Wirken in einer dem Volke unverständlichen Sprache den Wettkampf mit den slavischen Aposteln nicht aufnehmen könnten. Sie suchten daher der Thätigkeit der Slavenapostel alles Mögliche in den Weg zu legen. Weil sie aber die wahre Ursache ihres Unmuthes und der Feindseligkeit gegen die Slavenapostel nicht einbekennen mochten, so stellten sie, auf den dogmatischen Standpunkt sich flüchtend, die Behauptung auf, der Gottesdienst dürfe nur in drei bestimmten Sprachen, der hebräischen, griechischen und lateinischen gehalten werden. Allein die thessalonischen Brüder ließen sich nicht beirren und setzten das begonnene Werk erfolgreich fort, bis sie der Papst Nicolaus I., der von ihrer großen und segensreichen Thätigkeit Kunde erhalten hatte, im Jahre 867 nach Rom berief. Auf ihrer Reise dahin lernten sie auch den pannonischen Fürsten Kocel kennen. In Pannonien war nämlich um diese Zeit ein mehr oder weniger unabhängiges slovenisches Fürstenthum, als dessen Fürsten zwischen 800—830 Pribislav, Cemicas, Stojmir und Etgar genannt werden. Die Namen Pribislav und Stojmir sind entschieden slavisch, während die beiden andern avarisch zu sein scheinen. Von der Zeit zwischen 830—836 an finden wir Pribina als Fürsten von Niederpannonien, welcher den Franken ergeben, unter ihrem Schutze sowohl im pannonischen, als auch im benachbarten Nitraer Fürstenthume herrschte. Im Jahre 861 wurde er wahrscheinlich im Kampfe mit dem mährischen Fürsten Rastislav von den Mährern erschlagen, worauf sein Sohn Kocel die Herrschaft übernahm. Des Fürstenthums Nitra hatte sich Rastislav bemächtigt und dasselbe dem Neffen und späteren Nachfolger Svatopluk gegeben. Diesen pannonischen Fürsten Kocel nun wußten Constantin und Method

derart für ihre Sache einzunehmen und für ihre Bestrebungen zu gewinnen, daß er nicht nur selbst die slavischen Bücher zu lernen anfieng, sondern zugleich 50 Jünglingen aus seinem Reiche das Gleiche zu thun befahl. In Rom selbst rechtfertigten Constantin und Method vor Papst Hadrian II. — Nicolaus I. war mittlerweile gestorben — nicht nur ihre Lehrweise und ihr Beginnen, sondern erwarben sich auch durch die Darbringung der Überreste des heiligen Clemens, sowie durch ihre hohen Tugenden das Vertrauen und die Gunst desselben in solchem Grade, daß er den Method zum Erzbischof und den Constantin zum Bischof erhob. Letzterer lehnte aber diese Würde ab und gieng in ein Kloster, wo er den Namen Cyrill annahm. Bald darauf starb er am 14. Februar 868. In Folge der freundlichen Aufnahme der slavischen Glaubensboten in Rom, schickte auch der pannonische Fürst Kocel Abgeordnete dahin, um den Papst zu bitten, daß er die kirchliche Verwaltung seines Fürstenthums dem Method anvertrauen möge; der Papst willfahrte dieser Bitte, indem er das durch die Völkerwanderung zu Grunde gegangene pannonische Erzbisthum von Sirmium wiederherstellte und Method zum pannonisch-mährischen Erzbischof ernannte.

Während der Reise der beiden Brüder nach Rom und ihres dortigen Aufenthaltes war eine große Veränderung in der politischen Lage Mährens eingetreten. Es war nämlich mittlerweile Lothar II. von Lothringen ohne Leibeserben gestorben und da sich seine Onkeln Karl der Kahle von Frankreich und Ludwig der Deutsche über die Erbschaft nicht einigen konnten, suchte Karl seinen Bruder von der Geltendmachung seiner Erbansprüche dadurch abzuhalten, daß er die Slaven gegen ihn aufwiegelte. An der Spitze der aufgewiegelten Slaven stand Rastislav. Die Söhne Ludwig's drangen rasch in das mährische Reich ein, Svatopluk, Rastislavs Neffe,

unterlag zu Neitra Karlmanns Heere und schloß mit diesen einen geheimen Vertrag. In Folge dessen brach in Mähren zwischen Onkel und Neffen ein Bürgerkrieg aus; Rastislav wollte den Svatopluk gefangen nehmen, dieser kam ihm jedoch zuvor und lieferte seinen Oheim dessen Hauptfeinde Karlmann aus, der den unglücklichen Greis mit Ketten beschwert nach Regensburg sandte, worauf ihm der König Ludwig beide Augen ausstechen ließ und ihn in ein Kloster steckte, wo er umkam. Svatopluk hatte bald darauf sein Bündniß mit den Feinden des Vaterlandes zu bereuen. Die deutschen Gewalthaber hatten sich in Mähren eingerichtet und Svatopluk selbst aus Mißtrauen eingekerkert. Da erhoben sich die Mährer, das Glück war ihnen günstig, Svatopluk, welcher unterdessen frei gesprochen und mit einem Heere gegen sie geschickt wurde, schlug sich an die Seite seiner Landsleute und setzte den Kampf gegen die Deutschen mit Erfolg fort.

Unter solchen Verhältnissen konnte natürlicher Weise Method in Mähren nicht wirken, und verblieb, von Rom zurückgekehrt, im Lande Kocels, um seine Thätigkeit als Oberhirt im Pannonien zu entfalten und bis zu den Karantaner Slovenen auszudehnen. Die slavische Liturgie gewann rasch außerordentlichen Anhang, dagegen sank das Ansehen der bairischen Geistlichkeit so tief, daß deren Erzpriester Richbald 870 nach Salzburg zurückkehren mußte. In Folge dessen stieg die Feindschaft der fränkisch-bairischen Geistlichkeit so hoch, daß sie sich nicht mehr begnügte, Method die Rechtmäßigkeit seiner erzbischöflichen Würde streitig zu machen, sondern sie wußte es sogar dahin zu bringen, daß er festgenommen und als Gefangener nach Deutschland abgeführt werde. Erst nachdem der deutsch-mährische Krieg zwischen Ludwig dem Deutschen und Svatopluk durch den Frieden zu Forchheim 874 beendet worden war, wurde das mährisch-pannonische Erzbisthum auch von Ludwig

anerkannt, und Method konnte seine apostolische Thätigkeit sowohl in Pannonien bei Kocel, als auch bei Svatopluk in Mähren fortsetzen. Papst Johann VIII. nahm Methods Erzbisthum in zwei Breven an Ludwig 874 und Karlmann 875 in Schutz; als er aber die Salzburger Geistlichkeit, die den Method falscher Lehre beschuldigte, nicht zum Schweigen bringen konnte, rief er denselben nach Rom 879. Method legte ein feierliches Glaubensbekenntniß ab, ward für unschuldig erklärt, die slavische Liturgie wurde belobt und gestattet, zugleich aber die lateinische in ihrem Rechte belassen und Wiching, ein Deutscher, zum Bischof von Neitra in Svatopluks Gebiete eingesetzt 880. Damit trat ein Wendepunkt ein; der schlaue Wiching war auf jedwede Weise bemüht, den Method nicht nur aus der Liebe und Gnade Svatopluk's zu verdrängen, sondern quälte ihn auch durch allerlei andere Kränkungen bis an sein Ende. So lange Method lebte, wußte er alle Anschläge seiner Widersacher abzuwenden; aber nach dem Hinscheiden des verehrungswürdigen Mannes im Jahre 885 brach eine gräuliche Verfolgung der slavischen Priester aus. Die vornehmsten derselben, Gorazd, der Nachfolger Method's, Clemens, der nachherige Bischof von Velica in Macedonien, Vavrinec, Naum, Angelar u. a. wurden auf Anstiften der deutschen Priester ohne Svatopluk's Wissen erst grausam gequält, dann aus dem Lande vertrieben. Zwar erhielt sich die slavische Liturgie noch einige Zeit hie und da in Mähren und Pannonien und zum Theile auch in Böhmen, allein herrschend zu werden vermochte sie nicht mehr. Im Jahre 899 sandte Papst Johann IX. auf den Wunsch des mährischen Fürsten Mojmir den Erzbischof Johann mit zwei Bischöfen nach Mähren und Pannonien, welche dort einen neuen Bischof weihten, wogegen die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg in dringenden Zuschriften an den Papst protestierten 899—900. Ihr leidenschaftlicher Streit

war unnütz. Der Einbruch der Magyaren (892—907) erstickte alsbald die erste Saat des christlichen Glaubens zugleich mit der Vernichtung der slavischen Bevölkerung im größten Theile von Pannonien.

Es entsteht nun die Frage, in welcher slavischen Mundart die slavische Liturgie des hl. Cyrill und Method abgehalten und die kirchlichen Bücher verfaßt worden seien. Einige Forscher nennen die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method altbulgarisch, andere altslovenisch, noch andere altslavisch und stellen sich unter letzterer eine Sprache vor, aus der sich erst im Laufe der Zeiten alle lebenden slavischen Mundarten entwickelt hätten. Indeß es bestanden schon damals slavische Mundarten vergleichbar den heutigen. Schafařik hat in den serbischen Lesekörnern das Vorhandensein des serbischen Dialectes in der an das Jahrhundert des Cyrill und Method zunächst grenzenden Zeitperiode nachgewiesen; derselbe Beweis läßt sich für das Bulgarische, Croatische und Russische ebenso gut und heutzutage noch leichter führen als im Jahre 1833, wo Schafařik schrieb. Da demnach die slavischen Dialecte schon in die Zeit des hl. Cyrill und Method zurückgehen, so bleibt nach Ausschluß einer altslavischen Sprache nur mehr die Annahme der altbulgarischen und altslovenischen Sprache übrig.

Die altbulgarische Hypothese bezeichnet den bulgarischen Stamm, die altslovenische dagegen den im Gebiete des alten Pannoniens wohnenden slovenischen Stamm als den Träger und die Quelle der liturgischen Sprache. Jene Hypothese hat in Schafařik, diese in Miklosich ihren gewichtigsten Vertreter. Beide Richtungen werden durch historische und sprachliche Gründe gestützt.

Die Wichtigkeit der Frage bringt es mit sich, daß wir die hauptsächlichsten Gründe für und gegen kurz andeuten. In der

historischen Begründung sucht Schafarik nachzuweisen, daß die Erfindung der slavischen Buchstabenschrift und die Bibelübersetzung auf bulgarischem Boden fuße, daß diese literarische Thätigkeit der slavischen Apostel zunächst zum Zwecke der Bekehrung der Bulgaren stattfand und bereits in das Jahr 855 fällt, daß dann die bulgarische Sprache und Liturgie von dieser ihrer Heimat aus nach Mähren und Pannonien übertragen worden sei; Miklosich dagegen bringt die Erfindung der Buchstabenschrift und die Bibelübersetzung mit der Berufung nach Mähren und Pannonien im Jahre 863 in Zusammenhang und führt aus, daß von der mährisch-pannonischen Heimat aus die Verbreitung der slavischen Liturgie und der liturgischen Sprache nach Kroatien, Bulgarien und den andern Ländern erfolgte.

Schafarik stützt die altbulgarische Hypothese zunächst auf das Zeugniß des bulgarischen Mönches Chraber, eines Chronisten aus dem X. oder XI. Jahrhundert. Chraber schreibt: „Die urältesten Slaven, Heiden, hatten keine Schriftzeichen, sondern schrieben mit Linien und Strichen. Nach ihrer Taufe schrieben sie die slavische Sprache aus Noth, unrichtig, mit lateinischen und griechischen Schriftzeichen. Dabei blieb es lange Jahre, bis ihnen Gott den Constantin, Cyrill genannt, erweckte, der ihnen ein Alphabet zum Theile mit Rücksicht auf die griechischen Schriftzeichen, zum Theile nach Bedürfniß und Genius der slavischen Sprache zusammensetzte . . . Fragst du die slavischen Schriftsteller: Wer hat euch die Schrift erfunden oder die Bücher übersetzt? Alle werden es wissen und werden antworten: Der heilige Constantin, genannt Cyrill, der hat uns die Schrift erfunden und die Bücher übersetzt, sowie Method, sein Bruder. Fragst du aber: In welcher Zeit? Auch das wissen sie und sagen: Zur Zeit Michael's, des griechischen Kaisers, Boris des bulgarischen Fürsten, Rastislavs des

mährischen Fürsten und Kocels, des Blatener-Fürsten, im Jahre der Erschaffung der Welt 6363 (= 855 nach Christi)." Dasselbe berichtet die Lebensbeschreibung des heiligen Clemens, genannt die bulgarische Legende. In dieser Legende, die wahrscheinlich aus dem X. Jahrhundert stammt, heißt es: „Unter Boris fing das bulgarische Volk an, der Taufe und des Christenthums theilhaftig zu werden. Constantin nämlich und Method sahen die Menge der Gläubigen und bemerkten ihr Bedürfniß nach geistiger Speise; darum erfanden sie neue Schriftzeichen und verfertigten eine Übersetzung der Bücher in die bulgarische Sprache, damit das bulgarische Volk, den scythischen Irrthümern entrissen, den wahren und unfehlbaren Weg zum Heile zu erkennen vermöge." Desgleichen berichtet der Duklaner-Priester (um 1161), daß der hl. Constantin nach seiner Rückkehr von den Kosaren die Bulgaren bekehrt und dann erst nach Mähren sich begeben habe. Der Hradischter- oder Opatrowicer-Mönch des XII. Jahrhunderts nennt die cyrillische Schrift eine bulgarische, nach Mähren gebrachte. In demselben Sinne spricht die mährische Legende, sowie die Legende von der hl. Ljudmila.

Bei der Vergleichung mit diesen alten klaren Zeugnissen, schließt Schafařik, verschwindet der Widerspruch des entfernten und im Irrthume befangenen Nestor, der das Alphabet in Mähren erfinden und die Schrift umgekehrt von Mähren nach Bulgarien gelangen läßt; nicht von Mähren nach Bulgarien, sondern von Bulgarien nach Mähren, auf dem natürlichen Wege, behauptet Schafařik, habe sich die slavische Liturgie ausgebreitet und gerade die in Bulgarien bereits bestehende slavische Liturgie habe den Rastislav veranlaßt, die Slaven-Apostel in sein Land zu berufen.

So weit die historischen Gründe für die altbulgarische Hypothese. Dazu kommen noch die sprachlichen Gründe. Bezeichnend ist für den Unterschied der slavischen Sprachen unter andern die

Art und Weise, wie die ursprüngliche Lautgruppe tj und dj behandelt wird. Während nämlich die neuslovenische Sprache tj durch č, dj durch j, dagegen das Kroatische und Serbische durch ć und dž, das Böhmische durch c und z wiedergibt, wird tj in der liturgischen Sprache und im Neubulgarischen durch št, und dj durch žd wiedergegeben, woraus Schafařik folgert, daß die liturgische Sprache der damaligen bulgarischen Sprache entnommen sei. Wenn ferner in der liturgischen Sprache des hl. Cyrill und Method auch deutsche und lateinische Fremdwörter enthalten sind, und dieser Umstand gegen die altbulgarische Hypothese angeführt wird, so erklären sich nach Schafařiks Meinung die deutschen Worte aus den vormaligen Sitzen der Gothen und die lateinischen aus den Resten der römischen Verwaltung. Übrigens sei die Übersetzung der hl. Schrift, namentlich der Evangelien, von der späteren bulgarischen Sprache des XI. Jahrhunderts, wie sich diese in den in Bulgarien geschriebenen Handschriften findet, wesentlich in nichts verschieden; die Entartung der heutigen bulgarischen Sprache beginne erst mit dem Falle des bulgarischen Reiches 1019, sei eine Folge der Vermischung der Slaven mit Walachen, Arnauten und Griechen, und sei erst unter der türkischen Herrschaft eine allgemeine geworden. Dagegen sei die altbulgarische Sprache den Slaven in Mähren und Pannonien verständlich gewesen, weil die Sprachenunterschiede damals überhaupt noch geringer waren.

Das sind die hauptsächlichsten Gründe Schafařiks, weshalb die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method die altbulgarische genannt werden soll. Wir führen nun die Ansicht Miklosichs aus, wornach die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method die altslovenische zu nennen sei. Hinsichtlich des Namens, bemerkt Miklosich, sollte auch derjenige, der die Heimat der slavischen Kirchensprache in Bulgarien gefunden zu haben

meint, der Benennung slovenisch zustimmen, denn auch die bulgarischen Slaven gehören, wie die dacischen, die pannonischen und norischen dem slovenischen Stamme an. Man würde durch den Gebrauch des historisch einzig berechtigten Namens dem offenbaren Widerspruche entgehen, der darin liegt, daß zur Bezeichnung einer slavischen Sprache der Name der hunnischen Bulgaren dienen muß. Im übrigen läßt sich die Ansicht Miklosichs in folgende drei Punkte zusammenfassen: erstens die Erfindung der slavischen Buchstabenschrift fällt nicht ins Jahr 855, sondern in die Zeit der Berufung nach Mähren, also 863; zweitens die liturgische Sprache des Constantin und Method ist die Sprache der damaligen pannonischen Slovenen und nicht der Bulgaren; drittens auch die damaligen Mährer haben die slovenische Sprache gesprochen.

Erstens die Erfindung der slavischen Buchstabenschrift fällt nicht ins Jahr 855, sondern in die Zeit der Berufung Constantins und Methods nach Mähren, also ins Jahr 863. Diesbezüglich stützt sich Miklosich auf die Lebensbeschreibung des heiligen Method, auf die sogenannte pannonische Legende. Miklosich hält die genannte Legende für die in dieser Hinsicht wichtigste und älteste Quelle und setzt mit Ernst Dümmler ihre Entstehung aus inneren Gründen, die hier nicht weiter erörtert werden können, bereits in die zweite Hälfte des IX. Jahrhunderts, und zwar gleich in die nächste Zeit nach dem Tode des heiligen Method. Dieser Quelle gegenüber weichen alle andern Quellen an Alter und Glaubwürdigkeit. Die pannonische Legende nun bringt die Erfindung der slavischen Buchstabenschrift mit der Berufung der beiden Slavenapostel nach Mähren unmittelbar in Verbindung und es lautet die betreffende Stelle folgendermaßen: „Es war in jenen Tagen Rastislav mit Svatopluk Fürst der Slovenen und sie schickten aus Mähren Boten zum Kaiser Michael, welche also

sprachen: Durch die Gnade Gottes befinden wir uns wohl, und es kamen zu uns viele christliche Lehrer aus Italien, Griechenland und Deutschland, welche uns in verschiedener Weise lehren, aber wir Slovenen sind einfache Leute und haben Niemand, der uns in der Wahrheit unterrichten und den Sinn der Schrift deuten könnte. Wohlan, Herr, schicke uns einen Mann, der uns die ganze Wahrheit lehren soll. Dann sagte der Kaiser Michael zu Constantin dem Philosophen: Hörst du, Philosoph, diese Worte? Ein anderer könnte dieses nicht thun als du. Ich werde dir viele Geschenke geben und du nimm deinen Bruder, den Abt Method, mit und ziehe hin. Ihr seid ja Thessalonicher, und die Thessalonicher reden rein slovenisch. Da nun wagten sie nicht, sich Gott und dem Kaiser zu widersetzen gemäß des Wortes des heiligen Petrus, der da sagte: Fürchtet Gott und ehret den König. Als sie aber das große Wort gehört hatten, verlegten sie sich aufs Gebet mit den andern, die mit ihnen des gleichen Sinnes waren. Da offenbarte Gott dem Philosophen die slovenischen Buchstaben und nachdem die Buchstaben gebildet und die Sprache geordnet war, machte sich dieser mit Method sogleich auf den Weg nach Mähren." Nach dieser pannonischen Legende, schließt nun Dümmler, dürfte es sehr zweifelhaft scheinen, ob jener durchaus nicht gleichzeitigen Angabe des Mönches Chraber, welcher jene Erfindung dem Jahre 855 zuschreibt, wirklich Glauben zu schenken sei. Denn während es nicht ersichtlich ist, welche Beweggründe Constantin im Jahre 855 zur Schöpfung einer slavischen Schrift gehabt hätte, bietet im Jahre 863 der Wunsch der Mährer, die Bibel näher und besser kennen zu lernen, die natürliche Veranlassung dar, sie in ihre Sprache zu übertragen und zu diesem Behufe eine Schrift zu erfinden. Noch bestimmter äußert sich Miklosich, indem er schreibt: Die Behauptung, die Geschichte der bulgarischen

Kirche beginne um das Jahr 852 (respective 855) mit der Erfindung des slavischen Alphabets durch den heiligen Cyrillus und der von ihm veranstalteten Übersetzung liturgischer Schriften in die Mundart der macedonischen Slaven oder in die südliche Mundart der bulgarischen, muß so lange als unbegründet zurückgewiesen werden, als sie sich nicht auf bessere Zeugnisse stützt, als die von A. Gilferding aufgefundene Legende, die mit den gleichzeitigen Zeugnissen in unlösbaren Widerspruch tritt: die Wirksamkeit Cyrills unter den Slaven Bulgariens ist nicht besser bezeugt als die des Apostels Andreas bei den Russen: alle Völker sind bestrebt, ihre Christianisierung mit berühmten Namen in Zusammenhang zu bringen. Ein politischer Gedanke war es, dem das altslovenische Schriftenthum sein Dasein verdankt. Die politische Unabhängigkeit des großmährischen Reiches sollte durch die kirchliche Trennung angebahnt werden. Dieser folgenreiche politische Gedanke entstand im Kopfe Rastislavs, nicht in dem irgend eines slovenischen, noch weniger eines bulgarischen Häuptlings in Bulgarien.

So weit der erste Punkt bezüglich der Zeit der Erfindung der slavischen Buchstabenschrift. Was den zweiten Punkt unserer Frage anlangt, daß die liturgische Sprache des Constantin und Method die Sprache der damaligen pannonischen Slovenen sei, gründet sich Miklosichs Ansicht auf den sprachlichen Charakter der vorhandenen Handschriften, in welchen die literarischen Arbeiten des Constantin und Method und ihrer Mitarbeiter und Schüler niedergelegt sind. Indem nämlich Miklosich die vorhandenen Handschriften überschaut, in denen die besagten literarischen Arbeiten niedergelegt sind, findet er, daß einige Handschriften den Charakter der bulgarischen, andere den der serbischen, wieder andere den der kroatischen und andere schließlich den Charakter der russischen Sprache erkennen lassen. Außer den genannten bulgarischen,

serbischen, kroatischen und russischen Handschriften gibt es aber noch eine Gattung von Handschriften, die einen hervorragend alterthümlichen Charakter zeigen und kein Merkmal jener genannten Mundarten an sich tragen. Diese letzteren Handschriften nennt Miklosich die pannonischen und ihre Sprache die pannonische, hinweisend auf die Thatsache, daß um die Mitte des IX. Jahrhunderts in Pannonien und nur in Pannonien eine kirchliche Literatur in slovenischer Sprache begründet wurde.

Das Hauptmerkmal der pannonischen Denkmäler besteht im Gebrauche und zwar dem richtigen Gebrauche der Nasalvocale ą und ę. Es ist dies nur ein einzelnes Merkmal der Sprache, wodurch man gleichwohl in den Stand gesetzt wird, die pannonischen Denkmäler von den nichtpannonischen zu unterscheiden; denn die Sprache der bulgarischen Denkmäler ersetzt ją durch ję; die Sprache der serbischen und kroatischen Denkmäler ersetzt das pannonisch-slovenische ą durch u, ę durch e; die Sprache der russischen Denkmäler ersetzt die pannonischen Nasale ą ę durch u ja. Außerdem ist der Ursprung der lateinischen und althochdeutschen Lehnwörter, die der voreyrillischen christlichen Terminologie entstammt in die slavische liturgische Sprache eingedrungen sind, nur dem begreiflich, der Pannonien zum Ausgangspunkte der liturgischen Sprache nimmt, wo vor Cyrill und Method deutsche Priester und die lateinische Liturgie herrschte. Was ferner die Lautgruppe št und žd anlangt, die für die altbulgarische Hypothese angeführt wird, so ist zu bemerken, daß die Lautgruppe št und žd auch der damaligen Sprache der pannonischen Slovenen zuzusprechen ist, wie sich dieses aus den magyarischen Lehnwörtern nachweisen läßt.

Alle diese Umstände nun, ferner der Umstand, daß sich die gegenwärtige bulgarische Sprache von der alten liturgischen Sprache mehr entfernt, als irgend eine andere slavische Sprache derselben

Ordnung, daß der Charakter der bulgarischen Sprache bezüglich der lautlichen Entartung nicht neu ist, sondern sich im Psalter von Bologna bis ins Jahr 1186—1196 zurück verfolgen läßt, während die norisch-slovenische Sprache, wie sie in ihrem ältesten Sprachreste, in den Freisinger-Denkmälern, hervortritt, trotz einiger Unterschiede, im Ganzen der Sprache der pannonischen Denkmäler dennoch näher steht, als irgend ein anderes slavisches Denkmal, das nicht aus einem pannonischen Texte floß, berechtigt zum Schlusse, daß sich die norisch-slovenische Mundart und die alte liturgische Sprache auch territorial am nächsten standen, d. h. daß die Heimat der letzteren wohl nur in Pannonien zu suchen sei.

Wir kommen zum dritten und letzten Punkte dieser unserer Frage, daß auch die damaligen Mährer die slovenische Sprache gesprochen haben. Es ist nämlich trotz der Voraussetzung der pannonischen Heimat der altslovenischen Kirchensprache kaum begreiflich, wie es kommt, daß Cyrill und Method, die doch den geringsten Theil ihrer Thätigkeit in Pannonien, dagegen den größten in Mähren zugebracht, dennoch für ihre literarischen Arbeiten die pannonische und nicht die mährische d. i. böhmisch-mährische Sprache angewendet haben, und zwar, da obendrein noch Mähren das politisch gewichtigere und umfangreichere Territorium bildete. Auf diese, wie es scheint, berechtigte Einwendung gegen die pannonische Heimat der altslovenischen Kirchensprache antwortet Miklosich mit Dümmler damit, daß damals auch in Mähren die slovenische Sprache gesprochen wurde. Während also Schafařik nicht bloß das heutige Mähren und die Slovakei im nordwestlichen Ungarn, sondern auch das Gebiet am rechten Donau-Ufer bis zum westlichen Ufer des Plattensees der mährischen Mundart zuweiset, geht umgekehrt die Ansicht Miklosichs und Dümmlers dahin, daß nicht bloß alles Land am rechten Donau-

Ufer, sondern auch das Gebiet der heutigen Slovakei und ein Theil von Mähren von einem slavischen Volksstamme bewohnt war, der die slovenische und zwar die pannonisch-slovenische Mundart gesprochen hatte. Dümmler stellt sich vor, daß zwischen dem Jahre 822, wo Mähren zuerst in der Geschichte, den Böhmen benachbart, unter eigenem Namen vorkommt, und dem Jahre 1030, wo sich Böhmen mit Ungarn in den Besitz des großmährischen Reiches theilte, eine durchgreifende Umwandlung der Bevölkerung, namentlich durch die Kriege des Jahres 897 und 900 platzgegriffen habe, und in Folge dessen erst die böhmische Mundart durch den Zufluß der böhmischen Bevölkerung in Mähren allmählich herrschend geworden sei, während die frühere slovenische Mundart verschwand. Miklosich äußert sich über diesen Punkt unserer Frage, wie folgt: Wenn ich den Ausdruck pannonisch gebrauche, so muß ich bemerken, daß ich anerkenne, daß der Ausdruck, um der Sache vollkommen zu entsprechen, auch Mähren in sich begreifen sollte. Ich bin nämlich jetzt der Ansicht, daß der slovenische Volksstamm nicht nur auf dem rechten, sondern auch auf dem linken Ufer der Donau wohnte, freilich ohne über den Umfang seiner Wohnsitze im Norden der Donau auch nur eine Vermuthung aussprechen zu können. Zu den Gründen, mit welchen E. Dümmler in seiner Abhandlung über die pannonische Legende diese Ansicht vertheidigt hat, fügt Miklosich noch die Form des Namens Svatopluk hinzu, der beim griechischen Biographen des Bischofs Clemens Sventoplektos, im Briefe des Papstes Johann VIII. von 880 Sfentopulchus und in der germanisierten Form Zwentibald lautet, Formen, die der einheimischen Sprache des Landes, in welchem der Fürst herrschte, entnommen sein dürften und das altslovenische svętŭ, nicht irgend einen böhmischen Reflex dieses Wortes voraussetzen. Ebenso nennen die Slovaken heutzutage noch ihre

Sprache slověnsky jazyk slovenische Sprache, bezeichnen sie also mit dem gleichen Namen, wie ihn die norischen Slovenen gebrauchen und ohne Zweifel auch die pannonischen Slovenen gebraucht haben.

Nach dieser Auffassung sind die ungarischen, kroatischen und die Slovenen der östlichen Steiermark die directen Descendenten jener Slaven, in deren Sprache die liturgischen Bücher des heiligen Cyrill und Method geschrieben worden sind. Nicht minder gehören nach dieser Ansicht zu dem gleichen Stamme die Slovaken, deren Sprache sich gegenwärtig dem böhmischen Idiome genähert hat. Das ist der Standpunkt der altslovenischen Hypothese im Gegensatze zu der oben ausgeführten altbulgarischen.

Die glagolitische und cyrillische Schrift.

Die liturgische Sprache wurde und wird noch gegenwärtig sowohl mit der glagolitischen als auch der cyrillischen Buchstabenschrift geschrieben, und so auch die Bücher gedruckt. Die glagolitische Schrift, einfach Glagolica genannt, wird noch angewendet in einigen Gegenden Istriens, des croatischen Litorales, des nördlichen Dalmatiens und auf den benachbarten Inseln; die cyrillische Schrift, auch Cyrilica genannt, herrscht bei den Serben, Bulgaren, bei den Russinen und Russen. Das glagolitische Alphabet enthält 40 Buchstaben, die durch ihre umständlichen Züge und Rundungen gegenüber den einfachen cyrillischen Buchstaben den Charakter des Alterthümlichen haben; drei Laute (φ ϑ ω) sind dem griechischen Alphabet entnommen. Das cyrillische Alphabet hat 43 Buchstaben, darunter 24 griechische Buchstaben, jene 14 Laute, die in der griechischen Sprache nicht vorkommen und zwei Jotierungen (ja je) sind aus dem glagolitischen Alphabet entlehnt, zwei Jotierungen (ja je) und zwei andere Laute (ξ ψ) sind neu hinzugefügt, dagegen ist der variierte Laut g', der im glagolitischen Alphabet

neben g vorkommt, in der Cyrilica weggelaſſen. Die Buchſtaben des glagolitiſchen Alphabets haben ihre eigenen durch die Ordnung des Alphabets beſtimmten Zahlenwerthe, während ſich die Zahlenwerthe der Cyrilica an die der griechiſchen Buchſtaben anſchließen. Vergleiche folgende Tabelle:

Glagolitisch	Cyrillisch	Werth	Glagolitisch	Cyrillisch	Werth
ⰰ 1 ⰰ	А 1 а	a	ⰲ ⰲ	Ф 500 ф	f
ⰱ 2 ⰱ	Б 2 б	b	ⰸ 500 ⰸ	Ѳ 9 ѳ	ѳ
ⰲ 3 ⰲ	В 2 в	v	ⰱ 600 ⰱ	Х 600 х	ch
ⰳ 4 ⰳ	Г 3 г	g	ⰻ 700 ⰻ	Ѡ 800 ѡ	ō
ⰴ 5 ⰴ	Д 4 д	d	ⰼ 800 ⰼ	Ш ш	št
ⰵ 6 ⰵ	Є 5 є	e	ⰽ 900 ⰽ	Щ 900 щ	c
ⰶ 7 ⰶ	Ж ж	ž	ⰾ 100 ⰾ	Ч ч	č
ⰷ 8 ⰷ	Ѕ 6 ѕ	dz	Ⰿ Ⰿ	Ш ш	š
ⰸ 9 ⰸ	З 7 з	z	ⰹ ⰹ	Ъ ъ	ŭ
ⰺ 10 ⰺ	И 8 и	i, ji	ⰺⰰ ⰹⰰ	Ы ы	y
ⰻ 20 ⰻ	І 10 і	i	ⰹ ⰹ	Ь ь	ĭ
ⰼ 30 ⰼ		g' (d')	Ⰰ Ⰰ	Ѣ ѣ Ꙗ ꙗ	ě, ja
ⰽ 40 ⰽ	К 20 к	k	Ⱀ Ⱀ	Ю ю	ju
ⰾ 50 ⰾ	Л 30 л	l		Є є	je
ⰿ 60 ⰿ	М 40 м	m	ⰔⰔ ⰔⰔ	Ѧ ѧ	ę
ⱀ 70 ⱀ	Н 50 н	n	ⰖⰖ ⰖⰖ	Ѫ ѫ	ą
ⱁ 80 ⱁ	О 70 о	o	ⰖⰔ ⰖⰔ	Ꙗ ꙗ	ję
ⱂ 90 ⱂ	П 80 п	p	ⰖⰐ ⰖⰐ	Ѭ ѭ	ją
ⱃ 100 ⱃ	Р 100 р	r		Ѯ 60 ѯ	ks (ξ)
ⱄ 200 ⱄ	С 200 с	s		Ѱ 700 ѱ	ps (ψ)
ⱅ 300 ⱅ	Т 300 т	t	ⰓⰓ ⰓⰓ	Ѵ ѵ	ú
ⱈ 400 ⱈ	ОУ 400 оу	u		Ҁ 90	

Der Name glagola oder glagolica ist slavisch und bedeutet soviel als Laute, dagegen kann Cyrilica die von Cyrill erfundenen Buchstaben bezeichnen. Der letztere Name hat bezüglich des Alters und Ursprunges der beiden Alphabete und Schriften nicht geringe Zweifel hervorgerufen, indem man bei dem Umstande, als es überliefert ist, daß Constantin, genannt Cyrill, die slavische Buchstabenschrift erfunden hat, geneigt war, die cyrillische Schrift als die Erfindung des heiligen Cyrill und somit als die ältere Schrift zu bezeichnen, dagegen jene durch die alterthümlichen Züge und Rundungen ausgezeichnete Schrift, die man jetzt die glagolitische nennt, als die jüngere Schrift anzusehen. Miklosichs Ansicht geht dahin, daß die glagolica von Constantin, genannt Cyrill, erfunden wurde, die Cyrilica dagegen vom gelehrten Clemens, dem Schüler Methods und Bischof von Velica in Macedonien († 916), der einer zuverlässigen Überlieferung zufolge die damalige slavische Schrift verbessert hatte, eingeführt worden ist. Die Frage, warum Cyrill nicht lieber das griechische Alphabet beibehalten und dasselbe mit Zeichen für die der slavischen Sprache eigenthümliche Laute ergänzt habe, beantwortet Miklosich dahin, daß wahrscheinlich die Slovenen selbst damals dieses Alphabet bereits besaßen. Die tiefe Kenntniß des slovenischen Lautsystems der Halb- und Nasenvocale müßte man am Grammatiker Constantin mit Recht bewundern, während die Annahme eines alten, von den Slovenen von jeher gepflegten, im Laufe der Zeiten immer mehr vervollkommten Alphabets weniger befremdend wäre. Die Slovenen könnten ihr Alphabet bald nach der Einwanderung in Pannonien von den Griechen durch die Illyrier bekommen haben.

Eine andere Ansicht geht dahin, daß das ältere glagolitische Alphabet auf Hieronymus und Ethicus ins IV. Jahrhundert nach Christi zurückgehe. Der wichtigste Vertreter dieser Ansicht Pertz

(de cosmographia Ethici Berlin 1853) sucht nachzuweisen, ein gewisser Ethicus aus Istrien, genannt der Philosoph, der zu Anfang des IV. Jahrhunderts nach Christi lebte und in seiner griechisch geschriebenen Kosmographie Proben einer eigenthümlichen mit der Glagolica vergleichbaren Schrift gibt, dieser sei der Erfinder der glagolischen Schrift gewesen. Der heilige Hieronymus hatte des Ethicus Kosmographie in die lateinische Sprache übersetzt und in dieser Übersetzung sind die fraglichen Schriftzeichen erhalten. Indem nun Pertz diese fraglichen Schriftzeichen, die in mehreren Handschriften der übersetzten Kosmographie überliefert sind, und die glagolitischen Buchstaben vergleicht und analysiert, will er unverkennbare Ähnlichkeiten finden und nachweisen, daß der Istrianer Ethicus ein Slave war und das glagolitische Alphabet im Anfange des IV. Jahrhunderts erfunden habe. Damit stimme auch die Überlieferung der dalmatinischen Slaven überein, welche dahin geht, daß das glagolitische Alphabet, von ihnen das hieronymische genannt, auf den hl. Hieronymus zurückzuführen sei. Auch Briefe von Päpsten bezeichnen die glagolitische Schrift als die hieronymische.

Miklosich dagegen sucht mit Dobner den Ursprung der Überlieferung, daß die glagolitische Schrift vom hl. Hieronymus herrühre, auf folgende Weise zu erklären. Als unter Papst Alexander II. (1061—1072) in einer Synode zu Spalato beschlossen wurde, daß die Messe nicht mehr in slavischer Sprache abgehalten werden solle, und unter andern Gründen auch vorgebracht wurde, daß sich in die slavischen Bücher Irrthümer eingeschlichen, daß selbst die Übersetzung der heiligen Schrift von der Vulgata des heiligen Hieronymus abweiche, so verbesserte man die slavische Übersetzung nach der Vulgata des hl. Hieronymus, und diese so verbesserte Übersetzung wurde die Hieronymische genannt. Bei der Unkenntniß der Geschichte entstand dann die Meinung, die Übersetzung selbst

rühre vom hl. Hieronymus her, der sie gemacht und zu dieser Zeit die slavischen Buchstabenschrift erfunden, resp. die von Ethicus erfundenen angewendet habe.

Wie es nun auch mit der räthselhaften Erfindung des Philosophen Ethicus stehen mag, so viel ist gewiß, daß die glagolitische Schrift die ältere und die cyrillische die jüngere ist. Die glagolitische Schrift ist die slovenische Schrift, wie sie in der Lebensbeschreibung des hl. Clemens und vom Papst Johann VIII. bezeichnet wird. Von Pannonien aus wurde die glagolitische Schrift und die glagolitischen liturgischen Bücher mit der Vertreibung der Schüler Methods aus Mähren und Pannonien in Bulgarien und Dalmatien eingeführt. Dort wurde sie bald mit der cyrillischen vertauscht, während sie sich in den eingangs erwähnten kroatischen Gebieten bis zum heutigen Tage erhalten hatte. Vorübergehend war sie auch in Prag in einem Benedictinerkloster im Gebrauche, wo sie 1347 eingeführt sich beiläufig 100 Jahre behauptet hatte.

Die altslovenische Sprache steht nach Wohllaut und Formreichthum keiner der indoeuropäischen Sprachen nach. Im Vocalismus kommt sie dem Reichthum der griechischen Sprache gleich, ja übertrifft sie durch die Halb- und Nasenvocale. Im Consonantismus steht die altslovenische Sprache auf dem Standpunkte der indoeuropäischen Grundsprache, hat keine Lautverschiebung, außer wenn man den Wegfall der aspirierten Media (bh : b) so nennen will. Die Kehllaute erleiden eine zweifache Erweichung vor den weichen Vocalen, vor denen sie wie im Italienischen und Französischen Zisch- und Sauselaute werden. Von den übrigen Consonanten werden nur n l r und d t und zwar nur vor praejotierten Vocalen erweicht, die Erweichung von *dja und *tja zu žda und šta bildet eine Eigenthümlichkeit der altslovenischen Mundart. Mit diesen innerhalb der bezeichneten Grenzen durchgeführten Erweichungen

scheint die Kraft und die Milde in der Sprache günstig vertheilt zu sein. Eigenthümlich ist das altslovenische Auslautgesetz, welches darin besteht, daß im Auslaute keine Consonanten stehen, sondern entweder abfallen, oder wenn sie Nasale sind, sich mit dem vorausgehenden Vocal zum Nasalvocal verbinden.

Was den Formreichthum in der Flexion anlangt, so hat die altslovenische Sprache außer der Einzahl und Mehrzahl auch die Zweizahl sowohl am Hauptwort als auch am Zeitwort bezeichnet: die Declination besitzt sieben Endungen, außer den sechs Endungen der lateinischen Sprache noch den Local; die Declinationsstämme sind consonantisch und vocalisch wie im Sanskrit und in den classischen Sprachen der Griechen und Römer. Das Adjectiv hat eine doppelte Declination, die eine nominal wie die Substantiva, die andere zusammengesetzt aus der nominalen und pronominalen, wobei das nachgesetzte Pronomen, den Artikel der griechischen oder deutschen Sprache vertretend, mit der nominalen Declination zu einer neuen Worteinheit verschmilzt. Das Verbum hat der Formfülle noch mehr. Es bildet in einfachen Formen das Präsens, Indicativ und Imperativ, den starken und schwachen Aorist, letzteren mit s und in einer jüngeren Gestalt mit h; dann fünf Participien, das Supin und das Verbalsubstantiv; mit Hilfe der Participien und des Hilfszeitwortes bildet es dann die zusammengesetzten Zeiten. Das Passiv ist zweifach, ein mediales Passivum, welches durch den Zusatz des Reflexivs an das Activ gebildet wird, und ein wirkliches Passiv aus dem passiven Participien in Verbindung mit dem Hilfsverb. Außerdem hat das Altslovenische, wie auch die heutigen slavischen Sprachen, für die Zeitstufe der perfectiven und imperfectiven Bedeutung getrennt ausgeprägte Verbalthemen, eine Eigenthümlichkeit, die in dieser Vollständigkeit keine andere indoeuropäische Sprache besitzt. Mit dieser eigenthümlichen Bildung

der perfectiven und imperfectiven Verba, die nach der Beschaffenheit der Handlung, je nachdem sie momentan, dauernd, wiederholt oder gewöhnlich ist, stets neue Formen zulassen, ersetzt die Sprache den ihr fehlenden Conjunctiv. Den Optativ der andern Sprachen, der im Slavischen die Function des Imperativs übernommen hat, umschreibt sie mit dem Particip und dem Aorist des Hilfszeitwortes. Bezüglich der Reichhaltigkeit der Verbalstämme genüge zu sagen, daß die altslovenische Sprache außer den einsilbigen Wurzelverben abgeleitete Verbalthemen auf a ě i u besitzt. In der Wortbildung hat Miklosich 185 Nominalsuffixe nachgewiesen. Was den Wurzelvorrath anlangt, so steht die altslovenische Sprache keiner andern der ausgebildetsten indoeuropäischen Sprachen nach. Die syntaktischen Gesetze sind kaum geeignet für eine übersichtliche statistische Darstellung; indeß läßt sich von dem Reichthume der Formen auf die Concinnität der Verbindung schließen.

Die Klarheit der Lautgesetze, die Reichhaltigkeit der Formen, die Harmonie der syntaktischen Erscheinungen, vor Allem aber die Gründlichkeit der Durchforschung und die nahe Verwandtschaft mit dem Sanskrit und den classischen Sprachen der Griechen und Römer und mit der deutschen Sprache hat der altslovenischen Sprache einen hervorragenden Ehrenplatz in der indoeuropäischen Sprachgruppe erworben; an allen bedeutenderen Universitäten Europas wird sie gelehrt, von keinem Sprachforscher hintangesetzt; die altslovenische Sprache ist das herrlichste Monument, die classische Sprache der Slovenen des IX. Jahrhunderts, um so achtenswerther, je begründeter die Annahme ist, daß sie ohne jede Vorschule, so zu sagen, unmittelbar aus dem Volke in diese so vollendete Schriftsprache übertragen worden sei.

Den Inhalt der altslovenischen Schriften bildet die Übersetzung der heiligen Schrift und der liturgischen Bücher, dann

Homilien und Legenden, das Nomocanon (Kirchengesetze), Patericon (Erzählungen über das Leben des heiligen Vater) und ähnliches. In glagolitischer Schrift sind bis jetzt folgende pannonische Denkmäler bekannt geworden.

1. Das Evangelium aus dem Kloster Zographos auf dem Berge Athos, 304 Blätter, von denen 17 (41—57) jüngeren Ursprunges sind. Die Handschrift befindet sich jetzt in der öffentlichen Bibliothek in Petersburg. In cyrillischer Transcription herausgegeben von V. Jagić, Berlin 1879.

2. Der Glagolita Clozianus, Homilien griechischer Kirchenväter enthaltend, 12 Blätter in Trient, 2 in Innsbruck; jene sind herausgegeben von B. Kopitar, Wien 1836, diese von Miklosich in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie X 195—214, beide von Sreznevskij S. 164—220.

3. Das Evangelium aus dem Skitu der heiligen Jungfrau Maria auf dem Berge Athos, Mariencoder, von Sreznevskij Athosevangelium genannt, 171 Blätter, im Besitze des Herrn V. J. Grigorović in Odessa, 2 Blätter ehedem Eigenthum von A. v. Mihanović, jetzt Miklosich. Proben bei Sreznevskij S. 91 bis 115. 157—162.

4. Das Evangelium Assemani's 159 Blätter, jetzt in der vatikanischen Bibliothek in Rom, herausgegeben von Rački, Agram 1865; Dr. Črnčić, Rom, 1878.

5. Das Evangelium von Ochrida, 2 Blätter, jetzt im Besitze des Herrn Grigorović, herausgegeben von Sreznevskij S. 74—87.

6. Das macedonische Blatt, eine Homilie Ephraem's und anderes enthaltend, jetzt im Besitze des Herrn Grigorović, herausgegeben von Sreznevskij S. 220—234.

7. Die Liturgie von Sinai, 3 Blätter, jetzt im Privatbesitze in Petersburg, herausgegeben von Sreznevskij S. 243—257.

Das Abecenarium bulgaricum, das bei Sreznevskij S. 235 bis 242 abgedruckte Fragment, das noch nicht vollständig entzifferte Palimpsest von Bojana, einer Stadt bei Sofia (Srědlec), in welchem Marc 7. 31—37 gelesen wurde, so wie das aus 2 Blättern bestehende, das Herr C. von Tischendorf vom Berge Sinai mitgebracht, sind nur als vorhanden zu erwähnen.

In cyrillischer Schrift sind folgende pannonische Denkmäler erhalten: 1. Das Sava-evangelium, Savina kniga, 129 Blätter, in der typographischen Bibliothek in Petersburg, herausgegeben von J. J. Sreznevskij Drevnie slavjanskie pamjatniki jusovago pisьma. Sanct Peterburg 1868, S. 1—154.

2. Der codex Suprasliensis, 185 Blätter, von denen 118 in der k. k. Studienbibliothek zu Laibach, das übrige größtentheils in der Bibliothek des Herrn Grafen Zamojski in Warschau, 24 Heiligenlegenden und 22 Homilien griechischer Kirchenväter enthaltend, aus dem XI., vielleicht sogar X. Jahrhundert, herausgegeben von Miklosich, Wien 1851; einzelnes bei Sreznevskij S. 174—186. 225—240.

3. Die Catecheses des Cyrillus von Jerusalem, 2 Blätter herausgegeben von dem Besitzer Herrn Grigorovič in Izvěstija imp. akademii naukъ I. S. 89—96, auch abgedruckt bei Sreznevskij 187—191.

4. Evangelium von V. M. Undolskij, 2 Blätter, jetzt im Moskauer Museum, herausgegeben von Sreznevskij S. 194—196.

5. Psalter von Sluck. Probe bei Sreznevskij S. 155—165.

6. Evangelium von Novgorod, 2 Blätter, herausgegeben von Sreznevskij S. 166—173.

7. Das macedonische Blatt, enthaltend einen Theil des Prologs von Joannъ dem Exarchen von Bulgarien, herausgegeben von Sreznevskij S. 192—193.

Von den angeführten pannonischen Denkmälern sind die glagolitischen die älteren, die cyrillischen können Abschriften aus glagolitischen Handschriften sein. Die Zukunft dürfte noch mehr Handschriften an das Tageslicht fördern. Es gehen aber außerdem noch viele bulgarischen, namentlich aber serbische und kroatische und viele von den zahlreich erhaltenen russischen Handschriften (Ostromir'sche Evangelium, die Homilien des Gregorius von Nazianz, das Evangelium von Turovŭ, Antiochs Pandektes, Svjatoslav's Izbornik ꝛc.) mittelbar oder unmittelbar auf pannonische Originale zurück, wie dieses daran erkenntlich ist, daß einige Pannonismen beibehalten sind, während andere im Sinne der Mundart des Abschreibers abgeändert worden sind. An die altslovenischen Denkmäler knüpft sich eine nicht unbedeutende philologische Literatur.

Skizzierte Geschichte der von Slovenen bewohnten Länder.

Zusammengestellt von Fr. Fasching.

Die Geschichte des slovenischen Volksstammes nach Samo's epochemachendem Auftreten läßt sich am besten nach den Ländern darstellen, die noch heute von Slovenen bewohnt werden. Wir beginnen also mit

Kärnthen. Nach der Auflösung des Reiches Samo's 658 stand Karantanien unter unabhängigen einheimischen Fürsten, bis es sich 748 dem Herzoge von Baiern unterwarf und 788 sammt Baiern dem großen fränkischen Reiche einverleibt wurde. Das große fränkische Reich hatte in den Donau-Alpenländern zwei Marken errichtet, die Friauler-Mark — südlich der Drau in Steiermark bis an die Etsch und die Adria — und die Mark im Ostlande. Die Mark im Ostlande umfaßte Steiermark nördlich der Drau, Kärnthen und das Land im Osten der Enns bis an die Raab und March. Letzteres Land war die Ostmark im engeren Sinne, auch Avaria und Sclavia, d. h. Slavenland genannt. An die Stelle der letzteren trat nach der Einwanderung der Magyaren das Grenzland Ostarrichi, Österreich, das 976 bis 1246 vom fränkischen Hause der Babenberger regiert, 1276 an das Haus Habsburg gelangte, welches durch die Errichtung einer Hausmacht den Grundstein zur Bildung der österreichischen Monarchie

legte. Mit dem fränkischen Reiche nun beginnt die Germanisierung Karantaniens, welche durch die Einführung des fränkischen Verwaltungssystems, durch deutsche Ansiedlungen, durch Schenkungen von Land und Leuten an Hochstifte durchgeführt wurde. Besonders seit 824 scheint die karolingische Reichspolitik immer entschiedener die Verwaltung Karantaniens und der angrenzenden Marken in deutsche Hände gelegt zu haben; slovenische Häuptlinge räumen deutschen Grafen den Platz. Bis 995 bildete Karantanien einen integrierenden Bestandtheil des Herzogthums Baiern. Die Empörung Heinrich des Zänkers veranlaßte Otto II., Karantanien und seine Vorlande Steiermark, Krain, Istrien, Friaul und die Mark Verona von Baiern abzutrennen, um dadurch des Herzogs Macht zu schwächen. Von da an erscheint Karantanien als Herzogthum für sich, seit 1035 ohne die Marken, und stand bis 1073 unter Herzogen aus verschiedenen Häusern. 1073—1122 waren die Grafen von Eppenstein im Besitze dieses Herzogthums; dann kamen die Grafen von Sponheim, deren Geschlecht mit Ulrich III. 1269 ausstarb. Zufolge eines Erbvertrages kam Kärnthen, nachdem zuvor 1180 Steiermark abgetrennt worden war, an den böhmischen König Ottokar II., und nach dessen Sturze an Meinhard II. Grafen von Görz-Tirol 1286. Dieser nahm nach althergebrachter slavischer Sitte vom Lande Besitz. Diese Sitte bildet eine eminente slovenische Antiquität und besteht in einer Eidleistungs- und Huldigungsceremonie, die nach der Reimchronik Ottokar's von Steiermark und nach der Chronik Johannes von Viktring folgendermaßen beschrieben wird. Unter Karnburg in der Nähe der Kirche St. Peter befindet sich ein Stein, auf welchen sich ein freier Bauer setzt, der vermöge der Abstammung und des Erbrechtes zu diesem Amte befugt ist. Ihn umgibt in unübersehbarer Reihe das Volk, des neuen Herzogs gewärtig. Dieser

umgeben von Edlen und Rittern, zieht abseits seine kostbaren Kleider aus und wird mit bäurischen bekleidet, und zwar mit Rock, Hosen und Mantel von grauem Stoffe, Bundschuhen und einem grünen Hut. So angethan und in der einen Hand einen Stab haltend, mit der andern ein scheckiges Rind und ein Pferd von gleicher Farbe führend, nahet der Herzog dem Steine, hinter ihm seine Begleitung im Feierkleide und größten Schmuck. Sobald der auf dem Steine sitzende Bauer den Herzog erblickt, ruft er in slovenischer Sprache: „Wer ist, der dort nahet.“ Alle Umstehenden antworten: „Es ist der Fürst des Landes“. Darauf der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl am Herzen? Ist er freien Standes? Ist er ein Verehrer und Beschützer des wahren Glaubens?“ „Er ist es und wird es bleiben,“ wird ihm von allen Umstehenden geantwortet. „Aber mit welchem Rechte,“ fragt der Bauer weiter, „kann er mich von diesem Sitze bringen.“ „Er kauft ihn von dir,“ antwortet die Menge, „mit 60 Pfennigen, mit diesen scheckigen Thieren und mit den Kleidern, mit denen er bekleidet ist, und frei machen wird er dein Haus von allen Abgaben.“ Nun gibt der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, steht auf, nimmt die beiden Thiere und räumt dem Fürsten den Platz. Dieser setzt sich auf den Stein, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten und gelobt dem Volke ein gerechter Richter zu werden. Noch thut er aus seinem Bauernhut einen Trunk frischen Wassers zum Zeichen seiner und seines Volkes Mäßigkeit und der Genügsamkeit damit, was der heimische Boden zum Unterhalte des Lebens darbietet. Von da begibt sich der Fürst zur Kirche Maria-Saal zum feierlichen Gottesdienste. Nach Beendigung desselben hält er mit Adel und Ritterschaft ein Mahl und begibt sich sodann, um Gericht zu halten und Recht zu sprechen, auf die Wiese bei Maria-Saal, woselbst

ein richterlicher Sitz errichtet ist, wo der Fürst den Schwur der Erbhuldigung empfängt und Lehen verleiht. Diese Sitte, in ihren Grundzügen sicherlich in die erste Zeit der Christianisierung zurückreichend, und zwar in eine Zeit, wo das slovenische Volk noch keinen Adel kannte, gab noch äußerlich das Merkmal der einstigen Freiheit und Selbständigkeit der Karantaner Slovenen. Auch die Habsburger fügten sich dieser Sitte, als 1335 nach dem Tode des Herzogs Heinrich aus dem Hause Görz-Tirol, Kärnthen an Österreich kam. Ernst der Eiserne war der letzte, der im Jahre 1414 nach dieser Sitte zum Kärnthnerherzog eingesetzt worden war. Sein Sohn Friedrich III. wollte sich dieser Ceremonie nicht unterziehen, und zwar, wie Valvasor erwähnt, in Anbetracht, daß er römischer König wäre, dem es nicht anständig zu sein schien, im Bauernkleide aufzuziehen. Aber Friedrich's Sohn, Kaiser Max I., der dem slovenischen Volke besonders geneigt war und auch die slovenische Sprache erlernt hatte, war bereit, die alte Sitte in's Werk zu setzen, allein er wurde durch die Kriege an der Ausführung verhindert. Der Chronist Megiser schreibt noch 1610: „Da sich die löbliche Landschaft dieses uralten Herkommens mit dem Bauern noch nie gänzlich begeben, sondern nur Erzherzog Carl und Ferdinand damit verschont wurden gegen Caution und Erklärung der Schadloshaltung, so sei nöthig den Bauernstuhl zu erneuern . . sonst läßt man die Sache gar abkommen und dadurch könnte eine Freiheit oder ein löbliches Herkommen nach dem andern fallen." Noch ist der Herzogstuhl in Kärnthen ein sprechendes Denkmal und ein Rest dieser Sitte.

Seitdem die Habsburger die Erbschaft Kärnthens angetreten hatten, blieb Kärnthen bei Österreich. 1500 wurde das Pusterthal an Tirol abgegeben, im Wiener Frieden 1809 wurde der Villacher Kreis Oberkärnthens vorübergehend an Napoleon abgetreten und

bildete mit Krain, Triest, Görz, Gradisca, Istrien ꝛc. die illyrischen Provinzen. Nachdem diese 1814 an Österreich zurückgefallen waren, wurde dieser Name im allgemeinen beibehalten, nur der Ausdruck Provinzen in den Titel Königreich umgeändert. Seit 1816 stand Kärnthen als Klagenfurter und Villacher Kreis unter dem Gubernium Laibach. Nach der Auflösung des Königreichs Illyrien 1849 wurde Kärnthen als eigenes Kronland organisiert.

Steiermark. Steiermark bildete ursprünglich einen Theil Karantaniens. Seit ungefähr 960 erscheinen die ersten Spuren von besonderen Marken: die obere und untere Karantaner Mark, d. i. Ober- und Unter-Steiermark mit eigenen Markgrafen, die seit 1035 diese Marken unabhängig von den Karantaner Herzogen verwalteten. Die Vereinigung dieser beiden Marken gab später das heutige Herzogthum Steiermark. Unter den Dynasten, welche maßgebend in die Geschicke der Steiermark eingriffen, sind die Traungauer Grafen die bedeutendsten; von ihnen gieng die eigentliche Gründung dieses Landes aus. Dieses altbairische Geschlecht erscheint schon 876 im Besitze der Traungauer Grafschaft in Oberösterreich. Um 980 legte Ottokar I. am Flusse Steier eine Burg gleichen Namens an, um welche sich bald die Stadt Steier erhob. Ottokar III. erwarb, nach dem Aussterben der Wels-Lambacher Grafen 1055, neben bedeutenden Liegenschaften in Obersteier auch die Markgrafenwürde in der oberen Mark 1056, Ottokar IV. die Güter der Grafen von Rein an der mittleren Mur 1118, Leopold der Starke im Jahre 1122, als der letzte Herzog von Kärnthen aus dem Hause Eppenstein starb, dessen Güter vom Ursprunge der Mürz bis nahe an Gösting bei Graz, das Aflenz-Thal, die vielen Besitzungen an der obern Mur bis an die jetzige Kärnthner-Grenze. Dadurch wurden die bisher zerstreut gelegenen Besitzungen in ein

Ganzes verbunden und der schon von Ottokar III. 1070 angenommene Titel Markgraf von Steier gieng auf die Gesammtbesitzungen der Traungauer Grafen über; seither erscheinen Obersteier und der Traungau zur Mark Styra vereinigt. Ottokar V. erbte 1148 die reichen Güter des Grafen Bernhard von Marburg zu Tüffer, Gairach, Marburg, St. Florian und Stainz und erhielt 1149 neben vielen Besitzungen im Cillier Kreise auch die Verwaltung der unteren Mark, und nach dem Tode seines erblosen Verwandten, des Grafen Eckbert III., die Mark Pütten (von Semmering bis Wiener Neustadt). Unter Ottokar VI. (VIII.), dem letzten Traungauer, wurde die Steiermark als selbständiges Herzogthum von Kärnthen abgetrennt 1180 und kommt kraft eines Erbvertrages 1192 an die Babenberger zu Österreich, 1282 an das Haus Habsburg. Seit der Theilung der babenbergischen Länder zwischen Ottokar von Böhmen und Bela IV. von Ungarn 1254 blieb die Mark Pütten bei Niederösterreich, die Länderstrecken an der Traun, Steier und untern Enns wurden 1379 für immer von Steiermark getrennt, dafür aber wurde der südliche Theil von Steiermark, welcher sich in Folge der Erhebung der Cillier Grafen in den Reichsfürstenstand 1436 der Gewalt des steirischen Herzogs entzogen hatte, nach dem Tode Ulrich's von Cilli 1453 mit der übrigen Steiermark vereinigt.

Krain. Die Slovenen in der Gegend des heutigen Krain und Istriens standen vermuthlich zu den Slovenen Karantaniens in nahen Beziehungen. In den häufigen Kämpfen mit den Friauler Herzogen, denen ihre Häuptlinge zeitweise tributär waren, wird das Land 738 zum ersten Male Carniola genannt. Nach den fränkischen Siegen über die Avaren 790—796, an welchen Vonimir, Herr der Slaven zwischen Friaul und Pannonien (Krain), nicht geringen Antheil hatte, erscheint Krain als Theil der Friauler

Mark unter fränkischer Herrschaft. Liudewits Versuch einer selbstständigen Staatenbildung unter den Slovenen endet mit der vollständigen Unterwerfung der Krainer und Karantaner Slaven und hatte die Auflösung der Friauler Mark in vier besondere Gebiete zur Folge 824. Eine solche Mark bildete auch Krain (Chreina Marche). Unter Ludwig dem Kinde 900—911 giengen die östlichen Marken an die Ungarn verloren, wurden jedoch nach dem entscheidenden Siege Otto's I. auf dem Lechfelde 955 wieder hergestellt. Seit der Trennung Karantaniens von Baiern 976 erscheint Krain in engem Verbande mit Kärnthen. Im XII. Jahrhundert erscheint Krain unter mehrere Dynasten getheilt. Seit 1077 war zwar der Patriarch von Aquilea Herr von Krain (Oberkrain) und der windischen Mark (Unterkrain und südliche Steiermark) und war es nominell durch 300 Jahre; allein thatsächlich herrschte schon 1093—1122 in Krain das Geschlecht der Eppensteiner, die Kärnthner Herzoge. Nach diesen kamen die Sponheimer seit 1122 vorzugsweise in Oberkrain, und neben ihnen seit 1173 die Grafen von Andechs (als Markgrafen von Istrien Herzoge von Meran genannt) in Unter- und Innerkrain bis 1230.

Neben diesen Dynasten erwarben die Babenberger 1229 die Freisinger Lehen an der Gurk, Kulpa und Zeyer; Friedrich der Streitbare nannte sich schon, wie die Herzoge von Kärnten, Herr von Krain. Nachdem der letzte Sponheimer Ulrich III. von Kärnten, welcher zugleich über ganz Krain herrschte, 1269 gestorben war, wurde Ottokar von Böhmen vertragsmäßig Herr von Krain und der Mark, welchem Besitz er 1276 zu Gunsten der Habsburger entsagen mußte. Rudolf von Habsburg belehnte 1282 seinen Sohn Albrecht mit Österreich, Steiermark und Krain, und legte so den Grund zur habsburgischen Hausmacht und der österreichischen Monarchie. Doch blieb Krain als Pfandschaft in den Händen der

Grafen von Görz-Tirol. Erst nach Erlöschen des Mannsstammes dieser älteren Görzer Linie, die seit 1286 auch Kärnthen erworben hatte, ging Krain sammt Kärnthen in den factischen Besitz der Habsburger über 1335. 1364 nahm Rudolf IV. den Titel eines Herzogs von Krain an. Zehn Jahre später fiel durch den Tod Albrechts IV. von Görz nebst der Grafschaft Mitterburg (nordöstliches Istrien) das Gebiet an der Poik und die Herrschaft Metlik mit Černembl an Österreich, dazu kam noch das ganze Karstgebiet 1374. Die Gottschee, um 1347 noch eine große Wildniß zwischen 1350—1360 von deutschen Ansiedlern colonisiert, befand sich seit 1420 nebst andern Besitzungen in Oberkrain und in der Mark in den Händen der Cillier Grafen, deren Erben die Habsburger wurden, 1456. Die altgörzischen Besitzungen Wippach, Senosečˇ, Prem und Adelsberg wurden erst 1527 mit Krain vereinigt, ebenso im Jahre 1783 Idria, das bis dahin als Bestandtheil der Hauptmannschaft Tolmein zu Görz gehört hatte. So wurden die verschiedenen Gebiete Krains in der Hand der Habsburger dauernd vereinigt. In der Zeit der Napoleonischen Occupation 1809—1814 bildete Krain einen Theil der illyrischen Provinzen. Nach seiner Restituierung an Österreich gehörte es seit 1816 als Gouvernement Laibach zum Königreich Illyrien und wurde 1849 als eigenes Kronland organisiert.

Istrien. Istrien theilte seit dem Erscheinen der Slaven in diesen Gegenden die Geschicke des benachbarten Krain. 824 löste es sich als selbständige Mark von der großen Friauler Mark ab und fiel 952 mit den übrigen südlichen Marken an Heinrich I., den Bruder Otto's I. Seit der Trennung Kärnthens von Baiern 995 umfaßte Istrien als Theil des Kärnthner Amtsgebietes nebst dem heutigen Istrien auch den südlichen und östlichen Theil von Krain (Inner- und theilweise Unter-Krain). Istrien wurde als

deutsche Reichsmark von Markgrafen verwaltet und übte seit 1093 neben der Titularherrschaft von Aquilea das Haus Eppenstein die thatsächliche Herrschaft über Istrien aus. 1112 wurde der nordöstliche Theil als Grafschaft Mitterburg abgelöst, welche 1248 an die Görzer Grafen überging. Die Personalverbindung Istriens mit Kärnthen wurde durch das Erlöschen des Eppenstein'schen Geschlechtes 1122 gelöst und von 1173 an bis 1248 erscheinen im Besitze der Markgrafschaft Istrien die Grafen von Andechs, welche sich von nun an Herzoge von Meran nennen. Das westliche und südliche Istrien (venetianisches Istrien) fiel seit 1190 bis zum XIV. Jahrhundert den Annexionsgelüsten Venedigs zum Opfer. Die Grafschaft Mitterburg, welche 1374 von den Habsburgern erworben worden ist, bildet mit der 1400 zugefallenen Herrschaft Castua (ein Theil des alten Liburnien am Busen von Guarnero) das österreichische Istrien. Zufolge des Friedens von Campoformio 1797 besetzte Österreich den venetianischen Antheil, der aber 1805 an das Königreich Italien abgetreten wurde. Seit 1809 den illyrischen Provinzen beigezählt, kam ganz Istrien 1814 dauernd unter die österreichische Herrschaft als Theil des Königreichs Illyrien. 1849 erfolgte die Auflösung Illyriens in die drei Kronländer Kärnthen, Krain und das Küstenland, wozu man Görz, Gradiska, Istrien und Triest rechnet.

Görz. Die Geschichte der Görzer Landschaft ist mit der Friauls verknüpft. Der Name der Stadt wie der gleichnamigen Grafschaft taucht zuerst im X. Jahrhundert auf. Seit 1028 deutsches Reichsgebiet gehörte die Grafschaft dem Patriarchen von Aquilea, von 1031—1090 als Aquileer Lehen dem Hause Eppenstein, von welchem es 1090 an die Grafen vom Lurngau-Heimföls überging, die sich mit dem Patriarchen in den Besitz des Görzer Stadtgebietes theilten und sich von 1122 an Grafen von

Görz schrieben. 1180 erhielten sie die Landeshoheit in ihrem Stammgebiete im Pusterthale. Die Görzer Grafschaft umfaßte das Gebiet zwischen Wippach und Ronzina, der Krainergrenze und dem Isonzo und das Gebiet von Cormons. In ihrer Eigenschaft als Schirmvögte des Aquileer Hochstiftes, dessen Vasallen sie waren, wußten die Görzer-Grafen ihren Besitz auf Kosten ihres Lehensherrn zu vergrößern und auch über einen Theil von Krain auszudehnen (Wippach, Senoseč, Prem, Adelsberg, Idria). Nach dem Aussterben der Andechs-Meraner 1248 erhielten sie auch die Grafschaft Mitterburg in Istrien, Besitzungen in der windischen Mark, 1253 auch Tirol. 1267—1272 theilte sich das Görzer Haus in zwei Linien, die ältere oder Tiroler Linie erhielt Tirol bis zur Mühlbacher Klause, die jüngere oder Görzer Linie die eigentliche Grafschaft Görz, die kärnthnisch-tirolischen Besitzungen, Mitterburg sammt dem krainischen Besitzantheil. Im Jahre 1340 trat in der jüngern Linie eine abermalige Besitzzersplitterung ein durch die Bildung dreier Ländergebiete; nach dem Tode Albrechts IV. fiel sein Besitzantheil, nämlich die Grafschaft Mitterburg, die Poikländschaft und die Herrschaft Möttling in der windischen Mark dem Hause Habsburg zu. Nach dem Erlöschen der jüngeren Linie 1500 kam die Grafschaft Görz sammt ihren Dependenzen an Österreich, mit dem es unter dem Titel „gefürstete Grafschaft" bis auf die Zeit der französischen Occupation 1809—1814 bleibend vereinigt ist. Die Grafschaft Görz und Gradisca nebst Tolmein werden mit dem Gesammtnamen „österreichisches Friaul" bezeichnet zum Unterschiede von dem venetianischen. Das Gebiet von Tolmein am oberen Isonzo, mit dem bis 1783 auch Idria vereinigt war, gehörte anfänglich zu Aquilea und wurde von diesem 1379 an Cividale verpfändet. Erst im XV. Jahrhunderte kam Tolmein an die Grafen von Görz, 1500 an Österreich. Seit dieser Zeit

wechselte es noch oftmals seine Besitzer, bis es zuletzt endgiltig bei Görz verblieb.

Gradisca. Die Stadt Gradiska wurde 1473 von den Venetianern zum Schutze gegen die Türken angelegt und von Maximilian I. 1516 erworben. Indem Ferdinand III. die Stadt sammt Gebiet als gefürstete Grafschaft von Görz abtrennte, schenkte er sie 1647 dem fürstlichen Hause Eggenberg, nach dessen Erlöschen sie 1717 an Österreich zurückfiel. Von da an blieb die Grafschaft mit Görz vereinigt.

Triest. Die ältere Geschichte der Stadt Triest ist im allgemeinen in die Geschichte Istriens verwoben. Bald zu Venedig, bald zu Aquilea gehörig, stand Triest seit 948 zeitweise unter dem Regimente seines eigenen Bischofs, der 1295 den Rest seiner Hoheitsrechte an die Stadt verkaufte. Doch konnte die Stadt ihre vollständige Freiheit neben dem mächtigen Venedig nicht behaupten. Um nicht von Venedig annectiert zu werden, unterwarf sie sich 1382 dem Hause Habsburg und ist seit dieser Zeit sammt ihrem immunen Stadtgebiete bis auf die Zeit der napoleonischen Occupation bleibend mit Österreich vereinigt.

Wenn wir zum Schlusse die Geschichte des Gesammtstammes der Slovenen überblicken, so zeigt sich, daß sie seit dem Auseinanderfallen von Samo's Reiche eine fortwährende Schmälerung des slavischen Stammes und Verengung des von demselben ursprünglich bewohnten Gebietes ist. Der slovenische Stamm und die Familie wurden durch deutsche Colonien zersetzt, es trat das Adels- und Unterthänigkeits-Verhältniß ein. Die Bischöfe und Klöster standen dem Markgrafen hilfreich zur Seite, mit der katholischen Religion die deutsche Sprache und Sitte verbreitend. War so der Grenzgau umgewandelt, so wurden die Marken weiter gerückt. Ohne Zweifel hätten die hiesigen Wenden im Laufe der Zeiten das Schicksal der

Sorbenwenden getheilt, wenn nicht der Lauf der Geschichte eine andere Richtung genommen hätte. Es hatten sich nämlich die deutschen Herrscher aus dem Hause Habsburg in und um die Ostmark des deutschen Reiches, welche den Namen Ostarrichi d. i. Österreich angenommen hatte, eine Hausmacht eingerichtet, die mit der Zeit immer mehr ihren Schwerpunkt in sich selbst suchte und fand. Zur Großmacht herangebildet hatte Österreich seine Selbstständigkeit mit Erfolg vertheidigt und wurde 1804 zum österreichischen Kaiserreich ausgerufen. Seit dieser Zeit vollzieht sich die innere Einrichtung und Verfassung des Staates. Die Idee der nationalen Gleichberechtigung, zuerst leise aufflackernd, ist nun gemäß der Forderungen der Gerechtigkeit und der nationalen Verhältnisse des Reiches zum Staatsprincip erhoben, ein Princip, dessen Durchführung im Einklange mit der historischen Autonomie der Länder und der nothwendigen Einheit des Staates gegenwärtig noch immer das Object der inneren Verfassungsfragen bildet. Auf dieses Princip der Gleichberechtigung gründet auch der gegenwärtige Rest des slovenischen Volkes die Hoffnungen einer besseren Zukunft. Freilich ein großer Theil der Slovenen im Norden ist bereits germanisiert, im Osten ist der größte Theil der pannonischen Slovenen von den Magyaren absorbiert worden und im Westen haben die italienischen Staaten, namentlich die Republik Venedig, die slovenischen Grenzen weit einwärts geschoben, im Süden dagegen wurde die slovenische Bevölkerung im heutigen Kroatien und namentlich in Slavonien durch den Zuwachs der vor den Türken sich flüchtenden kroatisch-serbischen Bevölkerung so sehr variiert, daß in Slavonien heutzutage die kroatische Sprache und Bevölkerung die herrschende geworden ist und auch in Kroatien in neuerer Zeit die der Abstammung nach slovenische Bevölkerung die kroatisch-serbische Schriftsprache angenommen hat.

Sitten und Gebräuche der Slovenen.

Dargestellt von Fr. Hubad.

An den Slovenen läßt sich die Abhängigkeit der Körper- und Geistesbeschaffenheit von äußeren Umständen, vom Klima und dem Boden, ganz deutlich beobachten. In den Gebirgsländern, in Oberkrain und Kärnthen, theilweise auch in Innerkrain und im Küstenlande finden wir große kräftige Gestalten von kerniger Muskulatur, breiten Schultern, wettergebräuntem Gesichte. Im Hügellande, besonders wo die Rebe gedeiht, ist der Menschenschlag kleiner, schmächtiger und beweglicher, aber doch nur selten schwächlich. Eben solchen Ausdruck zeigt die Physiognomie: Während die Miene der Steirer, sagt Professor W. Urbas, (Programm der Staats-Oberrealschule in Triest, 1873), eine gewisse Sorglosigkeit, ja Fröhlichkeit kund gibt, auf dem Gesichte des Unterkrainers oft eine eigenthümliche Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit, lagert, im ruhigen Antlitz des Innerkrainers und Küstenländers sich eine auffallende Entschlossenheit ausprägt; zeugt das unter breiter Stirn hervorblitzende Auge des Oberkrainers von unbezweifelbarer geistiger Begabung! J. Baudouin de Courtenay sagt, die reinsten slavischen Physiognomien habe er in Innerkrain gefunden, weil dieselben lebhaft an den Typus der Polen erinnern. Jenen zunächst kamen dann die Oberkrainer,

mit Ausnahme der Wocheiner, unter denen schon germanische und romanische Typen vorwalten. Dies ist auch aus der Geschichte leicht zu begreifen und aus der Volksbewegung leicht zu erklären.

Das weibliche Geschlecht steht dem männlichen in dieser Beziehung nicht nach; freilich ist es auch wahr, daß die Jugendblüthe der Frauen schnell verwelkt, was jedoch bei der Landbevölkerung wohl bei allen Nationen der Fall ist.

Die geistigen Anlagen der Slovenen sind jedenfalls keine geringen, freilich darf man sie nicht aus dem Gesichtspunkte eines Touristen beurtheilen, welcher die Gegenden gleichsam im Fluge durchwandert, nur mit wenigen und auch mit diesen nur in vorübergehende Berührung kommt. In dieser Beziehung gelten Anastasius Grün's Worte (Vorrede zu dessen Übersetzung der Volkslieder aus Krain) über die Krainer wohl für alle Slovenen. Der genannte Dichter äußert sich dort: Krains Volk und Land aber haben dieses gemein, daß sie ihre guten Eigenschaften und unbestreitbaren Vorzüge nicht zur Schau zu tragen wissen, wie denn das Land gerade seinen unschönsten und unfruchtbarsten Theil an der großen Heerstraße ausgebreitet hat, das Volk selbst aber gegen die seiner Sprache und Sitten unkundigen Fremden kalt und verschlossen, mißtrauisch und unzugänglich bleibt. Über die geistige Begabung herrscht unter den competenten Beurtheilern eine Meinung; die Schüler bringen in die Schule meist einen guten Kopf, einen guten Willen, daher wird ihnen das Lernen leicht. Besonderes Talent haben sie für Sprachen, wie denn selbst der gemeine Mann, der etwas in der Welt herumgekommen ist, gewöhnlich eine oder selbst zwei Sprachen neben der Muttersprache versteht. Die Anzahl geborener Slovenen, welche dem Staate in den verschiedensten Berufssphären dienen, ist im Verhältnisse zur Zahl der Nation jedenfalls eine bedeutende zu nennen. Die

Bewohner der Alpengegenden sind jedoch auch hier, wie an physischen Kräften, den übrigen Stammesgenossen überlegen. Gemüth und Humor kann man ihnen auch nicht absprechen.

Besonders groß ist die Zahl von Autodidakten nicht nur auf technischem, sondern auch auf künstlerischem Gebiete. Wer sich einige Zeit unter ihnen befunden und Fühlung mit den unteren Classen gewonnen hat, kommt häufig in die Lage Zimmerleute zu bewundern und es zugleich zu bedauern, daß dieselben keine Gelegenheit hatten, sich im technischen Wissen auszubilden, oder er stößt auf Maler, deren Altarbilder und Zeichnungen schönes Talent verrathen, wenn sie auch nie bei einem rechten Meister in die Schule giengen, von Perspective, Anatomie u. dgl. nie gehört haben. Bei ihnen muß eben die natürliche Anlage alles das ersetzen, was ihnen an Technik abgeht.

Musik, besonders Gesang lieben sie ungemein. Leider hat aber der unberechtigte Eifer, mit welchem die Geistlichkeit in einigen Gegenden gegen das weltliche Lied und die weltliche Musik zu Felde gezogen ist und noch zieht, manche Perle der Volkspoesie der Vergessenheit überliefert. Von vielen Volksliedern, welche offenbar aus alter Zeit stammen, ist nur der Text erhalten, die Melodie ist vergessen und man muß das Vertrauen von Männern oder Frauen in sehr hohem Grade genießen, wenn sie sich herbeilassen, wenigstens den Text herzusagen; noch schwieriger aber ist es sie zum Reden zu bringen, wenn man ein solches Product der Volkspoesie niederschreiben will. Im Laufe der Zeiten hat sich das Volk immer mehr verschlossen, denn es mußte nur zu häufig von geistlicher wie weltlicher Seite Hohn und Spott über seine alten Gebräuche und Lieder hören. Freilich sind jetzt die Zeiten anders geworden, ganze Gesellschaften bemühen sie, die Schätze alten Glaubens, alter Sitte und nationaler Poesie der Vergessenheit zu

entziehen, aber die Arbeit ist eine sehr schwierige geworden; manches ist unrettbar verloren.

Diese Verschlossenheit zeigt sich selbst im Familienleben; der Vater z. B. hält es für unpassend, seine Liebe zu Frau und Kindern öffentlich zu zeigen; nach dem Äußeren urtheilend könnte der Beobachter Mann und Frau, Vater und Sohn, Mutter und Tochter für einander ganz fremd halten, so kalt und gemessen ist ihr Betragen gegen einander und doch fühlt ihr Herz nicht minder warm, ist ihr Gefühl nicht minder herzlich als bei anderen, die es auch äußerlich zeigen.

Nicht zu leugnen ist es, daß besonders in einigen Theilen des Sprachgebietes die Bevölkerung zu Gewaltthaten geneigt ist, besonders zeigt sich der Blutdurst und die Rachgier in den Stadien, wenn Wein die Gemüther erhitzt. Solche Ausbrüche der Rohheit kommen jedoch bei jedem Volksstamme vor und sind besonders in Gebirgsländern nicht allzu selten. Wer jedoch den Gründen dafür nachforschen wollte, würde dieselben jedenfalls in der Culturgeschichte des Volkes finden. Im Ganzen jedoch muß man sagen, daß der Slovene einen gewissen Mannesstolz besitzt, daß ihm Handschlag und Manneswort heilige Dinge sind, die ihm mehr gelten als Brief und Siegel. Mißtrauen gegen Fremde ist ihm angeboren, denn die niedere Volksklasse kommt nicht gerade mit den besten Charakteren unter den Fremden in Berührung, dagegen ist er meistentheils selbst gegen Unbekannte, wenn sie mit ihm in der Muttersprache verkehren können, oft nur allzu leichtgläubig; besonders theilt er mit den meisten andern Völkern den Fehler, daß ihm Fremdes besser scheint als das Heimische; dieser Umstand hat schon manche gute alte Sitte zu Gunsten neuer, fremder vergessen gemacht.

Fleiß und Sparsamkeit zeichnen den Slovenen aus, leider hat er aber auch ein gut Stück Eitelkeit. Dieser Fehler richtet manchen

zu Grunde; er macht ihn fremden Einflüsterungen zugänglich und bewegen manchen im Wirthshause sitzen zu bleiben statt nach Hause zu gehen, denn die leichtfertige halb scherzhafte Bemerkung eines Kumpans, er sei ja doch Herr im Hause oder, sein Vermögen gestatte es ihm doch noch ein Glas zu trinken, erregt in ihm den Wunsch die Anwesenden zu überzeugen, daß er ein strenges Regiment führe und auf den Kreuzer gerade nicht zu achten brauche.

Solche Kleinigkeiten halten häufig den besten Mann vom Hause fern, Vorstellungen der Seinen erbittern ihn nur, bis er endlich im Wirthshause Trost und Ruhe sucht und sein Verderben findet.

Ein nicht genug zu rügender Fehler ist auch die in einigen Gegenden oft freilich auf äußere Ursachen zurückzuführende Proceß- und Streitsucht; von dem Hange zur Prahlerei kann man auch nicht alle freisprechen.

Treue, innige Anhänglichkeit an die Heimat zeichnet den Slovenen aus und doch regt sich in dessen Brust oft ein unwiderstehlicher Drang in die Welt hinaus, dabei schützt ihn seine Accommodationsfähigkeit gewöhnlich vor dem Heimweh, welches andere Nationen unwiderstehlich in die Heimat zurückruft.

Muth und Tapferkeit hat das Volk in den verschiedensten Kämpfen genugsam bewiesen, besonders wenn es um Sachen gieng, für welche es sich erwärmen konnte, welche gleichsam in seinem Gesichtskreise lagen, doch hat es auch Gehorsam gelernt; ein beliebter tüchtiger Führer, der sich das Vertrauen seiner Untergebenen zu erwerben weiß, kann dasselbe zu den tapfersten Thaten führen. Dabei unterstützt den Mann ein energischer Wille, welcher sich um so kräftiger äußert, je länger er brauchte, um einen Entschluß zu fassen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Lage des Weibes, so müssen wir zwar gestehen, das demselben die Rechte, welche es bei

Gebildeten genießt, allerdings im Großen und Ganzen noch nicht zu Theil geworden sind; eine Erklärung dafür finden wir auch in der Culturgeschichte, so sind z. B. in den Hochzeitsgebräuchen noch bis zum heutigen Tage Anklänge an den Mädchenraub des grauen Alterthums erhalten geblieben. Daß es jedoch auch in dieser Beziehung nicht so arg stehe, wie mancher glauben möchte, beweist einestheils die schon erwähnte Charakter-Eigenthümlichkeit und anderntheils die Thatsache, daß die Frau in der Führung des Hauswesens vom Manne gewöhnlich gar nicht beeinflußt wird; das Sprichwort ferner, „die Frau stützt drei Ecken des Hauses, der Mann nur eines" beweist deutlich genug, daß das Volk die Thätigkeit der Frau vollständig zu würdigen wisse.

Des Volkes Weisheit offenbart sich am besten in dessen Sprichwörterschatze; derselbe zeigt uns die Denkweise desselben in treffenden Sätzen, welche den Vergleich mit jeder andern Nation nicht zu scheuen brauchen. Manche derselben zeigen die deutlichsten Spuren ihres Alters an sich, sie stammen aus vorchristlicher Zeit und verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit der Culturhistoriker und Ethnographen, als sie neben den Gebräuchen und manchen abergläubischen Meinungen, an welchen das Volk bis auf den heutigen Tag festhält, fast die einzige Handhabe bieten, die Mythologie desselben wieder herzustellen, wobei freilich die Entscheidung oft schwer wird, was als gemeinschaftlich indoeuropäisches, was als speciell slavisches Gut zu betrachten ist.

Wenn einmal der erste Schnee gefallen ist, da rückt die Familie enger zusammen; in der Wohnstube schwirren die Spinnräder unter den Tritten der weiblichen Hausgenossen, der Hausvater sitzt hinter dem Webestuhl und webt die Leinwand für den Bedarf des ganzen Hauses, die übrigen Männer haben auch manches zu richten; da wird ein altes Rad ausgebessert, ein Pflug

in Stand gesetzt u. s. w. Neben diesen Beschäftigungen fließt die Rede munter fort. Nicht lange erzählt die Mutter den Kindern von den lichten Engeln, die allabends die vielen tausend Lichtlein am Himmel anzünden, die jedem Neugebornen einen neuen Stern anfachen und für jeden Gestorbenen einen auslöschen, daß er in weitem Bogen zur Erde fällt; bald beginnt ein Alter wohl auch von den Vilen und den „wilden Frauen" oder „heidnischen Fräulein" zu erzählen, die einst, in der glücklichen alten Zeit vom nächsten Hügel herab im Frühjahr dem Bauer zuriefen, wann er Erbsen setzen, Getreide säen und sonstige Arbeiten verrichten solle und von dem Glücke des Gehorsamen, dann kommen wieder die Rojenice und Sojenice an die Reihe, die dem neugebornen Erdenbürger gleich nach der Geburt das Lebensschicksal bestimmen, von dem Škratelj, der die Schätze tief im Berge bewacht, vom Čatež, der halb Mensch halb Bock jedem gerne hilft, der seiner nicht spottet, wer ihn aber durch Ausstrecken des Zeige- und des kleinen Fingers (roge kazati = Hörner zeigen) beleidigt, den vernichtet er, indem er Felsen auf ihn wälzt, vom „wilden Manne", der im Walde haust, dem „Wassermanne" (povedoji mož), der tief in der Save, dort, wo ein Nebenfluß in dieselbe mündet, seinen Palast aufgeschlagen, der schon oft am Tanzplatze erschien, als galanter Ritter irgend eine spröde, hoffährtige Schöne bezauberte und mit ihr tanzte, bis der Abend heranbrach und zuletzt dieselbe in wildem Galopp in sein nasses Heim hinabriß. Da hört man von der Torka sagen, die in der Nacht vom Samstag zum Sonntag säumigen Mägden die Kunkel verwirrt, von der Mora (Alp), die den Schläfer ängstigt und wohl auch von Vampyren, die selbst nach dem Tode noch Unheil anstiften. Dann kommt die Rede wohl auch auf die Prophezeihungen der Sibyllen und es findet sich in der Gesellschaft selten ein Alter, der nicht genau anzugeben wüßte,

wie sich deren Weissagungen bewahrheitet haben. Ein eigenthümliches Licht werfen derlei Voraussagungen auf die national-ökonomischen Begriffe des Volkes; so hörte der Berichterstatter in Krain wiederholt, in dem Buche der Sibyllen stehe geschrieben, es werde so weit kommen, daß vor jeder Mühle ein Steuerbeamte stehen werde, um vom Bauer, der sein Getreide zum Mahlen brächte, Abgabe zu verlangen; da werde ein Bauer mit seinem letzten Sacke Korn erscheinen; erzürnt über die Steuerforderuug werde er den Beamten mit einer Wagendeichsel erschlagen; dann würde ein starker Wind entstehen, auf einmal werde alles drunter und drüber gehen, Blut werde fließen, daß es die Mühlräder in Bewegung setzen würde, aber darauf werde der allgemeine Weltfrieden erscheinen. Neben diesen findet man häufig Anklänge an die apokryphe Literatur, so über die Entstehung der Welt aus einem Sandkorne, welches der Teufel auf Befehl Gottes aus dem Urmeere geholt. Satanas aber, erzählt man, wollte dabei Gott hintergehen und versteckte etwas Sand im Munde, um sich auch eine Erde zu schaffen; als aber auf das Wort des Herrn der heraufgeholte Sand sich immer mehr ausbreitete und die Erde eben und glatt entstand, fing auch der verheimlichte Sand in Satan's Munde zu wachsen an, da mußte ihn derselbe ausspeien und daraus entstanden die Felsen und Berge.

Bei solchen Versammlungen hat man Gelegenheit auch über die abergläubischen Vorstellungen des Volkes Auskunft zu erhalten, vorausgesetzt, daß man Zutrauen genug genießt, daß sich die Erzähler mit der Sprache herauswagen. Da hört man von Verzaubern, Verschreien, Teufelsbannen, Wettermachen, Segensprechen und Wahrsagen. Ein altes Mütterchen weiß zu erzählen, daß es in der Jugend, als es noch die Kühe hütete, eine Schlange gebissen; mit Mühe habe es sich nach Hause geschleppt, der Fuß sei furchtbar angeschwollen, als aber der Bauer ins Haus trat,

der das Beſprechen des Giftes kannte, habe es Kühlung geſpürt, als ob ein leichter Wind um den Fuß wehte; nachdem gar der gelehrte Mann einen Biſſen Brod unter geheimnißvollem Murmeln geweiht, den Fuß mit Speichel benetzt und ein Vaterunſer gebetet, ſei Geſchwulſt und Schmerz mit einem Male verſchwunden geweſen. Kaum hat die Alte geendet, ergreift ein Greis das Wort und erzählt von der Schlange, die den Demant im Kopfe (oder in der Krone) trage; ein Deſerteur habe ſich einſt wochenlang am Triglav vor ſeinen Verfolgern verſteckt gehalten. Eines Tages bemerkte er in einer Schlucht eine rieſige Schlange, unverzagt jagte er ihr eine Kugel durch den Kopf; da ſchlug das Ungethüm mit dem Schweife herum, daß es die ſtärkſten Bäume niederwarf. Als aber der Deſerteur nach einigen Tagen wieder in die Gegend kam, fand er den Wurm todt, in deſſen Haupte aber erglänzte der Edelſtein, der ihm dann in der Nacht leuchtete, daß es licht war wie bei Tage. Mit dem Steine in der Hand, ſchließt der Erzähler, erſchien nun der Flüchtling vor dem Kaiſer und erhielt als Preis für den Demant Strafloſigkeit und unermeßlichen Reichthum. Doch es führte uns zu weit, wollten wir es verſuchen die Erzählungen vom Schlangenkönig u. ſ. w. auch nur anzudeuten.

Für die verſchiedenartigen Naturerſcheinungen hat das Volk ein ſcharfes Auge; daß es ſich dieſelben oft nicht erklären kann, wer wird es dafür verantwortlich machen wollen? Ein glänzendes über den Himmelsraum fliegendes Meteor, das mit dumpfem Knalle platzt, iſt ihm z. B. ein Heiliger, der einen andern beſuchen geht; das Aufleuchten des platzenden Meteors ſtammt daher, daß in dieſem Augenblicke der Himmel ſich öffnet, der ſich aber mit deutlich wahrnehmbarem Knall ſofort wieder ſchließt. Glücklich, wer in ſolchem Augenblicke einen Wunſch auszuſprechen vermag, derſelbe wird ihm gewiß gewährt.

Blitzt und donnert es, so treibt Elias, der Stellvertreter des heidnischen Perun, den Teufel vor sich hin. Dabei geräth er so in Eifer, daß er die ganze Welt zertrümmerte, wenn ihn der Herr nicht zurückhielte; den Teufel aber ergreift solche Angst, daß er sich selbst unter ein Kreuz zu flüchten nicht scheut, darum warnen Mütter ihre Kinder, sich bei einem Ungewitter unter ein Kreuz zu flüchten, da der hl. Elias selbst ein Kreuz zerschmettert, um den unter demselben versteckten Teufel zu vernichten. In einigen Gegenden aber erklärt man sich Donner und Blitz durch einen Drachen, der über die Erde dahin fliegt, Feuer und Flammen speit und mit seinem Schweife Thürme und Bäume niederwirft. Nur ein Schüler aus der „schwarzen" Schule mag mit Erlaubniß des Pfarrers einen solchen Drachen zu bändigen.

Das Hagel- und Wettermachen verstehen auch die Schüler der schwarzen Schule und die — Geistlichen; doch will diese Macht niemand eingestehen, sagen die Leute, wie denn in den seltensten Fällen irgend ein solcher Schwarzkünstler einen Nachfolger findet, den er für würdig hielte, ihn in seine Kenntnisse einzuweihen.

Gegen Gewitter kennt man verschiedene Mittel. Das Schießen mit geweihtem Pulver, erzählt man, hat schon manche Hexe aus den Wolken auf die Erde geworfen, das Wetterläuten schon manche Hagelwolke vertrieben, das Anzünden von am Palmsonntage geweihten Ruthen schon manches Bauern Flur geschützt. Doch nicht Hexen allein erregen Unwetter, hoch in den Alpen gibt es auch Wetterlöcher, ein Stein von unvorsichtiger Hand hineingeworfen, erregt das furchtbarste Gewitter. In den Gebirgen ist überhaupt die Heimat vieler abergläubischer Vorstellungen, aber auch der duftigsten Blüthen nationaler Poesie; dazu gehört z. B. das sinnige Märchen von Zlatorog, welches durch die poetische Bearbeitung

R. Baumbach's so weite Verbreitung erfahren. Wir wollen es hier folgen lassen, wie es K. Deschmann in der „Laibacher Zeitung" (Nr. 43 vom 21. Februar 1868) mitgetheilt: „Das Jezerca-Thal und die felsige Komna waren einst ein Paradies der Alpen. Dort wohnten die weißen Frauen (bele žene), Wesen von sanftem, mildthätigem Herzen, deren noch heutzutage das Volk dankbar gedenkt. Sie erschienen häufig im Thale, den Armen in Nöthen zu helfen, den Wöchnerinnen leisteten sie Beistand, die Knaben, von denen jene mit ihrer Beihilfe genesen, waren ihr Lebelang unter dem besonderen Schutze der weißen Frauen. Sie lehrten den Hirten die Heilkräfte der Kräuter kennen, an den kahlen Felswänden des Gebirges ließen sie kräftiges Gras sprossen, damit die Ziege des Armen dort Nahrung finde. Dem Danke der Thalbewohner entzogen sie sich, und wagte es jemand, in die Nähe des Hochthales der weißen Frauen zu dringen, so wehrten sie ihm den weiteren Gang mit drohenden Geberden ab. Wenn ein Verirrter oder Verwegener in die Nähe ihrer Wohnungen kam, wurde er durch dichten Steinhagel, starke Güsse und Gewitter, die vom Gebirge niedergingen, zur Heimkehr gezwungen.

Am Gebirgsgrate, dessen Wände zum Isonzo-Thale steil abfallen, weideten ihre schneeweißen Gemsen und hielten daselbst Wache; sie lösten beim Nahen jedes Eindringlings Felsblöcke am Gebirgsrande los. Diese Gemsen waren unter der Leitung eines stattlichen Bockes mit goldenen Krickeln, Zlatorog*) genannt. Die weißen Frauen hatten ihn gegen jede Verletzung gefeit. Hätte ihn auch die Kugel des Schützen getroffen, wohin nur ein Tropfen seines Blutes fiel, sei es der kahle Fels oder die eisige Schnee-

*) In den Steiner-Alpen cursiert die Sage von einer Gemse mit goldenen Schalen, d. i. Klauen. Der Beleg soll von einer Goldquelle herrühren, nach der die Schatzgräber schon lange, jedoch vergebens suchen.

fläche, zur Stelle entsproß jedem Blutstropfen ein Kraut von wunderbar heilender Kraft, der Wunderbalsam oder die Triglavrose genannt.

Ein Blatt dieses Krautes, vom Zlatorog gekaut, machte ihn sogleich genesen und wäre er von der Kugel ins Herz getroffen worden. Noch größer war der Zauber seiner goldenen Krickeln. Wem es gelänge, dem Zlatorog beizukommen und eines der goldenen Hörner zu erbeuten, der besäße den Schlüssel zu all den Schätzen von Gold und Silber, welche von einer vielköpfigen Schlange im Berg Bogatin bewacht werden. Ein venezianischer Goldsucher stand am Eingange der Grotte des Bogatin auf der Lauer; er sah, wie Zlatorog mit seinem Krickel die Schlange berührte, sie wurde sanft wie ein Lamm und gewährte ihm, daß er in dem Goldbache, der die Grotte durchfließt, seine goldenen Hörner netze. Der Schatzgräber gelangte später zu einem Splitter des goldenen Hornes, das sich Zlatorog an einem Felsen abgewetzt hatte, alle Schätze der Welt konnte er damit heben; sein Lebelang trug er Säcke mit Gold aus dem Bogatin, die alle nach Welschland wanderten.

Nicht so glücklich als jener Schatzgräber, war ein Jäger aus der Trenta, ja der Undank und die Habgier der Menschen haben das Hochthal der weißen Frauen in eine Steinwüste verwandelt. Dies trug sich also zu.

Damals gab es im Flitscher Boden noch keine Straßen, nur ein Saumpfad führte von Karfreit über Flitsch nach Tarvis; dort trugen die Maulthiere italienischer Säumer die reichen Waren Venedigs nach Deutschland. Am Zusammenflusse der Koritenca und Soča stand eine besuchte Herberge der Säumer. Die treffliche Wirthin war in hohen Ehren, sie verstand es durch guten Imbiß und rothen Wein die Rast zu versüßen. Noch mehr Gefallen

fand jedermann an der Wirthin Töchterlein, sie war sittsam und das schönste Mädchen im ganzen Thale. Viele Freier warben um sie, doch hatte sie ihr Herz einem Burschen aus der Trenta geschenkt; dieser galt als der beste Jäger weit und breit, man nannte ihn den Trentajäger. Er war der Sohn einer blinden Witwe, die er in ihrem Alter in treuer Kindesliebe pflegte, auch hieß es allgemein, er stünde unter dem Schutze der weißen Frauen.

Alle Stege des Gebirges waren ihm bekannt, er durfte zu den höchsten Gipfeln hinaufsteigen, ohne den Steinhagel zu besorgen, manchen fetten Gemsbock, manchen Auerhahn und herrliche Blumensträuße hatte er zur Herberge der Säumer gebracht und so die Liebe des Mädchens gewonnen.

Doch wie Gold und Schmuck gar manchem den Kopf verdrehen, so hatte sich auch mit den Bemerkungen und Schmeicheleien der Krämer aus Welschland der Hochmuth in des Mädchens Herz eingeschlichen. An einem Sonntage, als der Winter zu Ende ging, waren welsche Kaufleute mit reichen Saumlasten aus Venedig in der Herberge eingetroffen. Einer derselben, ein reicher, junger Herr, suchte durch Gold und Versprechungen des Mädchens Sinn zu berücken, er steckte ihr goldne Ringlein an die Finger und hieng ihr eine Perlenschnur um den Hals, er spendete den Gästen feurigen italienischen Wein und ließ die Geiger zum Tanze aufspielen.

Da kam auch der Trentajäger dazu. Als er sein Mädchen zum Tanze aufforderte, that sie gar spröde, und als er ihr den goldnen Schmuck des Fremdlings vorwarf, meinte die Schöne in spöttischer Weise, die Welschen seien artige Herren, viel feiner als ihr Geliebter, der doch alle Schätze der Berge kenne und ihr bis jetzt nicht einmal eine Triglavrose gebracht.

Und wie der Spott nicht weiter geht als von den Lippen zum Busen, so fühlte der Bursche im Herzen den Stachel der Rede, er erwiderte dem Hohne des Mädchens mit gleicher Antwort: „Ich weiß auch," sagte er, „wo man den Schlüssel zu den Schätzen des Bogatin findet, und hab ich ihn, dann bin ich ein König gegenüber deinen welschen Krämern, deren Schänkin du bleiben magst."

Tief gekränkt verließ er die Herberge; am Wege traf ihn ein wüster Geselle, der „grüne Jäger", von dem es allgemein hieß, er habe schon manchen braven Burschen in die Ewigkeit befördert. Dieser wußte ihm viel von den Schätzen des Bogatin zu erzählen, von den schönen Mädchen in Welschland, bei denen sich mancher Schatzgräber eingestellt. Noch in der Nacht brachen beide ins Gebirge auf, um zum Zlatorog heranzuschleichen, der Trentajäger kannte ja seine liebsten Lagerstätten; schon Vormittags erschlichen sie ihn. Die Kugel des Schützen traf den Zlatorog, schwer verwundet schleppte sich der Gemsbock auf eine schmale Felsleiste, die an einer unersteiglichen Felswand endete. „Folge mir," rief der grüne Jäger, „die Schlüssel zum Bogatin sind unser!"

Da sah der Bursche auf dem gefährlichen Pfade zwischen Eis und Schnee die schönsten Rosen, und unter ihnen auch das Kräutlein des Edelweißes, dies hatte er in seiner Jugend häufig gepflückt, um seiner Mutter daraus ein Augenwasser zu bereiten. Die Erinnerung an seine Mutter, sein Schutzengel riefen ihm zu: „Laß ab von weiterm Beginnen, begnüge dich mit den Triglavrosen, beschämt wird dein Mädchen dich wegen des angethanenen Spottes um Verzeihung bitten."

Da rief der grüne Jäger: „Noch ist's Zeit, den Zlatorog zu bändigen, ehe er den Wunderbalsam genossen, faßte Muth, reicher sollst du werden, als alle die Krämer, die dein Mädchen zur Untreue verführten."

Da obsiegte die Stimme des Bösen, längs der mit Rosen bezeichneten Spur des blutenden Gemsbockes schlichen die beiden Gesellen am Pfade zwischen Leben und Tod. Doch Zlatorog hatte sich mit dem Wunderbalsam gekräftigt, neu belebt stürmt er gegen seine Nachfolger am schmalen Pfade heran, seine Hörner glänzten herrlicher als je im Sonnenscheine, geblendet blickte der Trentajäger in die bodenlose Tiefe, schon wankt er, noch ein Sprung des Zlatorog, da verlor er den Boden unter den Füßen und stürzt in den Abgrund. Hohnlachend rief ihm der grüne Jäger „eine glückliche Reise nach Welschland" nach.

Indeß hatte bittere Reue des Mädchens Herz erfaßt, sie wartete mit Harm auf das Wiedererscheinen des Jägers. Erst als die Schwalben wiederkehrten und die Fluthen des Isonzo von den thauenden Schneemassen im Gebirge hoch gingen, schwamm auf dem Flusse die Leiche des Trentajägers, in der Hand hielt er ein Sträußlein der Triglavrosen.

Als im Hochsommer die Hirten in die Nähe des Jezerca-Thales kamen, fanden sie eine wüste Felsgegend, die „weißen Frauen" hatten für immer diese Gegend verlassen und mit ihnen die schneeweißen Gemsen; vom einstigen Paradiese der Alpen sollte gar keine Spur übrig bleiben, Zlatorog hatte in seiner Wuth die schönen Grastriften aufgewühlt, noch heutigen Tages sind im felsigen Boden die Eindrücke seiner goldenen Hörner sichtbar."

Außerdem findet sich ein reicher Märchenschatz noch im Munde des Volkes, besonders reich ist aber die Sagendichtung. Dieselbe schließt sich enge an die der übrigen Südslaven; so findet man besonders häufig Erzählungen vom Königssohn Marko (Kraljević Marko), dem Nationalhelden der Serbo-Kroaten und Bulgaren, zu dessen Sagencyklus sich aus dem slovenischen Gebiete beachtenswerthe Beiträge gewinnen ließen. Neben Marko finden wir vor

allem den König Mathias (kralj Matjaž) d. i. Mathias Corvinus, an dessen Namen sich Sagenhaftes aus den Erzählungen von Krok wie von Kaiser Rothbart geschlossen haben. Auch er kam auf wunderbare Weise auf den Thron, auch von ihm erzählt man, er sitze schlafend mit seinem Heere (črna vojska = schwarzes Heer = Landsturm) in einer Grotte, nach einer Variante im Triglav. Wenn sein Bart, heißt es, siebenmal um den Tisch gewachsen sein wird, an dem er sitzt, werde er mit seinem Heere aus dem Berge hervorbrechen und Frieden auf der Erde stiften. Andere Helden sind der Vojvode Janko, Lambergar, der Besieger des Pesoglavec (=Hundskopf) Pegam, der bekannte Baron Raubar und der Kriegsheld Laudon. Diese und andere Helden geben Stoff für die poetische und prosaische Erzählung. Außer diesen allgemein bekannten finden wir aber viele Localsagen, so in Ober-Krain die vom Weibergarten (babji vrt), die lebhaft an die Frau Hütt in Tirol erinnert, die Sage vom Veldeser See, die vom Heidenschloß (ajdovski grad), an welche Preširen die Erzählung von Črtomir in seiner „Taufe an der Savica" (krst pri Savici) geknüpft hat. An alte Ruinen knüpfen die Bewohner der Nachbarschaft die wunderbarsten Erzählungen. Die Mauern der Ruine Flödnig (Smlednik) z. B. sollen mit Mörtel gebaut worden sein, der mit Menschenblut zubereitet worden war, deshalb seien sie so fest. Tausenderlei hört man über die Bedrückungen der armen Bauern, bis zuletzt der Teufel dem grausamen Besitzer im Spiele Hab und Gut und Leib und Seele abgewinnt. Am Gründonnerstage, heißt es, kommt die verwunschene Jungfrau aus den Trümmern der Burg hervor, vor Sonnenaufgang sieht man sie neben einem Leintuch, welches mit Dukaten bedeckt ist, auf den Erretter, einen siebenjährigen Knaben, der sich vor Sonnenaufgang an der Quelle am Fuße des Berges gewaschen, warten.

Neben ſolchen finden wir aber auch humoriſtiſche Erzählungen in Menge, ſo von Peter Klepec, Martin Kerpan, Berdavs u. a. Helden, die ſich beſonders durch Körperſtärke auszeichnen.

Die wichtigſten Gebräuche haben ſich an den einzelnen Feſttagen des Jahres erhalten; manches Heidniſche iſt zwar unter dem Einfluſſe des Chriſtenthums anders gedeutet, anderes an andere Feſte angeſchloſſen worden, nichts deſtoweniger bleibt bei manchem der heidniſche Urſprung noch deutlich erkennbar, haben ſich ja noch bis auf den heutigen Tag Ortsnamen wie Perkunja ves, Perkunji vrh erhalten, welche jedenfalls mit dem Namen des heidniſchen Slavengottes Perun zuſammenhängen, ja die Bewohner der ſogenannten Murinſel fluchen noch jetzt: Perün te ubij! (= Perun erſchlage dich).

Der Gegenſatz zwiſchen Sommer und Winter, welchen wir in allen Mythologien finden, iſt auch den Slovenen deutlich bewußt, dies beweiſt die reichlich vertretene Claſſe der Märchen, in denen ein Prinz (Sonnengott) eine verzauberte Prinzeſſin (die im Winter erſtarrte Erde) befreit, oder ein junger Held eine Prinzeſſin trotz aller Verwandlungen aus allen Schlupfwinkeln, in welche ſie der böſe Zauberer (Winter) verſteckt, zu finden weiß.

Weihnachten iſt dem Slovenen die heiligſte Zeit des Jahres; der Name božič (Deminutivum von Bog, Gott) deutet ſchon auf die vorchriſtliche Vorſtellung, daß zu der Zeit der junge Sonnengott geboren werde, was die ſüdſlaviſchen Gebräuchelieder noch deutlich beweiſen. Scheint zwar den Slovenen das Bewußtſein davon, wie andern Völkern auch, vollkommen entſchwunden zu ſein, ſo zeugen doch davon die vielen Erzählungen, welche davon gang und gäbe ſind In der Weihnachtsnacht blühen die Blumen unter der Schneedecke, ſtatt Waſſer fließt Wein in manchen Quellen, die Thiere erhalten die Sprache, wer Farrenſamen unbewußt mit ſich

trägt, kann sie verstehen. Wer um Mitternacht an einen Kreuzweg geht, sieht in den Wolken, was das nächste Jahr bringen wird, feurige Schwerter, kämpfende Heere, Getöse von Waffen deutet auf Krieg, Särge zeigen ein großes Sterben an. Daher scheint es, daß das überall übliche Schießen zu dieser Zeit seinen Ursprung nicht in dem Bemühen, das Fest zu verherrlichen, habe, sondern vielmehr den Zweck hat, die Zauberer und Hexen zu vertreiben, gegen welche das Schießen und Peitschenknallen bekanntlich als das wirksamste Mittel angesehen wird. Wer einen Stuhl aus neunerlei Holz in der richtigen Zeit zu verfertigen versteht und sich während der Mette darauf setzt, erkennt alle Hexen in der Kirche. Denselben Zweck erreicht er, wenn er durch das Astloch eines schon gebrauchten Sargbrettes schaut. Um sich vor deren Rache zu schützen, muß er jedoch unter die Dachtraufe fliehen; rüttelt er an einem Zaun, so verdorren die Hexen. In dieser Nacht ist auch ein Blick in die Zukunft möglich; Mädchen sehen im Wasserspiegel einer Quelle ihren künftigen Gatten; wer von der Mette nach Hause kommt, sehe durchs Fenster ins Wohnzimmer, da sieht er, ob im künftigen Jahre jemand sterben wird.

Zu der Zeit bauen sich die Kinder Krippen, der Hausvater zieht abends um's ganze Haus und um alle Gebäude, räuchert mit Weihrauch, sprengt mit Weihwasser um sich, betet für das Wohlergehen von Menschen und Vieh, er ist wie in heidnischen Zeiten Priester. Diese Nacht liegt eigens gebackenes Brod (poprtnjak) auf dem gedeckten Tische. In Südsteiermark wird noch am Vorabende kuc-kruh (kuc-Brod) gebacken, jedoch sind die Hausfrauen schon selten geworden, welche wissen, was für Kräuter beigemischt werden sollen; besonders wichtig sind wilde Erbsen, (nymphaea alba), Knollen der Schwertlilie. Diese Pflanzen sammeln daher die Betreffenden schon im Sommer. Wenn die

Hausfrau das Laib in den Ofen gibt, betet sie heimlich ein Gebet, daß alle glücklich sein mögen, die dieses Brod essen: daß die Frauen leicht entbinden, Kühe und Säue trächtig werden, die Saaten gedeihen u. s. w. Das Brod wird dann im Zimmer aufbewahrt und am Morgen des Festes ißt jeder Hausgenosse ein Stück auf nüchternen Magen und auch jedes Stück Vieh bekommt einen Bissen.

Der hl. Stefan wird in Krain als Viehpatron verehrt, in seinen Kirchen wird am Feste dieses Heiligen Salz geweiht, die Bauern kaufen vor dem Gotteshause Wachsbilder der verschiedensten Hausthiere, tragen sie beim Opfergange um den Altar und legen sie nebst einer Geldgabe auf denselben, andere bringen z. B. Hafer in natura und schütten denselben, wie der Berichterstatter es selbst gesehen, am Altare aus. In Krain wird an diesem Tage an einigen Orten den Pferden ein leichter Schnitt in den Obergaumen gemacht und die Wunde mit geweihtem Salze eingerieben; in Steiermark gießen die Leute geweihtes Wasser in die Quellen, damit dieselben nicht versiegen und besprengen die Äcker, um deren Fruchtbarkeit zu vermehren.

Am Johannestage wird Wein geweiht (der Johannessegen, Šentjanževec) und davon in jedes Faß etwas gegossen. Jetzt wird dies allerdings gewöhnlich mit dem Hinweise auf den Becher Gift erklärt, das der Heilige ohne Schaden getrunken haben soll, es muß aber die Sitte von der Kirche aus dem Heidenthum herübergenommen worden sein, da auch die Slaven wie die Germanen das Minnetrinken kannten, auch bei ihnen Libationen und Trinken einen Bestandtheil der Opfer bildeten.

Am Tage der unschuldigen Kinder ziehen in vielen Gegenden Kinder von Haus zu Haus, um den Bewohnern unter leichten Ruthenhieben Glück und Gesundheit zu wünschen.

Die ganze Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage ist heilig, erinnert noch immer an die zwölf heiligen Nächte, daher hat auch der Neujahrstag Bedeutung, obwohl die Anzeichen, daß die Slaven den Jahresanfang erst im März feierten, nicht verloren gegangen sind. Zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage ziehen in einigen Orten noch jetzt die koleda-Sänger herum; früher war es überall üblich; diese wünschen in alten Liedern Glück und Segen, wie bei den südlicheren Stammesverwandten. Im Laufe der Zeiten hat sich die ältere koleda (der Name selbst scheint nicht slavisch zu sein) zu einer Ankündigung der heiligen drei Könige umgestaltet und dabei natürlich allen mythologischen Werth verloren. An dem Feste derselben ziehen die Bauern wieder Weihwasser sprengend, betend und räuchernd durch Haus und Hof und bezeichnen Thüren und Thore mit den Anfangsbuchstaben der drei Heiligen; diesen Zeichen schreiben sie schützende Kraft zu, wie solche im Heidenthume die verschiedenen Drudenfüße haben mochten.

Der Fasching geht an der Landbevölkerung auch nicht ohne Lust und Freude vorbei. In diese Zeit fallen ja die meisten Hochzeiten, die Arbeiten ruhen eben mehr oder minder, es hat also der Bauernsohn Zeit sich in's Joch der Ehe zu bequemen. Im Durchschnitte spielt die Liebe der Brautleute die geringste Rolle; die Sorge für eine standesgemäße, — die Standesunterschiede zeigen sich eben auch auf dem Lande — reiche Partie entscheidet meistens; die Eltern des Bräutigams suchen demselben gewöhnlich die Lebensgefährtin. In Begleitung eines redegewandten Mannes kommt der Ehecandidat in's Haus der Ausersehenen, um nach manchen Winkelzügen die Geneigtheit der Eltern zu erforschen. Dabei bietet die Feststellung der Mitgift oft die meisten Schwierigkeiten. Ist alles glücklich geordnet, die Ehepacten geschlossen, die Rollen für die Feier vertheilt, zieht der Bräutigam mit seinem

Beiſtande und die Braut mit ihrer Kranzeljungfrau ihre Verwandten einzuladen; dabei ſparen die Männer Geld und Pulver nicht, der Wein darf nicht ausgehen, die Piſtolen müſſen knallen, um die Leute von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Ehe der Hochzeitstag anbricht, bringt man in feierlichem Aufzuge die Ausſtattung auf hochgethürmtem Wagen, auf welchem eine Wiege und eine buntbemalte Truhe, darauf ein rieſiger Brodlaib nicht fehlen dürfen. Den Burſchen des Dorfes muß der Bräutigam ſeine Braut durch eine Abgabe an Geld oder Wein abkaufen, verſäumt er es, ſo läuft er Gefahr, daß ihm dieſelben irgend einen derben Schabernack ſpielen. Kommt aber der Hochzeitszug die Braut zu holen, findet er meiſtens die Thüre des Hauſes geſchloſſen, der Führer desſelben muß all ſeinen Witz aufwenden, bis es ihm nach langem Parlamentieren gelingt, die Herausgabe des Mädchens zu erlangen, wobei er aber oft noch lange herumgefoppt wird, indem ihm verſchleierte alte Weiber zuerſt vorgeführt werden. Nach der Trauung fängt das Feſtmahl an, welches oft mehrere Tage dauert. Eſſen, Tanz und allerlei Kurzweil, wobei die Muſikanten die luſtigen Perſonen ſpielen, wechſeln ab, die Burſchen der Nachbarſchaft kommen, um ein Glas Wein, ein Stück Braten oder dgl. zu erhalten; gelingt es ihnen, ſogar den Hochzeitskuchen zu entwenden, ſo bedeutet dies den größten Spott für die Hochzeitsgäſte, die das Geſtohlene mit ſchweren Opfern an Geld und Wein wieder erkaufen müſſen. Wird die junge Frau in's Haus ihres Gemahls geführt, ſo wird ſie nicht ſelten mit Getreide beſchüttet, an der Schwelle mit Wein und Brod beſchenkt, oder erhält als Symbol künftigen Kinderſegens ein kleines männliches Kind auf den Schoß. Sie muß dagegen eine Münze in's Waſſerſchaff werfen, oder ſie wird dann feierlich zum nächſten Brunnen geführt, um Waſſer daraus zu holen. Vor den Gäſten muß ſie die Stube kehren und andere

häusliche Arbeiten verrichten. Nachdem sie die Braut reich beschenkt und auch der Köchin nicht vergessen, verlassen die Gäste das Haus, und die jungen Eheleute beginnen ihre Wirthschaft.

Doch wehe den Mädchen, denen sich die gehoffte Ehe zerschlägt, die Burschen spotten ihrer am letzten Faschingstage, indem sie einen Block durch das Dorf schleifen, während andere in Weiberkleidern hinter demselben weinen.

Die symbolische Eröffnung der Feldarbeiten geschieht an manchem Orte durch das Pflugziehen. Die oraći (Pflüger) ziehen einen Pflug von Haus zu Haus, ziehen damit im Schnee oder in lockerer Erde eine Furche, ein maskierter Fuhrmann treibt sie, während ein anderer in einen Korb Gaben sammelt, die dann gemeinschaftlich verzehrt werden. Außerdem ziehen am Faschingsdienstage auch verschiedene Masken im Dorfe herum und treiben manchmal recht derbe Possen. Ein reichlicher Schmaus, der bis zur Mitternacht währt, beschließt die Faschingszeit. Am Abende pflegt man in Krain den Fasching zu verbrennen (pust žgati), indem die Kinder mit brennenden Besen über's Feld laufen, um den Fasching (altes Jahr) zu vertreiben.

Zu Mitfasten, erzählt man, werde ein altes Weib, jedenfalls eine Personification des alten Jahres, zersägt (babo žagati). Der Brauch, der ehedem an einer Puppe wirklich vollzogen wurde, lebt jetzt nur noch in der Erzählung, höchstens sucht man damit die Kinder neugierig zu machen; als Erinnerung an die alte Zeit hat sich aber die Gewohnheit erhalten, daß an diesem Tage besser gegessen wird als sonst. Am selben Tage wälzen die Knaben in der Nähe von Neumarktl ein mit Wasser und Steinen angefülltes Faß von einem Hügel in's Thal, daß es im Bache zerschellt. Dies nennt man: Vehtro-babo kotalicati (die Vehtra-baba, die Königin der weißen Frauen, wälzen). Da diesem Wesen auch

die Erzeugung des Schnees, besonders des Graupenschnees (derselbe heißt bezeichnend genug babja kaša, Weiberbrei) zukommt, so scheint sich der Brauch auf die alte Neujahrsfeier zu beziehen. Die Vehtra-baba, deren Gebiet die Steineralpen und das Bachergebirge umfaßt, wohnt in Hainen, auf Hügeln, im Sommer wohl auch in der Tiefe eines Sees, im Winter schläft sie in einer Höhle; sie kann Hundegebell nicht leiden; im Winter spinnt sie gern, daher segnet sie die Herden jener Hirten, die ihr im Sommer Flachs gebracht haben. Die Hirten spielen auf den Alpen besondere Spiele, bei welchen sie singen: „Vehtra-baba gib uns Segen, wir geben dir Flachs dafür!“ Auch wird von Hirtenmädchen eine Gespielin mit einem aus Binsen geflochtenen Mantel bekleidet und dann mit Wasser begossen, wobei man singt: „Vehtra-baba gib uns Weizen, unsern Kühen Gras und Futter.“ Dies erinnert lebhaft an die serbische Dodola.

Das Osterfest bildet wieder einen wichtigen Abschnitt im Jahre. Geweihte Palmen oder Schalen von geweihten Ostereiern ums Haus gestreut, schützen dasselbe vor Schlangen, geweihter Kren schützt auf Beete gestreut vor dem Maulwurf, geweihtes Kornelkirschenholz und Arsenik bewahren das Vieh vor Schaden, wenn man sie unter der Stallthüre vergräbt, während ein unter der Hausthüre vergrabener Besen, Hexen den Eintritt verwehrt.

Die Osterfeuer, welche man um diese Zeit anzündet, sowie die radförmigen Kuchen (kolač), welche man zu dem Feste bäckt, deuten wohl auf das alte Sonnenfest, während die Ostereier wahrscheinlich auf das Frühjahrs-Todtenfest, wie es die Orthodoxen noch jetzt feiern, zu beziehen sind. Das Essen von „Alleluja“ (getrocknete Rübenschalen klein gehackt und gekocht), welches in Oberkrain üblich ist, wird auf die Noth zurückgeführt, welche in einem von Türken belagerten Schlosse herrschte, wo die Vertheidiger am Ostersonntage nichts anderes zu essen hatten.

Der eigentliche Frühlingsheilige ist aber wie bei allen Slaven der Drachentödter Georg, dessen Legende ihn ja schon als Lichtgottheit hinstellt. Außerdem ist er Herdenbeschützer und König oder Hirt der Wölfe (vučji pastir); er weist diesen Raubthieren die Beute zu und beruft sie zu diesem Zwecke zu bestimmten Zeiten unter eine große Eiche. Am Morgen seines Festtages, erzählt man, fällt von der Sonne ein Wunderspiegel herab; wer ihn findet, sieht darin, was weit und breit geschieht.

In den an Kroatien angrenzenden Gebieten zieht zu der Zeit „der grüne Georg" (zeleni Juri) herum. Ein Bursche in frisches Laub gehüllt, zieht von Haus zu Haus, tanzt nach der Musik einer Hirtenflöte und einer Trommel und singt ein passendes altes Lied, während ein vierter Gaben einsammelt. An diesem Tage wird auch das Vieh bekränzt unter mancherlei Ceremonien auf die Weide getrieben.

Am Feste des hl. Florian ziehen in Südsteiermark Burschen herum mit dem Florianisegen; sie entzünden auf dem Herde ein Feuer, machen sich eine Eierspeise oder empfangen andere Gaben.

Zu Pfingsten schmieren die Hirten ihre Peitschen mit geweihtem Wachs und knallen, um die Hexen zu vertreiben. In manchen Gegenden treibt man das Vieh in der Nacht auf die Weide, taucht vor Sonnenaufgang Weißbrod in fließendes Wasser und gibt es den Kühen zu fressen, damit dieselben mehr Milch geben.

Ziehen Gewitter über den Himmel, so sucht man sie durch Glockengeläute, geweihtes Feuer oder durch Schießen zu vertreiben, wobei die Landleute manchmal Ofengabeln ins Freie tragen, Stühle, Sensen u. dgl. hinwerfen, daß sich die aus den Wolken fallenden Hexen daran todtschlagen mögen.

Fehlt hingegen Regen, so glaubt man ihn herabzulocken, wenn man in einem Flaschenkürbis Wasser auf den Acker trägt, einen

gestohlenen Ziegel oder einen Pflug ins Wasser wirft oder wenn ein unschuldiges Mädchen in einem Korbe Feuer anfacht und den Korb auf der Mur schwimmen läßt (na Muri kuriti).

Beim Säen steckt der Bauer am Ende des Ackers geweihte Stäbe in den Boden, wirft auch wohl etwas Getreide auf die Straße den Vögeln zum Fressen.

Die Sommersonnenwende hat ihren solaren Charakter ganz bewahrt, wenn man auch die Johannesfeuer damit zu erklären versuchte, Johannes der Täufer hätte den Juden gesagt, er sei in der Wüste dort zu finden, wo man ein Feuer sähe; als aber Herodes die Häscher ausgesandt, um ihn zu fangen, hätten dieselben so viele Feuer gesehen, daß sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten und den Heiligen nicht fanden.

Am Vorabende werden die Wohnstuben mit Johannes- oder auch mit Farrenkraut bestreut, Abends zündet man die Sonnwendfeuer (krěs) an, singt und springt um dieselben, erzählt Märchen und Sagen. Der Thau vor Sonnenaufgang gesammelt hat besondere Kraft, wie auch die Heilkräuter zu der Zeit am wirksamsten sind.

In Kärnthen ist die Erinnerung noch nicht verschwunden, daß man in alten Zeiten mit Stroh umwundene und in Brand gesteckte Wagenräder von Hügeln in die Tiefe rollte, um das Sonnenrad darzustellen.

Im Herbste bilden die sogenannten Primizen, die Feier der ersten Messe eines eben ausgeweihten Theologen beliebte Feste, da es den größten Stolz eines Bauern bildet, wenn er seinen Sohn als Priester sieht.

Am Allerseelentage werden eigens gebackene Brodlaibe (in Krain nennt man sie prešce) unter die Armen vertheilt, in Weingegenden läßt man wohl auch in der Nacht Wein auf dem Tische

stehen, damit sich die Seelen der Verstorbenen daran laben mögen, ein Überrest der alten Todtenopfer. Beim Tode und Leichenbegängnisse haben sich zwar nicht viele alterthümliche Sitten und Gebräuche erhalten, denn dabei ist der Einfluß der Kirche zu groß, erwähnenswerth ist aber, daß sich in einigen Gegenden die Todtenklage bis auf den heutigen Tag erhalten hat, während das Todtenmahl (sedmina, karmina) überall in Brauch ist, wobei jeder Theilnehmer ein Laib Brod bekommt, welches zu Hause unter die Hausgenossen vertheilt und nach Gebeten für den Verstorbenen verzehrt wird.

Der hl. Martinus wird ebenso gefeiert wie in anderen Ländern, der hl. Nikolaus kommt auf weißem Schimmel geritten und bringt den braven Kindern Geschenke, während der Teufel oder der Bartel (parkelj) die bösen holt. Wenn an dessen Feste ein Weib zuerst in eine Mühle kommt, so halten die Keile das ganze Jahr schlecht.

In Steiermark bäckt man am Tage der heiligen Lucia kleine Brode (lucijščak); eines bekommt der „polažar" d. i. der Bursche, welcher in aller Frühe, ehe die Hausgenossen aufstehen, kommt und dem Vieh Futter vorwirft; ebensolche Brode, in denen verschiedene Samen und zu Johannis gesammelte Kräuter eingebacken sind, erhält auch das Vieh, daß es gedeihe. Kommt der polažar nicht ins Haus, so weicht alles Glück von demselben.

Eine genauere Aufzählung der Sitten und Gebräuche würde den zugemessenen Raum weit überschreiten, darum wollen wir nur noch einen Blick auf die Kleidung und die Wohnungen der Slovenen werfen.

Die alte nationale Tracht, welche freilich nach den einzelnen Landestheilen verschieden war, verliert sich immer mehr; sie nähert sich gewöhnlich der in den angrenzenden Gebieten. Die hohen

Stiefeln, Lederhosen, kurzen Röcke, sammtnen Westen, mit dichten, dicken, oft silbernen Knöpfen der Oberkrainer haben sich wohl noch am meisten erhalten; im Küstenlande tragen die Bewohner Schuhe, Strümpfe, Kniehosen und kurze Röcke, in einigen Gegenden findet man noch selbstgefertigten Loden; die Wäsche wird an vielen Orten aus Hausleinwand hergestellt, während viele leider theure und schlechte Baumwollwaren vorziehen.

Die Häuser sind häufig aus Holz, doch bauen wohlhabendere Leute lieber mit Stein und Ziegeln, die alten Strohdächer verschwinden immer mehr und mehr. Um die Hütten schlichten die Armen unter dem Vordache ihr Brennholz auf. Das Haus hat eine große Wohnstube mit Bänken längs den Wänden und einem großen grünen Backofen, der zugleich zum Kochen dient. In diesem Raume drängt sich die ganze Familie im Winter zusammen, die Kammern, die sich im Hause vorfinden, dienen als Schlafräume und Aufbewahrungsorte der verschiedenartigsten Habseligkeiten. Stall und Tennen sucht man immer mehr vom Wohnhause zu sondern. Den großen Hof nimmt der Düngerhaufen gewöhnlich in sehr gesundheitsschädlicher Weise ein. Außer diesen Gebäuden findet man in Krain noch sogenannte Harfen (kozolec), in denen das Getreide geschützt gegen den Regen getrocknet wird. Im allgemeinen sieht man aber das Streben, die Gebäude immer zweckmäßiger, freundlicher und lichter zu machen, was einestheils dem Drängen der Behörden, anderntheils aber auch der wachsenden Erkenntniß und Bildung zugeschrieben werden muß.

Die ſloveniſche Sprache und ihre Geſchicke.

Die ſloveniſche Sprache kommt unter allen lebenden ſlaviſchen Sprachen der altſloveniſchen am nächſten. Es ſind ja einzelne Theile des ſloveniſchen Volkes directe Descendenten jener Slovenen, in deren Sprache die altſloveniſchen Denkmäler geſchrieben worden ſind. Indeß auch in der Sprache gibt es keinen Stillſtand und ſo kommt es, daß trotzdem einige Abweichungen von der altſloveniſchen Sprache zu verzeichnen ſind.

Die Vocale ſind theilweiſe vereinfacht.

Bezüglich des Conſonantismus iſt ſchon oben bemerkt worden, daß das altſlov. št aus *tj durch č, im äußerſten Südweſten des Sprachgebietes verdünnt als ć geſprochen, dagegen das altſlov. zd aus *dj einfach durch j wiedergegeben wird; außerdem iſt die Erweichung des r geſchwunden und tritt im Wortſchluſſe einfaches r, im Inlaute rj ein, alſo cesar, cesarja. Alle übrigen conſonantiſchen Erſcheinungen des Neuſloveniſchen decken ſich mit dem Altſloveniſchen.

In der Flexion ſind einige Vereinfachungen eingetreten.

Die ſyntaktiſchen Unterſchiede des Altſloveniſchen und Neuſloveniſchen hangen zum Theile mit den Formdifferenzen zuſammen, zum Theile ſind ſie davon unabhängig. Es kommen innerhalb des ſloveniſchen Sprachgebietes auch noch Unterſchiede und Mundarten

vor, wie dieses ja in jeder lebenden Sprache der Fall ist. Diese Unterschiede betreffen hauptsächlich die Aussprache und den Wortton. So z. B. wird das harte l (das polnische ł) am Ende der Worte noch in Zagorien rein gesprochen, also pil, während es sonst vocalisiert als pio lautet; in der Mitte des Wortes vocalisiert sich das altslov. silbenbildende l, respective lŭ zu u, sonst wird es im allgemeinen gesprochen, nur in Ober-Krain wird es stark verdickt, so daß ein šla als šva lautet. Von den übrigen Consonanten sei zunächst der Gruppe tj gedacht, die bei Görz, Tolmein, Unter-Krain und auch bei Ponigl in Steiermark stellenweise als k gesprochen wird. Bezüglich des Wortaccentes wäre im allgemeinen zu erwähnen, daß die westlichen Sprachbezirke an den zweisilbigen Worten den jambischen, die östlichen den trochäischen Rythmus bevorzugen; außerdem unterscheiden die westlichen Slovenen nicht bloß auf den langen, sondern auch auf den kurzen (mittleren) Silben einen fallenden und steigenden Ton, was im Osten nicht der Fall ist.

Was die Schriftsprache anbelangt, so halten die Slovenen in Steiermark, Kärnthen, Krain, Küstenland in der Schriftsprache ihre Zusammengehörigkeit aufrecht und dient ihnen schon seit Trubar eine gemeinsame Bücherschrift und Schriftsprache; die ungarischen Slovenen haben ihre eigene Bücherschrift und Orthographie; die kroatischen Slovenen, von den Kroaten kajkavci genannt, weil sie das Fragewort was mit kaj ausdrücken, während die Kroaten selbst wie die Serben dasselbe Fragewort mit što ausdrücken und so štokavci heißen, diese kroatischen Slovenen nun sind seit 1836 mit den eigentlichen Kroaten in der Schriftsprache vereinigt; vor dieser Zeit hatten sie ihre eigene Schriftsprache und darin eine nicht unbedeutende slovenische Literatur. Die Sprachgrenze zwischen den Slovenen Kroatiens und den eigentlichen Kroaten geht von Pitomača an der Drau oberhalb Virovitica, an Belovar

und Cirkvena vorüber, hinter Kapela bis Lupoglava; von da an Ivanić vorüber in der Moslavina bis zur Ortschaft Lonja und Jasenovac an der Save, jenseits der Save bis Petrinja, jenseits der Kulpa bis Karlstadt und von da gegen Nordwesten über Draganić, Krašić und Jastrebarsko bis Draga in der Nähe von Krain, Sichelburg als kroatische Sprachinsel einschließend; auch die Murinsel ist von dem gleichen Stamme der Slovenen bevölkert; der Name Slavonien endlich, welcher bis 1526 ausschließlich die Gegend zwischen der Drau und Save bezeichnete, rührt bekanntlich nicht minder von der slovenischen Bevölkerung her, die ursprünglich dort die herrschende war, während der Name Kroatien erst nach dieser Zeit in Folge der Einwanderung der Kroaten in Übung kam, die sich vor den Türken dorthin flüchten mußten. Ebenso hieß die slavonische Grenzwehr, deren Generalat sich seit 1595 seinen Sitz in Warasdin hatte, die windische Grenze zum Unterschiede von der eigentlichen kroatischen Grenze, deren Generalat sich seit 1579 in Karlstadt befand. Trotz dieser Mischung der kroatischen und slovenischen Bevölkerung, trotz der Geringfügigkeit der sprachlichen Unterschiede, trotz der wiederholten Versuche wurde bisher noch keine Vereinigung der Schriftsprache der Kroaten und Slovenen erzielt; daß sich die kroatischen Slovenen jemals mit ihren slovenischen Stammesbrüdern literarisch vereinigen würden, nachdem sie bereits mit den Kroaten vereinigt sind, ist wohl nicht denkbar; viel näher liegt die Möglichkeit, daß sich nach dem Vorgange der kroatischen Slovenen auch alle übrigen Slovenen, ungeachtet ihrer politischen Trennung und ihrer nicht wenig ausgeprägten Individualität, einstmals dennoch mit dem kroatisch-serbischen Zweige literarisch vereinigen könnten; vorläufig bleibt es bei der althellenischen Wechselseitigkeit.

Geschrieben wurde die slovenische Sprache bereits im IX. Jahrhunderte und zwar in der Glagolitica und Cyrilica, aber auch

mit der lateinischen Buchstabenschrift. Reste von Denkmälern in lateinischer Buchstabenschrift finden sich aus dem X., XIV. und XV., zahlreicher vom XVI. Jahrhundert an. Die lateinische Buchstabenschrift wurde 1584 durch Bohorič geregelt. Diese Schrift, die Bohoričica genannt, bestand bis 1844. Ein älteres Alphabet mit lateinischen Buchstaben findet sich in einem Codex des Benedictinerstiftes zu Admont aus dem XIV. Jahrhundert. Die gegenwärtig übliche Buchstabenschrift, welche die Palatalen durch č, ž, š und die entsprechenden Sibilanten durch c, z, s ausdrückt, wurde 1844 durch Bleiweis eingeführt, der sie der kroatischen Schreibweise entnahm, die Ljudewit Gaj eingeführt hatte, daher ihr Name Gajica; Gaj selbst hatte diese Schreibweise der böhmischen Rechtschreibung entnommen.

Im XIII. Jahrhundert wurde die slovenische Sprache noch in ganz Kärnthen gesprochen, wie dieses Ulrich von Lichtenstein in seinem Gedichte vom Jahre 1255, genannt Frauendienst bestätigt. Der genannte Dichter zog als romantischer Ritter in weiblicher Kleidung, die Frau Venus vorstellend, aus Italien durch die Alpenländer und wurde in Kärnthen vom Landesfürsten in slovenischer Sprache mit den Worten begrüßt: Búge was primi gralva (kraljeva) Venus d. h. grüß Euch Gott, königliche Venus. Über die Inthronisation der Kärnthner-Herzoge war oben die Rede. Noch zu Ende des XIV. Jahrhunderts wurde der Gottesdienst in slovenischer Sprache abgehalten. Aus der Vorrede zur deutschen Übersetzung von Durandi's „Rationale divinorum officiorum", die 1384 Albrecht mit dem Zopfe anfertigen ließ (der Codex befindet sich in der k. k. Hofbibliothek in Wien), ist ersichtlich, daß dieses auch am Hofe zu Wien der Fall war. Die betreffende Stelle lautet wörtlich: „zum dritten Male (zum ersten Male lateinisch, zum zweiten griechisch) wird die Messe in windischer

Sprache abgehalten wegen der Allgemeinheit und der großen Verbreitung dieser Sprache, denn keine andere Sprache ist so weit verbreitet als diese Sprache, die man die windische nennt." Baron Sigmund Herberstein, geboren 1486, schreibt in seiner Selbstbiographie: zu Wippach habe ich Deutsch und Windisch gelernt, die windische Sprache hat mir viel Mühe gemacht, dennoch hat mich Nichts abwendig machen können die Sprache zu erlernen, die mir später in vielen Dingen (bei der Gesandschaft in Rußland) zu großem Nutzen gereicht hat. Valvasor schreibt in VII. p. 404 seines Werkes „Ehre des Herzogthums Krain": .. Daher kommt es, daß noch heutzutage (1689) in der windischen Mark (Unter-Krain), wie auch in andern Gegenden Krains beim Gottesdienste und bei kirchlichen Ceremonien die allgemein verständliche slovenische Sprache angewendet wird. Im Jahre 1495 wurde von den Bürgern Laibachs und Krainburgs selbst für die deutsche Stadt Aachen ein Beneficium errichtet mit der Bestimmung, daß in der dortigen Muttergottes-Kirche für slovenische Wallfahrer ein slovenischer Priester bestellt werde; 1625 wurde die Stiftung erneuert und Valvasor zählt in seinem Werke die slovenischen Beneficiate bis 1675 namentlich auf. Kaiser Maximilian I. ließ sich von Berlogar in der slovenischen Sprache unterrichten; am Hofe dieses Fürsten lebten viele slovenische Gelehrte und bildeten eine kleine slovenische Colonie, die sich dem Heimatlande vielfach nützlich erwies. Zur Zeit der kirchlichen Reformation und Gegenreformation wurde die slovenische Sprache als Agitationsmittel neu belebt. Aus dem Jahre 1574 stammt die Nachricht, der Abt des Cistercienser-Stiftes Rein bei Graz habe einen Frater eigens nach Krain geschickt, damit dieser die slovenische Sprache erlerne, deren Kenntniß für die Verwaltung der Besitzungen in Untersteier nöthig war. Die angesehensten Männer ihrer Zeit: Schönleben der Zeit nach der

erſte Geſchichtſchreiber Krains, Valvaſor der berühmte Verfaſſer der „Ehre des Herzogthums Krain", der Biſchof Hren (Chrön), der Diplomat und Herausgeber der ruſſiſchen Chronik Neſtors Sigmund Edler von Herberſtein, Karbonarius (Oglar) der Leibarzt und Vertrauensmann Peter's des Großen u. a. bekannten ſich offen und ohne Rückhalt als Slovenen. Zu Ende des XVII. und im Anfange des XVIII. Jahrhunderts unter der Regierung Joſef's I. machte ſich nicht nur in Kärnthen und Steiermark, ſondern auch in Krain die Germaniſierung immer breiter, am intenſivſten unter Joſef II. Nach Joſef II. lebte die ſloveniſche Literatur von Neuem auf; der unvergeßliche Baron Sigmund Zois verſammelte in ſeinen nationalen Salons die edelſten Männer der ſloveniſchen Nation, die Dichter und Schriftſteller ſeiner Zeit, ihre geiſtigen Schöpfungen würdigend und zu neuen Schöpfungen ermunternd, ein echter Maecen, von dem der Dichter ſingt:

mat', Kranja imela
sinú' ljubšega ni.

„Der Boden Krains trug keinen lieblicheren Sohn". Darauf folgte die franzöſiſche Invaſion, die in Krain und in den weſtlichen Gebieten der ſloveniſchen Sprache ihre Rechte in größerem Maße einräumte. Dann kam die Zeit Metternichs, die Germaniſation war in voller Blüthe, bis das Jahr 1848 die Nationen wie vom Schlafe aufſchüttelte und ſie zum neuen Leben erweckte, das die Bach'ſche Periode wohl zu unterdrücken, aber nicht auszulöſchen vermochte. Mit 1860 beginnt in Öſterreich das neue Verfaſſungsleben und mit dieſem die theoretiſche Verkündigung der nationalen Gleichberechtigung, worauf nun, wie es zu hoffen ſteht, die praktiſche Durchführung derſelben erfolgen wird.

Gelehrt wurde die ſloveniſche Sprache auch ſchon ſeit langer Zeit. Zur Zeit der Reformation war dieſelbe in Krain in den

von den Ständen gegründeten höheren Lehranstalten eingeführt. In der diesbezüglichen Schulordnung der evangelischen Landesschule bildete sie nach einer im Laibacher Museum aufbewahrten Urkunde nebst der lateinischen und deutschen Sprache einen Hauptgegenstand dieser Schulen; Unterricht wie Gesang waren abwechselnd in slovenischer und deutscher Sprache; das von Bohorič verfaßte Schulbuch führte den Titel: Elementare labacense cum nomenclatura trium linguarum, latinae, germanicae et slavonicae. In Unter-Krain und in Istrien galt wegen des Verkehres mit Kroatien und Dalmatien als Bedingung für die Verwendbarkeit im Schuldienste die Kenntniß der cyrillischen und glagolitischen Schrift. Als im Jahre 1586 Erzherzog Karl zum Zwecke der Bekämpfung der Reformation das Jesuiten-Gymnasium in Graz in eine Universität für die innerösterreichischen Länder erweiterte, begründete er diese seine Stiftung dahin, „daß die Verhältnisse seiner untergebenen Länder und Völker von so verschiedener Abstammung, von so verschiedenen Sprachen und Mundarten eine solche Einrichtung nothwendig fordern."

Nach der Stiftungs-Urkunde hat demnach die Grazer Universität ausdrücklich auch für die geistigen Interessen der slovenischen Nation Sorge zu tragen. Einige Jahre nach der Errichtung der Grazer Universität wurde auch in Laibach „zur Ausrottung der lutherischen Lehre" ein Jesuiten-Collegium errichtet, das in seinen Schulen neben der lateinischen und deutschen Sprache auch den Unterricht in der slovenischen Sprache pflegte; eine diesbezügliche Urkunde erwähnt, daß im Jahre 1599 zu Weihnachten in einem Schülerconcerte lateinische, slovenische und deutsche Lieder gesungen wurden, was zur Förderung des guten Rufes der Schule von großem Belange gewesen sei. Aus dieser Zeit rührt auch die Notiz, daß von den Schülern des Jesuiten-Collegiums ein slove-

nisches Theaterstück „das Paradies" aufgeführt wurde. Nach einer Urkunde vom Jahre 1606 konnte der Richter der Stadt Laibach eine Zuschrift nicht lesen, weil sie deutsch war.

Zur Zeit Maria Theresia's hatte sich Graf Edling um das slovenische Schulwesen in Krain große Verdienste erworben; er selbst übersetzte den kleinen Katechismus ins Slovenische 1777, und die große Kaiserin geruhte die Widmung dieses Büchleins anzunehmen. Damals hatte auch der berühmte Bienenzüchter Anton Janža, ein slovenischer Bauer aus Krain, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, im Augarten und später im Belvedere in Wien — Vorträge über Bienenzucht gehalten; Maria Theresia berief ihn als Autorität in diesem Fache nach Wien, wo er, da er der deutschen Sprache nicht mächtig war, seine Erklärungen in slovenischer Sprache ausführte, die ein eigens bestellter Dolmetsch für die Zuhörer interpretierte. Zur Zeit der französischen Occupation wurde in Krain und den westlichen Gebieten die deutsche Sprache aus den Normalschulen vollends entfernt und die slovenische eingeführt; an den damaligen Mittelschulen Krains zu Laibach, Adelsberg, Krainburg und Rudolfswert wurde die slovenische Sprache als Gegenstand gelehrt; die französische Regierung beabsichtigte dieselbe auch schon als Unterrichtssprache einzuführen, wie dieses aus dem Briefwechsel zwischen Vodnik und Primec hervorgeht. Wie mächtig damals das nationale Leben pulsierte, zeigt unter andern auch der Umstand, daß in Laibach im öffentlichen Theater slovenische Theaterstücke von Dilettanten aus den höheren Ständen bei vollgepfropftem Hause und unter großem Jubel der Bevölkerung aufgeführt wurden. Aus dieser Zeit ist Linhardt's Lustspiel Matiček se ženi. Manches Mal bekam man auch bei den italienischen Opern slovenische Couplets zu hören. Über die Wirkung

solcher slovenischen Einlagen berichtet Kopitar, indem er schreibt: Als man oft keine Ahnung hatte, daß ein slovenisches Lied gesungen werde, begann der Sänger oder die Sängerin mitten in der italienischen Oper ein von Baron Zois gedichtetes slovenisches Lied zu singen und im Parterre und den Logen erhob sich ein Beifallssturm, den man nicht beschreiben kann. Dr. J. Bleiweis ergänzt diese Bemerkung in der Lebensbeschreibung des Baron Zois im Koledarček 1855 mit dem ebenso einfachen als wahren Worte: Und so war der heimische Laut auch im Theater in Laibach von jeher der süßeste Laut. Der Reflex dieses nationalen Lebens in Krain drang auch nach Steiermark. Die in Graz lebenden Slovenen gründeten unter Primec's Führung 1810 einen Verein „societas slovenica", der die Ausbildung der Mitglieder in der slovenischen Sprache zum Zwecke hatte. Auf Anregung des den Slovenen wohlgesinnten Gubernialrathes Josef Edler von Justel bewilligten die Stände im Jahre 1812 die Lehrkanzel der slovenischen Sprache auf der Universität mit der sehr richtigen Motivierung, „daß zur Erhöhung der Cultur des Landes und Aufklärung des gemeinen Mannes die Beförderung der Ausbildung in der Muttersprache . . . das einzige bewährte und untrügliche Mittel sei." Die auf diese Art gegründete Lehrkanzel der slovenischen Sprache an der Grazer Universität besetzte zuerst Ivan Primec, Scriptor an der dortigen Lyceal-bibliothek. Leider war die Lehrkanzel nur kurze Zeit besetzt, indem Primec nach beiläufig anderthalbjähriger Thätigkeit geisteskrank ward und 1818 in seiner Heimat in Zalog starb. Die slovenische Lehrkanzel in Graz war dann eine Zeit unbesetzt, bis sie an Koloman Kvas 1823 zuerst provisorisch, seit 1836 definitiv verliehen wurde; Kvas lehrte daselbst die slovenische Sprache nahezu bis zu seinem Ableben 1867. In Laibach ertheilte 1795—1798 der würdige Beneficiat und Katechet

an der Mädchenschule bei den Ursulinerinnen, mit Namen Janez Debevec, den angehenden Priestern Unterricht in der Grammatik der slavischen Sprache, die sie in ihrem Berufe alle Tage sprechen und also doch auch grammatisch sprechen müssen. Diese Schule wurde in Folge der französischen Invasion eingestellt. Durch die Bemühungen Ravnikars, des slovenischen Schriftstellers und spätern Bischofs von Triest, wurde 1817 eine öffentliche Lehrkanzel der slovenischen Philologie am Lyceum in Laibach errichtet. Diese Lehrkanzel wurde mit allerh. Sanction vom 14. Februar 1817 an Franz Metelko verliehen, der somit in Laibach der erste öffentliche Lehrer der slovenischen Sprache war. Metelko hat große Verdienste um die grammatische Ausbildung der slovenischen Sprache, die er schriftlich und mündlich, zuerst am Lyceum, dann am Ober-Gymnasium bis zu seinem Ableben am 27. December 1860 gelehrt hatte. An den Gymnasien außerhalb Krains besteht der Unterricht der slovenischen Sprache seit 1848, ebenso wurde derselbe an den Gymnasien Krains erneuert, nachdem die durch die Reformation und später durch Napoleon eingeführten Schulen inzwischen germanisiert worden waren. Im Jahre 1848 wurde die slovenische Sprache an den Gymnasien zuerst in freien Stunden und freiwillig gelehrt und gelernt; seit 1852 ist der Unterricht für slovenische Schüler obligat und in der Weise geregelt, daß jeder Classe gewöhnlich zwei slovenische Sprachstunden zufallen; seit 1860 sind in der 1. und 2. Classe je drei Stunden bewilligt. An den Realschulen dagegen ist der Unterricht der slovenischen Sprache in den verschiedenen Ländern des slovenischen Territoriums sehr verschieden und erscheint dieselbe gegenüber der französischen und englischen Sprache selbst für slovenische Schüler überall im Nachtheile, trotzdem man meinen sollte, daß ihr der Charakter der Landessprache und das tägliche Bedürfniß den Vorzug zuerkennen müsse. Seit

1848 besteht an der Universität Wien die Lehrkanzel für slavische Philologie, wo der rühmlichst bekannte Miklosich zuerst als außerordentlicher, seit 1850 als ordentlicher öffentlicher Professor wirkt. An der Universität zu Graz besteht die Lehrkanzel für slavische Philologie seit 1867, wo Dr. G. Krek zuerst als Privat-Docent, seit 1870 als außerordentlicher und seit 1875 als ordentlicher öffentlicher Professor lehrt. An beiden genannten Universitäten werden die Mittelschul-Professoren über die Kenntniß der slovenischen Sprache zum Zwecke der Ertheilung des slovenischen Sprachunterrichtes geprüft und zwar in Wien seit Einführung des Gymnasial-Organisationsentwurfes, in Graz seit 1870.

Im Jahre 1848 bestand auch die Absicht, in Laibach eine Universität und zwar zunächst eine Rechtsfacultät mit slovenischer, Unterrichtssprache zu errichten. Am 5. October 1848 wurde von der Unterrichtsleitung der Landesregierung in Laibach eröffnet daß zu diesem Zwecke zwei Professoren bezeichnet werden mögen, welche die Vorträge über das österreichische Civilrecht und die Strafgesetze vorerst versuchsweise und unentgeltlich übernehmen wollten (Novice 1. November 1848 p. 186); am 10. März 1849 begann Anton Mažgon, k. k. Actuar, die slovenische Vorlesung über das Strafgesetz vor 30 Hörern; gleichzeitig begann Dr. Lehmann die slovenische Vorlesung über das Civilrecht (Novice 21. März 1849 p. 50); im September enthielt die deutsche Laibacher Zeitung die Nachricht, daß mit dem neuen Schuljahre die in Laibach eröffneten slovenischen Vorlesungen laut eines Ministerialerlasses an die Universität Graz zu verlegen sind. So finden wir im folgenden Schuljahre die slovenischen Vorlesungen an der Universität in Graz Im Jahre 1850 lehrte an der Universität in Graz im 1. und 2. Semester Dr. Kopač in slovenischer Sprache das römische und das Kirchenrecht, im Jahre 1851 die Strafproceßordnung;

Dr. Kranjc 1850 und 1851 das bürgerliche Gesetzbuch; Dr. Škedl im 1. Semester 1850 die Finanzwissenschaft, im 2. Semester und 1851 das Strafgesetz. Diese Vorlesungen bestanden noch im Sommer, worauf sie mit dem Bach'schen System der versuchten Germanisierung Österreichs verschwanden. Gegenwärtig theilen sich die Stimmen der Patrioten, indem die einen die Errichtung einer slovenischen Rechtsakademie in Laibach, andere die neuerliche Einführung von slovenischen Vorlesungen aus den praktischen Fächern zur Heranbildung von slovenischen Juristen an der Universität in Graz, endlich andere diese Einrichtung an der Universität in Agram befürworten. Bis die Regierung für die Sache einen ernsten Willen zeigt, werden sich die Stimmen sicherlich vereinen.

An den Mittelschulen wurde neuerdings ein Schritt zur Durchführung der sprachlichen Gleichberechtigung im Jahre 1871 unternommen, als für die Gymnasien in Krain die Erlaubniß ertheilt ward, die slovenischen Schüler in einigen Gegenständen mittelst der slovenischen Sprache zu unterrichten, was im angeführten Jahre in der ersten Classe der Gymnasien in Rudolfswert, Krainburg und einer Parallelabtheilung in Laibach geschah. Im folgenden Jahre jedoch wurde die Sache größtentheils wieder rückgängig gemacht. Gegenwärtig wird in Rudolfswert, Krainburg und in Laibach in einer slovenischen Parallelabtheilung die lateinische Sprache in der 1. und 2. Classe, und die Religion im Untergymnasium, ebenso in Laibach die Naturgeschichte in der 1. und im 1. Semester der 2. Classe slovenisch gelehrt (Jahresbericht des Obergymnasiums zu Laibach 1880); alle übrigen Gegenstände werden aber gleich von der 1. Classe an und so alle Gegenstände von der 3. Classe angefangen aus deutschen Büchern und mittelst der deutschen Unterrichtssprache gelehrt, so auch an allen übrigen

Anstalten des slovenischen Territoriums alle Gegenstände und zwar gleich von der 1. Classe an. Da nun der Unterricht der slovenischen Schüler mittelst der deutschen Unterrichtssprache, so lange sie dieselbe nicht verstehen, ein pädagogischer Mißgriff ist, da ein solches Beginnen mit der Humanität und der verfassungsmäßig gewährleisteten Gleichberechtigung im Widerspruche steht und die materiellen wie die geistigen Interessen der slovenischen Bevölkerung schädigt, so ist das Streben der Slovenen gegenwärtig dahin gerichtet, daß die slovenischen Schüler in den Mittelschulen in allen Gegenständen und in der deutschen Sprache so lange mittelst ihrer Muttersprache unterrichtet werden, bis sie der deutschen Sprache so weit mächtig sind, um den Unterricht mittelst der deutschen Sprache mit Erfolg genießen zu können, worauf dann in den Oberclassen einige Gegenstände bloß in deutscher, andere bloß in slovenischer Sprache vorgetragen werden sollten, damit die Schüler beim Übertritte an die Universität und im praktischen Leben neben der vollendeten Kenntniß der Muttersprache auch der deutschen Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig seien.

In den Volksschulen ist die slovenische Sprache selbstverständlich meist die Unterrichtssprache; indeß der Unterricht in der deutschen Sprache wird namentlich in Steiermark und Kärnthen so vorgedrängt, daß dadurch das Wesen der Volksschule alteriert erscheint. Während man nämlich bei allen andern Nationen für die Volksschule das Ziel dahin steckt, daß die Schüler außer dem Religionsunterrichte lesen, schreiben und rechnen lernen, weiters dann das Gelesene auffassen, eigene und fremde Mittheilungen richtig niederschreiben und aus concreten Angaben die Rechnungsoperationen auffinden, endlich ihren Gesichtskreis in der Richtung der Natur-, der Heimatskunde und der vaterländischen Geschichte erweitern und einer belehrenden und veredelnden Lectüre Geschmack

abgewinnen, um dadurch den Trieb zur weitern Bildung in sich aufzunehmen, — und all dieses so zu lernen, ist nur in der Muttersprache möglich — so wird dem entgegen in den slovenischen Volksschulen gar zu häufig unter Vernachlässigung dieses Zieles die Erlernung der deutschen Sprache als Hauptziel ausgesteckt. Die Folge davon ist, daß meist weder das eine noch das andere Ziel erreicht wird; denn sobald die Schüler aus der Schule ausgetreten sind, vergessen sie das Bischen Deutsch, das man ihnen in der Volksschule beigebracht zu haben wähnt, und lesen dann weder slovenische Bücher, weil sie in der Schule vorherrschend in deutschen Büchern exerciert worden sind, noch deutsche Bücher, weil sie diese nicht verstehen, und die weitere Folge ist, daß viele langjährige Schulbesucher selbst das Lesen und Schreiben wieder verlernen. Das Streben der slovenischen Patrioten geht deshalb dahin, die Volksschule ihrem eigentlichen Zwecke zuzuwenden, damit auf diese Weise wirkliches Wissen und mit dem Wissen der Wohlstand, soweit dieser von der Volksschule abhängig ist, im slovenischen Volke einziehen könne. Die germanisierenden Schulen können allerdings einzelne Renegaten, nie aber ein gebildetes slovenisches Volk schaffen. Das Streben nach slovenischen Schulen entspringt dem Selbsterhaltungstriebe und kann nicht als Racenhaß ausgelegt werden; daß von letzterem keine Rede sein könne, geht schon aus der Art und Weise hervor, wie man den deutschen Sprachunterricht in den Mittelschulen durchgeführt wissen will.

Was den Gebrauch der slovenischen Sprache im Amte anbelangt, so sollen auch diesbezüglich einige Thatsachen darthun, daß die slovenische Sprache nie vollends aufgehört hat, Amtssprache zu sein. Außer der Beeidigungs- und Huldigungs-Ceremonie anläßlich des Regierungsantrittes der Kärnthner Herzoge, die, wie oben gezeigt wurde, zu seiner Zeit in slovenischer Sprache voll-

zogen wurde, bedienten sich der einheimischen Sprache stets die Friedensrichter in der windischen Mark und in Istrien (Radics in letopis Matice slov. 1877 p. 250 u. f.); dieses war noch zur Zeit Valvasors 1689 der Fall. Aber auch in anderer Weise finden wir die slovenische Sprache ausdrücklich als Amtssprache. In Krainburg fand sich im städtischen Archive eine Urkunde, in welcher in slovenischer Sprache vorgeschrieben ist der Eid eines Bürgers, eines Rathsherrn, eines Richters, dann wie der Richter einem geschwornen Bürger den Eid vorsagen soll (Stari rokopis Kranjskega mesta. J. Pajk, Marburg 1870 im Gymnasialprogramm). Diese Urkunde stammt aus der Zeit zwischen 1486—1493 und beweiset, daß um diese Zeit in Krainburg die slovenische Sprache auch in der Stadt die Amtssprache war. Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 1489 bestätigt dasselbe bezüglich des Klosters Sittich in Unterkrain; nach dieser Urkunde war in Sittich ein Anwalt weltlichen Standes bestellt, der die Vertretung des Klosters und seiner Rechtsangelegenheiten in slovenischer Sprache besorgte. Im Jahre 1543 unter Kaiser Ferdinand wurde ein Berggesetz erlassen und allsogleich sorgten die Stände von Krain für eine slovenische Übersetzung, die noch in einer Handschrift in der Lyceal-bibliothek in Laibach vorliegt. Über die Thätigkeit der Stände in Krain findet sich eine Nachricht aus dem Jahre 1544, darnach war die Verhandlungssprache der Stände ausdrücklich die slovenische. (Dimitz, Geschichte Krains III. 297.) Zur Zeit der Gegenreformation entgegnet nach einer Urkunde aus dem Jahre 1598 die Gemeinde Mötling anläßlich eines Wahlvorschlages, daß der vorgeschlagene Schreiber der slovenischen Sprache nicht mächtig sei, ein Beweis, daß die Kenntniß der slovenischen Sprache ein Erforderniß war. Aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts stammt ein Codex, den die Wiener Universitäts-Bibliothek aufbewahrt,

worin 17 slovenische Eidesformeln der Stadt Laibach enthalten sind, welche bezeugen, daß damals die Eidesleistung in Laibach slovenisch, von Seiten einiger Stände ausschließlich slovenisch war. Auch die Commission der Gegenreformation, welche in den ersten Decennien des XVII. Jahrhunderts unter Vorsitz des Bischofs Hren (Chrön) ihre Thätigkeit über Krain und Steiermark bis Marburg ausgedehnt hatte, ließ diejenigen Personen, die in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt waren, den Entsagungseid in slovenischer Sprache schwören. Zur Zeit Maria Theresia's wurden wichtigere Gesetze, Verordnungen und Verlautbarungen in deutscher und slovenischer Sprache veröffentlicht, zuweilen stand das Slovenische in der „Legende" an erster Stelle. Radics fand im Fürst Auersperg'schen Archiv 14 solcher slovenisch-deutscher Verordnungen aus den Jahren 1768—1790, die in letopis Matice slovenske 1879 p. 31 einzeln aufgeführt sind. Daß sich auch die Patrimonial-Herrschaften auf die „Gleichberechtigung" verstanden haben, beweiset eine Aufschrift im Schlosse der Herrschaft Lemberg in Untersteiermark, wo neben der Ankündigung des Amtstages für jeden Freitag in deutscher Sprache die gleiche Ankündigung auch in slovenischer Sprache angebracht ist. Napoleon suchte die occupierten Länder dadurch zu gewinnen, daß er der Bevölkerung die größtmöglichste Autonomie gewährte und die Sprache des Volkes achtete; die amtliche Zeitung brachte die Verordnungen in französischer und slovenischer Sprache. Nach diesem Vorgange wurden nach der Reintegrierung unter der österreichischen Regierung die Gubernial-Circulare, Patente u. s. w. eine Zeit auch ins Slovenische übersetzt. Zur Zeit Metternich's und Bach's war im Amte die deutsche Sprache die absolut herrschende, ja selbst bei Criminalverhören intervenierten Dolmetsche, die nach ihrer Bildung und Sprachkenntniß sehr oft keine Gewähr für die Richtigkeit

der Übersetzung boten. Aus dieser Zeit rührt der slovenische Jargon, wie er heutigen Tages mitunter aus dem Munde des in der slovenischen Sprache sehr schlecht unterrichteten Städters gehört wird. Von der Gegenwart läßt sich im allgemeinen sagen, daß die niedern Beamten mit dem Volke in der Regel ohne Dolmetsch verkehren, obwohl sie dabei die slovenische Sprache zuweilen sehr mangelhaft sprechen; im schriftlichen Verkehre dagegen ist die deutsche Sprache im allgemeinen, in Kärnthen und Steiermark aber insbesondere die herrschende, ebenso an der italienischen Grenze die italienische. Daß diesbezüglich auch das Princip der Gleichberechtigung noch auf schwachen Füßen steht, beweist ein Fall in Untersteiermark aus der Zeit des Verfassungslebens, wo einem Pfarrer die Absetzung drohte, falls er seine pfarrämtlichen Bücher in slovenischer Sprache fortführte. Dennoch wird auch von Seiten der slovenischen Advokaten und Notare mit slovenischen Eingaben und Urkunden der Anfang gemacht, auch einzelne slovenische Erledigungen erfolgen; ebenso geschieht die Publication des Reichsgesetzblattes in slovenischer Sprache, auch die politischen und steueramtlichen Behörden geben ihre gedruckten Publicationen in der Regel in beiden Sprachen heraus; im Ganzen und Großen müssen aber die Slovenen die Durchführung der Gleichberechtigung auch in diesem Punkte noch von der Zukunft erwarten.

Die slovenische Literatur.

Dargestellt von Dr. Fr. Simonič.

Die verbreitete Meinung, daß vor dem XVI. Jahrhunderte keine Aufzeichnungen in slovenischer Sprache stattgefunden hätten, wurde schon längst durch die Freisinger Denkmäler aus dem X. Jahrhunderte, den ältesten der slovenischen Literatur, in neuerer Zeit noch durch Funde aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte widerlegt. Doch waren solche Aufzeichnungen Trubar und dessen Genossen gänzlich unbekannt, weshalb auch ohne Einfluß auf die werdende Literatur. Diese beginnt erst mit der Reformationszeit und wird gewöhnlich in drei Perioden eingetheilt, wovon die erste die Zeit von Trubar bis Pohlin (1550 bis 1768), die zweite von Pohlin bis zum Erscheinen von Bleiweis' Novice (1768—1843) und die dritte von 1843 bis zur Gegenwart umfassen möge.

I. Periode.

Von Trubar bis Pohlin (1550—1768).

Der Protestantismus hatte schon früh bei dem Herren- und Bürgerstande des slovenischen Ländergebietes Eingang gefunden, doch diese waren mehr oder weniger durch ihre gemeiniglich deutsche Conversation dem Volke entfremdet. Wollte man nun die neue

Lehre auch unter dem letzteren ausbreiten, so mußte man sich der slovenischen Sprache bedienen, was die Prädicanten, abgefallene katholische Geistliche, wirklich thaten, doch die geistliche und weltliche Macht trieb sie aus dem Lande. Diese flüchtigen Prediger wanderten nach Deutschland, unter andern auch der gewesene Laibacher Domherr Primož Trubar, welcher sich nach Württemberg wandte. Hier lebten Slovenen von bedeutendem Rufe, wie Matija Grbec (Mathias Garbitius Illyricus) aus Istrien, der als Professor an der Universität Tübingen wirkte, Matija Vlašič (Mathias Flacius) ebenfalls Istrianer, der als Correpetitor (Assistent) in Verwendung stand, der bedeutendste aber der Kanzler und erste Rath des Herzogs Christof Magister Michael Tiffernus — aus Tüffer in Unter-Steiermark, — der einst seinen Herrn mit Hilfe der slovenischen Sprache aus der Gefangenschaft befreite. Diese Namen mögen Trubar's Schritte gelenkt haben, bis er zu Rottenburg an der Tauber eine Predigerstelle erlangte. Hier kam er als eifriger Verkündiger der neuen Lehre auf den Gedanken, durch Schriften auf seine slovenischen Landsleute einzuwirken, wodurch er der Begründer der neuslovenischen Literatur werden sollte.

Primož Trubar stammte von bäuerlichen Eltern aus dem freiherrlich Auerspergischen Dorfe Raščica in Unterkrain her, wo er im Jahre 1508 geboren wurde. Seine Studien machte er zu Fiume, wo er kroatisch und italienisch erlernte, später zu Salzburg und Wien. Als katholischer Priester wirkte er an mehreren Orten Krains und der slovenischen Steiermark und wurde 1531 als Domherr nach Laibach berufen. Als ausgezeichneter Prediger bekämpfte er mit Eifer die obwaltenden Übelstände bis er im Lager des Protestantismus anlangte. Als ihm Bischof Rauber das Predigen verbot, räumte ihm die Landschaft ihre städtische Spitalskirche in Laibach ein, wo er unter ständischem Schutze eifrig für die neue

Lehre wirkte, bis er 1547 nach Deutschland flüchten mußte. Den ersten schriftstellerischen Versuch in seiner Muttersprache wagte Trubar mit einem Abcedarium und Katechismus. Nach vielen Hindernissen und nur mit Hilfe des Professors Grbec war es ihm gelungen in Tübingen einen Buchdrucker zu finden, wo die genannten slovenischen Erstlingsdrucke unter dem Pseudonym Philopatridus Illyricus „gedruckt in Sybenburgen durch den Jernei Skuryaniz" mit deutschen Lettern erschienen. Beide Büchlein wurden zwar mit großem Beifalle in der Heimat aufgenommen, doch wegen der vielen Hindernisse hätte es Trubar bei diesem Versuche bewenden lassen, wenn nicht der ebenfalls wegen der neuen Lehre flüchtige Paul Vergerio Bischof von Modruša und Capodistria an ihn mit dem Antrage, die ganze heilige Schrift ins „Windische und Krabatische" zu übersetzen, herangetreten wäre und Trubar seine Unterstützung, sowie Beihilfe einiger Fürsten und Herren zugesagt hätte. Auf das hin übersetzte Trubar das Evangelium Mathäi, welches auf Kosten des Herzogs von Württemberg, den Vergerio dazu bewogen hatte, im Jahre 1555 in Druck erschien. Dieses wurde schon mit lateinischen Lettern gedruckt, wie seitdem alle Werke der neuslovenischen Literatur. Höher hob sich die ganze Unternehmung, als der Landeshauptmann von Steiermark, Johann Ungnad Freiherr von Sonek (im Jaunthale in Kärnthen) wegen des Religions-Edictes des Kaisers alle seine hohen Würden niederlegte und nach 39jähriger verdienstvoller Thätigkeit im Dienste des Landesherrn seine Heimat verließ und nach dem ihm vom Herzoge von Württemberg eingeräumten Münchhofe im Städtchen Urach übersiedelte. Ungnad bezog ungestört die Einkünfte von seinen Gütern, die ihm einen kleinen Hof zu halten erlaubten. Dieser tapfere Mann, der früher öfters die Kriegsscharen gegen die Türken führte, setzte seine besten Kräfte darein,

nun auf friedlichem Wege die Slaven der Türkei für die neue Lehre zu erobern. Bis nach Constantinopel soll die Glaubensbotschaft dringen, denn diese Völker sprechen ja alle eine und dieselbe slavische Sprache, welche nur durch Dialecte und Schriftzeichen geschieden ist. Nun wurde in Tübingen 1560 eine südslavische Druckerei eingerichtet und auf Verlangen Trubar's der glagolischen und cyrillischen Schrift kundige Gehilfen bestellt. Aus Istrien kam Stephan Consul, daher Istrianin genannt, nach dessen Angabe die glagolischen Lettern geschnitten wurden, aus Dalmatien Anton Dalmata, der die Formen der cyrillischen Schrift angab. Trubar kündigte diese großartige Unternehmung 1561 mit dem kleinen Büchlein „Register und summarischer Inhalt aller der windischen Bücher," die von ihm bis auf dies Jahr in Druck gegeben sind und fernerhin in kroatischer Sprache mit zweierlei Schriften, nämlich der glagolischen und cyrillischen, gedruckt werden sollen. Als erste Frucht der gemeinsamen Bemühungen Trubar's, Consul's und Dalmata's erschien im Jahre 1561 der kroatische Katechismus in glagolischer und cyrillischer Schrift gedruckt. Weiter kam aus Krain Juri Juričić, der auch die glagolischen Übersetzungen mit unterfertigte und aus Dalmatien Gjuro Cvetić, die noch überdies der auf der Tübinger Universität studierende Leonardo Mrčerić, gebürtig aus Dalmatien, beim Übersetzen unterstützte. Die ganze Anstalt blieb im regen Verkehre mit den Heimatländern dieser Männer, die fast durchweg ihre Manuscripte vor dem Drucke durch Sachverständige prüfen ließen. Nun wurde aber Trubar von der Landschaft Krain als deren verordneter Prädicant, welche Stelle er auf vieles Drängen wieder angenommen hatte, in die Heimat abberufen, um dort die gesammten Verhältnisse seiner Religionsgenossen zu ordnen. Nach zehnwöchentlicher organisatorischer Wirksamkeit kehrte derselbe mit zwei uskokischen Priestern Mate

Popović und Ivan Maleševac nach Urach zurück, welche Pfarre er schon früher wegen des Bücherdruckes vom Herzoge zugetheilt erhalten hatte. Im Jahre 1562 übersiedelte aber Trubar sammt Familie nach Krain, wohin er diesmal den ersten Buchdrucker Laibach's Johann Manlius, slovenisch Mandelc, brachte. Die Landschaft hielt ihren Prädicanten trotz aller Anfeindungen drei Jahre lang, doch im 4. Jahre (1564) mußte er mit zugesicherter Pension sein Vaterland auf immer verlassen. Nach Württemberg zurückgekehrt, wurde er zuerst Pfarrer zu Laufen am Neckar, dann wegen des slavischen Bücherdruckes zu Derendigen in der Nähe Tübingens, wo er 1586 starb. Leider war unterdessen den 27. December 1564 Freiherr von Ungnad gestorben, welcher am Todtenbette noch seiner ihm bald im Tode folgenden Gemahlin die slavische Druckerei als „seinen Schatz" empfahl. Ungnad wußte dieser Anstalt Beiträge von deutschen Fürsten und dem Könige Maximilian (späterem Kaiser Maximilian II.) zu erwirken, sowie er etwaige Abgänge großmüthig aus Eigenem bestritt. Außer Trubar waren nämlich alle Übersetzer besoldet, weßhalb sie auch schon im nächsten Jahre abzogen, nur Trubar fuhr mit der Übersetzung und Herausgabe slovenischer Drucke bis an sein Lebensende (1586) fort. So war er 36 Jahre schriftstellerisch thätig und hatte in dieser Zeit 18 Schriften, außer Abecedarien durchwegs religiösen Inhaltes, zum Drucke befördert.

In der Heimat waren thätig: Lukež Klinec und Janez Schweiger als Verfasser von Kirchenliedern, Tulščak als Herausgeber eines Gebetbuches (Laibach 1579), so wie Trubar's Gehülfe in Laibach, seit 1565 Superintendent Sebastian Krel als Übersetzer von Spangenberg's Postille, die zuerst 1567 in Regensburg, später aber sammt dem 2. Theile 1578 zu Laibach gedruckt wurde. Krel war 1538 in Krain geboren, studierte in

Jena und Tübingen, besaß ausgezeichnete Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen, in der Theologie und anderen Wissenschaften, und bekundete als slovenischer Schriftsteller in sprachlicher Beziehung einen Fortschritt gegen Trubar, welcher sich beim Übersetzen aus dem Deutschen zum Gebrauche des Artikels verleiten ließ, doch starb dieser begabte Mann leider schon den 25. December 1567 noch nicht 30 Jahre alt. In Kärnthen gab der Historiograph Hieronymus Megiser (starb 1616) ein Dictionarium quatuor linguarum Germanicae, Latinae, Illuricae quae vulgo Sclavonica appellatur & Italiacae zu Graz 1592 (2. Auflage 1744) heraus.

Die bedeutendste Leistung des Protestantismus ist aber die Übersetzung der ganzen heiligen Schrift von Juri Dalmatin, dessen Lebensumstände uns nur dürftig bekannt sind. Dalmatin wurde zu Gurkfeld in Unterkrain geboren, studierte an der Universität Tübingen, wo er den Grad eines Magisters der Philosophie erwarb; wurde evangelischer Prediger der Landschaft Krain in Laibach, welche Stelle er mit wenigen Unterbrechungen bis an sein Lebensende (starb 1589) bekleidete. Nur einmal mußte er, von den Katholischen verfolgt, in einer gewölbten Kammer unter dem Pferdestalle des Schlosses Auersperg seine Zuflucht suchen. Die Bibel hat er, wie er sich selbst ausdrückt „aus den Brunnquellen der Originalsprachen transferiert." Doch mit der Drucklegung hatte es seine besonderen Schwierigkeiten, da man dem Laibacher Drucker es verbot und ihn schließlich gar aus dem Lande jagte. Die Landschaft Krain forderte nun die Stände Steiermarks und Kärnthens zur Beitragsleistung für die nicht unbedeutenden Druckkosten auf, weshalb noch zuvor eine Versammlung slovenischer Philologen und Theologen aus den drei Kronländern zu Laibach abgehalten wurde. Diese beauftragte den gelehrten Rector der ständischen Schule in Laibach Adam Bohorič,

gleichfalls Magiſter der Philoſophie, mit der Abfaſſung einer ſloveniſchen Grammatik, nach welcher erſt die Bibelüberſetzung richtig geſtellt und gedruckt werden ſollte. Im Frühjahre 1583 reiſten die beiden Gelehrten auf Koſten der inneröſterreichiſchen Stände nach Wittenberg, wo Hanns Krafft's Erben den Druck übernahmen. Bohorič' Grammatik erſchien in lateiniſcher Sprache unter dem Titel Arcticae horulae etc., die ganze heilige Schrift aber als Biblia, tu je vse svetu Pismu . . . tolmačena skuzi Juria Dalmatina in Folio auf großem Median-Papier mit ſchönen Holzſchnitten und der Widmung „den drei Ländern Steiermark, Kärnthen und Krain," beides zu Neujahr 1584. Bezüglich der Sprache äußerte ſich ſchon Dalmatin in ſeinem 1578 zu Laibach erſchienenen ſloveniſchen Pentateuch, daß er die richtige ſloveniſche Sprache (pravi slovenski jezik) im Gegenſatze zu Trubar's germaniſierender Manier ſchreibe, welche nicht allein die „Krainer, Unterſteierer, Karner (Kärnthner), ſondern auch Krobaten, Weſiaken (Bezjaki ſind die Bewohner des Kreuzer-, Warasdiner- und Agramer-Comitates in Kroatien, welcher Dialect heutzutage die kajkavščina genannt wird und ſloveniſchen Urſprunges iſt) Öſterreicher, Karſtner u. a." verſtehen.

Dieſen proteſtantiſchen Theil der I. Periode beſchließt Trubar's zweiter Sohn Felicjan, Magiſter der Philoſophie und ſeit 1580 deutſcher Prediger in der Landſchaftskirche zu Laibach, nachher Pfarrer zu Grünthal in Würtemberg, indem er im Jahre 1595 die von ſeinem Vater noch herrührende Überſetzung der Hauspoſtille Luthers, ſo wie die 2. Ausgabe eines ſloveniſchen „Betbüchlein's" zum Drucke (Tübingen 1595) beförderte.

An poetiſchen Leiſtungen der Proteſtanten wären neben Kirchenliedern etwa noch „Schmähllieder auf die katholiſche Kleriſey" zu verzeichnen, über welche ſich der Biſchof von Laibach beſchwerte,

daß sie der von Trubar mitgebrachte Buchdrucker ediere. Für letztere entschädigten sich die Katholiken ebenfalls durch Schmähllieder an Juri Kobila (Georg das Roß), mit welcher schmeichelhaften Benennung sie einen der evangelischen Prediger, wahrscheinlich Juri Juričič, nach Anderen Juri Dalmatin auszeichneten.

Ein hartes Schicksal traf diese erste und viel versprechende literarische Thätigkeit. Die katholische „Reformations-Commission" mit der Unterdrückung des Protestantismus und Wiederbelebung des Katholicismus betraut, spürte emsig nach diesen Büchern, um sie nach der Sitte jener eisernen Zeit haufenweise den Flammen zu überliefern. Die darauf folgende katholische Ära brauchte aber zwei Jahrhunderte, bis sie durch ihre spürliche Thätigkeit einen vollgütigen Ersatz für den vertilgten literarischen Schatz mit der Übersetzung der ganzen heiligen Schrift zu schaffen vermochte.

Zuerst haben wir am Anfange des XVII. Jahrhunderts eigentlich außer dem religiösen Gebiete ein Vocabolario Italiano e Schiavo (Udine 1607) von Gregor Alasia da Sommaripa, einem Priester des Serviten-Ordens, zu verzeichnen. Die rührigste katholisch reformatorische Thätigkeit entwickelte Tomaž Hren (Chrön), Domherr an Stelle Trubar's und seit 1597 Bischof von Laibach. Er war als Sohn eines Laibacher Rathsherrn 1560 daselbst geboren, kam zu seinem Oheim, einem Doctor der Rechte und Regierungsrath in Graz, Gašpar Sitnik, welcher ihn an der Wiener Academie studieren ließ. Nach absolvierter Philosophie war er eben im Begriffe nach Italien abzureisen, um dort die Rechte zu studieren, als ihn eine heftige Krankheit befiel, in welcher er gelobte in den geistlichen Stand zu treten. Dies geschah und er wurde 1588 vom Laibacher Bischofe ordiniert und nicht lange darauf zum Domherrn ernannt. Mit regem Eifer begann der apostolische Mann an der Bekehrung und Ausrottung

der Lutheraner besonders als ausgezeichneter slovenischer und deutscher Kanzelredner zu wirken. Doch hier kommt er nur als slovenischer Schriftsteller recte Übersetzer der Evangelien und Episteln (Evangelia inu lystuvi, Graz 1613) in Betracht, worin er nach Kopitar „Bohorič's Grammatik strenge befolgte und sogar einige deutsche Wörter des Georg Dalmatin'schen Textes durch gangbare echtkrainerische ersetzte." Weiters versprach er ein Hymeologium Slavicum, an dem er sammelte, als „Gesangbuch auf alle Fest Täg des gesammten Jahres" herauszugeben, das aber nicht erschien, wie er auch nahe daran war, seiner Residenzstadt Laibach wieder eine Druckerei zu verschaffen. Bischof Hren starb 1630, nachdem er die Gegenreformation in Krain mit Hilfe der Jesuiten vollends durchgeführt hatte. Kaum Nennenswerthes leisteten der Laibacher Domdechant Miha Mikec und ein Priester Adam Skalar (Katechismen und Ähnliches), so wie der Jesuit Janez Čandik. Der verdiente vaterländische Historiker Johann Ludwig Schönleben, ein geschätzter slovenischer und deutscher Kanzelredner (geboren zu Laibach 1618, starb daselbst am 15. October 1681) besorgte in slovenischer Sprache nur eine zweite Ausgabe von Hren's Evangelia, die er mit Kirchenliedern vermehrte. Im Jahre 1678 beriefen auf seine Verwendung die Stände Krain's einen Buchdrucker J. B. Mayer aus Salzburg nach Laibach.

Ein fruchtbarer Schriftsteller war Matija Kastelec, Pfarrer zu Töplitz, später Canonicus der Propstei Rudolfswerth. Dieser war in Inner-Krain zu Kelnberg (Klenik) an der Poik unweit Prem 1620 geboren, stammte demnach aus einer von nichtslavischen Nachbarn entfernten Gegend, weshalb seine Schriften sprachlich ziemlich gut sind, obgleich sie deutlich verrathen, daß er nie Bohorič' Grammatik zu Gesichte bekommen. Seine Schriften, durchwegs religiösen Inhaltes, sind schon mehr für's Volk berechnet.

Handschriftlich hinterließ er ein „krainerisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch" und ein „Dictionarium Latino-Carniolicum". Nach Valvasor soll er eine druckfertige Handschrift der heiligen Schrift hinterlassen haben, dies dürfte aber nur ein Auszug gewesen sein. Der berühmte J. V. Valvasor Freiherr zu Galleneck ꝛc. (geboren 1641, starb 1693) schrieb zwar nicht slovenisch, doch enthalten seine reichhaltigen Schriften, besonders dessen Hauptwerk „Ehre des Herzogthums Krain (Laibach 1689. 4 Bände)", das er mit Aufopferung seines Vermögens zu Stande brachte, nicht nur slovenische Orts-Benennungen, sondern auch manche Krain eigenthümliche Gebräuche im slovenischen Originale, so wie ein slovenisches Gedicht von Josef Zizenčeli (P. Marko Pohlin nennt ihn Sisenthal!), so daß ihn auch eine slovenische Literatur unmöglich ganz umgehen kann.

Janez Krstnik od sv. Križa = Joannes Baptista a St. Cruce, gebürtig aus Wippach in Inner-Krain und Pater Rogerius, gebürtig aus Laibach, wären als zwei Prediger vom Rufe in der Art eines Abraham a St. Clara zu erwähnen, beide Capuciner, von denen ersterer 5 Bände (Sacrum proptuarium ꝛc., Venedig und Laibach 1691—1707) letzterer 2 Bände (Palmarium empyreum ꝛc., Klagenfurt und Laibach 1731—1743) edierte. Ein anderer Capuciner Pater Hippolyt aus Rudolfswerth stand 1715 eben im Begriffe eine slovenische Grammatik zu verfassen, als ihm der Buchdrucker den Bohorič brachte, welchen er dann verstümmelt (Laibach 1715) herausgab, ohne denselben zu nennen. Hippolyt übersetzte den Kempis und Komensky's Orbis pictus, wovon letztere Schrift im Manuscripte blieb, wie sein Dictionarium trilingue. Ahac Stržinar, der bischöfliche Vicar zu Oberburg, edierte (Graz 1729) ganz unpoetische Kirchenlieder, die er, sonderbar genug, zuerst lateinisch, dann deutsch und zuletzt slovenisch geschrieben

hatte. Diese elende Reimerei, wovon noch zu Laibach 1730 die Ablaßlieder erschienen, sollte die weltlichen Volkslieder verdrängen helfen! Von den Predigten des Jesuiten Jernej Basar schreibt Kopitar, daß er „wohl richtig schrieb, wie er sprach, aber nicht schulgerecht sprach." Die beiden Pfarrer P. Fr. Klapše und F. M. Paglovec (geboren im Jahre 1679, gestorben zu Stein in Ober-Krain 1759) schrieben katholische Belehrungsbücher, von denen sich letzterer in seinem „heiligen Kriege" (sveta vojska, 1747) unter anderem Verdienste um die Verbesserung der Grammatikal-Orthographie erworben hatte.

In diese Epoche und zwar zu Beginn des XVII. Jahrhunderts fallen auch die ersten bisher bekannten Drucke der ungarischen Slovenen, genannt Prekmurci d. h. die jenseits der Mur wohnenden, die sonderbarer Weise heutzutage noch ihren Dialect mit ungarischer Orthographie und auch im Geiste der Ungarn cultivieren, da sie die ungarische Volksschule, der Clerus und die beata Hungaria als willkommene Beute von der Geistesbewegung der Stammesbrüder geschickt abzuhalten verstand. Diese wären: ein Katechismus von Fr. Temlin aus dem Jahre 1715, eine „Seligkeitsordnung" (Réd zvelicsansztva) vom Jahre 1747 und ein „Lehrbegriff der katholischen Glaubenslehre" (Voere krsztánszke kratki návuki) vom Jahre 1754, alle drei in Halle gedruckt

Diese erste Periode, welche zu Tübingen mit weitreichenden Hoffnungen einer alle Süd-Slaven umfassenden Thätigkeit begonnen hatte, schließt also mit dem Verfalle der literarischen Thätigkeit und der Schriftsprache, deren sich nur mehr einzelne Geistliche zur Festigung des Katholicismus bedienten, ohne Rücksicht auf die sprachlich gediegeneren Schriften der Protestanten, die sie aus Glaubenseifer mieden.

Lehre auch unter dem letzteren ausbreiten, so mußte man sich der slovenischen Sprache bedienen, was die Prädicanten, abgefallene katholische Geistliche, wirklich thaten, doch die geistliche und weltliche Macht trieb sie aus dem Lande. Diese flüchtigen Prediger wanderten nach Deutschland, unter andern auch der gewesene Laibacher Domherr Primož Trubar, welcher sich nach Württemberg wandte. Hier lebten Slovenen von bedeutendem Rufe, wie Matija Grbec (Mathias Garbitius Illyricus) aus Istrien, der als Professor an der Universität Tübingen wirkte, Matija Vlašič (Mathias Flacius) ebenfalls Istrianer, der als Correpetitor (Assistent) in Verwendung stand, der bedeutendste aber der Kanzler und erste Rath des Herzogs Christof Magister Michael Tiffernus — aus Tüffer in Unter-Steiermark, — der einst seinen Herrn mit Hilfe der slovenischen Sprache aus der Gefangenschaft befreite. Diese Namen mögen Trubar's Schritte gelenkt haben, bis er zu Rottenburg an der Tauber eine Predigerstelle erlangte. Hier kam er als eifriger Verkündiger der neuen Lehre auf den Gedanken, durch Schriften auf seine slovenischen Landsleute einzuwirken, wodurch er der Begründer der neuslovenischen Literatur werden sollte.

Primož Trubar stammte von bäuerlichen Eltern aus dem freiherrlich Auerspergischen Dorfe Raščica in Unterkrain her, wo er im Jahre 1508 geboren wurde. Seine Studien machte er zu Fiume, wo er kroatisch und italienisch erlernte, später zu Salzburg und Wien. Als katholischer Priester wirkte er an mehreren Orten Krains und der slovenischen Steiermark und wurde 1531 als Domherr nach Laibach berufen. Als ausgezeichneter Prediger bekämpfte er mit Eifer die obwaltenden Übelstände bis er im Lager des Protestantismus anlangte. Als ihm Bischof Rauber das Predigen verbot, räumte ihm die Landschaft ihre städtische Spitalskirche in Laibach ein, wo er unter ständischem Schutze eifrig für die neue

Lehre wirkte, bis er 1547 nach Deutschland flüchten mußte. Den ersten schriftstellerischen Versuch in seiner Muttersprache wagte Trubar mit einem Abcedarium und Katechismus. Nach vielen Hindernissen und nur mit Hilfe des Professors Grbec war es ihm gelungen in Tübingen einen Buchdrucker zu finden, wo die genannten slovenischen Erstlingsdrucke unter dem Pseudonym Philopatridus Illyricus „gedruckt in Sybenburgen durch den Jernei Skuryaniz" mit deutschen Lettern erschienen. Beide Büchlein wurden zwar mit großem Beifalle in der Heimat aufgenommen, doch wegen der vielen Hindernisse hätte es Trubar bei diesem Versuche bewenden lassen, wenn nicht der ebenfalls wegen der neuen Lehre flüchtige Paul Vergerio Bischof von Modruša und Capodistria an ihn mit dem Antrage, die ganze heilige Schrift ins „Windische und Krabatische" zu übersetzen, herangetreten wäre und Trubar seine Unterstützung, sowie Beihilfe einiger Fürsten und Herren zugesagt hätte. Auf das hin übersetzte Trubar das Evangelium Mathäi, welches auf Kosten des Herzogs von Württemberg, den Vergerio dazu bewogen hatte, im Jahre 1555 in Druck erschien. Dieses wurde schon mit lateinischen Lettern gedruckt, wie seitdem alle Werke der neuslovenischen Literatur. Höher hob sich die ganze Unternehmung, als der Landeshauptmann von Steiermark, Johann Ungnad Freiherr von Sonek (im Jaunthale in Kärnthen) wegen des Religions-Edictes des Kaisers alle seine hohen Würden niederlegte und nach 39jähriger verdienstvoller Thätigkeit im Dienste des Landesherrn seine Heimat verließ und nach dem ihm vom Herzoge von Württemberg eingeräumten Münchhofe im Städtchen Urach übersiedelte. Ungnad bezog ungestört die Einkünfte von seinen Gütern, die ihm einen kleinen Hof zu halten erlaubten. Dieser tapfere Mann, der früher öfters die Kriegsscharen gegen die Türken führte, setzte seine besten Kräfte darein,

nun auf friedlichem Wege die Slaven der Türkei für die neue Lehre zu erobern. Bis nach Constantinopel soll die Glaubensbotschaft dringen, denn diese Völker sprechen ja alle eine und dieselbe slavische Sprache, welche nur durch Dialecte und Schriftzeichen geschieden ist. Nun wurde in Tübingen 1560 eine südslavische Druckerei eingerichtet und auf Verlangen Trubar's der glagolischen und cyrillischen Schrift kundige Gehilfen bestellt. Aus Istrien kam Stephan Consul, daher Istrianin genannt, nach dessen Angabe die glagolischen Lettern geschnitten wurden, aus Dalmatien Anton Dalmata, der die Formen der cyrillischen Schrift angab. Trubar kündigte diese großartige Unternehmung 1561 mit dem kleinen Büchlein „Register und summarischer Inhalt aller der windischen Bücher," die von ihm bis auf dies Jahr in Druck gegeben sind und fernerhin in kroatischer Sprache mit zweierlei Schriften, nämlich der glagolischen und cyrillischen, gedruckt werden sollen. Als erste Frucht der gemeinsamen Bemühungen Trubar's, Consul's und Dalmata's erschien im Jahre 1561 der kroatische Katechismus in glagolischer und cyrillischer Schrift gedruckt. Weiter kam aus Krain Juri Juričić, der auch die glagolischen Übersetzungen mit unterfertigte und aus Dalmatien Gjuro Cvetić, die noch überdies der auf der Tübinger Universität studierende Leonardo Mrčerić, gebürtig aus Dalmatien, beim Übersetzen unterstützte. Die ganze Anstalt blieb im regen Verkehre mit den Heimatländern dieser Männer, die fast durchweg ihre Manuscripte vor dem Drucke durch Sachverständige prüfen ließen. Nun wurde aber Trubar von der Landschaft Krain als deren verordneter Prädicant, welche Stelle er auf vieles Drängen wieder angenommen hatte, in die Heimat abberufen, um dort die gesammten Verhältnisse seiner Religionsgenossen zu ordnen. Nach zehnwöchentlicher organisatorischer Wirksamkeit kehrte derselbe mit zwei uskokischen Priestern Mate

Popović und Ivan Maleševac nach Urach zurück, welche Pfarre er schon früher wegen des Bücherdruckes vom Herzoge zugetheilt erhalten hatte. Im Jahre 1562 übersiedelte aber Trubar sammt Familie nach Krain, wohin er diesmal den ersten Buchdrucker Laibach's Johann Manlius, slovenisch Mandelc, brachte. Die Landschaft hielt ihren Prädicanten trotz aller Anfeindungen drei Jahre lang, doch im 4. Jahre (1564) mußte er mit zugesicherter Pension sein Vaterland auf immer verlassen. Nach Württemberg zurückgekehrt, wurde er zuerst Pfarrer zu Laufen am Neckar, dann wegen des slavischen Bücherdruckes zu Derendigen in der Nähe Tübingens, wo er 1586 starb. Leider war unterdessen den 27. December 1564 Freiherr von Ungnad gestorben, welcher am Todtenbette noch seiner ihm bald im Tode folgenden Gemahlin die slavische Druckerei als „seinen Schatz" empfahl. Ungnad wußte dieser Anstalt Beiträge von deutschen Fürsten und dem Könige Maximilian (späterem Kaiser Maximilian II.) zu erwirken, sowie er etwaige Abgänge großmüthig aus Eigenem bestritt. Außer Trubar waren nämlich alle Übersetzer besoldet, weßhalb sie auch schon im nächsten Jahre abzogen, nur Trubar fuhr mit der Übersetzung und Herausgabe slovenischer Drucke bis an sein Lebensende (1586) fort. So war er 36 Jahre schriftstellerisch thätig und hatte in dieser Zeit 18 Schriften, außer Abecedarien durchwegs religiösen Inhaltes, zum Drucke befördert.

In der Heimat waren thätig: Lukež Klinec und Janez Schweiger als Verfasser von Kirchenliedern, Tulščak als Herausgeber eines Gebetbuches (Laibach 1579), so wie Trubar's Gehülfe in Laibach, seit 1565 Superintendent Sebastian Krel als Übersetzer von Spangenberg's Postille, die zuerst 1567 in Regensburg, später aber sammt dem 2. Theile 1578 zu Laibach gedruckt wurde. Krel war 1538 in Krain geboren, studierte in

Šafařik schreibt: „Popovič besaß eine für seine Zeit seltene, gründliche und ausgebreitete Kenntniß der germanischen und slavischen Dialecte. Seine Verdienste um die deutsche Sprachwissenschaft sind selbst von neuern deutschen Sprachforschern anerkannt. Nicht so glücklich war er in der Realisierung seiner weit aussehenden Pläne in Bezug auf die slavische Muttersprache. Die Unempfänglichkeit seiner, ihn zunächst umgebenden Zeitgenossen für seine neuen, kühnen, hohen Ideen, die dürftigen Umstände, in denen er lebte, und die literarische Vereinsamung, welche die natürliche Folge von jenen beiden war, sind wohl Schuld daran, daß er für die slavische Literatur, wie ein grünender Baum, voll der schönsten Blüthen, nach einem heißen dürren Sommer ohne Früchte untergieng." Nach vielen Wandlungen wurde Popovič an der Wiener Universität öffentlicher Lehrer der deutschen Beredtsamkeit, verlebte aber seine letzten Jahre zurückgezogen im Marktflecken Petersdorf bei Wien, wo er im Jahre 1774 starb. In Steiermark traten Fr. A. Gorjup, Commissär zu Neukirchen unweit Cilli in seinen Homilien (Cirkovnu lejtu. 1770) und der Jesuit Josef Hazel aus der Cillier Gegend und slovenischer Prediger in Laibach in seinen Fastenpredigten (Sveti post. 1770) wider die kauderwälsche Schreibweise Pohlin's auf, doch weniger entschieden als der Kärnthner Jesuit Oswald Gutsmann (geboren 1727, gestorben 1790), ein kenntnißreicher und wackerer Mann. Gutsmann gab im Jahre 1777 eine „Windische Sprachlehre" zu Klagenfurt heraus, wovon Urban Jarnik im Jahre 1829 die 6. Auflage besorgte. (Dieses Werk brachte zuerst statt der unnöthigen lateinischen Casus Vocativ und Ablativ die dem Slavischen eigenen Casus Local und Instrumental.) Sein deutsch-windisches Wörterbuch vom Jahre 1789 blieb bis auf Murko am brauchbarsten. Selbstverständlich fand Pohlin's Schreibweise noch

immer Genossen unter seinen nächsten Landsleuten, so an Max Redeskini, den beiden Tauffrern, Innocenz und Franz, Anton Conti und Ph. J. Repež, welcher im Jahre 1770 2 Bändchen Wallfahrtslieder (Romarsku blagu) herausgab. Die im Wallfahrtsbüchlein (Romarske bukvice. Udine 1775) erschienenen Lieder sind „roh in Schreibung, Sprache und Poesie". Im Jahre 1790 gab der vaterländische Historiker Anton Linhart (geboren zu Radmannsdorf 1756, gestorben 1795 als k. k. Secretär der Landeshauptmannschaft in Krain) die beiden ersten slovenischen Lustspiele: Županova Micika (die Marie des Dorfschulzen) und Veseli dan (Ein fröhlicher Tag), frei bearbeitet nach fremden Mustern heraus, nachdem beide zugleich mit großem Beifalle aufgeführt worden waren. Erwähnt sei noch des Johann Mihelič Sammlung slovenischer Sprichwörter aus Krain. (Kranjski pregovori, 1780.)

Mit Valentin Vodnik tritt uns der erste slovenische Dichter entgegen. Dieser wurde am 3. Februar 1758 zu Šiška nächst Laibach von bäuerlichen Eltern geboren. Des 9jährigen Knaben nahm sich dessen Onkel Marcel Vodnik, Franciskaner zu Rudolfswerth, an, der ihn für's Gymnasium vorbereitete, welches er in den Jahren 1770—75 bei den Jesuiten zu Laibach absolvierte, wonach ihn „Grillen" in's Kloster zu den Franciskanern trieben. Vodnik wurde Ordenspriester, aber schon 1784 vom Laibacher Bischofe Carl von Herberstein säculariſiert. Im Jahre 1793 kam er als Caplan nach Koprivnik in der Wochein, wo er mit dem Mäcen Krain's Sigmund Freiherrn von Zois bekannt wurde, der ihm von da an „Freund, Rathgeber und großmüthiger Beschützer ward". In der großartigen Natur Oberkrains entfaltete sich sein dichterischer Genius, obgleich seine Erstlinge schon in den Pisanice erklangen, wozu ihn Pohlin aufgemuntert hatte. In

den Jahren 1795—97 gab er auf Zureden Zois' und Linhart's einen slovenischen Kalender mit belehrenden Aufsätzen für das Volk, seit 1797 bis 1801 (zuerst als Caplan an der Stadtpfarre St. Jacob in Laibach, seit 1798 als Professor der Poetik am Laibacher Gymnasium) die erste politische Zeitschrift in slovenischer Sprache die Ljubljanske Novice (Laibacher Neuigkeiten) heraus, welche die beiden ersten Jahre zweimal, das dritte und vierte nur einmal wöchentlich erschienen. Im Jahre 1806 gab er auf Zureden der Freunde die erste Sammlung seiner Gedichte als „poetische Versuche" (Pesme za poskušnjo) heraus, welche mit entschiedenem Beifalle aufgenommen wurde. Nach Einführung des neuen Studienplanes für Gymnasien erhielt er die Professur für Geographie und Geschichte, die ihm zu einem in deutscher Sprache abgefaßten „Lehrbuche der Geschichte des Herzogthums Krain" Anlaß gab. In den Kämpfen gegen Napoleon wußte er seine Landsleute durch „Wehrmannslieder" (Pesmi za brambovce. 1809) zu begeistern, welche er frei nach den Wehrmannsliedern Collin's gedichtet hatte. Durch den Wiener Frieden (1809) wurde Krain an Frankreich abgetreten und Laibach zur Hauptstadt der illyrischen Provinzen erhoben, wo Vodnik, der des Italienischen und Französischen mächtig war, zum Director der lateinischen und der Kunst- und Gewerbeschulen bestellt wurde. In dieser Stellung übersetzte er zum Schulgebrauche Lhomond's französische Grammatik in's Slovenische und verfaßte für die Volksschulen eine slovenische Grammatik (1811). Darin ließ er, wegen Einführung der slovenischen Sprache in die Schulen, das schöne Gedicht Ilirija oživljena (das wiederbelebte Illyrien), welches Napoleon feierte, abdrucken, was ihm in der Folgezeit die österreichische Regierung so übel nahm und Vodnik vergeblich durch seine Ilirija zveličana (das glückselige Illyrien) wieder gut zu

machen versuchte. Eben im Begriffe sein großes Wörterbuch, an welchem er seine ganze Lebenszeit emsig gesammelt hatte, dem Drucke zu übergeben, trat der Umschwung in der Regierung ein und der Druck unterblieb. Unter österreichischer Herrschaft wurde Vodnik nur als provisorischer Lehrer der italienischen Sprache geduldet, womit er kaum sein Leben fristete, bis ihn am 8. Jänner 1819 ein Schlagfluß plötzlich dahin raffte.

Der alle edleren Bestrebungen im Lande Krain fördernde reiche Majoratsherr Sigmund Freiherr von Zois (geboren 1747, gestorben 1819) hatte sich als Mäcenas der slovenischen Literatur bleibende Verdienste erworben. Neben Vodnik war es zumal Kopitar, welcher ihm seine Laufbahn verdankte. Jernej Kopitar wurde in Oberkrain im Dorfe Repnje 1780 geboren, studierte am Laibacher Gymnasium, wurde 1799 daselbst im Baron Zois'schen Hause Erzieher, später Secretär und Bibliothekar. Volle 8 Jahre verblieb der reichbegabte slovenische Bauernsohn im Hause Zois', wo er in der freiherrlichen an Slavicis reichhaltigen Privatbibliothek die beste Gelegenheit fand, tüchtige Studien anzustellen, als deren Resultat im Jahre 1808 die schon erwähnte „Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steiermark" erschien, von der Schafařik schreibt: „Sie ist überreich an hellen Blicken, überraschend neuen Ansichten und gesunden Urtheilen; und durch alles dieses in hohem Grade geeignet, den Sinn des selbstdenkenden Lesers zu wecken, zu schärfen und auf neue Ideen zu führen." Hier unterzog Kopitar nicht nur in der Einleitung alle grammatikalischen Leistungen seiner Vorgänger einer scharfen und gesunden Kritik, sondern noch in einem Anhange die der übrigen slovenischen Literatur. Dieser Grammatik gebührt nach Professor Metelko das Verdienst, daß „sich nach und nach talentvolle Männer auf das Studium unserer Sprache verlegten." Mit dem Jahre 1880

zog Kopitar nach Wien, wo er Beamte der k. k. Hofbibliothek wurde. Seine verdienstvollen Leistungen auf dem Felde der allgemeinen Slavistik, der Glagolita Clozianus (Wien 1836), Hesychii glossographi disciplinus russus sec. XII etc. (Wien 1840), die vielen kleinen Aufsätze in verschiedenen Literaturblättern, die so anregend wirkten, wovon Hofrath Miklosich den 2 Band zum Drucke vorbereitet hat, sind bekannt und bewegen sich schon außerhalb der enggesteckten Grenzen dieser Skizze. Geschrieben sind sie in lateinischer und deutscher Sprache. Kopitar starb als erster Custos der Hofbibliothek im Jahre 1844 zu Wien. Neben dem Dichter Vodnik und dem gelehrten Slavisten Kopitar erwarb sich noch ein dritter aus dem Baron Zois'schen Kreise bedeutende Verdienste um die slovenische Prosa, nämlich Matevž Ravnikar. Dieser war zu Vače in Oberkrain 1776 geboren, Professor der Dogmatik am Lyceum, Director der philosophischen Studien und des Priester-Seminars in Laibach, Domherr, später Bischof von Triest und Capo d' Istria. Starb 1845. Von ihm sind nur Werke religiösen Inhaltes oder für Schulen zu verzeichnen, aber in einer „reinen, kräftigen und gediegenen Prosa," auf die er mit solcher Entschiedenheit drang, daß ihn selbst Prešern einmal wegen seines Purismus in einer Satyre (Nova pisarija — die neue Schreiberei!) angriff.

So hatte in den letzten Jahren des XVIII. Jahrhunderts die literarische Thätigkeit einen erfreulichen Aufschwung genommen, denn neben der erwähnten Zeitschrift und zahlreichen Erbauungsschriften sind auch schon populäre wissenschaftliche Werke zu verzeichnen. So edierte der landschaftliche Wundarzt und Privatlehrer der Geburtshilfe in Laibach A. Makovec eine „Zergliederungskunst, Wundarznei und Geburtshilfe" (1782) und einen „Unterricht für Hebammen" (1788) slovenisch und deutsch, Josef Ig. Fanton de

Brunn, Dr. der Philosophie und Medicin, landschaftlicher Veterinärarzt und kaiserlicher Primärphisicus in Idria zwei Werke über Thierarzneikunde (1784 und 1792), Anton Breznik, Beneficiat in Sachsenfeld in Steiermark für den Landwirth den ewigen Calender der Landwirthschaft (Večna pratika od gospodarstva 1789), und Juri Zelenko, ebenfalls ein Steirer, bearbeitete zuerst (1791) die Grammatik in slovenischer Sprache, was bisher als wissenschaftlicher Gegenstand nur lateinisch und deutsch behandelt wurde. Janez Goličnik, Pfarrer zu Griža in Steiermark übersetzte des slovenischen Bauers und kaiserlichen Lehrers in Wien, Anton Janža „Lehre von der Bienenzucht" (1792), welche auch im deutschen Originale vom Jahre 1775 durch Blaž Kumerdej niedergeschrieben wurde, da der außerordentlich begabte Janža selbst nicht zu schreiben verstand, wie er auch seine ersten Vorträge zu Wien in seiner Muttersprache mittelst eines Dolmetsch begann.

Die französische Herrschaft in Krain und dem Küstenlande „den illyrischen Provinzen" — mit der slovenischen Volkssprache in den Schulen als der einzig natürlichen Grundlage jeder Volksbildung. hatte den Einfluß, daß auch unter Österreichs Scepter den durch die Kriege zum nationalen Bewußtsein erwachten Slovenen eine Lehrkanzel ihrer Sprache am Lyceum zu Graz (1812) bewilliget wurde. Diese erhielt sammt der Scriptorstelle an der Lyceal-Bibliothek Janez Nepomuk Primec (geboren 1785, gestorben 1823), ein eifriger Slovene, der sich auch an der Übersetzung von Collin's Wehrmannsliedern versucht hatte. Im Jahre 1810 bildete er eine Privatgesellschaft „Societas slovenica" mit 15 Theologen, die sich wöchentlich dreimal bei ihm versammelten, mit slovenischer Grammatik beschäftigten und unter anderen die sonn- und festtäglichen Evangelien ins Slovenische übersetzten. 1812 gab er zu Graz eine Übersetzung des englischen Werkes von

Benjamin Franklin „Werner Richard oder der wahre Weg zum Wohlstand“ (Prava pot k dobrimu stanu) heraus, 1813 ebenda ein deutschslovenisches Lesebuch enthaltend Erzählungen, Fabeln in Versen und Prosa, Gespräche ꝛc. (Nemško-slovenske branja). Dieser begeisterte Slovene stand im brieflichen Verkehre mit Kopitar und Vodnik, arbeitete thätig für die slovenische Entwicklung in Steiermark und faßte vorzüglich die slovenische Volksbildung und Literatur in den damals französisch-illyrischen Provinzen scharf ins Auge. Das Laibacher Museum soll noch 16 Briefe von ihm bewahren, welche viel literar-historisches und linguistisches Material enthalten. Primec' Nachfolger im Lehramte waren Koloman Kvas und Gregor Krek, letzterer ordentlicher Professor der Slavistik an der Grazer Universität, beide schriftstellerisch thätig. Außer dieser Lehrkanzel wurde eine zweite zu Laibach 1817 eröffnet, auch in den Priester-Seminarien in Klagenfurt und Görz begann man die Muttersprache zu pflegen, hie und da von patriotischen Professoren auch an den Mittelschulen wie z. B. von Professor Zupančič in Cilli, wodurch der jüngeren Generation die Anfangsgründe der slovenischen Grammatik beibegracht und ihre Liebe zur Muttersprache geweckt wurde. Dies alles hatte zur Folge, daß die Schriften der folgenden Dreißiger-Jahre in sprachlicher Beziehung einen bedeutenden Fortschritt aufweisen. In dieser Zeit schrieben noch Janez Debevec, Miha Hoffmann, Andrej von Reja, Gaspar Schwab, Andrej Albrecht, Paskal Skrbinec, Juri Dolenec, Ferdinand Vonča, Janez Traven, Anton Klementini, Janez Bedenčič, Andrej Bohinec, Juri Vrbinek, Pater Felicjan Rant, Josef Stibel, Josef Zabukovšek und Fr. Veriti (geboren 1771, gestorben als Domherr zu Rudolfswerth 1849) ein geborener Italiener aus dem Udinesischen, der von Haus aus kein Wort slavisch verstand und doch ein fruchtbarer und gediegener

slovenischer Schriftsteller wurde, von dem der Philologe Caf im Jahre 1845 sagen konnte, er schriebe das „reinste und fließendste Krainisch."

Verdienstvoll ist die Thätigkeit des Urban Jarnik in Kärnthen, geboren 1784 im Gail-Thale, Domcaplan in Klagenfurt, dann Pfarrer in Moosburg, dessen Gedichte in Ermangelung einer slovenischen Zeitschrift in der deutschen Carinthia sammt Übersetzung erschienen, andere in seiner Sammlung schöner Lehren für die slovenische Jugend (Zber lepih ukov za slovensko mladino 1814) abgedruckt sind, wo z. B. Schiller's Gang nach dem Eisenhammer in der Form des Originals übersetzt vorliegt. Sprachlichen Werth hat seine Sadje-reja (Obstbaumzucht 1817) wegen besonderer Berücksichtigung des Kärnthner Dialectes, um dem gemeinen Manne ja recht faßlich zu sein, wissenschaftlichen aber sein „Versuch eines Etymologikons der slovenischen Mundart in Inner-Österreich" (Klagenfurt 1832). Anderes blieb in der Handschrift als er 1844 starb. Wie der Kärnthner Jarnik slovenische Gedichte in dem deutschen Blatte Carinthia, so ließen mehrere Krainer ihre poetischen Producte im „Illyrischen Blatte" mit Übersetzungen versehen abdrucken, so z. B. Martin Kuralt, ein gewandter lateinischer, deutscher und slovenischer Dichter. Im Görzischen dichtete und wirkte der wackere Patriot und Tourist Valentin Stanič (1774 bis 1847), Domherr und Diöcesan-Schulenoberaufseher. Seine erste Gedichtsammlung vom Jahre 1822 „Lieder für Landleute und die Jugend" (Pesmi za kmete in mlade ljudi) hält sich meistens an Mildheim, seine zwei weitern Sammlungen vom Jahre 1826 und 1838 enthalten kirchliche und weltliche Lieder zugleich, von denen sich etliche mit Arien versehen, längere Zeit unter der Schuljugend erhielten.

Untersteier besaß derzeit in St. Modrinjak, (der 1826 als Pfarrer von Sct. Nicolai im Luttenberger Weinlande starb) und

Leopold Volkmer (geboren zu Luttenberg 1741, gestorben 1817) zwei beliebte Dichter, die selbst nichts zum Drucke beförderten, weshalb die Lieder Modrinjak's fast gänzlich verschollen, Volkmers „Fabeln und Lieder" (L. Volkmera fabule in pesmi) aber von A. J. Murko sammt Biographie 1836 zu Graz ediert wurden. Ein origineller Mann war Andrej Gutman (geboren 1784, gestorben 1850), der neben Andachtsbüchern den Lukian übersetzt haben soll. Als Localist soll er sich in Soboth, einer Gebirgspfarre an der Grenze Steiermarks und Kärnthens, als geschickter Mechaniker die Orgel selbst gebaut haben. In den „windischen Bücheln" rächte sich Gutmann aus unbekannten Gründen an seinen Oberen und den reicheren Pfarrinsassen durch den Vedež (Seher. Gràz 1841), ein witziges Spiel in Doppelversen, die allsogleich in aller Munde giengen und die Betroffenen derart ärgerten, daß sie die ganze Auflage trotz immenser Mühe und Kosten an sich brachten und vertilgten, weshalb er 1846 eine zweite mildere Ausgabe als „Neuen Seher" (Novi vedež za smeh in časkratenje Slovencem) veranstaltete, die ebenfalls selten geworden ist. Am rührigsten unter den steierischen Slovenen war derzeit Peter Danjko (geboren 1787, gestorben als Dechant zu Großsonntag bei Friedau 1873). Angeregt durch Kopitar's Hinweis auf die Unzulänglichkeit des lateinischen Alphabetes legte er sich ein durch cyrillische Zeichen vermehrtes zurecht, das nach ihm den Namen Danjčica erhielt. In dieser erschienen alle seine zahlreichen Schriften. Von seinem „Lehrbuche der Windischen Sprache, zur gründlichen Erlernung derselben für Deutsche, zur vollkommeneren Kenntniß für Slovenen (1824)" schreibt Schafařik: „Kein Unbefangener wird in Abrede stellen, daß diese Grammatik mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitet worden, und sich durch Gründlichkeit und Reichhaltigkeit, sowie durch Faßlichkeit, Klarheit und

Bündigkeit des Vortrages auf das vortheilhafteste auszeichnet." Diese Grammatik, sowie seine gesammten Schriften sind eine willkommene Bearbeitung eines der Hauptdialecte des Slovenischen, des Ost-Steirischen nämlich, mit seinem charakteristischen französischen u (deutsch ü). Nicht nur in Prosa schrieb Danjko, sondern er verfaßte auch Gedichte, die sich insgesammt in regelrechten Versen präsentieren, doch ohne dichterischen Schwung sind. In seinen „weltlichen Liedern des slovenischen Volkes in Steiermark" (Posvetne pesmi med slovenskim narodem na Štajarskem 1827) suchte man vergebens nach Volksliedern, es sind nur für das Volk gemachte Lieder! Anhänger fand Danjko nur an Vido Rižner, Curatbeneficiaten im Strafhause der Karlau zu Graz und Anton Šerf (eigentlich Črv), zuletzt Pfarrer in Allerheiligen bei Friedau, die sich der Danjčica in ihren Belehrungsschriften und Predigten bedienten. Von letzterem möge noch ein anonymes und ziemlich seltenes Büchlein Gedichte erwähnt werden, worin unter anderen ein paar metrische Übersetzungen von Horaz zu finden sind. Von Bedeutung für das Volksschulwesen ist Juri Alič (geboren in Oberkrain 1779), der als Ober-Schulenaufseher der Lavanter Diöcese die doppelsprachigen Volksschulbücher besorgte, die eine Zeit hindurch gang und gäbe waren. Alič starb als Dechant zu Tüffer 1845. Die bedeutendste Leistung auf dem sprachlichen Gebiete ist des k. k. Professors der slovenischen Sprache in Laibach Fr. S. Metelko „Lehrgebäude der slovenischen Sprache im Königreiche Illyrien und den benachbarten Provinzen (1825)" nach Dobrovsky's grammatischem Systeme, als Sprachwerk von bleibendem Werthe, wenn auch seine metelčica, in der es geschrieben ist, schon längst über Bord geworfen wurde. Wie Danjko in Steiermark so versuchte nämlich Metelko (geboren 1789, gestorben 1860) in Krain die mangelhafte latinica durch etliche neue Zeichen zu ergänzen. Schon

waren mehrere Bücher mit diesem vermehrten Alphabete erschienen, besonders Schulbücher, auf welche es seine Anhänger, unter denen Urban Jerin, Fr. Jelovšek und Josef Burger die eifrigsten, abgesehen hatten, als immer mehr der Widerstand gegen solche Neuerungen entbrannte, bis im Jahre 1833 der geistreiche Gelehrte Matija Čop durch seine Broschüre „Slovenischer A B C-Krieg" der metelčica den Todesstoß versetzte und der alten bohoričica (der Schreibweise des ersten Grammatikers Bohorič) ihr früheres Recht zurückeroberte. Matija Čop, ein Oberkrainer von Geburt (1797) zählt unter die gelehrtesten Slovenen, soll 19 Sprachen verstanden und darunter 13 gesprochen und geschrieben haben, wirkte als Professor zu Fiume, Lemberg und Laibach, wo er, zuletzt Bibliothekar, beim Baden in der Save 1835 seinen Untergang fand. Čop hatte nichts Slovenisches geschrieben, dessenungeachtet sich aber durch die slovenische Bibliographie und Literaturgeschichte, die er handschriftlich Schafařik zur Verfügung stellte, bleibende Verdienste erworben; denn bis auf den heutigen Tag fußt jede literarhistorische Arbeit, in Ermangelung einer eigentlichen Bibliographie, auf diesen Papieren, die erst 1864 aus Schafařik's Nachlasse in „Schafařik's Geschichte der südslavischen Literatur" von Josef Jireček in Prag ediert wurden. Kopitar, durch dessen Hände das Manuscript gieng, schrieb darüber: „Es sind herrliche Beiträge und ich zweifle, ob Sie sonst woher eine so prave Vorarbeit erhalten haben können. Čop ist ein milder Recensent und von extensivem Vergleichungsgesichtskreis." Čop gebührt auch ein Antheil am Verdienste, daß im Jahre 1830 sein Scriptor Miha Kastelec (geboren 1796 zu Oberdorf bei Sittich in Unterkrain, gestorben 1868) die Kranjska čbelica (das krainerische Bienchen), eine Sammlung von Gedichten für bessere Kreise, herauszugeben begann, wovon noch im Jahre 1851 das 5. und letzte Bändchen

erschien. Hier wurden die schönsten Blüthen slovenischer Poesie von hoffnungsvollen Talenten niedergelegt. Mitarbeiter waren neben dem Herausgeber Juri Grabner, Ignaz Holzapfel, Juri Kosmač, Jernej Levičnik, Janez Ciglar, Dr. Jakob Župan, Blaž Potočnik, Franz Prešérn ꝛc., von denen die beiden letzten die vorzüglichsten sind, vor allen Prešérn, der erste classische Dichter der Slovenen.

Dr. Franz Prešérn (Preširen) wurde im Jahre 1800 zu Vrba in Oberkrain geboren, absolvierte das Gymnasium zu Laibach und die Rechte in Wien, wo er mit dem berühmten čechischen Patrioten, Dichter und Schriftsteller Čelakovsky eine bis an sein Lebensende dauernde Freundschaft schloß. Mit diesem und als Erzieher einer gräflichen Familie soll er zweimal seine Ferien unter dem nordslavischen Brudervolke der Čechen zugebracht haben. Im Klinkowström'schen Institute in Wien war Prešérn Lehrer und Freund seines später so berühmt gewordenen Landsmannes und deutschen Dichters Anastasius Grün, recte Anton Graf Auersperg, welcher dem slovenischen Dichter ein schönes Angedenken bewahrte, was ein paar Stellen aus seinem „Nachrufe an Prešérn" vom Februar 1849 bekunden mögen:

„Er war mein Lehrer einst! Aus dumpfen Hallen
Entführt er mich zu Tibers Musenfeste,
Zum Wunderstrand, wo Maro's Helden wallen,
Zur Laube, wo der Tejer Trauben preßte,
Zum Kap Sigeums, dran die Wogen prallen
Wie Waffentosen, bis zu Priam's Veste."

„Auf dieses Todten Herz — das nie gewittert,
Geleuchtet nur — leg' ich die Hände gerne;
Die Weltenseele quillt, vom Markt zersplittert,
In's Dichterherz zu ruhigem klaren Kerne,
Das Licht, das rings verirrt in Funken zittert,
Im Dichterherzen sammelt sich's zum Sterne;
Wenn Haß das Volk hinaus zum Streit getrieben,
Vergräbt's, wie Gold, in's Dichterherz sein Lieben."

Von Prešérn selbst seien aber die Verse hergesetzt, welche Anastasius Grün zum Motto seines eben erwähnten Gedichtes wählte und denen er eine ebenbürtige Übersetzung gab:

Kdo zna
Noč tamno razjasnit', ki tare duhá?
Kdo vé
Kregulja odgnati ki kluje srcé
Od zore do mraka, od mraka do dné!
Wer kann
Erhellen die Nacht, die den Geist umspann?
Weg jag'
Den Geier vom Herzen, daß er's nicht nag'
Vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Tag!

Prešérn promovierte am 27. März 1828 an der Wiener Universität zum Doctor der Rechte, worauf er bei einem Advocaten in Laibach Dienste nahm, aber schon 1829 zu Klagenfurt bei der k. k. Kammer-Procuratur in den Staatsdienst trat. Trotz seiner „rühmlichen Studien-Zeugnisse, seiner Sprach- und sonstigen Fähigkeiten verbunden mit anständigem Betragen und entsprechender Verwendung" konnte er kein Adjutum erreichen, weshalb er mit Schluß des Jahres 1831 dem Staatsdienste Lebewohl sagte. Darauf legte er die Advocaturs-Prüfung ab und trat als Concipient in die Advocaturs-Kanzlei seines Freundes Dr. Chrobat in Laibach, wo er 14 Jahre blieb, bis er endlich nach viermaliger vergeblicher Competenz den 18. August 1846 die Advocatur in Krainburg erhielt. Obgleich ein Ehrenmann reinsten Charakters und ausgezeichneter Jurist, war ihm doch die Regierung abhold als einem „Freigeiste" — man kennt die Bedeutung dieses Epithetons vor dem Jahre 1848! — zugleich aber auch die Geistlichkeit, als jenem Manne, der es zuerst gewagt, die „sündhafte" Liebe in seinen Liedern zu verherrlichen. Das seltene Erscheinen der Čbelica hatte die Geistlichkeit mitverschuldet, um derartige Beiträge

des Dr. Tušek, Andrej Smole's eingeschickte Volkslieder und Prešérn's Gedichte am Erscheinen zu hindern, was ihr damals mittelst der Censur häufig gelang. Prešérn nennt sie daher in einem Briefe an Freund Čelakovsky „unsere jansenistischen Obscuranten." Er führte bei den Slovenen eine Menge neuer Kunstformen ein; sang zuerst in männlichen und weiblichen Assonanzen und der Nibelungen-Strophe. Von ihm datieren die ersten Terzinen, die Ottave rime, Glossen und Ghaselen, von ihm die ersten Romanzen und Balladen, die Elegie und Satire — und dies alles in einer fließenden durch Form und Inhalt vollendeten Sprache. Wie die deutschen Kunstrichter über den sanften Fluß und Wohlklang von Goethe's Fischer in Verwunderung geriethen, da sie derartiges nur dem Italienischen zutrauten, so bewundert mit mehr Fug und Recht der slovenische Literarhistoriker seinen ersten Classiker. Prešérn hat nicht bloß in den verschiedenen Kunstformen die schönsten Muster aufgestellt, sondern auch seinen Nachfolgern gegen die Beschränktheit und den Zelotismus der bis dahin die Literatur ausschließlich beherrschenden Classe ein breites Feld der Poesie erobert. Seine Lieder erschienen vor und neben der Čbelica im „Illyrischen Blatte" theilweise mit deutscher Übersetzung; speciell gab er nur 1836 sein größeres episches Gedicht „die Taufe an der Saviza" (Krst pri Savici) und 1847 seine gesammelten Gedichte (Poezije Dr. Fr. Prešérna) heraus. Nach längerer Krankheit starb er an Wassersucht den 8. Februar 1849 im 48 Lebensjahre. Den Zeitgenossen hatte erst Čelakovsky Prešérn's Bedeutung erschlossen, destomehr verehrt und würdigt ihn aber die jüngere Generation, bei welcher er an Professor Stritar (in der Sammlung Klasje) einen geistreichen Interpreten gefunden hatte. Von beliebten Liederdichtern mögen noch Strel (starb als Dechant in Treffen 1847) und Potočnik (geboren 1799, gestorben 1872)

Erwähnung finden, denn manche ihrer Producte sind in den Mund des Volkes übergegangen. Janez Ciglar und Luka Dolinar wurden fruchtbare Dichter religiöser Gesänge, die letzterer sammt Arien edierte.

Sprachbücher lieferten für Fremde: der Triester Advocat Vincenz Franul de Weißenthurn für Italiener (Saggio grammaticale Italiano-Cragnolino. 1811.); J. L. Šmigoc im Jahre 1812, Koloman Kvas 1829 und A. J. Murko für Deutsche, welch' letzteres unter dem Titel „Theoretisch-praktische slovenische Sprachlehre für Deutsche" 1832 (2. Auflage 1843) in Graz erschien. Dr. Anton Janez Murko (geboren 1809, gestorben 1871) war ein tüchtiger Slavist, welcher neben dem Sprachbuche das beste „slovenisch-deutsche und deutsch-slovenische Hand-Wörterbuch" (Graz 1833) lieferte. In Laibach gab der Normalschuldirector J. Šlaker ein kleines Wörterbuch der slovenischen und deutschen Sprache 1834 (2. Auflage 1843) heraus. Anton Krempelj (1790—1844) schrieb unter anderen eine für jene Zeit nicht unbedeutende „Geschichte der Steiermark" (Dogodivšine Štajarske zemlje) (Graz 1844), deren einzelne Abschnitte er mit ziemlich gelungenen historischen Liedern abschloß.

Eine rege literarische Thätigkeit begann in Klagenfurt nach der Berufung Slomšek's zum Spiritual des dortigen Priester-Seminars. Dieser war schon als Seelsorger ein fleißiger slovenischer Schriftsteller gewesen. Als Spiritual leitete er die angehenden Priester zu Übersetzungen von gediegenen Jugendschriften an, die er dann corrigierte und in Druck gab. Mit anderen Patrioten veranstaltete er eine Sammlung von weltlichen Liedern, die 1833 unter dem Namen des Professors Ahacelj sammt Arien erschienen und drei Auflagen erlebten. Diese Lieder werden wirklich in Steiermark und Kärnthen gesungen, wie der Titel besagt (Pesmi

po Koroškem ino Štajarskem znane), sind aber keine Volkslieder, wie manche meinten, denn mehrere rühren von Slomšek, der zugleich musikalisch war, und einem Autodidacten Mihal Andrejaš (1762—1821) in Kärnthen her; ähnliche dichtete damals am Bachern-Gebirge in Untersteier Juri Vodovnik (geboren 1791), von welchem ebenfalls später etliche Lieder im Drucke erschienen.

Populär praktische Werke verfaßten: J. P. Ješenak, Fr. Pirc, Janez Cerer und Professor J. N. Kömm mit Hülfe Trstenjak's, andere lieferten Übersetzungen.

Zu gedenken ist noch der „illyrischen Bewegung unter den Süd-Slaven", welche auch an deren westlichstem Zweige, den Slovenen, nicht ohne Einfluß vorüberging, entriß sie ihnen doch einen der begabtesten Dichter ihres Stammes, den steierischen Slovenen Stanko Vraz (1810—1851), einen Stern erster Größe, der nur mehr mit seinen Erstlingen und als Sammler von Volksliedern denselben angehört. Mehr Anklang als die illyrische Sprache selbst schien in den Fünfziger-Jahren die absonderliche Idee, eine allgemeine südslavische Literatursprache durch willkürliche Mischung des Slovenischen mit dem Illyrischen oder Kroato-serbischen unter den Slovenen zu gewinnen, denn man hegte die trügerische Hoffnung auf diesem Wege gegenseitiger Annäherung schließlich doch zur ersehnten panslavischen Schrift- und Culturspracbe zu gelangen. Hauptvertreter war und blieb der eifrige Slavist Matija Majar, ein Kärnthner aus dem Gail-Thale, geboren 1809. Das Hauptwerk dieser Richtung sind seine „Regeln das Illyrische so wie eine allgemein slavische Sprache zu cultivieren" (Pravila, kako izobraževati ilirsko narečje i u obće slovenski jezik 1848). Er schrieb eine russische Grammatik für die Slovenen und gab auch eine Zeitschrift Slavjan (der Slave) mit künstlicher allgemein slavischer Mischsprache heraus, die aber bald einging. Unter den Anhängern

dieser Richtung war der bedeutendste Radoslav Razlag mit dem Almanache Zora (die Morgenröthe) und Zvezdice (die Sternlein), kehrte aber bald wieder zur rein slovenischen Schriftsprache zurück. Mit seiner allgemein beliebten Pesmarica, einer Sammlung der schönsten und gangbarsten Lieder aller slavischen Stämme, hatte er ungleich bessere Erfolge in Bezug auf die slavische Wechselseitigkeit errungen.

Die Prekmurci oder ungarischen Slovenen weisen in dieser Zeitperiode einen Stevan Küzmič und Josef Torkoš im XVIII. Jahrhundert, einen Mihal Barla, Juri Cipot und Ivan Kardoš im Anfange des XIX. Jahrhunderts als protestantische, Mikloš Küzmič im XVIII. Jahrhunderte, Josef Košič und Jakob Sabar im XIX. Jahrhundert als katholische religiöse Schriftsteller und an Kunst-Poesie nur religiöse Liederbüchlein auf. Košič schrieb eine „ungarische Grammatik" (Kratki návuk Vogerszkoga jezika 1833) nach Szalay, ferner den „aufgeklärten Slovenen zwischen der Mur und Rab" (Zobriszani Sloven med Murov in Rabov) und die Begebenheiten des Königreiches Ungarn (Zgodbe vogerszkoga kraljesztva 1848).

Diese zweite Periode bekundet nach dem tiefen Verfalle, in welchem sich die gesammte literarische Thätigkeit bei deren Beginne befand, einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, besonders in Bezug auf Sprache und Poesie. In wissenschaftlichen Werken bediente man sich zwar noch der lateinischen und deutschen Cultursprache, doch waren schon verschiedene Schriften populärwissenschaftlichen Inhaltes zu verzeichnen.

III. Periode.

Vom Jahre 1843 bis zur Gegenwart.

Die dritte eigentlich nationale Literaturperiode beginnt mit der verdienstvollen Thätigkeit des Dr. Janez Bleiweis und reicht in die Gegenwart, wo das geistige Leben immer tiefer in alle Gesellschaftsclassen dringt, im Kampfe um die uns so hartnäckig verweigerten unveräußerlichen Rechte der Nation. Hier können nur die Haupterscheinungen des literarischen Strebens eine kurze Schilderung finden.

Dr. Janez Bleiweis (ursprünglich Plavec, was weder Amt noch Schule mit ihrem deutschen Schriftthum ausdrücken konnte) wurde am 19. November 1808 zu Krainburg als ältester Sohn eines wohlhabenden Handelsmannes und gewesenen slovenischen Bauers geboren. Die Gymnasialstudien machte er in Laibach, worauf er die Universität zu Wien bezog und dort 1732 im 24. Lebensjahre zum Doctor der Medicin promovierte. Behufs weiterer Ausbildung blieb er noch 11 Jahre in Wien, widmete sich der Thierheilkunde am dortigen Thierarznei-Institute und gab 1836 in deutscher Sprache das „praktische Heilverfahren bei den gewöhnlichen innerlichen Krankheiten des Pferdes" heraus, welches seinen Ruf unter Fachgelehrten begründete. 1843 wurde er zum Professor an der chirurgischen Lehranstalt zu Laibach ernannt, in welchem Jahre ihn auch die Landwirthschafts-Gesellschaft zu ihrem Secretär wählte. Nach längeren Bemühungen gelang es der Gesellschaft, diesmal auf Fürsprache des Erzherzogs Johann, die Concession zur Herausgabe einer slovenischen Zeitschrift zu erlangen. Die Redaction erhielt der Secretär Bleiweis und das erste Blatt „Kmetijske in rokodelske novice (Landwirthschaftliche und industrielle Neuigkeiten) erschien am 5. Juli 1843 zu Laibach. Bleiweis

war aber auch mit seinen Kenntnissen, wie kein zweiter, befähigt, Führer und Rathgeber einer in seiner Masse Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung zu werden, was er auch bis auf den heutigen Tag nicht nur durch die Novice, sondern auch eine nicht unbedeutende Anzahl praktischer Schriften geblieben ist. Namentlich möge nur seines mit Dr. Strupi (nachherigen Professors der medicinischen Facultät in Prag) gemeinschaftlich herausgegebenen Hauptwerkes über die gesammte Thierheilkunde (Živinozdravništvo) in 5 Theilen gedacht werden, als eines vom wissenschaftlichen Standpunkte bedeutenden Werkes. Wie eine Menge anderer Schriften erschien auch dieses Werk mehrere Jahre hindurch als Beilage der Novice, was wenigstens den Vortheil hatte, daß es wirklich in die Hände des Volkes gelangte. Nie hätten aber diese landwirthschaftlichen und industriellen Novice ihre thatsächliche Bedeutung erlangt, hätte es nicht Dr. Bleiweis verstanden, dem Bildungsbedürfnisse der Nation durch Aufnahme alles Wissenswerthen entgegen zu kommen. So wurde aber dieses einzige Organ zum Mittelpunkt der gesammten schriftstellerisch thätigen Welt der Nation, indem es geschichtliche, alterthumswissenschaftliche, juridische, naturwissenschaftliche, cultur- und literaturgeschichtliche ꝛc. Aufsätze, doch Alles in Bezug auf die von den Slovenen bewohnten Kronländer aufnahm, und so bis auf den heutigen Tag die beste Chronik dieses Volksstammes bildet, unentbehrlich für den Cultur- wie Literarhistoriker. Zwar haben den Novice andere Blätter schon längst den ersten Rang abgelaufen, doch ihre Tendenz ist bis auf den heutigen Tag die nämliche geblieben, wobei sich nur die Verhältnisse geändert haben, daß ein einzelnes Blatt solchen Anforderungen schon längst nicht mehr zu entsprechen im Stande ist. Das slovenische Volk hatte diesen auch auf anderen Gebieten verdienstvollen Mann vor allen andern durch Ehrengeschenke ausgezeichnet. Zu seinem 70. Geburtstage

im Jahre 1878 ernannten ihn nicht nur alle National-Vereine zum Ehrenmitgliede, sondern auch nahezu 150 Gemeinden zu ihrem Ehrenbürger. Die gesammte Nation verehrt in ihm den pater patriae (oče Slovencov, Vater der Slovenen!).

Die vorzüglichsten Schriftsteller dieser Zeit und zugleich Mitarbeiter der Novice waren: Matija Vrtovec (1784—1851), Janez Zalokar (1792—1872), Dr. Orel, Fideli Trpinec (Präsident der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Krain) als landwirthschaftliche Schriftsteller; Mihal Ambrož für Juridisches; die beiden Alterthumsforscher Davorin Trstenjak (geboren 1817) und Matevž Ravnikar (Poženčan II. zum Unterschiede vom älteren dem Triester Bischofe), der Historiker Peter Hitzinger (1812—1866), der Philologe Oroslav Caf (geboren 1814, gestorben zu Pettau 1874), der feurige Slavist Matija Majar, Juri Kosmač (1799, † 1872), Bischof Slomšek, Anton Mažgon, Janez Cerer, Mihal Vrnè, Professor Karol Robida; die Dichter: Jožef Žemlja (Krajničan, starb noch im Jahre 1843), Blaž Potočnik (1799—1872), Janez Ciglar (1792—1869), Anton Oliban (1824—1860), Anton Žakelj mit dem Dichternamen Rodoljub Ledinski († 1868), Jernej Levičnik (geboren 1808), Andrej Likar (1826—1865) und der zum größten Rufe gelangte Jovan Vesel Koseski. Dieser wurde 1798 im Dorfe Kosez in der Nähe Laibachs geboren, absolvierte hier das Gymnasium und in Wien die Rechte, ging in den Staatsdienst, wurde Finanzrath, und lebt als solcher in Pension zu Triest. Koseski ist Zeitgenosse Prešérn's; sein erstes Gedicht, ein Sonett, erschien 1817 im „Laibacher Wochenblatt," doch seine Hauptthätigkeit schließt sich an die Novice, denen auch gelungene Gedichte willkommen waren. Seinen Ruf als der beste Dichter der Slovenen, den man lange Zeit selbst über Prešérn stellen zu dürfen glaubte, begründete sein herrliches Gedicht Slovenija caru

Ferdinandu (Slovenien dem Kaiser Ferdinand), das 1844 bei Ankunft des Kaisers nach Laibach als Beilage der Novice erschien und einen Jubel ob des herrlichen Klanges der Sprache, des hohen dichterischen Schwunges und eines würdevollen nationalen Bewußtseins hervorrief, wie kein zweites mehr unter dem sang- und liederliebenden Völklein der Slovenen. Ein hoher Schwung zeichnete diesen Dichter-Genius aus, doch allzu früh, im Jahre 1852, entschwand sein hehrer Geist in Folge einer zerrüttenden Krankheit, von welcher er wohl nach 4 Jahren wieder genas, weiter dichtete, vor Allem aber classische Dichtungen der deutschen, italienischen, russischen und altclassischen Literatur übersetzte, doch ohne Schwung und Geist der früheren Periode. Möge sein dichterisches Schaffen, wie er selbst meint, den Boden bereiten, woraus künftige Dichtergrößen hoch in die Lüfte sich erheben sollten. Der Dichter „der Disharmonie zwischen dem Ideale und dem Leben im Sinnbilde unglücklicher Liebe", der classisch vollendete Prešérn hatte Nachahmer in Fülle hervorgerufen, der erhabene poetische Genius der so kurzen ersten Periode Kosesk'i's leider noch keinen! Der jetzige Zustand der von ihren Nachbarn bedrängten Nation dürfte ihre Dichter noch eine geraume Zeit die Pfade des ersteren wandeln heißen!

Neben den genannten älteren Schriftstellern als erprobten Kräften bildeten sich an den Novice immer neue heran. Auch Slomšek hatte einen gewissen Sammelpunkt im Jahre 1846 mit seinem Jahrbuche Drobtince (Brosamen) geschaffen, welches gediegene Aufsätze in Prosa und Versen brachte. Nun kommt das Jahr 1848 mit seiner Botschaft der Freiheit. Die beliebten Novice genügen trotz einer Unmasse von Beilagen nicht mehr und es erstehen mit einem Male folgende slovenische Zeitschriften: die Slovenija (Slovenien), eine politische Zeitschrift redigiert von Cigale; der

Pravi Slovenec (der echte Slovene) zur Belehrung des Volkes redigiert von Malavašič; der Vedež (der Kundige), Zeitschrift für die Jugend, herausgegeben von Navratil; die theologische Zeitschrift — Cerkveni časopis, redigiert von Pogačar, alle in Laibach; in Triest vom dortigen slavischen Vereine der Slavjanski rodoljub (der slavische Patriot) redigiert von Janez Cerer; in Cilli im Verlage des Buchdruckers Jeretin die politische Zeitschrift Slovenske novine (Slovenische Neuigkeiten) redigiert von Professor Konšek. Mit Beginn des Jahres 1850 fand sich die Regierung selbst veranlaßt, ein slovenisches Amtsblatt Ljubljanski časnik (Laibacher Zeitung) unter der Redaction des slovenischen Dichters und Schriftstellers Potočnik herauszugeben. Doch diese neuen Blätter giengen alle mit der Reaction nach kaum mehr denn zweijährigem Bestande wieder ein, mit einziger Ausnahme des Cerkveni časopis, welcher unter dem geänderten Titel Danica (die Morgenröthe) noch heutzutage forterscheint. Außer den Zeitschriften waren praktische Sprachbücher die begehrteste Ware, doch je kleiner, desto willkommener, so wurde z. B. der in Graz erschienene Hitri Slovenec (der schnelle Slovene) von Janez Čbelarček (ein Pseudonym!) nur verschlungen, denn in 8 Tagen mußte er wieder aufgelegt werden! Auch andere sorgten für Grammatiken, doch möge hier nur jener Navratil's Erwähnung geschehen, als eines speciellen Sprachbuches für Beamte.

Aus den Stürmen des Jahres 1848 erwuchs den Slovenen der begeisterte patriotische Dichter Dr. Lovro Toman, in der Folgezeit als Redner im Parlamente der tüchtigste Vertheidiger der nationalen Rechte, deshalb seinerzeit der „Liebling der Slovenen" genannt. Dr. Lovro Toman war am 10. August 1827 zu Kamnagorica in Oberkrain als jüngstes Kind eines angesehenen Gewerksbesitzers geboren. Nach absolviertem Gymnasium zu Lai-

bach studierte er während der Freiheitsstürme in Wien die Jurisprudenz und edierte im Jahre 1849 seine begeisterten Heimatsklänge Glasi domorodni. 1852 promovierte er zum Doctor der Rechte, worauf er bei der k. k. Finanz-Procuratur zu Laibach in den Staatsdienst trat. Am 22. September 1853 vermählte er sich mit der Tochter des Herrschaftsbesitzers Thurn bei Krainburg Josipina Urbančič, welche sich unter dem Namen Josipina Turnogradska als slovenische Schriftstellerin, besonders als Erzählerin verdienten Ruf erwarb. Leider wurde dieses schöne Dichterpaar schon am 1. Juli 1854 durch den Tod Josipina's zerrissen. Sie ruht am St. Leonharder Friedhofe in Graz. Spätere Lieder Toman's sind vielfach ihr geweiht. Nach einiger Zeit erhielt Toman die neuerrichtete Advocatur zu Radmannsdorf in Krain, wo er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, weshalb man ihn gleich mit den ersten Wahlen im Jahre 1861 in's Parlament entsandte, wo er sowohl im Krainer Landtage als im Wiener Reichsrathe als tüchtiger Redner und Patriot bis zu seinem Tode wirkte. Er starb am 15. August 1870 in Rodaun bei Wien.

Das Unterrichtsministerium übertrug bei der Reorganisation der Gymnasien die Zusammenstellung slovenischer Lesebücher für's Untergymnasium dem Dr. Bleiweis, für's Obergymnasium dem Professor Miklošič. In diesen Lesebüchern schrieb der größte aller Slavisten auch einige Aufsätze in seiner Muttersprache, wogegen seine wissenschaftlichen Werke entweder in lateinischer oder deutscher Sprache abgefaßt sind. Der Hofrath Professor Ritter von Miklošič (Miklosich nach der Orthographie der am Ende dieses Aufsatzes behandelten slovenischen Literatur der kajkavščina in Kroatien und der Murinsel) ist ein steierischer Slovene, geb. in Radomerščak bei Luttenberg im Jahre 1815. Er studierte in Warasdin, Marburg und Graz, wurde Doctor der Rechte und der

Philosophie, kam als Beamte an die Hofbibliothek, wo ihn Kopitar für die Slatistik gewann und wirkt seit 1849 so segensreich als Professor der slavischen Philologie an der Wiener Universität. Seine bahnbrechende Thätigkeit, wodurch er auch seiner Muttersprache Gesetze dictierte, die sein scharfer Forscherblick den vergilbten Papieren altslovenischer Denkmäler enträthselte, ist aller Welt bekannt. Die Riesenleistung seiner „vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen" in 4 Bänden und seines Lexicons palaeo-slovenico-graeco-latinum genügte schon allein, ihm den Ehrenplatz unter den Slavisten zu sichern.

Ein stiller und um die slovenische Literatur vielverdienter Mann war Anton Janežič (1828—1869), Professor in Klagenfurt, der 1851 ein gediegenes deutsch-slovenisches und slovenisch-deutsches Taschen-Wörterbuch herausgab (2. Auflage von 1867 und 1874), nachdem er schon 1848 eine slovenische Grammatik (Slovenska slovnica) ediert hatte. Er versorgte die studierende Jugend mit den besten slovenischen Sprach- und Übungsbüchern nebst Chrestomathien für Deutsche und Slovenen, die vielmals neuaufgelegt erschienen. Seit dem Jahre 1850 bis zu seinem Tode im Jahre 1869 war er unermüdet thätig als Herausgeber belletristischer Schriften, welche unter seiner Redaction in mustergiltiger Sprache erschienen. Zuerst begann er 1850 mit dem belletristischen Blatte Slovenska Bčela (die slovenische Biene), die ihre Fortsetzung unter dem geänderten Titel Slovenski Glasnik (der slovenische Bote) fand. Größere Werke erschienen in seinem 1852 begonnenen Cvetje slovanskego naroda (Blüthen der slavischen Nation), das Titel und Tendenz änderte und weiter als Cvetje iz domačih in tujih logov (Blüthen aus heimatlichen und fremden Fluren) erschien. Hier mögen einige der vorzüglichsten Mitarbeiter ihren Platz finden. Als Poeten: Miroslav Vilhar, V. Orožen, Matevž

Ravnikar, Matija Valjavec, J. Stefan, Andrej Praprotnik, Tomaž Lempelj, F. Blažič, J. Šubic, Fr. Levstik, Simon Jenko, Fr. Cegnar, Gregor Krek, Jožef Virk, Svetličić, J. Frankolski, J. Vesnin, V. Koš, J. Bilec. Als Prosaiker: Valant Janezič, Janez Trdina, Božidar Raič (Vrlekov), J. Majciger, J. Muršec (Živkov), Val. Mandelc, Levstik, Fr. Erjavec, J. Navratil, K. Robida, J. Mencinger, J. Kosmač, J. Goršak, Bradaška, Krek, Stefan, Tušek, A. Müllner, J. Zupan, Cigale, Navratil, J. Radonjevič (mit dem eigentlichen Namen Freiherr von Schwegel) ꝛc.

Unter den im Jahre 1848 entstandenen politischen Vereinen gestaltete sich der Laibacher „Slovenische Verein" (Slovensko družtvo) bald in einen literarischen um, der seinen Letopis (Jahrbuch), 4 Hefte beliebter Lieder unter dem Titel Slovenska grlica (die slovenische Turteltaube), eine Erdbeschreibung mit Planigloben ꝛc. herausgab, mehreres aber noch vorbereitete, besonders ein großes slovenisches Wörterbuch, wovon im Jahre 1860 auf Kosten des Fürstbischofs von Laibach A. A. Wolf der deutsch-slovenische Theil in 2 Bänden erschien. (Dieses National-Werk circulierte vor der Drucklegung bei folgenden ausgezeichneten Sprachkennern: Slomšek, Vertovec, Grabrijan, Burger, Potočnik, Zalokar, Ravnikar, Pintar, Jeran, Majar, Kobe.) Doch löste sich der Verein auf, als im Jahre 1852 unter den Auspicien des Fürstbischofes von Lavant Anton Martin Slomšek die Družba sv. Mohora (St. Hermagoras-Verein) zur Herausgabe guter Bücher ins Leben trat, deren jährliche Mitgliederzahl in der letzten Zeit schon die Zahl 25.000 (sage fünf und zwanzig Tausend) bedeutend überschritten hatte. Dieser Verein fußt auf kirchlicher Grundlage und gibt jedem Mitgliede um den geringen Jahresbeitrag von 1 fl. sechs Bücher, wovon nur zwei religiösen Inhaltes und die übrigen populär-wissenschaftliche oder Unterhaltungsschriften sind. Der Verein

hat seinen Sitz in Klagenfurt und besitzt dort sein eigenes Haus mit Buchdruckerei.

Anton Martin Slomšek, einer der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten der Monarchie, zugleich ein vorzüglicher und fruchtbarer slovenischer Schriftsteller, war im Jahre 1800 von bäuerlichen Eltern auf Slom in der Pfarre Ponigl in Untersteier geboren. Er studierte am Cillier Gymnasium, wo Professor Zupančič die Gymnasiasten zu Übungen in slovenischen Aufsätzen aufmunterte, und eine Zeit in Fiume. Als er 1821 als Alumne in's Priester-Seminar zu Klagenfurt eintrat, hatte er schon so bedeutende Kenntnisse in seiner Muttersprache, daß man ihm den Unterricht in derselben für seine Collegen anvertrauen konnte. Anfangs wurde er Seelsorger, später Professor der Theologie in Klagenfurt, Schulen-Oberaufseher der Lavanter Diöcese, Abt von Cilli und seit 1846 Bischof von Lavant, dessen Sitz er wegen längst gefühlten Bedürfnisses von St. Andrä im Kärnthner Lavant-Thale nach Marburg in Unter-Steiermark verlegte und damit aus einer doppelsprachigen Diöcese eine rein slovenische schuf. Dadurch wurde Marburg, mit welchem bisher Cilli rivalisierte, zur Hauptstadt der steierischen Slovenen. Slomšek, der „Apostel der Slovenen", starb 1862 zu Marburg. Mit ihm erlosch „ein Priesterleben, das in solcher Reinheit, Vollkommenheit und segensvollen Wirksamkeit sich wohl selten wiederholen mag." Seine gesammelten slovenischen Werke werden derzeit vom Pettauer Vicar Lendovšek in 15 Bänden (welche Zahl noch überschritten werden dürfte!) ediert. Als Dichter, Jugendschriftsteller, Biograph und Kanzelredner hatte er Ausgezeichnetes geleistet, so daß viele seiner Schriften gerechten Anspruch auf Classicität erheben.

Deutlich zeigte den Fortschritt die hundertjährige Geburtsfeier Vodnik's im Jahre 1859, indem sich an einem von Dr. H.

E. Costa herausgegebenen Vodnik-Album 86 vaterländische Schriftsteller betheiligten, wenn auch davon etliche deutsch schrieben.

Im Jahre 1863 wurde die Slovenska matica (slovenische Bienenmutter oder Bienenkönigin), ein Verein zur Herausgabe wissenschaftlicher Werke mit dem Sitze zu Laibach gegründet, derzeit mit einem Stammcapitale von 60·000 fl. und eigenem Hause. Eine schöne Reihe wissenschaftlicher Werke hat man der Thätigkeit dieses nationalen Institutes zu danken, welches jährlich in seinem Letopis (Jahrbuch) genaue Rechenschaft ablegt. Seit dem Jahre 1869 bringt dieser Letopis die vollständige slovenische Jahresbibliographie. Außer den beiden erwähnten Vereinen existiert seit 1867 ein dramatischer Verein (Dramatično družtvo), welcher durch seine Sammlung Slovenska Talija (Slovenische Thalia), die bisher 47 Bändchen zählt, das Repertoire für ein slovenisches Theater schuf; die Glasbena matica, ein Musik-Verein seit 1872, der mit besonderer Liebe das slovenische Lied cultiviert und schon eine ansehnliche Reihe von Liedertexten mit Noten zum Drucke befördert hatte, was auch anderweitig geschah, doch hier übergangen wird; die Cecilijno družtvo (Cecilien-Verein) zur Pflege des Kirchenliedes seit dem Jahre 1877, sämmtlich mit ihrem Sitze in Laibach. In Marburg wäre Katoliško tiskovno družtvo (Katholischer Preßverein) und in Laibach noch Katoliška družba Kranjska (Katholischer Verein für Krain) als literarische Vereine zu erwähnen, von denen ersterer neben anderen Schriften das politisch-landwirthschaftliche Blatt Slovenski Gospodar (der slovenische Landwirth) herausgibt.

An Zeitschriften, die seit dem Beginne des constitutionellen Lebens in größerer Anzahl erstanden, zählt die Literatur heutzutage: 6 politische Blätter, darunter ein Tagblatt (Slovenski narod), mehrere von ihnen sind zugleich ökonomisch ꝛc. wie die Novice, 3 kirchliche, 3 pädagogische, 1 juridisches, 1 humoristisches, 1 für

Stengraphie, 1 für Bienenzucht, 1 für Kirchenmusik und derzeit zwei für schöne Literatur, zusammen demnach 19 Blätter. Die schöne Literatur zählte nach Janežič's Tode 3 Blätter: Besednik (Redehalle) in Klagenfurt, Zora (Morgenröthe) in Marburg und Zvon (Glocke) in Wien, von denen letzteres unter der Redaction Professor Stritar's, eines vorzüglichen Dichters und Schriftstellers, den höchsten Rang einnahm. Gegenwärtig erscheinen zwei Zeitschriften belletristisch-wissenschaftlichen Inhaltes, nämlich Zvon unter veränderter Redaction in Laibach und Kres in Klagenfurt.

Es mögen nur noch ein paar Namen der vorzüglichsten Dichter und Erzähler der Gegenwart folgen:

a) Dichter: Fr. Cegnar, M. Valjavec, Fr. Levstik, J. Stritar, S. Jenko, A. Umek (Okiški), J. Bilec, V. Orožen, M. Vilhar, J. Virk, mit schon edierten Gedichtsammlungen, dann Svetec, Svetličič, Klodič, Hašnik, Brüder Cimperman, Flegerič ꝛc. und eine vorzügliche Dichterin Louise Pesjak.

b) Erzähler: Mencinger, Mandelc (Novellen), Ogrinec (Naturbilder), Jurčič, Stritar, Krsnik, Koder (Romane); Zarnik und Trstenjak (letzterer unter dem Pseudonym Vicko Dragan) gediegene Humoristen ꝛc. Besonders stark ist die Betheiligung an populär-wissenschaftlichen und belehrenden Schriften. Auch streng wissenschaftliche Themen der verschiedensten Wissenszweige wurden, oft von Professoren der betreffenden Fächer, in slovenischer Sprache behandelt, so daß es derzeit kein wissenschaftliches Gebiet mehr gibt, in welchem sich nicht wenigstens ein Schriftsteller versucht hätte, wogegen manche Fächer sehr eingehende Bearbeitungen erfuhren. Um den Ausflüchten der Regierung wegen Einführung slovenischer Mittelschulen zu begegnen, verfaßten die Professoren Horvat, Žepič, Erjavec, Tušek, Jesenko ꝛc. slovenische Lehrbücher für Mittelschulen, so daß das Untergymnasium wenigstens voll-

ständig versorgt wäre, wobei noch Manches im Manuscripte blieb, da man die weitere Edition der Lehrbücher einstellte, als die Regierung noch keine Miene machte sie faktisch einzuführen.

Die Prekmurci oder ungarischen Slovenen hatten es dießmal schon zu einem Monatsblatte Prijatel (der Freund) redigiert von Auguštič Imre gebracht, welches nun als 6. Jahrgang in Pest erscheint. Im Übrigen wird in der Prekmurščina (der Sprache der Prekmurci), welche ihre älteren Schriftsteller „die altslovenische Sprache" (Staroslovenski jezik) nannten, von den katholischen Geistlichen Trpljan, Borovnjak und Zemljič nur das religiöse Gebiet bearbeitet. Derzeit ist aber auch schon das Volk mit der slovenischen Orthographie vertraut, weßhalb in allerneuester Zeit jährlich etliche hundert Exemplare des Hermagoras-Vereines über die Mur wandern, und dieser gesonderten Literaturbestrebung ein baldiges Ende bereiten dürften.

Die Volks-Poesie der Slovenen kann sich zwar nicht mit jener der Serben messen, ist aber dessen ungeachtet viel reichhaltiger als man gewöhnlich meint. Bisher gebricht es noch an einer größeren und gesichteten Sammlung, obgleich massenhaftes Materiale vorliegt. Als erster Sammler ist Zakotnik aus Šiška bei Laibach, als Augustiner-Mönch Dismas a S. Elisabetha, vor dem Jahre 1793, bekannt, doch was aus der Sammlung selbst geworden, ist nicht zu ermitteln. Das „Turnier zwischen den beiden Rittern Lamberg und Pegam" edierte Vodnik 1807 sammt der beinahe wörtlichen deutschen Übersetzung des Professors Zupančič. Ein eifriger Sammler war Andrej Smole, ein Freund Prešérn's, doch die gegen das Volkslied eifernde Geistlichkeit verhinderte die Drucklegung. So wurde der aus seinem Vaterlande flüchtige Pole Korytko der erste, obgleich unkritische Herausgeber einer fünfbändigen Sammlung „slovenischer Volkslieder in Krain" (Slo-

venske pesmi kranjskega naroda. Laibach 1839—44). Die beste und wohl gesichtete Sammlung erschien 1839 von Stanko Vraz (Narodne piesni ilirske, koje se pievaju po Štajarskoj, Kranskoj, Koruškoj i zapadnoj strani Ugarske d. h. illyrische Volkslieder, welche in Steiermark, Krain, Kärnthen und dem westlichen Gebiete Ungarns gesungen werden), doch umfaßt sie nur einen geringen Theil, da sein eigener Nachlaß eine Menge Volkslieder enthält, die noch nicht ediert wurden. Der größte Theil liegt in den Zeitschriften zerstreut und es wäre hohe Zeit diesen Schatz in einer gesichteten den gegenwärtigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Ausgabe der Öffentlichkeit zu übergeben.

Die Volkslieder der Slovenen gruppieren sich, wie die aller Südslaven, um ihre heldenmüthigen Kämpfe mit dem Erzfeinde der Christenheit, den Türken, welcher auch diesen westlichsten Zweig Jahrhunderte hindurch mit plötzlichen räuberischen Einfällen heimsuchte. „Obschon," schreibt Anastasius Grün, „das slovenische Volkslied sein nahes Verhältniß zur Poesie der übrigen slavischen Völker nicht verläugnet, steht es doch mit der serbischen Volkspoesie in allernächster Verwandtschaft. Wenn jedoch das serbische Volkslied, im Einklange mit der Geschichte Serbiens, als wohlgegliedertes Epos zur Feier vaterländischer Helden, als stolzer Triumph- und Siegesgesang nach glanzvoll beendigten Kriegen, breit und feierlich dahinrauscht; so klingt, eben auch im Einklange mit der Landesgeschichte, das slovenische Volkslied rasch und abgerissen, als kurze Romanze, als frisches Waffenlied, wie es Nachts am Vorpostenfeuer von wachenden Kriegern gesungen zu werden pflegt, die sich munter erhalten, die Nacht kürzen, vor allem aber den Faden, den jeder Augenblick durch Auszug oder Überfall durchschneiden kann, nicht über Gebühr ausspinnen wollen." An historischem Hintergrunde fehlt es demnach nicht, obgleich derselbe

im slovenischen Volksliede nur schwach zum Ausdrucke gelangt. Die Hauptheldeu der südslavischen Volksgesänge wie Kraljević Marko (der Königssohn Marko) und den Kralj Matjaž (König Mathias Korvinus) finden wir auch hier vertreten. Außer diesen gibt es eine Menge erotischer und anderer Lieder. Die eigentliche Lebensquelle der Volkspoesie scheint aber bei den Slovenen eben so gut, wie bei den westlichen Cultur-Völkern schon versiegt zu sein. Um den Deutschen einen Begriff von dem poetischen Gehalte slovenischer Volkslieder zu geben, möge nur an die Übertragung der „Volkslieder aus Krain" (Leipzig 1850) von Anastasius Grün verwiesen werden, welche dazumal von einem allen nationalen Bestrebungen auf's Entschiedenste abholden Journale mit folgenden Worten begrüßt wurden: „Ein Volk, dessen poetische Psyche in solcher Verklärung den Deckel ihres Sarges bricht, ist als eine neugewonnene Provinz, als ein neuer Zuwachs an Kraft, Eigenthümlichkeit und Schönheit im Reiche des menschlichen Fortschrittes und humaner Bildung zu begrüßen."

Schließlich muß noch, wenn auch in allerkürzester Weise, die selbständige Literatur-Entwickelung der Slovenen Kroatiens und der Murinsel geschildert werden, um das Bild der literarischen Bestrebungen des gesammten slovenischen Stammes zu vervollständigen. Gemeiniglich wird diese Literatur nach dem Lande, in welchem sie gepflegt wurde, die der kroatischen kajkavščina genannt. Nun gibt aber die Fragepartikel kaj (was) das allgemein bekannte nationale Criterium der Slovenen gegenüber dem serbo-kroatischen što und ča der štokavščina und čakavščina ab. Juri Dalmatin nannte im XVI. Jahrhunderte diese Slovenen „Wesiaken", welchen Namen Bezjaki und ihr Land Bezjačko ihnen heutzutage noch die steierischen Slovenen beizulegen pflegen. Diese

ebenfalls mit dem Protestantismus beginnende bis zum Illyrismus der Dreißiger-Jahre unseres Jahrhunderts reichende Literatur hat als eine nunmehr abgestorbene Culturerscheinung lediglich sprachwissenschaftlichen Werth, welcher um so höher anzuschlagen ist, da dieser Zweig noch am Besten dem Einflusse einer europäischen Cultursprache entrückt erscheint, indem ihn, mit Ausnahme des nördlichen ungarischen Gebietes, nach allen Richtungen slavische Nachbarn umgeben. Ihren Anfang nahm sie auf der Murinsel (Medjimurje), wo auf Ansuchen Bučić's die Grafen Zrinjski, die mächtigsten Gönner und Anhänger des Protestantismus zu Nedelišče eine Druckerei errichteten, die später nach Warasdin verlegt wurde. Der erste mit Sicherheit nachzuweisende Schriftsteller dieses Idioms war Mihal Bučić, welcher zwischen den Jahren 1564 bis 1574 protestantische Schriften zum Drucke beförderte. Nur Ivan Prgošić schrieb, eigentlich übersetzte, (Verböczy's Tripartitum Nedelišče 1574), in der protestantischen Epoche ein Stück weltlicher Literatur, alles Übrige war ausschließlich dem religiösen Zwecke des immer weiter um sich greifenden Protestantismus gewidmet. Mit der Ausrottung des Protestantismus hörte auch die literarische Thätigkeit auf, bis sie in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von katholischer Geistlichkeit wieder aufgegriffen wurde. Nun erschienen außer religiösen Schriften auch einige praktische Werke für das alltägliche Leben. Wissenschaftlichen Werth behalten die lexicalischen Leistungen eines Habdelić, Belostenec, Šušnik und Jambrešić, welche in dieser Richtung nicht nur die gleichzeitigen, sondern auch manche späteren Leistungen der eigentlich slovenischen Literatur bei weitem übertreffen. Juraj Habdelić, Jesuit, im Übrigen unbekannt, edierte seinen Dictionar (Dictionar ili reči slovenske z vekšega ukup zebrane na pomoć mladencev Horvatskoga i slovenskoga naroda d. h. Wörterbuch oder slovenische Worte

größtentheils gesammelt als Beihilfe für die Jünglinge des kroatischen und slovenischen Volkes) 1670 zu Graz. Ivan Belostenec geboren 1595 in Kroatien, ein Priester des Paulaner-Ordens, der einen großen Theil seines langen Lebens (er starb 1675 im 80. Lebensjahre!) im Kloster zu Lepoglava zugebracht haben dürfte, schritt mit Bedacht und tüchtiger Vorbereitung an die Abfassung seines Gazophylacium's. Er hatte nämlich vorher ganz Kroatien, Slavonien, Dalmatien und Istrien sammt einem Theile der sich daran schließenden Inseln bereist und emsig für sein Wörterbuch gesammelt. Deshalb beendete er den Illyrisch-lateinischen Theil erst im 58. Jahre seines klösterlichen Lebens, den lateinisch-illyrischen begann er gar erst in einem Alter von 70 Jahren. Das Werk lag dann 65 Jahre im Manuscript und wurde vom Convente Lepoglava im Jahre 1740 zu Agram dem Drucke übergeben. Der Jesuit Ferenc Šušnik lebte zur Wiederherstellung seiner durch Berufsarbeiten geschwächten Gesundheit in behaglicher literarischer Muße zu Agram und arbeitete, unterstützt von seinem Ordensgenossen Andraš Jambrešić (gebürtig aus Zagorje in Kroatien) an einem Wörterbuche, doch 1739 setzte ein plötzlicher Tod seinem rühmlichen Bemühen ein voreiliges Ende. Das Werk selbst brachte sein Genosse Jambrešić zu Stande, der es unter eigenem Namen 1742 zu Agram unter dem Titel: „Lexicon latinum interpretatione illyrica, germanica & hungarica locuples nebst einem Index illyrico- sive croatico-latinus herausgab.

Außer den ziemlich zahlreichen religiösen Schriften bewegte sich diese Literatur in der zweiten Hälfte des XVIII. und im XIX. Jahrhunderte, als am Beginne des letzteren die Magyaren ihre Sprache den Bewohnern Kroatiens aufzudringen begannen, auch schon auf weltlichem Gebiete, wo als die bedeutendsten Schriftsteller

Miklouſić und Lovrenčić zu verzeichnen ſind. Tomaš Miklouſić war 1767 zu Jaska geboren, ſtudierte in Agram und Peſt, wurde Geiſtlicher und Profeſſor der Grammatik am Archigymnaſium zu Agram. Seine Schriften in Proſa und Verſen bilden eine ſtattliche Reihe. Dieſer warme Patriot ſtarb 1833. Jakob Lovrenčić geboren zu Agram um das Jahr 1770, war mehrere Jahre Proviſor des Grafen Drašković auf dem Schloſſe Trakoſtjan und lebte ſpäter als Privatier zu Warasdin den Muſen und der Beförderung der Nationalliteratur. Die Proſa ſeiner Erzählungen iſt eine claſſiſche kajkavščina! Genannt zu werden verdienten noch T. Brezovački, Mat. Jandrić, Ant. Mihanović, Imbrih Domin und mehrere andere. Ihren letzten Vertreter fand ſie an Ignaz Kriſtianović, geboren zu Agram 1796, Domherr des Agramer Capitels, der neben zahlreichen religiöſen Schriften auch eine Grammatik dieſer Mundart, die er die kroatiſche nennt, in deutſcher Sprache (Agram 1837) herausgegeben hatte. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ſtellten ſich ſchon Schriftſteller ein, welche zur reinen kajkavščina die ča- & štokavščina miſchten, ſo z. B. Graf Peter Zrinjski (im Jahre 1671 als Majeſtätsverbrecher zu Wiener-Neuſtadt enthauptet!) in der nach ſeinem älteren Bruder Nicolaus aus dem Ungariſchen überſetzten Sirene (Adrianskoga Mora Sirena. Venedig 1660) und Pavel Ritter genannt Vitezović (geboren 1650 zu Zengg, geſtorben 1713 in Wien), ein ſehr rühriger und um die Erweckung literariſcher Beſtrebungen hoch verdienter patriotiſcher Schriftſteller. Indem man ſtets auf eine weitere Verbreitung dieſer ſo genannten kroatiſchen Literatur, deren Centralpunkt ſchon längſt Agram geworden war, bedacht ſein mußte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn mit der Inaugurierung des Illyrismus durch Ljudevit Gaj, die beſten Kräfte den ſchon vor Jahrhunderten von den Ragu-

sauern gepflegten südwestlichen Dialect ergriffen, welcher die Serben und Kroaten, obwohl unter der Form einer Doppel-Schrift und eines Doppel-Namens zur Einheit führen sollte.

Die gesammte literarische Thätigkeit des in so viele Provinzen getheilten slovenischen Stammes, deren Zersplitterung nicht nur in den Anfängen, sondern auch in ihrer Entwickelung einen so natürlichen Ausdruck fand, bot uns leider ein allzugetreues Bild des großen Slaventhums im Kleinen!

Die Pflege der Künste und Wissenschaften.

Die schönen Künste und Wissenschaften sind der Ausfluß des erhabenen geistigen Strebens und Schaffens einer gereiften, politisch selbständigen und wohlhabenden Nation. Bei den Slovenen ist das Streben zu constatieren.

Musik.

Der Kunstsinn äußert sich im Volksgesange, der namentlich von der weiblichen Bevölkerung im hohen Grade gepflegt wird. Der Werth der Leistungen in dieser Richtung ist dort erkenntlich, wo eine gewisse Concurrenz nach Nationalitäten eintritt. Dies ist z. B. der Fall bei Wallfahrten, so namentlich beim sogenannten Lichteln am Abende des 14. August in Maria-Zell in Obersteier, wo die Nationen mehrfach vertreten sind und der slovenische Gesang nach dem Urtheile kundiger Hörer, wie des gewöhnlichen Mannes bisher stets den ersten Rang eingenommen hatte. Die Motive des stets in neuen Formen emporsprießenden Volksgesanges sind von Tondichtern vielfach ausgenützt worden. Von besonderer Wirkung ist der Zusammenklang von Prim- und Secondstimmen, wodurch heimkehrende Arbeiterinnen an herbstlichen Abenden Thal und Flur weithin bezaubern. In Gegenden, wo

der Gesang vorherrschend von der weiblichen Bevölkerung gepflegt wird, ist vielfach ein Rückgang des weltlichen Liedes zu Gunsten des geistlichen wahrnehmbar. Von volksthümlichen Musikinstrumenten ist die siebenstäbige Syrinx und die Flöte im Gebrauche, beide der Hirten eigenes Fabricat, die sie nicht selten meisterhaft spielen. Auch die Cyther ist häufig zu finden; sie ist das Tonwerk, auf welchem nach vollendeter Arbeit der tanzenden Jugend auf dem Rasenplatze vor dem Hause die Weisen aufgespielt werden. Übrigens findet sich in jeder Gegend meist auch eine Musikbande mit den modernen Blasinstrumenten, Cymbeln und Pauken; diese besorgen bei Hochzeiten, Primizen und ähnlichen Festlichkeiten die Musik; diese Musik ist freilich oft zweifelhaften Werthes; eine Ausnahme machten aber z. B. die Cagrani bei Radkersburg in Untersteier, eine Musikbande, die durch mehrere Generationen weithin berühmt war.

Von den großen Musikern und Componisteuren gehört der slovenischen Nation Jakob Händl an, der in Krain geboren, sich in Mähren ausbildete und von Kaiser Rudolf an den Hof nach Prag berufen ward, wo er bis zu seinem Tode 1591 blieb; er schrieb sich zu seiner Zeit Gallus, wahrscheinlich hieß er von Haus aus Petelin. Als „trefflicher Musikus und guter Componisteur" wird der Jesuitenpater in Laibach, Nikolaus Dolar erwähnt: von diesem wurden viele Stücke um 1665 in Wien gedruckt. In Görz lebte im XVIII. Jahrhundert ein namhafter Orgelbauer, der Priester Franz Križman, der unter andern auch die Orgel in Admont gebaut hatte. Mit dem Volksleben inniger verschmolzen sind die jüngeren Tondichter, die durch das Lied zur Belebung des nationalen Wesens und Lebens nicht weniger beitrugen, als die Dichter, Redner und Gelehrten. Die hervorragendsten slovenischen Liedercomponisteure sind Caspar Mašek († 1873), Camillo

Mašek und Fleišman in Laibach, Benjamin Ipavec in Graz, Davorin Jenko in Belgrad; vom letzteren rührt das in der ganzen slavischen Welt gesungene slovenische Lied: Naprej zastava Slave her. Anton Slomšek, Valentin Orožen und M. Vilhar componierten zu vielen ihrer Gedichte auch Melodien; das Lied Kje so moje rožice von Orožen, Preljubo veselje von Slomšek, Na jezeru von Vilhar sind in jeder Hütte bekannt. Vilhar componierte auch die Operette Jamska Ivanka, Benjamin Ipavec die Operette Tičnik und die oratoriumartige Composition Kdo je mar. Der productivste slovenische Tondichter von kirchlichen und auch schönen weltlichen Liedern war wohl der Priester Gregor Rihar (geboren 1796 zu Billichgraz, gestorben in Laibach 1863); seine Marienlieder, ebenso einfach als von ergreifender Wirkung, sind berühmt. Als fruchtbare slovenische Liedercompositeure sind weiters zu nennen Lavoslav Belar, Anton Förster (Böhme), Anton Haidrich († 1878), Angelik Hribar (Franziskaner), Anton Nedved (Böhme) in Laibach; Gustav Ipavec in St. Georgen bei Cilli, ein Bruder des oben genannten Benjamin Ipavec; Josip Kociancič († 1878), August Leban († 1879) in Görz; Levičnik in Ober-Krain; J. Miklošič in Marburg; Andreas Vavken in Cirklach und andere. Zur Pflege und Verbreitung von guten Compositionen besteht seit 1872 der Verein glasbena matica in Laibach.

Baukunst, Bildhauerei.

Insofern der Bau dem praktischen Zwecke diente, haben die Slovenen stets ihre Bedürfnisse nach eigenem Sinn und Geschmack in einfacher Weise selbst versorgt, zu Prachtbauten haben sie es gemäß dem Verlaufe ihrer Geschichte nicht gebracht. Dem religiösen Gefühle gaben sie durch Kirchenbauten

Ausdruck, wobei ihnen im Stil und vielfach auch in Ausführung italienische und deutsche Meister maßgebend wa Dennoch sind auch einzelne einheimische Namen überliefert, di der Baukunst Bedeutenderes geleistet haben. Aus dem XV. Je hundert wird ein gewisser Peter aus Laibach als Baumei erwähnt, der nebst Matej aus Pola die schöne Muttergottes-Ki in Neugrad bei Ceppich in Istrien gebaut hatte.

Um diese Zeit baute auch ein Meister Andreas aus Laas Krain) die Kirche in Ponigl im Görzischen. In Udine hatte dam ein gewisser Ivan aus St. Peter im Venetianisch-Slovenischen ei bedeutenden Namen als Steinmetz. In der ersten Hälfte des XV Jahrhunderts lebte der Baumeister und Steinmetz Johann Albertl geboren in Treffen. Von diesem ist bekannt, daß er bei Agramer Cathedralkirche den Hauptaltar, das Gewölbe ober d Presbyterium und den Thurm gebaut und das Portal zu ba angefangen hatte. 1664 wird der Bildhauer Ferfila erwähnt, geborner Krainer.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts lebte in Lail der Baumeister und Steinmetz Michael Kusa, dessen schö Arbeit die Kanzel aus weißem und schwarzem Marmor in Cathedralkirche in Agram ist. Um 1700 bauten die Laiba Cathedralkirche nach dem Plane des Jesuiten Andreas Pu (oder Pozzo) die Krainer Paul Jugović, nach ihm Gregor Ma und Zamrl nebst den Mailändern Franz Bombaggi und P Janni. 1841 baute derselben Kirche die wohlgelungene Kup Matej Nedved aus Cirklach in Ober-Krain, bis dahin ein f facher Maurer. Ein hervorragender Bildhauer war Joh Toman und sind gegenwärtig F. Burnik in Radmannsd F. Zajc in Laibach und M. Tomec in St. Veit.

Malerei.

Die Malerei diente in der alten Zeit nur religiösen Zwecken. In den Klöstern wurde sie schon im XIV. Jahrhunderte gepflegt, dieses beweisen die Bilder einer in der Laibacher Bibliothek aufbewahrten Handschrift de civitate dei von Augustin, die ein Karthäuser-Mönch im XIV. Jahrhundert abgeschrieben hatte. Auch im Cistercienser-Kloster zu Sittich wurde die Malerei gepflegt, wie dies die Miniaturbilder einiger Handschriften zeigen, die man aus diesem Kloster in die Laibacher Bibliothek übertragen hatte. Aus dem Sittticher-Kloster stammt auch das Bildnis der Herzogin Viridis her, welche als Witwe in der Nähe Sittichs lebte und das ihres Gemahls Leopold III. von Österreich, der 1386 in der Schlacht bei Sempach fiel. In das Ende des XV. Jahrhunderts fällt der Name des Malers Anton Gerici, von dem das städtische Rathhaus in Laibach mit Malereien ausgeschmückt wurde. 1593 ließen' die Krainer Stände die Türkenschlacht bei Sissek malen, ein Bild, welches Valvasor für sein Buch als Vorlage benützte und das in der Folge verloren gegangen ist. Auch die Geistlichkeit ließ ein gleiches Bild anfertigen, das jetzt noch im Laibacher Museum aufbewahrt wird. Der Bischof Thomas Hren, der eifrige Vertheidiger des Katholicismus gegen den Protestantismus in Krain, hatte viele Kirchen gebaut und auf diese Weise viele Maler beschäftigt, denen er zuweilen selbst den Entwurf für die anzufertigenden Bilder lieferte. Seit dieser Zeit begann sich auch der Adel für die Malerei zu interessieren, indem er die Burgen mit Gemälden ausschmücken ließ. Einige adelige Herren griffen als Dilettanten selbst zum Pinsel, wie Franz Wilhelm Zergollern, Herrschaftsbesitzer in Krain, der zu Ende des XVII. Jahrhunderts sein neu gebautes Schloß in Rosenbüchel eigenhändig mit Gemälden ausstattete. In diese Zeit fällt auch die Thätigkeit des berühmten Valvasor, der

Ausdruck, wobei ihnen im Stil und vielfach auch in der Ausführung italienische und deutsche Meister maßgebend waren. Dennoch sind auch einzelne einheimische Namen überliefert, die in der Baukunst Bedeutenderes geleistet haben. Aus dem XV. Jahrhundert wird ein gewisser Peter aus Laibach als Baumeister erwähnt, der nebst Matej aus Pola die schöne Muttergottes-Kirche in Neugrad bei Ceppich in Istrien gebaut hatte.

Um diese Zeit baute auch ein Meister Andreas aus Laas (in Krain) die Kirche in Ponigl im Görzischen. In Udine hatte damals ein gewisser Ivan aus St. Peter im Venetianisch-Slovenischen einen bedeutenden Namen als Steinmetz. In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebte der Baumeister und Steinmetz Johann Alberthal, geboren in Treffen. Von diesem ist bekannt, daß er bei der Agramer Cathedralkirche den Hauptaltar, das Gewölbe ober dem Presbyterium und den Thurm gebaut und das Portal zu bauen angefangen hatte. 1664 wird der Bildhauer Ferfila erwähnt, ein geborner Krainer.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts lebte in Laibach der Baumeister und Steinmetz Michael Kusa, dessen schönste Arbeit die Kanzel aus weißem und schwarzem Marmor in der Cathedralkirche in Agram ist. Um 1700 bauten die Laibacher Cathedralkirche nach dem Plane des Jesuiten Andreas Puteis (oder Pozzo) die Krainer Paul Jugović, nach ihm Gregor Maček und Zamrl nebst den Mailändern Franz Bombaggi und Peter Janni. 1841 baute derselben Kirche die wohlgelungene Kuppel Matej Nedved aus Cirklach in Ober-Krain, bis dahin ein einfacher Maurer. Ein hervorragender Bildhauer war Johann Toman und sind gegenwärtig J. Vurnik in Radmannsdorf, F. Zajc in Laibach und M. Tomec in St. Veit.

Malerei.

Die Malerei diente in der alten Zeit nur religiösen Zwecken. In den Klöstern wurde sie schon im XIV. Jahrhunderte gepflegt, dieses beweisen die Bilder einer in der Laibacher Bibliothek aufbewahrten Handschrift de civitate dei von Augustin, die ein Karthäuser-Mönch im XIV. Jahrhundert abgeschrieben hatte. Auch im Cistercienser-Kloster zu Sittich wurde die Malerei gepflegt, wie dies die Miniaturbilder einiger Handschriften zeigen, die man aus diesem Kloster in die Laibacher Bibliothek übertragen hatte. Aus dem Sitticher-Kloster stammt auch das Bildnis der Herzogin Viridis her, welche als Witwe in der Nähe Sittichs lebte und das ihres Gemahls Leopold III. von Österreich, der 1386 in der Schlacht bei Sempach fiel. In das Ende des XV. Jahrhunderts fällt der Name des Malers Anton Gerici, von dem das städtische Rathhaus in Laibach mit Malereien ausgeschmückt wurde. 1593 ließen die Krainer Stände die Türkenschlacht bei Sissek malen, ein Bild, welches Valvasor für sein Buch als Vorlage benützte und das in der Folge verloren gegangen ist. Auch die Geistlichkeit ließ ein gleiches Bild anfertigen, das jetzt noch im Laibacher Museum aufbewahrt wird. Der Bischof Thomas Hren, der eifrige Vertheidiger des Katholicismus gegen den Protestantismus in Krain, hatte viele Kirchen gebaut und auf diese Weise viele Maler beschäftigt, denen er zuweilen selbst den Entwurf für die anzufertigenden Bilder lieferte. Seit dieser Zeit begann sich auch der Adel für die Malerei zu interessieren, indem er die Burgen mit Gemälden ausschmücken ließ. Einige adelige Herren griffen als Dilettanten selbst zum Pinsel, wie Franz Wilhelm Zergollern, Herrschaftsbesitzer in Krain, der zu Ende des XVII. Jahrhunderts sein neu gebautes Schloß in Rosenbüchel eigenhändig mit Gemälden ausstattete. In diese Zeit fällt auch die Thätigkeit des berühmten Valvasor, der

selbst Zeichner und Maler, viele Künstler, namentlich Kupferstecher um sich versammelte und so die Bilder für seine Druckwerke vorbereitete. So arbeiteten für Valvasor J. Azelt aus Nürnberg, M. Greißer und Trost, die ersten Xylographen und Kupferstecher in Krain, Mungerstorf u. a. Auch der Stadtrichter von Rudolfswert J. Koch arbeitete als Dilettant für Valvasor.

Den Maler Almanach, der im XVII. Jahrhundert in Krain lebte, nennt Valvasor einen großen Künstler; von ihm rührten die Fresken in Refectorium des Franziskaner-Klosters in Laibach her; erhalten sind von ihm einige Miniatur-Malereien. In der 2. Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebte Dominik Kalin, ein geborner Görzer als Historiograph des Kaisers Leopold in München, der zugleich Zeichner, Maler und Musiker war. Simon Grahovar, der als Secretär der Dismasconföderation, eines Vereines von Adeligen, Doctoren, Beamten und andern Honoratioren zum Zwecke der Erweckung des katholischen Glaubenseifers in Krain, die Aufgabe hatte, die Namen der Mitglieder in ein Matrikelbuch einzutragen, begann 1688 neben deren Namen auch ihre Wappen und Sinnbilder in den glänzendsten Farben und mit künstlerischer Auffassung auszuführen. Grahovar war zu Neumarktl in Krain geboren und hatte sich neben seiner Beamtenlaufbahn auch mit Malerei als Dilletant beschäftigt; seine Arbeiten sind im bezeichneten Matrikelbuche in der Laibacher Bibliothek aufbewahrt; ebenso befinden sich daselbst seine Miniatur-Malereien in einer zweiten Handschrift, theatrum memoriae nobilis ac almae societatis Unitorum. Grahovar's Sohn Nikolaus, Finanzbeamte, war gleichfalls Maler und stellte eine große österreichische Wappensammlung zusammen, ebenso eine kleinere, welche die Wappen der steirischen, krainischen und kroatischen Familien umfaßte. Auch Tochter Maria (Nepomucena Sophia) war eine Miniatur-

Malerin und ihres Vaters Gehilfin bei dem erwähnten Matrikelbuche; später trat sie in das Kloster der Ursulinerinnen in Graz und erhielt den Namen Nikolaja. Im XVIII. Jahrhundert sind die Maler zahlreicher. Quaglia malte die Fresken in der Kathedral-Kirche in Laibach und in der Bibliothek des Priesterseminars; die Ausführung ist meisterhaft zu nennen. Weiters gehören in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts der Krainer Franz Jelovšek, von dem unter andern das Bild der Mutter Gottes mit dem Jesukinde in der St. Peterskirche in Laibach herrührt; dann Valentin Mencinger, in Wochein geboren, ein ausgezeichneter Maler, der viele vortreffliche Altarbilder für die Kirchen in Krain und Kroatien geschaffen hatte, aber auch profane Bilder und und historische Gemälde; ferner der Maler Kastelec aus Weichselburg, Fr. Linder aus Klagenfurt, Maler und Kupferstecher, der seine Bildung zuerst bei einem Meister in Laibach, dann in Venedig und Wien genossen hatte; weiter Johann Kauperc aus Untersteier, Kupferstecher in Graz; ebenso dessen Sohn Johann Veit, der an der Wiener Akademie unterrichtet, als Maler und Kupferstecher berühmt wurde. Auch die Brüder Janža Valentin (geboren zu Radein in Oberkrain 1743—1818) und Lorenz (geb. 1744, gestorben zu Wien 1812), Verwandte des berühmten Bienenzüchters, waren Maler, und hatten als solche bei der Wiener-Maler-Academie, wo sie ausgebildet wurden, Anstellungen erhalten; ersterer war Adjunct, letzterer Professor im Landschaftszeichnen. Andreas Herlein war Maler und Zeichenlehrer in Laibach; von ihm stammen unter andern auch die Bildnisse der Gönner des Laibacher Lyceums, gegenwärtig befinden sich dieselben in der Laibacher Bibliothek. Endlich gehört noch in diese Zeit Stefan Dolinar, geboren in Bischoflak 1784, der in Wien gebildet, ebendort auch seine Kunst ausübte. Zu Ende des XVIII. und im

Anfange des XIX. Jahrhunderts lebte einer der besten Maler der neueren Zeit Franz Kavčič. Dieser, in Görz von armen Eltern geboren, erregte durch seine Zeichnungen, die er als freien Versuch zu Stande brachte, die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und durch Vermittlung des Grafen Veit Koblenz wurde es ihm möglich, sich in Wien in der Malerei auszubilden. Er weilte darauf sieben Jahre in Italien und kehrte als berühmter Maler und Zeichner nach Wien zurück. Nach einem zweiten mehrjährigen Aufenthalte in Italien, wurde er dann in Wien Mitglied der Kunstakademie und später Director der Schule für Maler, Bildhauer und Kupferstecher. Von Kavčič sind viele Gemälde und Zeichnungen vorhanden und weit herum verbreitet. Als Director der genannten Schule ebnete er die Wege zur Ausbildung eines andern nicht unbedeutenden heimischen Malers, des Mathias Langus. Langus 1793 in Steinbüchel geboren, war bis zum 18. Lebensjahre Nagelschmid und machte nebenbei Heiligenbilder. Nach Klagenfurt zur weiteren Ausbildung gekommen, mußte er sechs Jahre Zimmer malen; erst in Wien, durch die Güte Kavčič's in die Akademie aufgenommen, genoß er der Ausbildung. Darauf kam er nach Laibach und copierte die Bilder des dort weilenden Görzer Malers Joseph Tominc. Nachdem sich Langus so einiges Geld erworben hatte, begab er sich nach Italien, und von dort zurückgekehrt, lebte er eine Zeit in Triest, dann in Laibach, wo er viele schöne Bilder, insbesondere für Kirchen gemalt hatte. Lipič Therese und Oblak Amalie (verehlichte Edle von Hermannsthal) waren seine Schülerinnen. Der erwähnte Görzer Maler Tominc erzog auch einen bedeutenden Schüler. Während seines Aufenthaltes in Triest nahm er seinen Landsmann Josef Batič zu sich. Als dieser hier die Malerei erlernt und sich später in Venedig vervollkommnet hatte, nahm ihn Fürst Sanguszko nach Polen mit; später lebte und

malte er wieder in Venedig. Aus dem Anfange und der Mitte unseres Jahrhundert sind nennenswerthe slovenische Maler: Johann Bartl, geboren in Tarvis, der in Kärnthen und Triest viel arbeitete, dann Mathias Brodnik, meist Kirchenmaler, und Josef Egartner, ein Schüler des sehr productiven Malers Leier (1722—1828); ferner die Ordensschwestern im Ursulinerkloster in Laibach, Aloisia Maria Petrič und Josefa Štrus; ebenso Paul Künl, Michael Stroj, Josef Kogovšek u. a.

Vor Kurzem starb Karinger, ein gewandter Landschaftsmaler und Fr. Postavrh, ein Priester und Dilettant in der Malerei. Unter den gegenwärtigen slovenischen Malern sind die hervorragendsten Johann Franke in Venedig, Johann Wolf in Laibach, und dessen Schüler Johann Šubic in Venedig, Simon Šebic in Wien, dann Johann Urbančič u. a.

Wissenschaft.

Da keine slovenischen Gelehrtenschulen zugelassen wurden und es somit auch kein slovenisches gelehrtes Publikum geben konnte, so wurde die Wissenschaft gerade von den größten slovenischen Gelehrten selbstverständlich vorherrschend in lateinischer, italienischer oder deutscher Sprache mitgetheilt.

Es ist aber darob die slovenische Nation mit ihren hervorragendsten Geistesgrößen an der Pflege der Wissenschaft niemals ganz unbetheiligt gewesen, wenn auch die Früchte der geistigen Arbeit zunächst nicht in den Schoß der eigenen Nation fielen. Schönleben, Valvasor, Linhart, Dimitz u. a. schrieben die Geschichte ihres Landes und Volkes, Jarnik, Kopitar, Miklosich u. a. die Erscheinungen und Gesetze ihrer Sprache in lateinischer und deutscher Sprache; Močnik versorgte das Reich durch mehrere Decennien mit mathematischen Schulbüchern; stets hat die slovenische Nation

den Bedarf an Lehrern, Medicinern, Juristen, Theologen und Beamten selbst produciert; nicht selten saßen Slovenen an den Universitätsstühlen (in neuerer Zeit in Graz Robič, Stanonik, Tossi, gegenwärtig Krek, Šubic; in Wien Popovič, Dolliner, Knolz; außerdem der Hofenstos Cigler; gegenwärtig Čižman, Miklosich, Stefan; in Prag Rojko, Strupi; in Innsbruck Jellenz; in Agram Celestin). Alle diese und andere Männer verdienen als Pfleger der Wissenschaft hier genannt und ihre Werke aufgezählt zu werden; indessen wir schließen unsere Darstellung und führen hier nach Dimitz nur noch die biographische Skizze eines Mannes aus, dessen Name bei allen gebildeten Nationen im hohen Ansehen steht, wir meinen den berühmten Mathematiker Georg Vega. Der Bauernsohn Georg Vega, geboren 1754 zu Zagoric in der Moräutscher Pfarre (Moravče), betrat unter Kaiser Josef seine Ruhmesbahn. Nachdem er in Laibach die philosophischen Studien absolviert, wurde er als Navigationsingenieur angestellt, trat aber am 7. April 1780 als gemeiner Kanonier in das zweite Artillerie-Regiment. Binnen Jahresfrist zum Lieutenant avanciert, veröffentlichte er im Jahre 1783 bereits seine „Mathematischen Vorlesungen," ausgezeichnet als Lehrbücher, und die Logarithmentafeln, welche seinen Weltruhm begründeten und im Jahre 1875 bereits in 59. Auflage, (besorgt durch Dr. Bremiker), erschienen sind. Im Jahre 1782 ward Vega Lehrer der Mathematik an der Artillerieschule, im April 1785 Oberlieutenant, 1787 Hauptmann und wirklicher Professor der Mathematik und machte den Türkenkrieg mit Auszeichnung mit. Im Herbste 1795 wirkte Vega bei der Belagerung Mannheims wesentlich mit durch die von ihm erfundenen neuen weittragenden, neunzölligen Bombenmörser mit einer Triebkraft von 1500—1600 Klaftern, also fast um die Hälfte mehr, als bis dahin erreicht worden. Im Feldzuge des Jahres 1796 war Vega bei der Vertheidigung von Mainz, wohnte der Belagerung

von Kehl und den folgenden Feindseligkeiten bei. Erzherzog Karl gab ihm das Zeugniß, daß er bei der Vorrückung der Armee an die Lahn bei der Verfolgung des Feindes sich besonders ausgezeichnet hatte. In den Freiherrnstand erhoben, fuhr Vega fort als Schriftsteller auf dem Gebiet der Mathematik und verwandter Disciplinen zu wirken. Er veröffentlichte im Jahre 1794 seine vollständige Sammlung größerer logarithmisch-trigonometrischer Tafeln, 1801 die Anleitung zur Zeitkunde; sein natürliches Maß-, Gewichts- und Münzsystem gab Kreil 1803 heraus. Am 26. September 1802 verunglückte Vega in der Donau, und nach vielen Jahren soll es an den Tag gekommen sein, daß ihn ein Müller ermordet und in die Donau geworfen. So das tragische Ende des großen slovenischen Mathematikers.

Hilfsbücher:

Pletersnik in Slowanstwo, Matica Laibach 1873. Schafarik, ſlaviſche Alterthümer I. und II. Fick, Vergleich. Wörterbuch der indogermaniſchen Sprachen. Miklosich, Vergleichende Grammatik der ſlaviſchen Sprachen I² p. 33. Bradaska in letopis Matice slov. 1870. Miklosich, altſloveniſche Formenlehre in Paradigmen, Einleitung I. — V. Erſch und Gruber, Encyklopädie, Artikel Glagolitiſch von Miklosich. Dimitz, Geſchichte Krains. Krones, öſterreichiſche Geſchichte. Radics, Valvaſor in letopis Matice slov. 1877, Laibach. Radics, slovenščina, letopis Matice slov. Laibach 1879.

DB 33 .V87 1883 C.1
Die Cecho-Slaven.
Stanford University Libraries
3 6105 039 850 826

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE